No ~~4240~~ ~~4085~~ 4854.

Danner's Leihbibliothek.

~~P ... 418.2~~

KH160

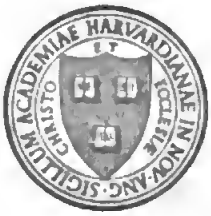
Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON



Zeitung

für die

Elegante Welt.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

Julius 1836.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Digitized by Google

P Germ 448.2
KH160

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Politische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
LIBRARY

A. A. LOWELL FUND

Digitized by Google

Inhalt.

No. 127. Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. Von J. G. Kühne. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Breslau.
Notiz.

No. 128. Frauen in Mannskleidern. Von *.
Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Breslau. (Beschluß.)
Leipziger Chronik. Von —r—
Notizen.

No. 129. Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Bremen.
Notizen.

No. 130. Zweifache Nacht. Von Amalie Krafft.
Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Bremen. (Fortsetzung.)
Notiz

No. 131. Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Bremen. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 132. Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Fortsetzung.)
Der Stockfisch. Eine Fabel. Von R.
Correspondenz. Aus Berlin.
Aus Bremen. (Beschluß.)
Notiz.

No. 133. Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 134. Ein Festtag zu St. James und in Greenwich. Von Victor Lenz.
Correspondenz. Aus Teplitz.
Notiz.

No. 135. Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Fortsetzung.)
Ein Festtag zu St. James und in Greenwich. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Teplitz. (Beschluß.)
Notiz.

No. 136. Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Fortsetzung.)
Palindrom.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notizen.

No. 137. Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortsetz.)
Notizen.

No. 138. Der Missionär. Von J. G.
Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)
Notizen.

No. 139. Unterhaltungen auf dem St. Bernhard. Novelle von C. Terpen.
Correspondenz. Aus Kloster Rosleben.
Notizen.

No. 140. Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Fortsetzung.)
Unterhaltungen auf dem St. Bernhard. (Fortf.)
Correspondenz. Aus Kloster Rosleben. (Fortf.)
Notizen.

No. 141. Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Kloster Rosleben. (Fortf.)
Notizen.

No. 142. Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Kloster Rosleben. (Fortf.)
Notizen.

No. 143. Geistliche und weltliche Briefe ꝛc. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Kloster Rosleben. (Beschluß.)
Notizen.
Berichtigungen.

Digitized by Google

No. 144. Unterhaltungen auf dem St. Bernhard. (Fortsetzung von Nr. 140.)
Correspondenz. Aus Prag.
Notiz.

No. 145. Unterhaltungen auf dem St. Bernhard. (Forts.)
Correspondenz. Aus Prag (Beschluß.)
Notiz.

No. 146. Theatralische Zustände in Italien. Von 10.
Unterhaltungen auf dem St. Bernhard. (Forts.)
Leipziger Chronik.
Notiz.

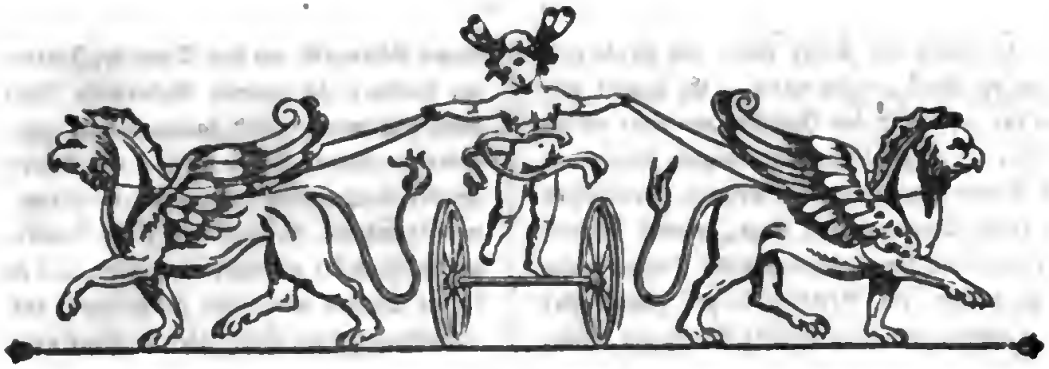
No. 147. Unterhaltungen auf dem St. Bernhard. (Beschluß.)
Auflösung des Palindroms in Nr. 136.
Leipziger Chronik. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 148. Galerie zu Shakspeare's dramat. Werken. Von W.
Historische Tableaux.
Leipziger Chronik. (Beschluß.)
Notiz.

Hierbei ein Intelligenzblatt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 127. — den 1. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verlegee: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

3.

Heiligenstadt, den 16. Mai Abends.

Ueber Heiligenstadt, meine Freundin, habe ich Ihnen nun genug gesagt. Eigentlich habe ich Ihnen nichts gesagt von Heiligenstadt, aber nichts ist hier gerade genug. Ich promenirte heute an den Ufern der Geislede. Die Geislede ist ein Flüßchen, das in die Leine fällt und einen Kataraki bildet, der hier beeum für einen Kataeakt gilt. Ich ging und wollte an den Wassern der Geislede sitzen und zurückdenken an die Zeiten und Stellen, wo sich der kleine Strom meines Lebens zwischen Felsen brach und doch nicht gehemmt wurde, nur schäumte. Ich sage, ich ging und wollte meinen Gedanken nachhängen; man wiegt sie so gern im Blättergeräusch, im Mühlengesurre. Allein im seichten Gezische der kleinen geschwätzigen Geislede vernahm ich nur den Schnack der Gevattern, die sich über ein armes Menschenleben lustig machen; ich sah den Wasserfall, den man die Scheuche nennt. Die Leute haben Recht, daß sie nichts Anziehendes in ihrem Kataeakt finden, die Benennung Scheuche läßt auf Bescheidenheit schließen. Man ist nicht überall so bescheiden auf der Welt. Am allerwenigsten in dem erfinderischen Berlin. Dort hört man von Bergen, von Schönebeeg; allein man muß dort die Schönheit und den Berg wie Stecknadeln suchen. Auch in Leipzig führt ein forcirter Lohnbedienter die Fremden an eine Stelle auf der Promenade, wo zwischen sechs Steinen sich ein wässeriges Etwas geltend macht. „Hier ist der Wasserfall!" sagt der Gute; aber er irrt sich, es ist nur eine Parodie davon. So spricht man in beiden Städten auch von Gegenden, allein man irrt sich in der Benennung, man sollte blos die weiten Plätze zeigen, wo Gegenden sein könnten; ein Wald, ein Busch macht noch keine Gegend. Aber der Wasserfall der Geislede bei Heiligenstadt ist wirklich ein Wasserfall; nur daß er Scheuche heißen muß, ist schmerzlich. Sie denken, ich fasele, Leopoldine. Ach Gott, mein Fräulein, ich bin ein Deutscher, der in Deutschland auf Reisen geht, und da er über die großen Scheuchen nicht reden kann, an dieser und jener kleinen Scheuche sein Müthchen kühlt. Sein Sie milde, strenges Herz!

Im Grunde sitze ich hier nur um deswillen so lange, um auf den bisher zurückgelegten Weg zurückzublicken und an Sie zu schreiben. Ich bin durch Thüringen gezogen, jetzt nun zum fünften Male in meinem Leben. Um Ihnen Thüringen gut zu schildern, müßte ich noch sein was ich war, als ich es zum ersten Male betrat, ein Kind. Thüringen ist eine träumerische Idylle. Es ist ein Land, das kein Staat geworden ist, sondern viele kleine Staaten bildet. Ein Land, das kein Staat ist, hat keine moderne Wirklichkeit. So hat Deutschland keine moderne Wirklichkeit, weil es kein ganzer Staat ist. Preußen, Sachsen, Baiern, diese Länder haben individuelle staatische Physiognomien, Deutschland nicht, der Bund hat nicht die

Damen's Leihbibliothek

Functionen, die früher der Kaiser übte, und welche auch ihm schon aus der Hand gefallen waren. Es kommt darauf an, wer das auf den Boden Gefallene von einer andern Seite und mit einer zeitgemäßen Handbewegung wieder aufnimmt, es kommt darauf an, ob Preußen Deutschland langsam zu einem Staate macht, wozu, meines harmlosen Dafürhaltens, mit dem Zollverbande ein Anfang geschehen ist. Thüringen, ein Complex kleiner gemüthlicher Staaten, war einmal vor vielen hundert Jahren ein Staat, ein großes Königreich, es reichte bis an Böhmen und Sachsen, beinahe bis an die Donau und den Rhein. Das steht wie eine längstverklungene Sage in aschgrauen Büchern der Vorzeit. Seitdem brachte es Thüringen nicht wieder zu einer Gestalt, zu einer Person. Der Haus- und Gartenscholle des romantisch behäbigen Familienlebens hingegeben, entstanden in ihm in aller Gemüthlichkeit die vielen kleinen Fürstensitze des ältern erlauchten Sachsenstammes, während der jüngere Herrscherzweig Theil nahm an geschichtlicher Bewegung und so den erstgeborenen Bruder überflügelte. Die Hinneigung zu idyllischem Familienglücke hat Thüringen zu dem gemacht, was es ist. Man treibt Ackerbau und Viehzucht, jagt in den romantischen Wäldern, heirathet und läßt sich heirathen, erzieht die Kinder zum Hausbedarf, hat einige schlechte Chausseen, aber viele gute Bürgerschulen, Blindenanstalten und sogar eine Universität, wo Fichte einmal nicht lesen durfte, Schelling und Hegel aber ihre Privatdocentschaft überstanden, jenen Musensitz, an welchem sich Schiller ein deutsches Nationalpublicum erziehen wollte, in welchem gegenwärtig aber mehr Bier als Philosophie genossen wird. Als ich durch die Philosophenhalle ging, roch es sehr stark nach Bier; ich weiß nicht, ich suchte Herrn Bachmann, traf ihn aber nicht, er hatte die Stoa so eben verlassen.

Ein Land, das kein großer Staat ist, kann es auch nicht zu einer Stadt bringen; Thüringen hat keine einzige Stadt, wohl aber eine Menge freundlicher kleiner Städte, wo man des Lebens modernsten Unverstand mit gemüthlicher Ruhe vergißt, nichts von Bewegungen der großen Welt weiß, sich nicht um Eisenbahnen und Dampfideen bekümmert. Thüringen ist ein Land, wo auch die gewöhnlichen Zeitungen nur von ungewöhnlichen Menschen gelesen werden. Nur in wirklichen Städten, in denen sich centrale Puncte für Verkehr und Geselligkeit gestalten, findet man einen Zusammenhang mit den großen Richtungen der Industrie dieser Zeit. Nur durch Anschmiegen und Unterordnen unter größere Zwecke können kleine Staaten sich getragen fühlen und mit dem Sinne des Jahrhunderts in Conner bleiben; die eigenen Bedürfnisse Thüringens reichen nicht sehr weit. Und da die Politik des Friedens nichts anders zu werden Miene macht, als Protectrice der industriellen Zeitbestrebungen zu sein, so ist eine einzige Stadt, wie Frankfurt, Leipzig, um nicht Hamburg zu nennen, auch politisch für wichtiger zu erachten, als eine ganze Reihe kleiner Staaten mit vielen Fürstensitzen und seiner ganzen gemüthlich schönen Behäbigkeit in Haus und Hof. So im Frieden. Und was kriegerische Constellationen betrifft, so gewährt Thüringen auf der Landcharte ein eigenthümliches Bild, wenn man sieht, wie in diese romantische Landschaft stiller Befriedigung eine lange preußische Erdzunge mit Erfurts Bastionen tief hineinragt. An der Stirn der alten Cyriacsburg steht als Losungswort die Inschrift: Laßt Euch schützen! Mit dem Petersberge hat Preußen mindestens einen eben so guten Petrusschlüssel zu Thüringen, als der Papst einen hat zum Himmel. Weiter oben im Gebirge liegen noch zwei preußische Länderstückchen; in dem einen hat Preußen eine Gewehrfabrik. Die erfurter mit Kanonen gespickte Erdzunge hängt ins thüringer Land hinein, wie ein Arm mit gekrümmtem Ellbogen; Suhl mit der Gewehrfabrik liegt da wie ein hingeworfener eiserner Handschuh. So ernst ist's aber gar nicht gemeint, der kriegerische preußische Arm ist nur ein scherzhaftes Manöver, wenn man den soliden Ernst der durch den Zollverband realisirten geistigen Umarmung bedenkt.

Alles andere an Thüringen ist eine ländliche Idylle. Um die Glückseligkeit dieses kleinstädtischen Eldorado noch zu feiern, müßt' ich ein Kind sein wie Bechstein, der noch denkt, die Leute folgen ihm, wenn er einer wilden Biene in die Berge nachläuft, um aus ihrem Gesumme eine alte thüringische Volkssage herauszuhören. Autoren dieser Art sind recht dazu gemacht, das erwachende Bewußtsein einer Zeit wieder einzuschläfern. So wie die Moden der Hauptstadt in den Provinzen nur spät und langsam Eingang finden, so geht es auch mit den Ideen, die sich an den Centralpuncten des geistigen Lebens erzeugen. Den Wenden trieb die Revolution noch nach Jahrzehenden auf, nachdem die Welt sie schon längst verdaut und überwunden hatte. Die Welt fährt auf Eisenbahnen und Bechstein erzählt eine armselige Feengeschichte vom Hantsee. Er reist den Rhein hinunter, er reist nach Paris, und wird seine provinciellen Fadaisen nicht los *).

*) Bechstein's „Reisetage" (2 Bände, Mannheim, Hoff 1836.) sind bei aller Gemüthlichkeit der Schreibart und

Jetzt will ich kurz meinen Reiseweg in Gedanken wiederholen. Ich kam von Leipzig aus nach Weißenfels. Die edle Fanny Tarnow, die von den Stürmen eines vielbewegten Lebens hier in tiefer Stille ausruht, hatte den Ort vor kurzem auf wenige Tage verlassen; es sollte mir nicht gegönnt sein, sie zu finden. Andere Zwecke für längern Aufenthalt ließen sich hier nicht auftreiben. Den Schützenplatz, wo Müllner Schach spielte und hölzerne Vögel schoß, oder gar das Haus zu betreten, wo der leucopeträische Apollo allnächtlich bis in den stillen Morgen hinein seine Hunderte von Recensionen über sich selber für alle deutschen Blätter schrieb, lag meinem Reiseplan zu fern, der auf nichts anderes ging, als Deutschlands Misären zu vergessen und die Oasen in der Welt meines Vaterlandes aufzusuchen. Bei alle dem blieb mir noch eine Stunde Zeit für Weißenfels. Ich ging ins Rathhaus; an der Wand dort, sagte man mir, klebt Gustav Adolph's Blut. Der Leichnam des großen Königs wurde hier nach der lützner Schlacht secirt. Ein hölzerner Schieber bedeckt die Tropfen des theuren Blutes, das hier noch einmal floß. Darüber hängt sein Bildniß und eine Denkschrift unter Glas. Es ist immer ein bewegender Moment, wenn unser Fuß die Spuren berührt, wo das Schicksal einem ihrer erklärten Günstlinge Stillstand gebot. Mit seinen Lieblingen treibt das Geschick am liebsten sein Spiel. Ein großer welthistorischer Gedanke fällt wie ein Stern vom Himmel in ihre tiefste Seele, aber der große Gedanke wird in der Illusion der entzückten Sinne zu einem Phantom, das Unerhörtes, Unfaßbares in sich schließt. So liegt in jedem Helden der Geschichte der Keim des Todes; schon sein Blüthenleben birgt den Wurm, der es früh benagt. Gustav Adolph's Gedanken gingen, bewußt oder unbewußt, auf ein protestantisches deutsches Kaiserthum. Diesen in ihm dämmernden Gedanken zum lichten Tage zu verwandeln, war noch kein Zeitalter groß genug; das zu Große wird immer zum Phantom.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erzählungsweise ein sehr schlaffes Buch. Wie perfide indessen selbst die Gutmüthigkeit bisweilen sein kann, wenn sie sich beim Zusammentreffen mit schmeezlichen Erscheinungen in der Welt der Intelligenz, plötzlich in ihre kleinstädtische Brust wirft, davon gibt Hr. Bechstein auch Proben. Man lese, was Bechstein von Eduard Gasparini, einem geistig verunglückten Literaten, in aller Harmlosigkeit zu erzählen weiß! Es ist schlimm, wenn der Gemüthlichkeit der geistige Halt und Hintergrund fehlt; es bleibt ihr dann nichts weiter übrig, als seicht zu werden. Heemann Marggraff hat kürzlich im „berliner Conversationsblatt" über diesen Gasparini, wie Bechstein den Namen ungeschickt corrumpirte, einen trefflichen Aufsatz geliefert, der allen empfohlen sein mag, welche aus den Verirrungen eines Menschenlebens sich mehr zu entnehmen im Stande sind, als Bechstein'schen Gevatterschnack. Gott sei uns gnädig vor der Gemüthlichkeit! — mit der Feindseligkeit wollen wir schon fertig werden.

Correspondenz.

Aus Breslau, im Junius.

[Mad. Devrient, Frln. Bauer.]

Breslau ist in neuerer und neuester Zeit die Schauplatz glänzendee und bedeutendee Erscheinungen gewesen. Der vergangene Herbst machte es zum Sammelplatz vieler gekrönter Häuptee, höchstee und hoher Herrschaften, und verlieh der sonst so gemüthlich bürgerlich ausschenden Stadt auf einige Zeit den Schein einer prunkvollen Residenz. Feste folgten auf Feste, die Straßen hallten wiedee von dem Gerassel glänzender Karossen, Militairs aller Grade und aller Nationen in buntester Abwechslung der Uniformen kokettirten auf Plätzen und Gassen, und man konnte nicht gerade vor sich hin pusten — aus Furcht auf einen Orden zu treffen.

Endlich verlief sich die geräuschvolle Fluth, die künstlich aufgeregten Wellen traten in das gewöhnliche Strombett des Lebens zurück; die Gastwirthe berechneten den gemachten Gewinn, die Kämmerei die Kosten der Illumination und Bewirthung, die Hausherrn, welche den fremden Gästen Quartier gegeben, beneideten Einer den Andeen um die empfangenen Geschenke und Titel, die Bürger schüttelten bedenklich die wollenen Schlafmützen bei tiefsinnigen Diskursen über den Zweck der Statt gehabten Zusammenkunft und die Mädchen dachten seufzend an das flüchtige Glück augenblicklichen Genusses und die lange trübe Zukunft. So kam der Winter heran und mit ihm Bälle, Kränzchen, Pikenicks und Concerte. Musik und Tanz ist die Losung der Breslauer, wenn sie auch erstere mehr als eine ihnen eingeimpfte Modekrankheit mitmachen.

Zur selben Zeit traf die Guerra'sche Kunstreitergesellschaft ein, und nach anfänglich geringer Beachtung, nahm sie bald die allgemeine Aufmerksamkeit bedeutend in Anspruch. So hoch aber die Erwartung gespannt war, als Guerra ein hier nie gesehenes Schauspiel, Wettfahren und Wettreiten im Freien, circensische Spiele in durchaus antikem Geschmack verkündete, so blieb doch ein großer Theil der Zuschauer durch die wirkliche Vorstellung unbefriedigt und fand die alljährlich hier Statt findenden Wettrennen weit interessanter. Da trat unser kampffertige, wortgewaltige Dr. Grattenauer auf und bewies den Breslauern in zwei Aufsätzen, voll Prunks unnützer Gelehrsamkeit, daß sie eigentlich von der Sache gar nichts verstünden und, befangen von einseitiger Vorliebe für Musik, in dem Dudeldumdei der Opee den Sinn für das frische, plastische, lebendige Leben verloren hätten; und jeder Verständige gab ihm Recht.

Inzwischen nahm die vergötterte Gesangesfürstin, Mad. Devrient, Gunst und Beifall der Breslauer in Beschlag. Den übertriebenen Huldigungen, die man in unsern Tagen den Sängerinnen als einen schuldigen Tribut zu bringen sich verpflichtet glaubt, nicht Freund und diese Exaltation für eine Schmach der Zeit und das Zeichen eines entartenden Geschlechts achtend, habe ich meine Meinung hierüber, namentlich in Bezug auf die Devrient, schon anderwärts ausgesprochen, und will bereits Gesagtes hier nicht wiederholen. Bemerken muß ich, daß die letzten Tage ihres Hierseins einige unangenehme Auftritte für die Sängerin herbeiführten.

Bei einer Concertprobe nämlich, welche im Musiksaale der Universität Statt fand, und wozu alle Studenten in solchem Falle freien Zutritt haben, geschah das Unerhörte, daß die Sieggewohnte, Beifallsübersättigte ausgetrommelt und ausgezischt wurde. Was Ursache dieser Beleidigung gegeben, wen der Vorwurf der Ziegelei eigentlich trifft — ob die Studen-

ten, ob die Devrient, iſt mit Beſtimmtheit nicht anzugeben, doch ſcheinen die Erſteren im Recht, weil ſie noch fernere Genugthuung verlangten. Mad. Devrient wollte ſogleich abreiſen und ließ ſich erſt, durch vielfache Vorſtellungen und Bitten des Theaterdirectors Hrn. Haake gerührt und auf das bürgende Wort eines hohen Beamten und wohl affectionirten Beſchützers bauend, bewegen, noch ein Mal, und zwar als Romeo, aufzutreten. Die Studenten wurden durch ein Senatsdecret vor allen Störungen, mit Hinweiſung auf ſtrenge Strafgeſetze verwahrt, und am Abende der Vorſtellung erſt nach Mittheilung ihrer reſp. Namen in das mit Polizeioffizianten wohlbeſetzte Theater gelaſſen. Dieſe Maßregeln wirkten; die Vorſtellung ging zur Freude aller guten Chriſten fröhlich zu Ende; nie gehörter Bravoruf erſchütterte die Mauern des banfälligen Theatres, kein Auge blieb thränenleer, keine Hand müßig, ſondern klatſchte in die andere. Nur ein Einziger wagte es bei dem allgemeinen Ruf: „Dableibru", „Hierbleiben", eine entgegengeſetzte Meinung zu äußern —

und arretirt ward er zur ſelbigen Stunde.

So erzählt man ſich nämlich, obwohl ich es weder glaube noch verbürge; denn es wäre wohl unwahrſcheinlich, daß Jemand, weil er im Theater, wo Jeder ſonſt ſeinen Beifall oder ſein Mißfallen laut zu äußern gewohnt iſt, eine von der allgemeinen abweichende Meinung ausſpricht, alſo hier wegen Mangels an Enthuſiasmus, verhaftet würde. Aber es iſt doch merkwürdig, daß man eine ſolche Fabel zu erzählen und zu glauben ſich nicht ſchämte. Nach dem Theater hatte ſich eine große Volksmaſſe vor dem Hôtel de Silefie, in welchem die Sängerin wohnte, verſammelt und machte eben Anſtalten, ihr eine Katzenmuſik zu bringen, als die Polizei dem Unfuge ſchnell ein Ende machte *).

Ein ruhigerer Stern ging nun unſerem Theaterhimmel mit dem Erſcheinen der Dem. Bauer auf. Tiefes Eindringen in den Geiſt der Rolle, feine nüancirte Darſtellung, feſtgehaltene Individualiſirung, wunderbare Melodie der Sprache, überall Adel und ſelbſt eine gewiſſe Vornehmheit des Spiels, welche alle Uebertreibungen abwehrt, ſind die Eigenſchaften, welche dieſe Schauſpielerin charakteriſiren; und man muß es ehrend bemerken, daß unſer Publicum auch für ſolch würdige Ausübung der Kunſt im höchſten Grade ſich empfänglich bezeigte. Die Einnahme am Tage der Vorſtellung von „Maria Stuart", worin Dem. Bauer als Maria ſich Kränze unverwelklichen Ruhmes flocht, war die größte, welche an hieſigem Theater bei nicht erhöhten Preiſen je gemacht wurde!

Während der Leiſtungen dieſer Künſtlerin ereignete ſich zufällig noch Folgendes. Nach der Vorſtellung des Luſtſpiels „die Bekanntniſſe" wurde Dem. Bauer gerufen und ein ſchreiluſtiger Theil des Publicums rief neben ihr auch Hrn. Deſſoir. Dieſer jedenfalls unzeitige Hervorruf weckte die Oppoſition, und die Freunde Deſſoir's wurden mit Ziſchen zur Ruhe verwieſen. Doch erſchienen Beide, und Hr. Deſſoir, ein Schauſpieler gewöhnlichen Ranges, vergeſſend, daß es nur dem Meiſter geſtattet werde, Lauren zu haben, ſagte: „Denjenigen, die mich durch Beifall aufgemuntert, danke ich — für die Andern ſpiele ich nicht." Ich weiß nicht, was an andern Orten einem Schauſpieler, der ſich erdreiſtete, dem Publicum eine ſolche Sottiſe zu ſagen, widerfahren wäre — in Italien hätte man ihn mit faulen Aepfeln todtgeworfen. Unſer Publicum durch ſoviel Arroganz düpirt, nahm die Beleidigung ruhig hin und ſchwieg, und war überglücklich, daß ſich am folgenden Abende Hr. Deſſoir, wahrlich nicht aus eignem Antriebe, herabließ, durch ein Paar magre Worte um Entſchuldigung zu bitten.

Unſer Theaterpublicum hätte ſich aus dem Vorfall eine Lehre nehmen und einſehen ſollen, wie es bereits durch taktloſes Benehmen alle Würde verlorrn, durch unbegrenzte, übelangewandte Nachſicht und Vorliebe unſere Conliſſenheiden verwöhnt, und durch ſeine leicht zu gewinnende Befriedigung, und bei der Geringfügigkeit ſeiner Anſprüche jede Mittelmäßigkeit nährt.

Jetzt muß der fremde Schauſpieler, der wahre, ſolchen Skandals ungewohnte Künſtler ob ſolchen Beifalls erröthen, und ihn als ein Zeichen unverdienter Schmach, weil er dadnech dem Stümper gleichgeſtellt wird, hinnehmen.

Freilich treibt man auch einen großen, einen verſchwenderiſchen Mißbrauch mit dem Worte „Publikum." Ein Paar Dutzend Studenten, einige äſthetiſche Ladendiener, die Lob und Tadel mit Mund und Geberde zollen, nicht aus Achtung, ſondern aus Liebe zu ſelbſtgefälligem Lärm, iſt das ein Publicum! Geize ihr nach dem Beifall, ihr Künſtler!

Noch einmal auf unſere Winterunterhaltungen zurückkommend, muß ich der Dampfwagen und Eiſenbahnen gedenken, die auch bei uns lange Zeit Tagesgeſpräch waren und Stoff zu einigen intereſſanten Brochüren gaben. Man projectirte ſogar eine Eiſenbahn von hier nach Freiburg, einem kleinen Gebirgsſtädtchen, dem Stapelplatz aller Gebirgsproducte, oder ſei es, daß unſere Kaufleute und Proprietärs ſich vor weitausſehenden, nicht nach den Regeln eines einfachen Rechenexempels zu überſchauenden Combinationen ſcheuten, oder daß andere Hinderungen vorlagen, die Sache ſcheint in's Vergeſſen gekommen zu ſein. Große Aufregung verurſachte gleichfalls das Gerücht einer beabſichtigten Herabſetzung des Zinsfußes, welches die ſchleſiſchen Pfandbriefe erleiden ſollten. Das landſchaftliche Inſtitut iſt unſre engliſche Bank, und die Capitaliſten waren ſichre und ruhig auf ihren Pergamenten eingeſchlafen. Nun fuhren ihnen böſe, chiloneuſe Träume durch den Kopf, die Pfandbriefe fielen. Jetzt hat ſich der ſchwankende Cours jedoch wieder feſtgeſtellt.

Nunmehr hat ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit weniger materiellen Intereſſen zugewandt. Mehrere Oberlandesgerichte, höheren Orts dazu veranlaßt, warnen in öffentlich mitgetheilten Reſcripten, unter vergleichender Hinweiſung auf die nöthige Zahl der Angeſtellten und auf die zum Bedarf des Staates in keinem Verhältniß ſtehende Uebermaſſe der Competenten, namentlich im juriſtiſchen Fach, vor dem Andrang zum Studiren und heben mit Bezug hierauf die nunmehr größere und ſichere Gewährleiſtung hervor, die das Erlernen eines Handwerks zum Fortkommen verſpricht. (D. B. f.)

*) Andern Nachrichten zufolge, iſt die ſchleunige Abreiſe der Devrient durch ihre Halskrankheit motivirt. Die Aerzte verboten ihr ſtreng, zu ſingen, nachdem ſie trotz eines gefährlichen Halsübels mehrmals die Bühne betreten hatte.

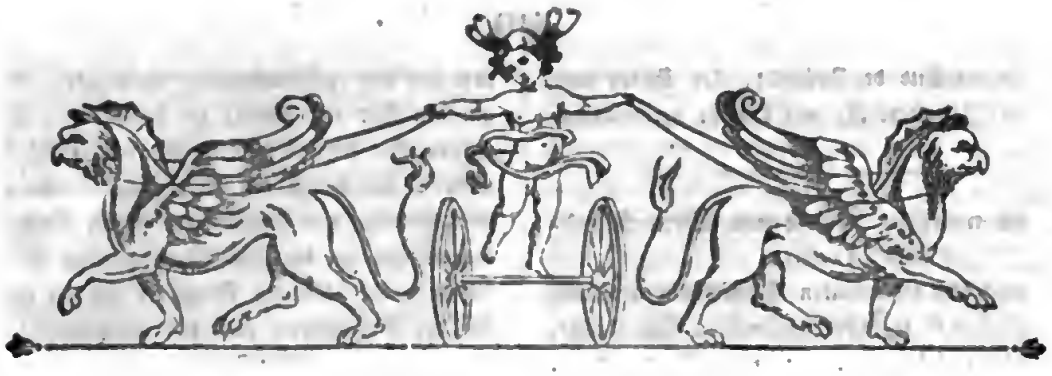
Notiz.

[Madame Dudevant.]

Mad. Dudevant (George Sand) iſt jetzt von ihrem Gatten, dem Urheber mancher ehelichen Qualen, deren Erlebniſſe ſo oft der Gegenſtand ihrer Romane wurden, gerichtlich getrennt. Sie lebte ſeit längerer Zeit bereits von ihm geſchieden, in die Erziehung ihrer beiden Kinder hatten ſich die Gatten getheilt. Der Rückſichtsloſe begnügte ſich nicht mit dem, was die Frau ihm freiwillig von ihrem Vermögen ungeſetzt hatte; er wurde dringender und kecker, bis ſie bei den Gerichten Hülfe geſucht und gefunden. Mad. Dudevant iſt ſehr reich; erſt kürzlich hat ſie ein Vermögen von 25,000 Fr. Renten geerbt.

Mad. Dudevant ſchreibt jetzt ihre Memoiren.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 128. — den 2. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Frauen in Mannskleidern.

Einem Leser der Lehrjahre Wilhelm Meister's fiel es neulich als eine Sonderbarkeit auf, daß die interessanten Frauen dieses Romans großentheils in Mannskleidern erscheinen. In der That, die liebliche Moriane, gleich im ersten Capitel, zeigt sich uns als junger Officier, den sie eben auf der Bühne dargestellt, und bleibt den übrigen Abend in diesem Costüm. Mignon wird sogar für einen Knaben gehalten, ihrer Kleidung wegen, und wehrt sich lange, diese mit weiblicher zu vertauschen. Die schöne Baronin auf dem Schlosse erscheint als Jägerbursche, späterhin Natalie als Amazone zu Pferd, doch auch halbmännlich, und die wirthschaftliche Therese kann auf ihren Wanderungen durch Feld und Wald der Männertracht gar nicht entbehren. Diese Sonderbarkeit, die allerdings eine ist, und bisher noch nicht angemerkt worden, auch sich anderwärts unsers Wissens nicht wiederholt, kommt jedoch weniger auf Rechnung des Dichters, als man etwa glauben möchte. Sie ist vielmehr eine Wirkung des Zeiteinflusses, unter dem die Anfänge jenes Romans entstanden sind, und der bei Herausgabe desselben noch nicht so fern und fremd geworden war, um eine Abänderung dieses Costüms zu bewirken. Die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte nämlich den entschiedenen Hang, sich anders anzuziehen, als die vorhergegangene Zeit. Alles wurde versucht, armenische, türkische Tracht, für Kinder die mannichfachste Ausstaffirung, zuletzt überwog in Frankreich die Männerkleidung der Engländer, der einfache, für Herren und Diener gleichförmige Frack, und diese Mode, welche von den Vornehmsten des Hofes ausging, half nicht wenig den Unterschied der Stände aufheben, der sonst durch die Verschiedenheit der Kleidung bezeichnet war. In diese Bewegung fiel auch die Sucht der Frauen, sich der nun so bequemen, jedee Freiheit günstigen Kleidung zu bedienen; ja es fehlte nicht an der Behauptung, die Männerkleidung sei weit anständiger, für die Sitten günstiger und bewahrender als die bisherige Tracht der Frauen. (Bei uns hat Friedrich Schlegel in dieser Hinsicht eine pikante Bemerkung in seinem verrufenen Romon angebracht!) In Frankreich war es bald allgemein guter Ton, daß vornehme Damen in Männertracht ausgingen, unbegleitet und recht eigentlich emancipirt, lange vorher, ehe dieses Wort gebraucht wurde! Die Königin Marie Antoinette machte große Promenaden auf diese Weise, besuchte sogar, was sonst nicht möglich gewesen wäre, in solcher Verkleidung den Opernball. Natürlich wurde die Mode in Deutschland nachgeahmt, und sie dauerte noch tief in die Zeiten der Revolution hinein. In Berlin sah man eine angesehene Dame, die für eine Freundin der Königin galt, sehr oft in Männertracht spazieren reiten. So finden wir z. B. in dem eben erschienenen Buche: „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" eine Gräfin von Schlabrendorf, die als Mann gekleidet reiste. Sehr natürlich, daß mit anderem Costüm der Zeit auch dieses in den Roman überging, der vor so vie-

Digitized by Google

len andern ein treues Bild der Zuſtände, der Sitten und der Denkart ſeines Zeitalters iſt, aus dem er hervorwuchs.

*.

Geiſtliche und weltliche Briefe aus Deutſchland.

(Fortſetzung.)

„Hier wurde dem ſogenannten Schneekönig noch einmal zur Ader gelaſſen," ſagte der weißenfelſer Amtsknecht, der mich zur Stätte führte. „Der große Mann hat viel aushalten müſſen; ſein Leichnam hatte acht Wunden, fünf Schuß-, zwei Hieb- und eine Stichwunde. Dazu kam noch das Sectiren, genug, der Mann hat gehörig herhalten müſſen. Seine Eingeweide liegen in der Kloſterkirche begraben, ſein Herz legte man unter die Kanzel. Später brachte man es nach Schweden. Unſer Herr Superintendent ſagt, es habe ein Pfund zwanzig Loth gewogen."

„Einer Superintendenten müſſen ſehr herzlich geſprochen haben, ſo lange ſie auf dem todten Schwedenherzen ſtanden."

„Das thun ſie noch," meinte der Mann, „ſie faſſen ſich nun ſelbſt ein Herz."

Der Amtsknecht beſchämte mich; ich drückte ihm die Hand und ging. Ich laſſe mich gern beſchämen von niedern Leuten aus der Volksclaſſe. Der Witz der höhern Stände iſt weit weniger brauchbar, weil ihm der Halt der Geſinnung fehlt. Ein Amtsknecht, der auf ſeinen Superintendenten große Stücke hält, iſt mir lieber als ein Hofrath, der ſeinen König lobt.

Ein Pfund und zwanzig Loth wog das ſchwediſche Heldenherz. Es gibt freilich Herzen, Leopoldine, die noch weit ſchwerer ſind, weil das Unglück einer geiſtgelähmten Zeit ſie drückt. Aber nach der Schwere des Herzens wägt man noch nicht deſſen Größe. Ein großes Herz iſt aller Orten leicht, eher leichtſinnig, wenn es ſein muß, als zu Boden gedrückt; ein großes Herz greift ſich auch aus den Stoffen eines halbzerſtörten Lebens noch immer die nutzbaren Stücke heraus. Auch ein gutes Herz iſt leicht. O, laß mich recht oft in das helle, lichte Auge blicken, recht tief, als wollte ſich meine Seele kühlen im blauen Wellenbad; — mein Herz wird leichter, wenn auch nicht ehriger werden.

Von Naumburg habe ich Ihnen nichts zu erzählen, meine Freundin. Seitdem Göſchel in Berlin iſt und die naumburger Meſſe ſchlafen ging, läßt ſich von dieſer Stadt nichts weiter ſagen, als daß es dort ſehr viel junge Referendare und ſehr viel naumburger Wein gibt. Grund genug, um den Ort nur flüchtig zu berühren. Das Saalthal müſſen Sie ſelbſt beſuchen, wenn Sie ſich daran weiden wollen, wie hübſch der Herr ſeine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte. Ueber Eckartsberge hinaus kommt man an die preußiſch-weimariſche Gränze. Dann beginnen die ſchlechten Chauſſeen und die theuren Poſten. An der Gränzſcheide ſteht der weimariſche Löwe, der mit offenen Augen und die Zunge hervorgeſtreckt auf das Nachbarland ſchaut. Ich kannte dieſen ſteinernen Löwen ſchon, aber das war mir neu an ihm, daß er jetzt eine rothe Zunge zeigt und in den Wangenhöhlen ihm zwei dicke rothe Thränen ſitzen. Was will der gute Löwe damit ſagen? Und zu was für tiefen und quälerei'ſchen Grübeleien gibt der Löwe ſpätern gelehrten Antiquaren Veranlaſſung! Tieck's Magiſter Ubique könnte dieſe blutigen Thränen mit den Thränen der Pelopiden verwandtſchaftlich finden. Schon um der ſchwärmeriſchen Gründlichkeit der deutſchen Gelehrten einen Stoff zu entziehen, muß ich öffentlich zur Steuer des Unfugs auffordern, den wahrſcheinlich einige übermüthige Muſenjünger mit rother Bolusfarbe angeſtiftet haben. Es gereicht mir zu einer Art Genugthuung, hiermit zu annoncieren, daß der Löwe auf der Gränze blutige Thränen weint.

Von Jena, meine Freundin, wüßte ich Ihnen kaum etwas von Intereſſe zu berichten, ich müßte denn auf frühere Zeiten zurückgehen, und der großen Todten, Schiller und Goethe, gedenken. Auch an einen andern Todten wurde ich hier erinnert, deſſen Andenken der ſchnelle Strom der Zeit ſchon fortgeſpült hat. Ich beſuchte am Ufer der Saale die Stelle, wo Ludwig Sand — tiefſinnig wurde, wie die Leute ſagen, und in eine Stimmung verfiel, aus der das ganze Unheil ſeiner verworrenen Seele hervorging. Ludwig Sand verlor ſeinen Freund durch den Wellentod in der Saale. Es war der einzige Menſch geweſen, an dem ſein Denken und Sinnen hing; der Schmerz über den plötzlichen Verluſt des Einzigen, den er gefunden, erdrückte ſein Gemüth und warf ihn einer beängſtenden Melancholie in die Arme. Wir wiſſen von Luther, daß ihm der Blitz den Freund an ſeiner Seite erſchlug. Ein ſolcher Schlag ſchien erſt nöthig, um den gutmüthigen Mönch ſich in ſich ſelbſt und in der Welt der Verwirrung beſinnen zu laſſen. Es iſt ſeltſam, wie das Schickſal den Menſchen, mit dem es etwas will und erzielt, immer an der ſchwachen Seite erſt zu erfaſſen und zu erſchüttern liebt. Die ſogenannten menſchlichen Momente im Leben ſind — nicht die bedeutſamſten, doch die, in welchen ſich das Bedeutſamſte be-

Digitized by Google

dingt. Sand war nichts weniger als ein großer Mensch, nicht einmal ein großer Schwärmer, aber auf unsere Theilnahme macht er immer Anspruch, wenn wir auf die Nüancen und den Wandel des menschlichen Gemüthes merken. Sie wissen, daß Sand eine Jugendgeliebte verließ und sich förmlich von ihr lossagte, nicht aus treuloser Gesinnung, denn er war ein weicher, sanfter Mensch, sondern weil er mit ganzer, starker Seele dem Vaterlande angehören wollte, und ein Opfer dieser Art für wichtig, für nöthig hielt. Er machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Bald aber erfaßte ihn, gleichsam als Rache für die weinende Geliebte, das quälende Bedürfniß, einen Menschen zu lieben. Das Geschick gewährte ihm einen Freund. Sie waren zusammen unter den Waffen gewesen, hatten die Hitze des Tages, die Kälte der Nacht, die Langeweile eines thatenlosen Marsches mit einander getragen, und bei dem Mangel an Gelegenheit, für das große Ganze des deutschen Vaterlandes Bedeutendes, ihrer Begeisterung Entsprechendes zu leisten, stumpfte sich in beiden der kriegerische Eifer ab, der sie anfangs beseelte. Was den Befreiungskriegen in Deutschland folgte, war nicht dazu gemacht, begeisterten Gemüthern Idee und Wirklichkeit in Eintracht erblicken zu lassen. So griffen sie fehl und brachten Dinge ans Licht der Welt, vor denen sich die keusche Sonne des deutschen Lebens verhüllte. Die beiden Freunde hatten sich gefunden zu gegenseitigem Halt, ihr Doppelleben war Ersatz, Befriedigung, Bedürfniß. Ich schreibe Ihnen aus meiner „Wartburgsfeier" die Stelle ab, wo Ludwig Sand den Tod seines Freundes erzählt.

„Unsere Seelen waren eins geworden, wir hatten nur eine Begierde und denselben Wunsch; nichts konnte uns trennen als der, welcher Alles trennt, was noch so eng verbunden scheint. Siehst du den Strudel dort im Laufe der Saale; das Mondlicht bestrahlt ihn eben, drüben an dem Vorsprunge des Landes; dort wurde mir der Freund entrissen, ein Raub der Wellen, die ihn trügerisch zu jenem Schlunde lockten. Wir wandelten an einem Sommerabend traulich am Gestade des Flusses. Die Luft war lau und mild. Meinen Heinrich reizte die kühle Fluth; und während ich am Ufer saß, schwamm er rüstig zum jenseitigen Ufer hinüber und zurück. — Zur Begleitung der Guitarre sang ich des Freundes Lieblingslied, und wenn der Schlußchor kam, dann stimmte er mit ein, und jubelnd wiederholten wir den Refrain. Es war eines jener deutschen Bundeslieder, welche die Seele zu den Gefahren des Kampfes, ja zum Schlachtentod ermuthigen; es war meines Freundes Schwanenlied. Wenn ich den Schlußvers begann, war er bald näher, bald entfernter von mir, und dann vernahm ich seinen Gesang nur schwach durch das Rauschen der Wellen hindurch. Auf einmal jedoch war's, als hört' ich seine Stimme nicht mehr, und auch das Plätschern, womit er den Takt begleitete, war verstummt. Ich sang noch einen Vers: die Wellen sprudelten, aber Niemand fiel zum Gesange ein. Ich sprang auf, eine Angst überfiel mich. Sehen konnt' ich nichts mehr bei der nächtlichen, sternlosen Dämmerung, ich rief, erst ängstlich leise, dann laut und immer lauter in der Verzweiflung meines Herzens. Stumm und lautlos blieb es ringsum, und die dunkle Fluth stierte mich an wie ein weites, gleichgültig verschlingendes Grab. Es war so. Am andern Morgen fand man die Leiche meines Freundes am Ufer; ein Krampf mochte ihn erfaßt und stumm und spurlos in das feuchte Grab versenkt haben." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Breslau. (Beschluß.)

[Conversation und Belustigung.]

Ohne beurtheilen zu wollen, ob nicht auch dem Faß des Handwerks der ehemals goldene Boden jetzt ausgeschlagen ist, ohne darauf hinzudeuten, daß in jedem Fache heut die Concurrenz größer als der Bedarf schrint, denn es ist wohl nur vom Scheine die Rede, wenn man nicht thörichter Weise annimmt, es gäbe jetzt überhaupt der Menschen zu viele, so will ich nur bemerken, daß es natürlich ist, wenn so Viele die gelehrte Laufbahn verfolgen, weil sie wenigstens geistig Jeden emancipire, wenn wedee Geburt noch Vermögen thatsächlich über dir niedern, nur der Arbeit und Duldung ohne Genuß und Achtung hingegebenen Kreise des Lebens erhebt und frei macht. Nicht minder allgemeine Besprechung findet das Erkenntniß, welches von dem Criminalsenat des königl. Kammergerichts zu Berlin, d. d. den 5. u. 17. Decbr. 1835 wider die Theilnehmer an den burschenschaftlichen Verbindungen auf den Universitäten zu Greifswalde und Breslau ergangen, und auf allerhöchsten Befehl veröffentlicht worden ist.

Diese Veröffentlichung mag von uns als eine dem Geist der Zeit gebrachte Huldigung dankbar aufgenommen werden; das Ausland wird nun Gelegenheit haben zu reflectiren. Stoff genug ist dazu da. Da ich des Auslands gedenke, fallen mir die tausenderlei Bemerkungen und Auslegungen bei, die man über die Reise der französischen Prinzen machte, und die besonders sehr lebhaft im Schwange waren, als man das Eintreffen der hohen Fremden hieroets bereits für gewiß behauptete.

Breslau war einst der Heerd jener Flamme, die der Fremdherrschaft in Deutschland ein Ende machte; aber die Verhältnisse haben sich geändert. Nur wenige eingefleischte Idioten, die, starrgläubig von errungener deutscher Freiheit sprechend, dem Don Quixote gleichen, der das erprobte Barbierbecken für Mambrin's goldenen Helm hielt, plapperten auswendig gelernte Phrasen von Franzenthum, teutscher Männerwürde und teutschee Freiheit; im Uebrigen sah man in der Reise der Prinzen eine Friedensbotschaft, die Manifestation freundlicher Gesinnungen zwischen beiden Nachbarvölkern, und freute sich über das Geständniß gegenseitiger Anerkennung. Ein Gedicht, welches diese letzteren Gesinnungen ausdrückte, stellte in einem hiesigen Blatte, dem von Hrn. M. Bauschke mit vielem Geschick redigirten breslauer Boten, gedruckt werden, passirte aber nicht die Censur.

Es wäre hier der passende Ort, bei der Schilderung der Schwingungen des geistigen Verkehrs, auch der literarischen Bestrebungen zu gedenken, doch spare ich mir einige Bemerkungen hierüber auf den nächsten Bericht auf, da dieser bereits zu lang geworden.

Zum Schluß erwähne ich nur noch, daß jetzt die angenehmste Epoche des breslauer Gesellschaftslebens hereingebrochen ist — die Zeit der Gartenvergnügungen. Es dürfte wohl wenig Städte in Deutschland geben, die einer so großen Anzahl öffentlicher, zum Theil sehr angenehmer Gärten, so wohl angelegter und mit so großer Sorgfalt unterhaltener Promenaden sich erfreuen. Ueberall werden Gartenconcerte gegeben, die zum Theil, wie die des Musikdirectors Herrmann, selbst höheren Kunstansprüchen genügen. Eine gewisse Gemüthlichkeit, die den Breslauer charakterisirt, oft spießbürgerlich wird, aber meist, namentlich dem Fremden, sehr wohlthuend ist, macht das Anschließen leicht, führt improvisirte Bekanntschaften vielfach herbei und verbreitet überall Lust und Laune und eine höchst vergnügliche Wohlbehaglichkeit. Dabei braucht man sich diese Zerstreuungen nicht eben mit großen Geldopfern zu erkaufen, denn Wohlfeilheit ist unerläßliche Bedingung jedes Vergnügens, wenn es bei uns Anklang finden soll.

Robert Bürkner.

Leipziger Chronik.

[Gastspiele von Hrn. und Mad. Schütz.]

Herr Schütz erhielt von der Natur ziemlich Alles, was ihn zum Heldenfache geeignet macht: eine hohe kräftige Gestalt, sonores Organ, physische Kraft und Ausdauer und ein ziemlich entsprechendes Theatergesicht; dieser Verein von Naturgaben, verbunden mit wirklichem Talente, verschaffte ihm früher gerechte Anerkennung, und die Erinnerung an seine ehemaligen Leistungen wirkt beim Publicum noch auf den Erfolg seiner jetzigen zurück. — Diese zeigen indessen klar die Vergänglichkeit irdischer Dinge, denn man sieht bei näherer Betrachtung nur die Trümmer der einstigen Vorzüge noch in seinem Spiel: — Das Organ wurde tief und hohl und verlor die Modulation, die zum Ausdruck der verschiedenen Empfindungen so nothwendig ist. Die Phantasie scheint erschöpft und die sonstige erfreuliche Mannichfaltigkeit des Spieles artete in eine unangenehme stereotype Manier aus, die, mit dem angewohnten übertriebenen Pathos verbunden, allen seinen Leistungen das Gepräge einer dürftigen Monotonie gibt. — So war sein Faust in den ersten Acten recht gut; wenn auch die tiefe innere Welt dieses Charakters nur unklar hervortrat, so gab doch die Repräsentation ein Bild des in seinem Denken versumpften Gelehrten. Der Hexentrank blieb aber ohne Wirkung, Schütze's Lebendigkeit war nur äußerlich, eine Maske, keine innere geistige oder auch nur sinnliche Erregung; der Doktor stak ihm im Leibe, und Gretchen vermochte eben so wenig als die Hexe ihn auszutreiben. — Die zweite Rolle — Ranzan in der „Königin von 16 Jahren" — war gänzlich verfehlt; Hr. Schütz fand gar keinen Conversationston und declamirte die Rolle von Anfang bis zu Ende so hohl und einförmig, daß man oft den Jaromir oder Hugo vor sich zu sehen wähnte. — Baldini im „Pfefferröschen" war gelungener; wenn auch die Rolle eben nicht geeignet ist, den Künstler beurtheilen zu lassen, so zeigt sie doch den praktischen Schauspieler und als solcher bewährt Hr. Schütz sich immer. Den Czaar Peter — als die letzte Gastrolle — hatte Hr. Schütz falsch aufgefaßt und angelegt. Die natürliche Rohheit dieses Charakters, die im Conflicte mit den bessern Regungen so manche schöne Nüancirung darbietet, hatte Hr. Schütz ganz außer Acht gelassen und das ganze Bild mit einer einförmigen Ifflandschen Förstergutmüthigkeit überpinselt. Das Bild solcher derben Gemüthlichkeit ist nun zwar kein unfreundliches, aber es gleicht dem Czaar Peter nicht im Geringsten.

Mad. Schütz verbindet mit der liebenswürdigsten Persönlichkeit ein schönes natürliches Talent und ein weiches wohllautendes Organ. Auf die Darstellung kindlicher, naiver und stilleidender Charaktere ist sie hingewiesen und leistet in diesem Genre Ausgezeichnetes. Zum Ausdrucke großartiger Empfindungen mangelt ihr die Kraft, zur Darstellung hochtragischer Situationen der Schwung der Phantasie, und zur Nüancirung des schnellen Wechsels zarter Empfindungen die höhere künstlerische Ausbildung. Alle ihre Menschenbilder sind weich und gerundet ohne alle scharfen und tiefen Züge; sie rührt und gewinnt für sich, macht uns froh oder betrübt; aber sie erschüttert uns nie und vermag es nicht, uns zur Bewunderung hinzureißen. In ihrem Fache ist sie stets die freundlichste Erscheinung und man wird nicht leicht müde werden, ihre Eigenthümlichkeit zu betrachten; in tragischen, oder großen Kunstaufwand erfordernden Rollen aber wird sie nie etwas Vollkommenes leisten. Ihre Rollen, die sie hier als Gast gab, waren alle passend gewählt und sie gefiel also durchaus. — Gretchen im Faust, Christine (Königin von 16 Jahren), Pfefferröschen und Chaninka (Mädchen von Marienburg) gehören in ihre Sphäre; nur das Gretchen bedarf einer höheren künstlerischen Ausstattung, deren Mangel jedoch bei einer gemüthlich weichen Darstellung minder fühlbar wird. Eine specielle Kritik der einzelnen Rollen ist überflüssig. Wir erwähnen nur noch gebührend des Hrn. Baudius als Mephistopheles. So wenig wir in den größern Leistungen dieses Mimen sein denkendes Bemühen verkennen und so sehr wir nicht blos seine komischen Maskenbilder, sondern auch von tragischen Figuren seinen Franz Moor vollendet nennen, so müssen wir doch gestehen, daß sein Mephistopheles durch zu starken Beisatz von witziger Komik eine falsche Wirkung hervorbrachte. Daran litt auch sein Jago. Der Teufel aber besonders hat auch seine erschütternden Momente, die wir an der Darstellung des Hrn. Baudius vermißten.

— r —

Notizen.

[Literarische Neuigkeiten in Frankreich.]

Zu der Prachtausgabe von Lamartine's Werken zählt der Verleger bereits 3000 Subscribenten. Von den 150 Lieferungen ist nun die dritte erschienen. Jede kostet 50 Centimen.

Madame Dudevant (Georges Sand) schreibt jetzt ihre Memoiren.

Von de Potter, als Vers. eines Lebens des Scipio Ricci und als Theilnehmer an der belgischen Revolution, die er zu einem Potter'schen Viehstück machen wollte, bekannt, erscheint jetzt in Paris eine philosophische, politische und kritische Geschichte des Christenthums und der christlichen Kirche.

[Industrielle Schnellkraft.]

Mr. Laelt, Mitglied der Akademie zu Bordeaux, hat eine neue Copiemaschine erfunden, die er prompt copiste nennt. Er hat ein Brevet darauf erhalten. Die Maschine ist jedoch sehr theuer, sie kostet 150 Franken.

Mr. Brün, Verf. des Manuel de Typographie, hat jetzt ein zweckmäßiges Verfahren entdeckt, auch Musikalien mit beweglichen Lettern zu drucken.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 129. — den 4. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Baß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

Von F. G. Kühne.

(Fortsetzung des dritten Briefes.)

Es ist seltsam, Dina, daß meine Reise duech Thüringen wie ein Wandel von einem Todtenhügel, einem Denksteine zum andern wae. Thüringen ist bedeutsam durch seine großen Todten. Hundert Schritte von dem schönen Obelisk auf dem Schlachtfelde von Groß-Görschen steht die junge Eiche, unter welcher dee Prinz von Hessen-Homburg verschied. Bei Wölsdorf, auf dem Wege von Saalfeld nach Rudolstadt, ist die Stätte, wo dee Peinz Louis von Peeußen fiel. Von dem eisernen Monnmente, das den Ort bezeichnet, will ich nicht reden; Varnhagen von Ense hat ihm jetzt ein geistiges Denkmal gesetzt, das alles Metall überdoncrt. Von Altenbueg aus besnchte ich den alten lieben Thümmel auf seinem Landsitze. Man findet ihn nnter seiner Lieblingseiche sitzend, abee leider nicht mehe auf dee Rasenbank, sondern tief untee ihr. Da hat ee sich sitzend begraben lassen, als achtzigjähriger Greis, dee treffliche Mann, dem ich den einen Fehlee, den er beging, nicht verzeihe. Es war ein Hanptfehler, daß er staeb. Männer von so erfreulichem Mnthwillen des Geistes sollten nie sterben; sie sind rae im deutschen Leben. — Diesee liebenswüedige, bequemlichkeitslnstige Epiknräee! ee wollte es sich bei dee dereinstigen Auferstehung seiner Gebeine bequem machen, daeum sitzt ee begeaben und liegt nicht. — Es ist immer hübsch, wenn man bedenkt, wie sich die Menschen beerdigen lassen; gehört doch das Sterben nnd Todtsein auch zu unserm Leben.

Einen andern, romantisch schönen Gedanken hatte Herzog Ernst dee Zweite von Gotha in Bezug auf die Bestattung seinee Hülle. Ich wäre vielleicht, als ich in Gotha wae, nicht daeauf gefallen, das Grab-Eiland, wo die fürstlichen Monumente sind, zu besnchen; aber es trieb mich damals auf elgene Weise zu den Todten. In dem Gasthanse, das außerhalb dee Stadt liegt, gab man mir einen Erbachee zu trinken, der mie die Lnst einflößte, untee Gräbeen zu wandeln. Es wae ein Erbacher von seltenee Qnalität. (Als ich am Rhein wae nnd die Abtei Erbach sah, begriff ich erst, daß dee gothaische Erbachee ein wirklichee Erbachee wae. Ich besuchte das dortige Zucht- nnd Jeeenhans, denn in ein solches ist die ehemalige Abtei Erbach verwandelt. Der gothaische Erbacher wae ein den Züchtlingen nnd Irren ausgepeeßtee Thränenstoff; so ein wirklichee Erbachee mochte das Wermnthsgetränk in Gotha sein.) Ich witterte Todesgedanken, mehr in meinem Leibe als in meinee Seele, aber weil Leib und Seele so eng zusammenhängen nnd dee Wein sie verschmilzt zu Einem Stoffe, so steebte auch meine Seele nach Grabesruh, der Erbachee hatte mich um alle Lebenslust gebeacht. Demnach ging ich auf das Grab-Eiland, vergaß was mich hingetrieben und söhnte mich duech das Andenken an den edlen Ernst II. mit dem Leben dee Menschen aus. Dieser als Mensch nnd Fürst Unvergeßliche hatte den Lieblingsgedan-

Digitized by Google

ken, ſich ohne Sarg in den friſchen Schooß der Erde betten zu laſſen. Es iſt ein ſchöner Gedanke, ſich und ſein Irdiſches mit der mütterlichen Erde zu vermählen, ohne daß erſt die Scheidewand eines ekien Sarges vermodern muß. Da ich nicht tief in einem Flußbette wie König Alarich meine Ruheſtatt finden kann, ſo möchte ich wenigſtens ohne die jämmerlichen ſechs Breter unter friſchkühlem Hügel ſchimmern. So im Tode todt zu ſein, iſt faſt ſo wünſchenswerth, als im Leben zu leben ohne Scheidewand conventioneller Vorurtheile. Dieſe will ich einreißen, ſo viel ich kann und mag; packt man mich dereinſt gegen meinen Willen zwiſchen Sargwände ein, ſo befehle ich meinen Würmern, das Ihrige zu thun. Und da ich nichts hinterlaſſe, wenn ich ſterbe, ſo ſollten meine Erben auch die paar Dreier für einen ſchwarzen Holzkaſten ſparen. — Ohne Sarg wollte Herzog Ernſt ſeinen Leib der heiligen Mutter Erde anvertrauen, und ſo ruht ee auch unter dem ſchönen Akazienbaume auf dem Grab-Eilande. Die Akazie iſt für das Grab eines edlen Fürſten, der Kunſt und Wiſſenſchaft gepflegt, ein ſehr paſſender Baum; er iſt auch für jeden Deutſchen, dee im Gefühle und Gedanken ein Deutſcher war, ein treffliches Symbol nacheifernden Strebens. Die Akazie iſt ein Baum von nur mittlerem Wuchſe; zu hoch darf ſie nicht ſchießen, ſonſt ſchneidet man ihr die Krone ab. Sie hat ſtachlichte Aeſte, die Stachein ſind gute Waffen. Ihre hängenden Trauben mit den weißen Blumen würzen um ſie her die Luft, nnd wenn du unter ihren Zweigen ſchläfſt, ſo ſchüttelt ſie aus den ſchwarzbrannen Hülſen Körner auf dein ſtilles Grab, zum Zeichen deſſen, daß dein Leben doch nicht ganz ohne Samen für die Zukunft blieb, ſelbſt wenn du nie eine volle Frucht treiben dneſteſt. — Kommt mir nicht mit der Eiche, als angeblichem Symbol deutſchen Wuchſes. Die Zeit, wo im geiſtigen Leben ſtarkherzige Eichen wnchſen, hat aufgehört. Auch iſt die Eiche, ihrer Trebern wegen, nicht geradezu ein poetiſcher Baum. Und angenommen, ſie gebühre dem Helden für ſein Grab: ich möchte ſie nicht für jeden Helden paßlich finden. Blücher'n kommt ein Eichbaum neben ſeinem Hügel zu, dieſer Mann hatte als greiſer Kriegee etwas von dee Eiche an ſich, nnd ihm fehlten auch nicht die Trebern. Aber einem Helden, der mehr als ein großer Corporal, dee auch als Menſch die andere Seite ſeines Lebens zur ſchönen Entfaltung brachte, dem pflanze man, hoch oben auf einem Hügel, eine Akazie mit langen Zweigen und einee duftenden Blüthenkrone auf ſein Grab.

Auch ein ſchöner Gedanke, ſich auf der Spitze eines Berges ſein Grab zu bauen, wie die Heezogin von Curland in der Nähe ihree Villa bei Altenburg. Sie iſt bei dee Auferſtehnng dem Himmel näher als wir in der Tiefe. Aber ruhte ſie auch nnter der Wölbnng eiſerner Pforten im Abgrunde eines Verließes: der Segen der Tauſenden, denen ſie wohlgethan, hübe ſie doch ſchnell wie auf tauſend Flügeln gen Himmel.

In Weimar verkehrt man mit den Todten, ſelbſt wenn man die Lebenden beſncht. Nue in dem Gedanken an ſeine großen Todten hat Weimar eine geiſtige Gegenwart. Natürlich iſt Goethe der Angelpunct aller Rückerinnernng, und wenn dieſer Mann, nachdem ee durch die Schöpferkraft activen Geſtaltens nach den verſchiedenſten Seiten hin ſeine Nation bewegt, nnn durch die Ausſtrömungen ſeines ſpätern ruhig behäbigen Sinnens nnd Denkens noch immer eine Welt beſchäftigt, wie ſollte es nicht erklärlich ſein, daß das kleine Weimar an ihm zehrt. Miſcht ſich hier an Ort nnd Stelle in das Andenken an ſeine Größe auch die nahe Erinnerung an ſeine Schwächen, ſo hilft das nur, das Bild ſeiner dominirenden Perſönlichkeit nach allen Seiten getreulichſt zu entwerfen, denn daß dieſer Baum nicht in den Himmel gewachſen, das wiſſen wie Spätlinge nun ſehr wohl, ſelbſt wenn wie aus den Irrſalen unſerer Gedankennetze, die äußere Hemmung und innere Qual unlösbar machen, uns dann und wann wieder znrückflüchten in den Schatten ſeines breiten, bequemen Blätterwuchſes. Goethe's Bild iſt noch nicht fertig gezeichnet, von niemand. Während die unbedingt Ergebenen an den Intereſſen unſeres eigenen Daſeins einen Verrath üben, während ſie Alles aufgeben und daranſetzen an dieſe Eine große Perſönlichkeit, die doch nicht groß genug wae, um die ganze Geiſtesfülle des deutſchen Lebens zu faſſen: tönt das Hundegekläff mit ekiem Ingrimm noch fortwährend dazwiſchen nnd treibt auch den ruhigen Betrachter dieſes in ſich vollendeten, für ſich und für nns abgeſchloſſenen Dichterlebens lieber auf die andere Seite, um nnr nicht Theil zu haben an dem Verbrechen hündiſcher Begier. Ganz harmlos nnd ſtillvergnügt überliefert nun ein getreuer Eckart ſein Abgehorchtes der zwieſpältigen Welt. Er hat, ein lernbegieriger Knabe, dem greiſen Patriarchen von Weimar zu Füßen geſeſſen, die Schreibtafel in der Hand, eine willenloſe Hingebung in der Seele, eine ſtiere Anbetung im Ange. Wäre das Hundegebell verſtummt, dann würde ich ſagen: Pfui Knabe, warum ewig ſchülerhaft, warum ewig auf der Fußbank reiten! Wenn du

Digitized by Google

ein Weib wärst, wollt' ich dein Nichts für ein Etwas halten, denn in der aufgeblasenen Willenslust einer schrankenlosen Liebe, in dem Selbstopfer der eigenen Gedanken liegt nicht selten die tiefe Bedeutsamkeit des weiblichen Gemüthes. Aber du hattest nichts zu opfern, denn du hattest nichts; es ist dein unsterbliches Verdienst, nichts gegeben zu haben, was dir eigen wäre. Und ein Weib hat dich schon beschämt in der maßlosen Hingebung eines ganzen, vollen Herzens, Bettina, das schwärmerische Mädchenweib, das mit aller Gluth einer heißen Entzückung den Dichter liebte, sich an seine Brust schmiegte und von der Glätte der kühlen Wölbung herabgleitend, ihm zu Füßen kauerte, auch noch in Thränen geschwätzig wie ein Bach, der sich unter dem Felsen fortwindet. So viel Fanatismus der Liebe mußte noch verlautbaren, als Goethe schon todt war; mit so viel Sammlerfleiß mußte Hr. Eckermann noch jetzt der Welt einen so großen Dienst leisten, da wir schon glaubten, dieser Brunnen sei ausgeschöpft genug. Aber weder die phantastisch verzückte Liebe, noch die lerndegierige Knappentreue, fürchte ich, haben sich nun genug gethan. Verunglückte Literaturlöpfe, die gegen die Wand ihrer Zeit stießen, suchen ihre zerfahrenen Gedanken am Säulenschaft des Goethe'schen Monumentes zu sammeln, um einen Halt zu finden für eine planlos construirte neue Welt. So kommt auch noch die Verzweiflung dazu, um Goethe zu feiern und als den einzigen Centralpunct deutschen Lebens hinzustellen. Selbst Heine'n war der Witz über Goethe ausgegangen. — Es muß, wahrlich! eine ungroße Natur gewesen sein, weil auch seine Nachzeit noch nicht über ihn hinweg konnte, obwohl sie es möchte und es will, weil sie muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Bremen.

[Kunst und Cultur.]

Unsere schon so artige und schöne Stadt verschönert sich von Tage zu Tage noch immer mehr. Wir haben jetzt sogar einen Bazar, eine bremer Börsenhalle und eine weibliche Turnanstalt mit vielen hübschen neugebauten Häusern, wie auch einen neuen Missions-Jungfrauenverein. Auch das Theater hat sich wieder erhoben, ja es ist so zu sagen vom Tode wieder auferstanden. Es lag wirklich schon in den letzten Zügen, es war vor einem Jahre von einer tödtlichen Apoplexie getroffen, und wir durch ein Wunder, wie durch einen Zauberschlag, ist es seit vorigem Herbste so glücklich wieder ins Leben gerufen, daß es in diesem letztern Winter bei einigen Vorstellungen zum Erdrücken voll war. Da freilich nicht die Städteordnung der Publicisten, wohl aber die Städteverbesserung und Vervollkommnung ein Hauptthema Ihres geschätzten Blattes ist, so werden Sie auch hoffentlich dem Beweise von diesem neuen Aufschwunge der Melpomene und Thalia einen bescheidenen Raum in diesen Zeilen vergönnen. Es ist der umsichtigen und kühnen Unternehmung des Herrn Anholt als Director des neu verbesserten Theaters gelungen, eine etwas festere Grundlage zu gewinnen. Und auch sogar die Oper wieder zu consolidiren, deren Stützen in ihren Grundfesten erschüttert waren. So wurde unter andern Auber's „Maskenball" vor einigen Monaten bei überfülltem Hause eine Zeit lang alle Tage gegeben. Daß es auch an Mozart'schen und Rossini'schen Opern, an Werken von Weber, Boildieu u. a. nicht fehlt, versteht sich von selbst. Neuerlich glaubte man hier, das alte hölzerne Theatergebäude sei so baufällig, daß der Einsturz desselben nicht fern mehr sein könne. Jetzt zeigt sich gerade das Gegentheil! es trägt noch die große Last der neugierigen Menschenmasse in diesen letzten Monaten ganz vortrefflich und mit jugendlich-rüstiger Kraft. Ein neuer Anbau hat aber freilich diese Kraft auch sehr verstärkt und sich den feindlichen Gewalten des Aeolus und Boreas entgegengestemmt, denn da das Theater ganz frei auf dem Wall gerade gegen Norden liegt, so ist es den Stürmen aller Art ausgesetzt, und käme einmal von Havanna und St. Domingo ein westindischer Orkan herüber, der oft so manche Zuckerplantagen im Fluge mit sich fortreißt, wie viel mehr würde diese hölzerne Bühne wankelmüthig werden und ihm zur leichten Beute dienen. Solche Gedanken und Besorgnisse haben denn auch das Project eines ganz neuen Theaterbaues, in massiven Mauern und an einer ganz andern Stelle der Stadt, befördert, wiewohl noch nicht zur Reife gebracht. Für ein solches Unternehmen erglüht mancher edle Geist, und schon seit Jahren glimmt es wie ein Funken unter der Asche; es baut sich zwar nur Sandkorn für Sandkorn weiter auf im Kopfe des Kunstfreundes, allein noch immer will es nicht in die schöne Wirklichkeit treten; die Idee ist nicht mehr als eine bloße Psyche, sie ist noch hart wie Stein, und will noch nicht verkörpert ins Leben treten. Mancher Pygmalion seufzt vor ihrer erhobenen Schönheit, aber vergebens — die reizende Galathea bleibt immer noch Marmor, immer noch hart und grausam, und sträubt sich, lebendig zu werden. Man beschwört sie durch zärtliche Bitten, man bestürmt ihr Herz durch erschütternde Vorstellungen, man setzt ihr die Pistole auf den Busen — Alles umsonst, sie bleibt starr und unerbittlich. Man bietet ihr sogar Rosenkränze, man lockt sie mit Blumenbeeten, denn das neue Musenhaus soll eben so von Rosenbügeln auf den Wallanlagen umgeben werden, wie das alte schon damit umkränzt ist. Grausam verschmäht sie auch diese. Die Geldbörsen sind bereitwillig und höflich, aber die Pistolen und Dublonen noch nicht flüssig; an Versprechungen ist kein Mangel, aber — Worte, Worte, Worte! sagt Hamlet, und die That will sich nicht mit dem Worte vermählen, denn sie scheut mit Recht die künftigen Nahrungssorgen der schmachtenden Familie, und was im Schlaf für Träume kommen mögen: — da liegt's! Ja wohl, ängstliche Träume für die künftige Unterhaltung der neuen kostspieligen Bühne. In der That sind aber die freigebigsten Anerbietungen gebracht, die Theilnahme ist nicht hinter den Erwartungen zurückgeblieben; für ein neu zu bauendes Schauspielhaus sind über dreißigtausend Thaler von dreihundert Köpfen gezeichnet, aber leider — so viele Köpfe, so viele Sinne. Schwer ist es, diese alle unter Einen Hut zu bringen, am schwersten unter den vielbeliebten Freiheitshut in einem so kleinen Freistaate, wo die vielen Sinne so bunt durch einander schwirren und taumelnd das Zirl verfehlen.

Doch haben wir ja längst Ersatz genug für solche dramaturgische Entbehrungen an den vielen Lukullischen Genüssen, die hier noch immer recht einheimisch und an der Tagesordnung sind; diesen löblichen alten Brauch läßt die löbliche alte Reichsstadt sich nicht nehmen. Wenn die vielen bedeutenden

Summen, die dafür aufgeben, alle in die Theatercasse, oder an den Kunstverein, in die Fonds der Bibliotheken und Kupferstichcabinette, der Museen, Musikanstalten und Gemäldesammlungen flössen, welche Theater und Kunstakademien könnten wir dann errichten, welch ein Florenz könnten wir erbauen! Doch in den ersten hundert Jahren ist daran noch gar nicht zu denken; der Ruhm der trockenen Lorbeerblätter überstrahlt ja alles, so lange das Kochbuch des Herrn von Rumohr noch als ein Orakel verehrt wird und der Name Gleim ihm zur Seite glänzt*) Da nun von den Musen des Drama's weiter nicht viel zu sagen ist, so müssen wir uns an Musik und Kirche, Lehre und Leben, Kunst und Literatur halten und darin einige Entschädigung suchen, um nicht in der Wüste zu verschmachten. Die regelmäßigen Privatconcerte, unter Leitung des Herrn Directors Riem, sind, wie bisher so auch in diesen letzten Winter noch immer stark besucht gewesen; Gesang wechselt mit Instrumentalmusik; Beethoven ist noch immer der Liebling unseres musikalischen Publicums. Möchte dieses auch bald sich bewogen fühlen, zu dem in Bonn diesem großen Tonkünstler zu errichtenden Monumente einen Beitrag aus den Privatmitteln unserer Stadt zu widmen. Der Vorsitz eines Aug. Wilh. von Schlegel u. a. würdige Mitglieder des bonner Vereins verbürgen unstreitig die beste und gewissenhafteste Verwendung. Die Zahl der hier durchreisenden Musiker, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen ist zu mannichfaltig und wechselnd, um ihre Namen alle erwähnen zu können; der Kunstgenuß aber, den wir ihnen manchmal verdanken, ist unter den rühmlichsten Zeugnissen und nach vielen Beweisen des Beifalls dankbar anzuerkennen. So hat auch die hiesige Singakademie fortgefahren, unter eifriger Mitwirkung und Leitung des Hrn. Riem bald in Privatversammlungen, bald in öffentlichen Zusammenkünften Gesangstücke vorzutragen, und besonders Kirchenmusiken trefflich aufzuführen, woran viele Gemüther sich innig erfreuen und erbauen. Durch diese sorgfältige, künstlerische Leitung stiftet Hr. Riem sich ein unvergängliches Denkmal. Aus früherer Zeit ist uns auch Hr. Musikdirector Löwe (später zu Bromberg in Preußen wohnhaft) noch in rühmlichem und dankbarem Andenken; seinem Violinspiele gebührte eine ausgezeichnete Anerkennung, da es das feinste Zartgefühl mit großer Fertigkeit vereinigte. Aehnliche Vorzüge kennen wir auch von dem jüngern Hrn. Ochernal hierselbst, einem sehr talentvollen Schüler Grobe's, rühmen; möge er auf seiner Bahn immer glücklicher fortschreiten. Auch die übrigen hiesigen Gesangvereine, die Liedertafel, und besonders die Bemühungen des Hrn. Grabau um die Singübungen des jugendlichen Altees sind noch der dankbarsten Erwähnung würdig, und dessen Verdienste den Eltern zu empfehlen, die unter den Ihrigen Talente erblicken, welche der Ausbildung bedürfen. Seine Tochter kennen Sie als eine vielgeehrte Sängerin, welche durch ihre seltene Kunst und Stimme die Concerte von Leipzig verschönt.

Die Baukunst macht, wie gesagt, ebenfalls ziemliche Progressen und vereinigt Unternehmungsgeist mit Geschmack. In dem hübschen Gebäude der Unionsgesellschaft an der schönsten Lage des Walls wird ein ganz neuer, großer Saal gebaut, der gegen nächsten Winter fertig werden dürfte. Von der in demselben anzubringenden Decorationsmalerei verspricht man sich um so viel mehr, als er ein Prunksaal im großen Style für Bälle, Concerte und andere Festlichkeiten werden soll; man wird ihn dann als das schönste Local dieser Art in hiesiger Stadt ansehen können, da man meint, er dürfte Alles übertreffen, was man hier dergleichen bisher gesehen, indem es an Mitteln dazu wie an Auswahl und Betrieb nicht fehlt. Durch die neu eingerichtete „bremer Börsenhalle" — diese Inschrift ziert jetzt den Eingang derselben am sogenannten Domshofe, einem schönen großen Platze — sind die Säle des Museums beträchtlich erweitert, an welches diese Börsenhalle anstößt, und wodurch der so zahlreichen Kaufmannschaft für ihre Versammlungen unmittelbar vor der Börsenzeit, die regelmäßig um 1 Uhr Mittags beginnt, ein besseres, viel geräumigeres und zweckmäßiger eingerichtetes Local eröffnet ist. Daß es hier an Zeitungen, Erfrischungen u. dgl. nicht fehlt, versteht sich von selbst. Durch diese neuen Räume hat das Museum an Platz gewonnen, um seine wissenschaftlichen Sammlungen sowohl als Versammlungen bequemer ausbreiten zu können. Zu den Vorlesungen im Museum, bald wissenschaftlichen und strengen Inhalts, meist aber mehr der belletristischen Unterhaltung gewidmet, drängt sich neiunter noch eine zahlreiche und wißbegierige Menge. Das Naturaliencabinet erhält so manchen Zuwachs aus Nord- und Südamerica, Westindien, Frankreich, Spanien, Helgoland und anderen fernen Gegenden, daß es immer schon der besten Universität zur Zierde dienen könnte, und vielleicht manche Akademie noch keine so vollständige oder belehrende Sammlung besitzt. Herr Dr. Kellner erwirbt sich um die Anordnung und Aufsicht derselben durch seine Thätigkeit viel Verdienst. Concerte und Vorlesungen werden auch in der Union gehalten; die ausgezeichneten und gemäßigten Vorträge des Hrn. Jod. Röling gehören zu den besuchtesten. (D. F. f.)

*) Ein Kochbuch von Betty Gleim ist hier unlängst erschienen und hat schon viele Auflagen erlebt, worüber hier sogar ein Proceß entstand.

Notizen.

[Theater in London.]

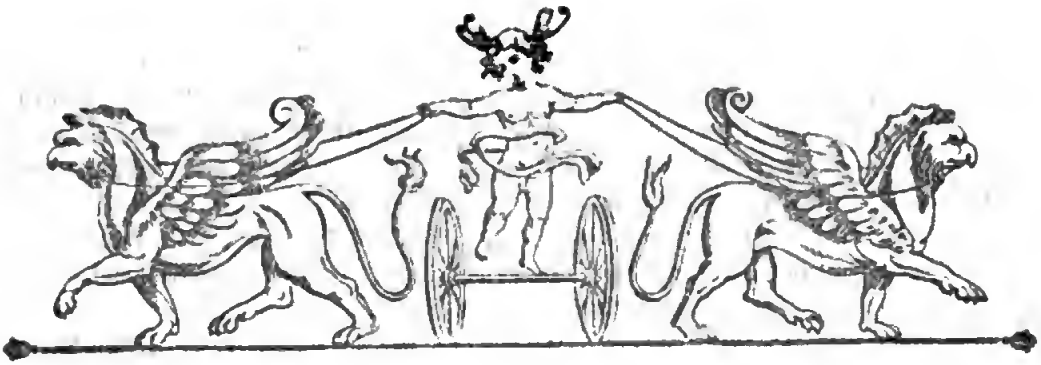
Auf dem Coventgarden-Theater gibt man den Don Juan von Oestreich mit großem Beifalle. Die Uebersetzung erscheint auch nächstens im Druck.

Jenny Vertpré hat ihr französisches Theater in London eröffnet. Der englische Adel hat zahlreich abonnirt, die Königin hat drei Logen für die Saison gemiethet. Die Directrice wird mit ihrer Gesellschaft Glück machen. Man gibt meist Stücke von Scribe.

[Ein Todtschlag wegen Schwäche des Gehirnknochens.]

Caspar Debureau, ein Mitglied der Seiltänzergesellschaft (des Funambulestheaters) zu Paris, hatte einen jungen Menschen, der ihn verschiedentlich und auf boshafte Weise beleidigte, durch einen Schlag auf den Kopf getödtet. Vor kurzem stand Debureau vor den Assisen. Die Aerzte gaben die Erklärung ab, daß der Todtschlag mehr in Folge des dünnen Schädelknochens und der überhaupt schwächlichen Constitution des jungen Mannes als in Folge der Heftigkeit des Schlages Statt gefunden habe. Debureau wurde von der Jury für unschuldig erklärt. Es fällt einem dabei leicht die defensive Dialektik jenes berliner Eckenstehers ein, der seinem Collegen mit einem Steinwurf das Nasenbein zerschmettert hatte und vor Gericht folgende motivirte Erzählung dieses Vorfalls abgab. „Ick nahm det Steenechen", sagte er, „legt' et ihm uf die Nase und die Nase war en so jämmerliches Machwerk, daß sie ihm gleich morsch ging."

Für Debureau's Moralität legten übrigens der Polizei-Commissair und sonstige unbetheiligte Personen ein günstiges Zeugniß ab. Er ist aus Neu-Kolin in Böhmen gebürtig.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 130. — den 5. Julius 1836

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zweifache Nacht.

Es hüllt sich der Himmel in dunkle Nacht,
Und Wolken durchjagen die Räume;
Es ist der grausige Sturmwind erwacht,
Schon tobt er durch Wipfel und Bäume.
Er holt sich die sträubende Windesbraut —
Sie sind schon lange Jahrhundert getraut;
Doch folgt sie ihm nicht in die felsige Gruft —
Ob er auch in tobendem Grimm sie ruft.
Und hat er die Wälder brausend durcheilt
Und dennoch die Braut nicht gefunden,
Bleibt ihm verborgen der Ort, wo sie weilt,
Ist sie seinen Blicken entschwunden;
Kehrt er nach Hause, legt still sich zur Ruh' —
Er drückt auch zum Schlafen die Augen zu:
Doch kann er nicht ruh'n, doch hat er nicht Rast,
Es haben ihn finst're Mächte erfaßt.
Es hüllt sich der Himmel in dunkles Blau
Und Wolken durchziehen die Räume,
Es weht die Nachtluft so schmeichelnd und lau,
Sie wieget die Blumen in Träume.
Wie stolz auch die Rose die Schwestern grüßt,
Schon hat sie der Zephyr heimlich geküßt;
Nachtigall hat sie verborgen belauscht
Und selbst sich am Quell der Sehnsucht berauscht.
Es schleicht wohl die Rache durch dunkle Nacht,
Vom bergenden Zittig umhüllet —
Hat sie oft ihr düsteres Werk vollbracht,
Den Durst sich mit Blute gestillet.
Doch sieht man die Sterne bei Tage nicht —
Und Nachts nur schimmert ihr glänzendes Licht.
Es erblaßt oft ein Glück beim Tagesstrahl:
Doch die Nacht verschönert es tausend Mal.

Amalie Krafft.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

In Goethe's Hause sieht es wüst und widerwärtig aus; die Penaten scheinen zu trauern in Sack und Asche. Das kleine Arbeitszimmer mit den derben, schlichten Möbeln, die den frankfurter Bürgersohn in Goethe's Dasein bezeichneten und festhielten, steht noch in harmloser Einfalt da; die Besuchzimmer mögen auch dieselben sein, wie zu Lebzeiten des weimarischen Ministers; aber das Atrium ist beschmuzt, ein salopper Geist scheint über die Stufen der großen Steintreppe auf- und abzufahren. In den Nischen sitzt Spinnegewebe, die Wände entbehren der vom Alten so gepflegten zierlichen Reinlichkeit, und auf den großen weißen Hund, der wie ein treuer Wächter das Asyl comfortabler Sauberkeit behütete, hat eine schlechte Lampe ihren öligten Schmuz geträufelt. Will man so der kühlen, aber heitern Plastik Goethe'scher Behäbigkeit einen romantischen Beigeschmack geben?

In Schiller's Hause sieht es wohnlicher aus. Schon sein Aeußeres machte einen wohlthuenderen, wenn auch ruhenden Eindruck auf mich. Nicht so stolz mit der breiten Brust herausgekehrt wie das Goethe'sche Gebäude, steht es bescheiden da, etwas versteckt im Erdreich mit seinem Fuße, mit dem verhältnißmäßig schweren Obertheil und dem Dache herüberhängend, wie sich Schiller's hohe, gedankenschwere Stirn auf seine Brust zu neigen gewohnt war. Die grünen Jalousien geben dem Blicke ein ahnendes Ver-

Digitized by Google

langen, in das Innere dieſer großen Arbeitsſtätte zu dringen. Eine hölzerne Treppe, nichts weniger als elegant, führt in den erſten Stock, wo Schiller's Familie bequem und nahe wohnte; noch einige Treppenabſätze höher und man betritt des Dichters eigene Zimmer. Der jetzige Beſitzer des Hauſes, ein freundlicher lieber Alter mit runder Stirn und vollem Geſicht, geleitete uns ſelbſt hinauf, mit geſchäftiger Zunge und mit bewegtem Herzen die Einzelnheiten der frühern Einrichtung erläuternd. Ich hätte ihn küſſen mögen für die Pietät, die aus ſeinen Augen ſtrahlte, wenn er von Schiller ſprach, dieſem betenden Prieſter der Kamönen, der mit Händeringen ſeinem heiligen Geſchäfte oblag. In der ſchmalen Kammer ſtand noch die Bettſtelle, auf welcher der Dichter ruhte. „Nur hatte ſie keine Füße," ſagte der gute Herr, „ſie lag platt mit dem Rumpf am Boden." Schiller liebte es nicht, ins Bett zu ſteigen, er ſtreckte ſich nur ſo hin, wohl wiſſend, daß ſeines Bleibens auch in der Nacht nicht immer lange war. Im Traume, oder wenn er wachend ruhte, fiel ihm oft ein Gedanke von Bedeutung ein, den er noch mit der Wirkſamkeit der friſchen Empfängniß zu Papiere bringen mußte. Jede ſtarke Körperbewegung verſcheuchte ihm aber den Gedanken, den ihm die Muſe wie einen leiſen Nachtkuß auf die Stirn gehaucht. Er ſchob ſich vom niedrigen Lager ſanft in die Höhe; Licht und Material waren nahe bei der Hand, und wenn das Geheimniß dem Griffel anvertraut war, bog er ſich wieder ſtill zurück auf ſein Ruhebett. Am Morgen ſtand es dann da, wie ein rieſenhafter Traumgedanke aus einer dem Leben entzogenen Welt des Ideals, und er machte ſich an das mühſame Geſchäft, gleich in die nächſte Arbeit, die ihm oblag, die der Nacht abgelauſchte Offenbarung irgendwo und wie einzupaſſen. Daher in ſeinen Dramen die manchelei metaphyſiſchen Einſchiebſel einer überwachen Geiſtesregung. Und das ungeahnet, wie eine Gabe der Götter Empfangene mußte auch gleich zur Erſcheinung gebracht werden. Rang er nun am hellen lichten Tage damit, den überſchwänglichen Gedanken einem menſchlichen Verhältniß einzuverleiben, ſo entſtand dadurch jener Zwieſpalt zwiſchen Form und Gehalt, den die pomphaft verbrämende Diction nicht immer glücklich verdeckte. Schiller mußte alles erringen und erzwingen. Es waren nur ſeltne Momente, wo ihn beim Dichten der idylliſche Frieden eines ruhigen Erzießens überſchlich. Und was wie der Toggenburg, der Wilhelm Tell, in klaeſter Einfachheit empfangen und hingeſtellt zu ſein ſcheint, unterlag oft am meiſten ſchmerzvollen Umarbeitungen. Er hat immer mit Qualen geboren wie ein Weib, und doch ſonſt nichts von der Natur des Weibes verſtanden. Nie hat er eine Geburt ſtill in ſich walten laſſen, wie eine Mutter ihr Liebſtes unter dem Herzen trägt. Mit den Stoffen, auf die er ſtieß, ſchlug er ſich mächtig herum, er mußte alles erobern. Aus dieſem Ringen erklären ſich die göttlichen Tugenden und die dichteriſchen Schwächen ſeiner Werke; dieſen Kämpfen unterlag ſo früh ſein hoher Geiſt.

„An dieſer Bettſtelle des großen Dichters," ſagte der freundliche Herr, „habe ich mir nun Füße anſchrauben laſſen. Uns kleinen Sterblichen thun vier Füße zum Halt oft recht Noth."

„Ja wohl, ja wohl," ſagte ich etwas confus, „uns kleinen Sterblichen thut ein Standpunct auf allen Vieren oft recht Noth, ſonſt halten wir es nicht lange aus in dieſer ſchlechten Welt."

Der Mann glaubte, ich hätte einen Scherz gemacht, und äußerte lächelnd, es wäre ihm lieb, einen heitern Menſchen in mir kennen gelernt zu haben, der doch zugleich ſo viel Pietät habe für den edelſten aller Dichter. Andere kämen und begafften das Ding und gingen ſtumm ab oder ſagten: es iſt doch ſchade um den großen Schiller! — Man ſpielt vor den Reliquien großer Männer, ſagte ich, immer eine ſchlechte Rolle, man mag ſich ſtellen, wie man will.

Der gefällige Weimaraner erzählte uns ſein erſtes perſönliches Zuſammentreffen mit Schiller. Es war in einem ländlichen Wirthshauſe nahe bei Dresden. Schiller, damals Profeſſor in Jena, hatte dem längſt gehegten Wunſche Raum gegeben, einige Tage der Ferienzeit in Dresden zuzubringen. — In einem Winkel des Gaſtzimmers ſaß eine hohe magere Geſtalt, das bleiche Geſicht mit der königlich leuchtenden Stirn der Umgebung abgewendet, das große ſtillbrennende Auge dem Fenſter zugekehrt. Der Fremde ſchien, indem er da war, nicht gegenwärtig zu ſein nach Zeit und Ort. Niemand kannte ihn, er ſaß ruhig und mochte auf Erfriſchungen warten, obwohl er nichts beſtellt hatte. Hohe Reitſtiefeln und Sporen, die er trug, ließen vermuthen, der Fremde ſei zu Pferde gekommen, obwohl die Knechte im Hauſe von einem Pferde nichts wußten. Das Geſpräch drehte ſich um die Erzählung eines Hinzugekommenen, der ſo eben auf der Landſtraße ein herrenloſes Reitpferd aufgefangen hatte. Der Hinzugekommene war eben der freundliche Mann aus Weimar. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über den verunglückten Reiter des flüchtigen Gauls. „Es wird das meinige ſein," ſagte der Fremde, und ſein blaſſes Geſicht überflog eine leiſe Röthe, mehr

Digitized by Google

aus unfreiwilliger Anstrengung, am Gespräche Theil zu nehmen, als aus Scham, seine pitoyable Ritterlichkeit einzugestehen. Schiller hatte sein ungezogenes Roß nicht bändigen können; ich weiß nicht, ob er abgeworfen oder abgestiegen und hatte das widerspenstige Thier laufen lassen, um mit der Reitgerte in der Hand den nahen Gasthof zu Fuß zu erreichen. „Es lachte Niemand!" betheuerte der Erzähler mit erhobenem Pathos, „die stille, aber mächtige Gewalt, welche der Anblick dieses höhern Menschen einflößte, bannte zu sehr die Gemüther!" —

Das große Zimmer, in welchem Schiller zu arbeiten pflegte, — ein Eckzimmer, nach beiden Seiten mit Fenstern, — ist nach dem Bedürfnisse des jetzigen Gebrauchs sehr verändert. Der Besitzer des Hauses bestimmte es für zufällige und unvorhergesehene Besuche. Dies war gerade der Fall, als wir es betraten. Weiblicher Putz von dürftiger Art lag hier und da zerstreut, ein Reisebündel war aufgeschnürt. Vom Sopha erhob sich eine nicht mehr ganz junge Frauensperson von betrübtem Aussehen und bekümmerter Miene. Es war eine weitläuftige Verwandte des Hausherrn, eine Schauspielerin, die einer kleinen Erbschaft wegen nach Weimar gekommen war, vielleicht auch ein Engagement dort suchte. Lieber Himmel! an dem Orte, wo Schiller's Genius die Grundpfeiler einer deutschen Nationalbühne schuf, — eine arme Komödiantin!

Von den Lebenden in Weimar gilt wohl der würdige Stephan Schütze für die interessanteste geistige Person. Es wollte mir scheinen, als wenn der Freiherr v. Biedenfeld, als geistige Person genommen, und mit seiner polemischen „Geschichte der Mönchsorden," an welcher er gegenwärtig arbeitet, nicht recht hineingehört in die Idylle des weimarischen Lebens. Auch hat dieser Literat nicht permanent in Weimar seine Wohnung aufgeschlagen. Ich glaube, er gehört in eine große Stadt, und Weimar ist mehr ein großes Dorf mit einem fürstlichen Schlosse und prächtiger kaiserlicher Hofhaltung. Man lebt dort entweder bei Hofe oder auf dem Lande. Der Freiherr v. Steenberg weilt nur ab und zu, obgleich er, als geborner Ausländer, eine willkommene Erscheinung ist, und Geist und Gemüth sich genugsam in ihm vereinigen, um sich die angenehme Täuschung aufrecht zu erhalten, es gäbe am weimarischen Parnaß noch dann und wann ein Spätgewächs. Stephan Schütze ist der stille Wächter des literarischen Weimars, der die großen Todten behütet, obwohl er zu ihrem Bilde Züge liefern könnte, die einen wesentlichen Beitrag zu seiner „Theorie des Komischen" abgeben möchten. Er hat Pietät genug, um das zu dürfen, ist Greis genug, um über das Hinfällige irdischer Persönlichkeiten erbauliche Betrachtungen anzustellen. Am Hofe und an der Liedertafel, in gelehrten und geselligen Cirkeln, überall sieht man ihn gern, diesen stillen Beobachter menschlicher Dinge, diesen naiven Denker und sanften Humoristen. Daß ihn ein größeres Publicum gern sieht oder liest, dazu gehört blos eine Zusammenstellung seiner mannichfachen Schriften. Seine ernsten Blicke in das Komische müßten ihn der Jetztwelt werther machen; an seinen Lustspielen könnte man vielleicht lernen, warum Deutschland kein komisches Theater duldete; seine „abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad" und sein „unsichtbarer Prinz", einer der besten deutschen Romane, erschienen in Zeitläuften, wo die Nation mit dem Wandel des äußern Geschicks zu beschäftigt war, um auf naiven Humor zu merken. Zur Theorie des Komischen sammelt Stephan Schütze noch immer praktische Belege. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Bremen. (Fortsetz.)

[Neue Bauten und alte Orthodoxie.]

Da der hübsche Wall schon fast ganz mit geschmackvollen Wohnungen besetzt und verziert ist, so baut man jetzt viele neue Häuser gegenüber an der Kontrescarpe, die von den Ungebildeten gewöhnlich die Konterschaft genannt wird! Unter diesen neu errichteten Gebäuden in reizender Umgebung von Bäumen, Wiesen und Blumen ist auch die neu gegründete weibliche Turnanstalt, da man von dem richtigen Grundsatz ausging, daß auch für die Gesundheit junger Frauenzimmer die gymnastischen Uebungen und die Ausbildung des Körpers von den heilsamsten Folgen sein müsse, was sich schon vielfach bewährt hat. Insbesondere ist bei unserem rauhen, durch die Ausdünstung der Flüsse und Meergewässer sehr feuchten und ungesunden Klima, wo wir meistens nur drei trockne aber erträgliche Monate im Sommer haben, die Stählung des Körpers und Abhärtung der Nerven gegen den empfindlichen Einfluß der Atmosphäre dringend zu empfehlen und beim weiblichen Geschlecht auch deshalb, weil davon die Gesundheit und Körperstärke der Nachkommenschaft abhängt, die dem Staat nicht gleichgültig sein kann. Ausländer und besonders Oberländer vom Gebirge pflegen zu bemerken, daß sie beim Aufenthalt in Bremen sehr häufig die Wiederholung der Redensart gehört hätten: Ich bedaure, ich bin heute sehr erkältet; was mit der Antwort erwiedert wird: Ach, nehmen Sie es doch nicht übel, ich bin gleichfalls wegen Erkältung heute verhindert. In Berlin sind solche Verhinderungen wegen Erkältung ebenfalls täglich zu hören und gehören wirklich schon zur Tagesordnung, denn das berliner Klima taugt bekanntlich so wenig, wie das nebelichte in Holland, Seeland, London und andern Küstengegenden an der Nordsee und Ostsee. — Ein recht zierliches Gebäude ist der neue Bazar des Kaufmanns Hen. Bokelmann am Markt geworden, worin eine Ausstellung von den schönsten und neuesten Galanteriewaaren die Aufmerksamkeit anzieht und auch denjenigen, die gerade nicht zu kaufen gesonnen sind, täglich von Morgens bis Abends zur freien Besichtigung offen steht, wie die desfallsige Ankündigung in hiesigen Blättern sehr gefällig angedeutet hat. Hier ist auch zugleich ein Durchgang nach anderen entlegenen Straßen, wo-

durch man Umwege vermeidet und Zeit spart, und wodurch zugleich diese Ausstellung der Kunstsachen bekannter wird, also ein doppelter Vortheil zu erreichen ist. Der verdienstvolle Baumeister hat dies sehr zweckmäßig einzurichten und mit den Forderungen des guten Geschmacks zu verbinden gewußt. Früher war der sogenannte alte Bazar des nämlichen Kaufmanns auf dem unteren Raum des hiesigen Rathauses, wo ebenfalls ein Durchgang dem Publicum die Ansicht der ausgelegten Kunstwaaren bequem darbot und dem Eigenthümer den Verkauf erleichterte, wo jetzt eine Veränderung vorgenommen wird. Der freie Platz vor dem prächtige Dom ist gegenwärtig einer der schönsten im nördlichen Deutschland, nicht durch moderne, sondern durch alterthümliche Werke der Baukunst und Bildhauerei. Dem Dom gegenüber prangt nämlich die antike steinerne hohe Rolandssäule wie ein Kolok, und dem gothischen Rathhause gegenüber prangt der alte Schutting oder das hohe Kaufhaus und mehr zur Seite der neue Bazar, der freilich modern ist. Bisher war der Dom noch durch ein altes häßliches Wohnhaus an der Seite entstellt; dies ist nun auch weggebrochen und dadurch die Fronte nebst der Seitenwand des Doms völlig rein und frei geworden, so wie es die Absicht des Erbauers war. Diese Kirche steht nun ziemlich entblößt von störenden Anhängseln da und gewährt dem Auge des Kunstforschers einen erhebenden Anblick. Die Gebäude an der Südseite des Doms lassen sich nicht abbrechen, weil hier einmal eine ganze Straße steht. Das ehemalige, sehr baufällig gewordene Johanniskloster an der sogenannten Tiefer, wo vormals eine Irrenanstalt bestand, ist nun ebenfalls theilweise abgebrochen und dadurch eine öde, düstre, gar nicht erbauliche Baulichkeit, die zuweilen an Dante's Hölle erinnerte, verbannt und möglichst erheitert worden. Schade, daß die Willehadi- oder Hopfenkirche, die älteste aller bremischen Kirchen, völlig niedergerissen ist, ohne daß man Zeichnungen davon zurückbehalten hat, die für die Geschichte der hanseatischen Baukunst nicht ohne Interesse gewesen sein würden; die zweifachen Giebel des Kirchendache bestanden bloß aus rothen Ziegelsteinen, der Thurm aber aus Graustein oder Sandstein mit byzantinischer Verzierung. — Kommen nun auch noch die beabsichtigten Eisenbahnen bei Bremen zu Stande, so wird bald in baulicher Hinsicht wenig mehr zu wünschen sein, nur die vielen entstellenden Erker und Ausbaue an den Hauptstraßen sind noch sehr störend. In Hannover ist jetzt, dem Vernehmen zufolge, ein Eisenbahncongreß versammelt, wozu die Nachbarstaaten ihre Mitglieder abgesandt haben, von deren Berathungen jedoch das Resultat noch unbekannt und nur zu wünschen ist, daß solches für die freie Stadt Bremen möglichst günstig und vortheilhaft für dessen Handel ausfalle. Für den Verkehr des oberländischen Handels und der Reisenden besitzt man Erleichterung und Begünstigung durch Anlegung eines neuen Dampfschiffs zwischen Bremen und Preußisch-Minden. Es hat auch die Fahrt auf dem Weserstrom im Monat März gemacht, kam aber später in Bremen an, als es erwartet und versprochen war, scheint daher zu dem angewiesenen Zweck nicht brauchbar zu sein. Man glaubte, es könne schneller ankommen als der Eilwagen oder die Fahrpost von dort. Da nun dieses Dämpfer das Versprochene nicht leisten kann, so wird vielleicht das Project eingestellt werden müssen, es sei denn, daß man einen anderen stärkeren Steamer anschaffe, um die Fahrt rascher und in kürzerer Zeit zurückzulegen. Auch frühere Versuche mit Dampfschiffen auf der Oberweser sind wenig nach Wunsch ausgefallen und haben dem Verkehr nicht nützen können; immer gab es Hindernisse. Ein Zweig des überseeischen Handels hat sich übrigens gehoben, es ist der Tabakshandel. Da nämlich in Oestreich, Ungarn ꝛc. die Tabakserndte voriges Jahr mißrathen, vielleicht durch zu große und anhaltende Dürre, so kamen Handelsbeamte aus Oestreich, welche hier große Vorräthe und Niederlagen von Tabak aufkauften, nachdem sie in Hamburg und Holland, namentlich in Amsterdam, vergeblich nach bedeutenden Vorräthen sich umsahen, ein Beweis, daß der Handel mit diesem Artikel zwischen hier und Nordamerika zu den beträchtlichsten in Norddeutschland gehört. Das Unglück der Stadt Newyork mag aber auch auf die deutschen Handelsstädte und Seeplätze nachtheilig zurückgewirkt haben.

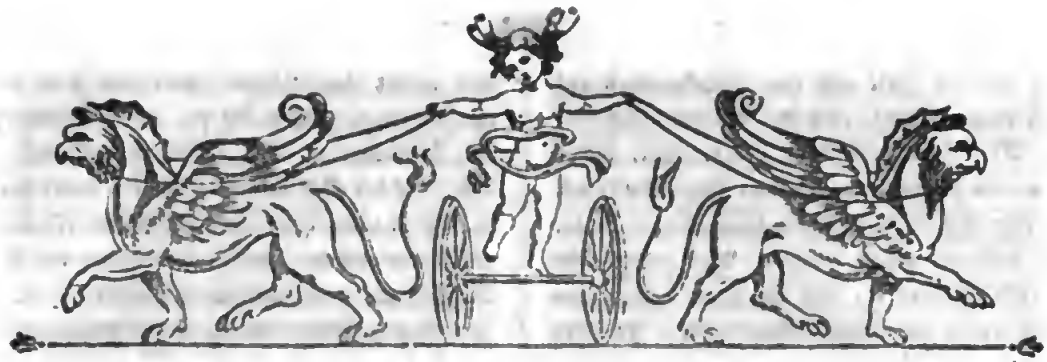
Die kirchliche Welt ist hier wieder in großer Bewegung, da sie in Gefahr steht, einen ihrer verehrten Lehrer zu verlieren. Der vor einigen Jahren erst aus Hamburg berufene Hr. Prediger Bekel wird vielleicht von seiner geliebten Ansgariigemeinde scheiden und als Generalsuperintendent nach Oldenburg abgehen, wohin er bereits eine Besuchsreise gemacht hat, um das Local zu besichtigen, welches nicht ganz günstig gelegen zu sein scheint. Die Sache ist noch nicht völlig entschieden, ob unser wackrer Redner bleibt oder nicht; seinen feurigen und schönen Reden strömt die Menge noch zahlreich zu. Unterdessen bespricht man sich schon eifrig, angelegentlich und sehr wichtig über die muthmaßlich bevorstehende Predigerwahl in der St. Ansgarikirche, ein für viele Personen, wie immer, höchst bedeutendes und folgenreiches Ereigniß, welches hier alle Gemüther lebhaft zu beschäftigen pflegt, während man es anderswo sich weniger zu Herzen nimmt. Möchte doch diese Begebenheit nur erst ruhig vorübergegangen sein. Schon wieder Streit und Kampf der Meinungen! Die Federn regen sich schon wieder, die Blätter rühren sich stark, man frißt die Waffen, es kommen gar beißende Sachen gegen Frommeiei und Mysticismus in Druck; das ist unsere alte Krankheit, daran laboriren wir schon lange. Aber nun antworten dagegen die Frommen und Orthodoxen und wollen von diesem vorgeblichen Krebsschaden nichts wissen, es sei alles nur Erdichtung und Uebertreibung. Nun bilden sich Parteien für und wider, die Kirchenfreunde berathen sich in und außer den Conventikeln über den wichtigen Fall, der in dieser Art bis jetzt noch nicht vorgekommen sei. Bereits sind zwei Streitschriften im Druck erschienen, oder wenigstens doch Gelegenheitsschriften, die man namhaften Theologen als Verfassern zuschreiben will; nun streitet man wieder über die Wahrscheinlichkeit des Verfassers, anstatt über die Sache selbst. Mißverständnisse sollen noch überdies wegen Examen, Kinderlehre u. dgl. vorgefallen sein, wodurch neuer Brennstoff auf den Zunder fallen würde, wenn die Vernunft und die Behörde nicht Einhalt thut. Die Behörden haben sich neulich fest und kräftig erklärt und besonders gegen geistlich fanatisches Unwesen ernste Maßregeln ergriffen. (D. F. f.)

Notiz.

[Alexandre Dumas.]

Dumas ist seinem Aeußern nach, Lewald's Beschreibung zufolge, ein sehr großer, starker Mann, ein ausdrucksvolles, mulattenfarbiges, gelbes Gesicht mit Wollhaaren wie die eines Negers. Er war in seiner Jugend beim Herzoge von Orleans angestellt, bis er, dem ungebundenen Literaten-Leben angehörend, Victor Hugo's Nebenbuhler zu werden anfing. Er führt ein bewegtes Leben, er macht Reisen, Aufwand, lebt in der Gesellschaft, hat Abenteuer, Liebschaften, Duelle. Auch darin ist er ganz das Gegentheil von dem ruhig bewegten Hugo, der sich als Jüngling verliebte, diese Neigung zu seiner Frau machte und nun von ihr schon ein halbes Dutzend Kinder zum Geschenk erhielt.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 131. — den 7. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

Von den Lebenden noch einmal zu den Todten in Weimar zurück! In der schönen großherzoglichen Gruft ruhen Schiller's und Goethe's Gebeine. Man steigt, ist man die Treppe hinab, die zum untern Gewölbe führt, eine kleine Leiter hinan und guckt durch ein Gitterfenster der verschlossenen Thür in den dunklen Todtenraum, wo die Särge stehen. Der Führer, ein Wächter, der vorn am Eingange des Gartens wohnt, ist als einsylbiger Cicerone wider Willen ein getreues Organ der Volksstimmung. „Hier vorn," sagte der gute Mann, „das ist der große Schriftsteller Schiller, dort neben ihm ruhen der berühmte Herr Geheimderath von Goethe." Wie man dort zu Lande den Namen Schiller ausspricht (es klingt gedehnt wie Schibler), so liegt darin das ganze Gewicht einer ehrenden Liebe; Goethe'n aber gibt man seinen Adel und seinen „Herrn Geheimderath" respectvoll mit auf den Weg.

Wieland's Grab in Osmannstädt habe ich nicht besucht, wohl aber fiel mir Herder's Denkstein in der Hauptkirche schwer aufs Herz. Der glückliche Wieland! Er hat des lachenden Glücks genug gehabt im Leben und nun liegt er auch noch im Tode unter blühendem Buschwerk, wo Vögel locken und lieben. Ich will nicht sagen, daß Wieland's Leben ohne Mühsal und Arbeit war, von der Sorge literarischen Erwerbes sprechen seine Briefe an Merck genugsam; aber die Arbeit trieb er wie eine vergnügliche Lust, er schäkerte es sich zusammen. Glücklich ist, wer sich und seinem Naturell Genüge thut, sei's im ernsten Schaffen oder im Genießen. Herder's Wesen aber war nicht nach allen Seiten hin erschöpft. Er fühlte das Beklemmende seines Priesterrockes, den er über seinen freien Menschen gestülpt hatte. Er trug die faltigen Gewänder mit Anstand, mit hoher Würde, aber nicht zum eigenen Behagen. Ein buntbewegtes, farbenreiches Blüthenleben erschloß für viele andere jüngere Geister um ihn her auch die freie Sinnlichkeit zu menschlichem Genuß, Fürsten und Dichter schwelgten in aller Fülle, die der Kuß des Augenblicks gewährte, und Herder, ein voller Dichter, ein ganzer Mensch, zog die schwarze Hülle immer enger um seine Glieder; ein Hoherpriester, mußte er kalt thun, wo warmes Leben wogte, sich abschließen und langsam verhärten. Der geniale Wolfgang trieb sein Wesen, daß selbst Wieland, der lächelnde Myrtill, sich kopfschüttelnd verkroch. Herder blickte wie eine gothische Warte einsam und verlassen auf den üppigen Wuchs des jugendlichen Lebens. Das Bewußtsein eines nur halb erfüllten Daseins verließ ihn selbst in der Todesstunde nicht; er starb an sich irre, während es andern, weniger Edlen, gestattet war, ruhig zu entschlafen. Seines Hoherpriesteramtes eingedenk, hat man ihm in der Kirche den Denkstein gesetzt, aber seinem Wahlspruche zu Folge, der auf der metallenen Platte steht, hätte man ihn unter blühenden Myrthen und Rosen beerdigen müssen, damit sein

Digitized by Google

großes Herz, das der Welt und den Offenbarungen des Geistes in ihr entgegenschlug, noch im Tode ein stilles Genüge fände. Sein Wahlspruch war: Leben, Liebe, Licht!

Auf dem alten Kirchhofe in Weimar liegt Musäus. Auch ein Theolog, mit dessen Amt der Wahlspruch: Leben, Liebe, Licht! nicht gut passen wollte. Aber beides löste sich in ihm früh auseinander, und aus einem verdorbenen Manne Gottes wurde ein witziger Schriftsteller. In Jena war er geboren, in Eisenach wurde er Candidat. Aber Pfarrer konnte er nicht werden; die Bauern widersetzten sich seiner Wahl, denn sie hatten ihn tanzen sehen. Diese banausische Empfindsamkeit der deutschen Bauern und bäurischen Deutschen, wie liebe ich sie! Wie verdanken ihr einen satyrischen Menschen mehr, denn dem gutmüthigen Candidaten blieb nun nichts weiter übrig, als ein satyrischer Mensch zu sein. Es war keine Bosheit in dem guten Musäus, alles blieb pure Einfalt und Menschenliebe, aber er hatte doch nun etwas zu belächeln, und da man ihm kein Brot gab, wovon er leben konnte, so lebte er nun von seinem Lächeln. Er lächelte über die Sentimentalitäten seiner lieben Deutschen in seinem „Grandison dem Zweiten", und geißelte in den „physiognomischen Reisen" die Dummheiten der deutschen Speculation auf dem Felde der Lavater'schen Forschungen. Dabei blieb er seinem Volke treu, dachte und schrieb für sein Volk. Seine Mährchen machten ihn zu einem der liebenswürdigsten Volksschriftsteller. Später wurde er in Weimar Pagenhofmeister und Gymnasialprofessor, und sobald er ein gemachter Mann war, ging sein Witz zu Ende; ein gemachter Mann muß eine faltige Stirn haben und darf nicht allezeit lächeln. Es ist sehr gut, ein gemachter Mann zu sein, allein es ist doch noch weit besser, keiner zu sein und immerfort lächeln zu dürfen bis an sein seliges Ende. Es kann einer lächeln und immer lächeln und doch ein sehr ernster Mann sein, und es kann einer eine allezeit ernste Miene machen und doch ein Narr bleiben sein Lebelang.

Nicht weit von Musäus liegt Lucas Müller, nach seinem Geburtsorte bei Hildburghausen Cranach genannt. Ganz Thüringen ist voll von Werken dieses Malers, auch in Eisleben, Nordhausen, bis nach Sachsen tief hinein, in Naumburg und Wittenberg, findet man Altarblätter von Cranach. Man zählt 400 Gemälde, 300 Holzschnitte von seiner Hand, von Luther existieren allein 45 Bildnisse, die Lucas Cranach malte. Ich weiß nicht, ist es Zufall oder Absicht, daß die Inschrift auf seinem Grabe ihn den schnellsten, nicht den berühmten Maler nennt, aber es steht in der That pictor celerrimus statt celeberrimus dort zu lesen. Man hat an seinen Gemälden Anatomie und Perspective vermißt. Beides liegt sehr im Argen bei ihm, wie bei allen deutschen Malern seiner Zeit, während in Italien schon durch Leonardo da Vinci's und Michelangelo's anatomische Studien die Gesetze der Rundung und Verschiebung wissenschaftlich begründet waren. Aber nach Italien ging Cranach nicht, er war Lutheraner, er mochte und konnte nicht schwärmen. Nur nach den Niederlanden ging er, und vollendete dort die hausbackene Spießbürgerlichkeit seiner Manier. Der dauernde Glanz seines Colorits kann ihm nicht allzu hoch angerechnet werden, denn dies — abwohl den jetzigen Malern wieder ein Geheimniß *) — war Gemeingut seiner Zeit. Die Porträits, die er malte, sind in ihrer handfesten Treue höchst merkwürdig und vortrefflich; ruhige Gesichtszüge malte er beinahe schön, aber alle Leidenschaft wurde unter seinem Pinsel widrige Verzerrung, nicht aus Uebermaß, sondern aus Mangel an Phantasie. Wie soll nun aber eine Maria, ein Gottmensch aufgefaßt werden ohne Leidenschaft der entzückten Phantasie? Cranach war der Maler des Lutherthums; deshalb ist er poesielos, ohne katholische Gluth der Seele, ohne mystische Weihe religiöser Empfängniß. Alles freilich ist sehr gut gemeint bei ihm, aber haarköpfig erfunden, ehrlich, aber ohne Begeisterung ausgeführt. Was kann der Nüchternheit seiner Intention auf dem Altarblatte in Weimar gleichkommen! Ein Strom von Blut ergießt sich in rothen, dicken Streifen aus dem Herzen des Heilandes auf die Stirn des Mörders, der im Vordergrunde steht. Noah sah einen Regenbogen und der Regenbogen galt ihm für ein Symbol, daß Himmel und Erde sich küssen, wo ein frommes Auge seinen Schöpfer grüßt. Das ist ein poetischer Gedanke aus der Religion des alten Testamentes. Aber der blutige Regenbogen auf Cranach's Bilde sieht aus wie die zerschnittene Aderlaßbinde eines miserablen Feldscheers, der dem Herrn die Wunde nicht heilen kann. Daß doch die prosaische Nüchternheit lästern muß, sie weiß nicht wie! Der Maler des Lutherthums konnte von der Mystik nicht lassen, aber sie ward ihm unter den Händen zur Trivialität. Und Luther selbst, dieser Mann, der den Aberglauben seines Jahrhunderts zerstörte, dieser Mann mit dem klugen Blicke, mit der weltverbrennenden Kraft seines Wortes, — sah den Teufel an der Wand spioniren und warf ihm das Tintenfaß an den

*) In Cöln sah ich vor kurzem Bendemann's „weinende Juden vor Babylon" wieder. Die Farben der Gewänder sind in einem Zeitraume von zwei bis drei Jahren bereits gebleicht.

Digitized by Google

Kopf. Gehet nur hin und sehet den schwarzen Fuß an der Wand, man muß das sehen, um es zu glauben, und wenn man es sieht, glaubt man es doch noch nicht. Dies aber mag feststehen, daß das Lutherthum die Mystik aus der menschlichen Seele nicht ausgerottet, sondern ihre Poesie nur prosaisirt hat. Die Künste konnten den Tendenzen Luther's nicht nachkommen, obschon die Lutherischen Fürsten damaligen Zeit sich etwas zu Gute darauf thaten, an ihren Höfen an Cranach auch einen großen Maler zu haben. Die Bedeutsamkeit des Lutherthums lag nur in der Gewalt des klugen Gedankens, der sich hinter der frischen Freudigkeit eines starkmüthigen Gottvertrauens verschanzt hielt. In der Polemik wurde Luther genial, in der Opposition gegen eine Welt voll List, Trug, Aberwitz und Finsterniß schärfte sich das Schwert seiner Rede, das wie Simsons Kinnbacken niederschmetterte. Ein Mönch gegen eine Welt! Bedenkt man dies, so fühlt man die welthistorische Größe des Mannes. Betreten wir die dürftige Klause auf der Wartburg: — in diesem Aufenthalte möglichster Armseligkeit, auf kaltem Estrich, zwischen ekten Mauern, beschränkt und niedergedrückt, — hier übersetzte er die Bibel, oder schuf sie neu und gab sie der staunenden Menschheit: dann überwältigt uns eine tiefe Rührung, eine innige Ehrfurcht. Aber wenn wir erwägen, daß die Künste, die Musen und Grazien, ihm auf die Dachstube folgen wollten, um sich zu seinen Füßen auf dem elenden Mammuthsknochen, der in dem Winkel liegt, niederzulassen, so müssen wir die Thörinnen belächeln, die vor lauter Gutmüthigkeit so abmagerten und so hölzern wurden, wie die Beingerippe des guten Lucas Cranach. — Als Menschen gereichte es diesem Maler des Lutherthums zur Ehre, daß er blieb, was er seiner Gesinnung nach war. Karl der Fünfte lud ihn mehrmals zu sich an seinen Hof, allein er blieb Bürgermeister von Wittenberg und ging später nach Weimar, wo er auch starb.

Adieu, Dina! ich kann wohl sagen gute Nacht, denn nicht anders, weiß ich, als kurz vor Schlafengehen lesen Sie meine Zeilen. Ich bin mit dem Protestantismus und Katholicismus fertig, ich sehe die Endfäden beider Confessionen völlig abgewickelt vor mir liegen; man knüpfe sie zusammen, so hat die Religion der Liebe ein neues Band.

Mein Brief ist ellenlang geworden. Er hat mir nichts genutzt und ihnen nichts. Man sagt, die Religion sei Liebe, und doch hat sich die Religiosität der Menschen nur immer im Haß und Gegensatz zu einander entwickelt. Und von der Liebe sagt man, sie vereinige die Menschen. Warum sind Sie mir, Dina, denn so weltweit entrückt, seitdem ich Sie liebe? Kann mein protestantischer Kopf sich Ihr katholisches Herz nie ganz zu eigen machen? O, so komm denn nur, wenn ich lebensatt und ermüdet mein Haupt zurücklehnen möchte in ewigen Todesschatten, komm, wie Du mir verheißen hast, und neige wie ein Hollunderbaum mit Deinen blonden Locken Dich über meine Schläfe. Ich bin sehr einsam am Tage mitten unter den zerrissenen Lebensfäden, einsam, weil meine Morgensterne mich belegen. Ach, lüg' Du mir nicht, sanfter Stern meiner Abendgedanken! Ich möchte nicht gern allein sein, wenn es Abend wird. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Bremen. (Fortsetz.)

[Journalistik.]

— Noch ist hier zu erwähnen, daß die hiesige Verfassungscommission wieder stark von der Bürgerschaft, besonders vom Collegium der Aelterleute, angetrieben wurde, ihre Arbeiten fortzusetzen und zu einem erwünschten Schluß zu führen. Bereits vor vielen Jahren wurde diese Commission niedergesetzt, schon bald nach 1813 oder 14, um unsere Verfassung zu revidiren und deren Mängel zu verbessern. Einiges ist zwar verbessert, aber Vieles auch nicht, weil einige Mitglieder häufig abwesend waren und daher in langer Zeit keine Versammlungen Statt fanden, so daß das Werk einzuschlummern schien. Daher der dringende Wunsch der Bürgerschaft zur Erneuerung. Doch verlangte man von oben herab ein kategorisches Ja oder Nein von der Bürgerschaft, in Hinsicht der Grundsätze, welche sie dabei zu befolgen gedenke. Dadurch scheinen jetzt Einige etwas eingeschüchtert zu sein und die Fortsetzung der Arbeiten wird nun wohl ganz unterbleiben, da die gewünschte Eintracht oder der Einklang in den so verschiedenartigen Ansichten der Mitglieder von der liberalen zur loyalen Seite herüber und hinüber schwankt. Die Projecte zu Verbesserungen im Sinne der Volkspartei werden denn also wohl in forcirten Tagemärschen ihren Rückzug antreten, wenn sie nicht anders woher Succurs bekommen.

Unterdessen befaßt man sich hier viel mit Aesthetik, Kunst und Literatur. Diese grünen und blühen hier außerordentlich. Obenan steht das Unterhaltungsblatt, welches alle Gegner zu vernichten droht (Auflage — 6000 Exemplare! wie wir hören, wenn nicht ein Paar Nullen zu viel sind!), und mit ihm wetteifert der Kirchenbote in starken und kriegerischen Anstalten. Beide stellen sich sehr gefährlich an, man mag sich wohl bewahren: jenes geht mehr offensiv, dieses mehr defensiv zu Werke, es geht meist auf Leben und Tod. Beide bearbeiten das Volk nach ihrer Weise, nämlich antipodisch, wenn auch nicht immer polemisch, und jedes hofft nächstens wirklich zu siegen oder doch den Platz zu behaupten. Jenes kümmere sich nicht um mercatische Zwecke, dieses dagegen thut nur zu viel, um christlichen Sinn zu wecken und in einseitigen Lehrsätzen Alles zu fesseln und zu bekehren. Es sind also die beiden Extreme, so daß der Kirchenbote als eine sehr heilsame Opposition oder besser als Gegengewicht gegen die vorlaute Preßfreimüthigkeit jenes andern dient. Mittelwege kennt man fast gar nicht mehr, und diese Blätter meinen: ei, wer wollte denn in unseren Zeiten noch wohl die langweilige Mittelstraße gehen? Dahin ist es gekommen, daß die Tugend der Mäßigung langweilig genannt wird. Damit wird ja auch kein Geld verdient, damit hebt sich ja kein Blatt über seine

Digitized by Google

Nachbaren! Doch eine Art von Mittelgang geht der ruhige „Bürgerfreund" mit seinen Romanen, Vorschlägen und zuweilen populairen Gedanken; er ist nicht so übertrieben freimüthig und offenherzig oder kühn wie jene; die Redaction ist gemäßigter und das Blatt daher beliebter, obgleich es jedem, auch dem gemeinen Mann offen steht, seinen Unsinn oder Unfug dahinein zu ergießen. Ueberhaupt scheint es, daß in den Hansestädten mehr als anderswo die öffentlichen Blätter dem gemeinen literärischen Pöbel geöffnet sind, und die Redactionen mögen ihm selten etwas abschlagen, vielleicht aus Besorgniß vor ihren zudringlichen Anmuthungen und unverschämten Ansprüchen, theils auch wohl aus zu großer Nachsicht und mißverstandener Menschenliebe gegen ihre Mitbürger, denen man, wie sie glauben, die Aufnahme ihrer Artikel doch nicht wohl verweigern könnt, um es nicht mit ihnen zu verderben. Das Geldverdienen steht hier oben an, diese Kunst geht über a es, mag es herkommen wo es will, das ist gleichviel, ob auf edlem oder unedlem Wege erworben. Wenn Einer nur recht reich wird, das ist genug, da hat er schon Bewunderer, und Keiner fragt nach dem Wie? und Woher? Hier ist Gold der Gott — ganz natürlich und erklärlich, weil in einer großen Handelsstadt der Reichthum blendet, je mehr er durch Zufall oder glückliche Handelsspeculationen nicht erzielt, sondern blos — geglückt ist, durch ein blindes Ungefähr, wobei nur selten ein Verdienst vorwaltet. Wer schnell reich geworden und in der Welle sitzt, wer das Geld so recht löffelweise verdient, der wird angestaunt und hochverehrt wie ein goldner Götze. Eben so ist es in Holland, eben so in Hamburg; besonders wer Amsterdam kennt, und die dortigen geldstolzen Handelsherren, die allem Gefühl kalt widerstehen, der findet in den Hansestädten bei jedem Schritt Alt-Holland wieder und eben so auch Alt-England. Nur daß zum Old England freilich doch noch etwas mehr gehört! Die Engländer haben wenigstens etwas mehr Nationalgefühl und mehr Nationaleinheit bei all ihrem Reichthum, und nicht so vielen Hang zu kleinlicher Rekerei, Stichelei und Tadelsucht, als man in deutschen Städten so häufig antrifft. Mancher wundert sich schon, wenn man nur ein Frauenzimmer schön findet; da muß sogleich Moral und Religion einschreiten. Wer nun aber gar mit ihr schön thun wollte oder sie spazieren führte, dem stehe der Himmel bei, die Ehrabschneider sind gleich bereit, ihn zu viertheilen, und die Geistlichen werden ihm sogleich die Hölle einheizen; die Freunde aber sind mit Stichelreden bereit und freigebig mit neckischem Spott ohne Rückhalt. Dies ist so ziemlich der Charakter aller nordischen Städte nach der Natur gezeichnet, wo denn jener Vers gilt:

Reichlich sind wir versehn mit vielen Vetter Micheln,
Die leider nichts verstehn, als immer nur zu stichseln.

Eben so wie im Leben, pflegt es dann auch in den öffentlichen Blättern herzugehen; diese haben, wie jene, aller Schonung und Freiheit entsagt, sie haben glücklich alle Scheu überwunden und pflegen nach ihren Gegnern immer nur mit Steinen zu werfen. Dies gilt aber durchaus nicht von den bremischen Blättern, diese gehören zu den besseren und lassen sich dergleichen niemals zu Schulden kommen. Höchstens konnte man etwa glauben, daß Einzelne ein Blatt für sich gleichsam in Beschlag nehmen und durch nachdrückliche Versprechungen oder Vorspiegelungen eine Redaction so für sich einzunehmen wissen, daß sie nur ihm allein Gehör gibt und sich nur unter seinen Einfluß stellt, sich ihm ganz hingibt, jedem andern Urtheil aber sich verschließt und entzieht. Dies ist eine Art von Monopolitren, wovon man viele Beispiele hat. Doch meistens ist es nicht auf lange Dauer; der Zauber pflegt bald in sein Nichts zu zerfließen, und die Charlatanerie liegt gewöhnlich bald allen Blicken klar und offen da, wie es so oft in französischen Blättern der Fall ist. So viel von Zeitschriften.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Deutsche Scheu vor Oeffentlichkeit.]

In den „geleckten Anzeigen" behauptet ein Recensent von „Knebel's Nachlaß", es sei ein Recht der Verstorbenen, daß man von ihren Briefen nichts drucken lasse, was sie nicht allenfalls auch selber hätten veröffentlichen mögen, und namentlich wird von Herder und seiner Frau gesagt, sie zeigten in ihren schroffen und nackten Urtheilen, wie deren jener Nachlaß enthält, sich ganz anders, als man sie sich vorzustellen gewohnt gewesen; nun aber sei es doch sehr unrecht, Jemanden, der immer in einer gewissen Würde und Haltung aufgetreten, nach seinem Tode ohne diese Würde und Haltung, das heißt: in seiner wahren Natur, erscheinen zu lassen! Bei dieser Behauptung hat man keinen Wolf oder Fuchs im Schafspelze zu wittern, sondern nur ein Philisterthier, das seinen Pelz mit allem Rechte trägt! Was das doch für eine Anmaßung ist, die Rechte der Todten nach willkürlichem Gutdünken festsetzen zu wollen! Und als ob ein Todter Rechte haben könnte, die schon dem Lebenden nicht zustehen! Das Recht des Lebens ist Prüfung und Urtheil, und dies Recht erstreckt sich im weitesten Umfang auf Lebende und Todte, auf Oeffentliches und Geheimes. Es soll alles an den Tag, der falsche Schein, wie die verkannte Tugend, das gebeime Gebrechen, wie das stille Verdienst! Das glauben wir wohl, dem erschlichenen Ansehen, der prunkenden Heuchelei, dem unwahren Ruhme, allen diesen gefiele es trefflich, durfte man sie nie antasten, müßte man ihre lügnerische Maske stets respectiren! Alle Lumpen und Schufte würden bei jedem noch so gerechten Tadel und bei jeder noch so gerechten Schilderung sogleich ausrufen: „Nein! so wollen wir nicht gezeichnet sein, so nicht aussehen!" und wie jener zum Fuchthaus mit Willkomm und Abschied Verurtheilte die teufelige Einrede machen: „Das ist mir zu viel, und verlang' ich lieber gar nichts!" 55.

[Goethe's Denkmal in England.]

Aus sicherer Quelle erfahren wir, daß Mrs. Jamesen, die sich so vielfach für deutsches Leben und deutsche Literatur interessirt und mehrere Jahre in Deutschland, zuletzt bei Frau v. Goethe in Weimar, gelebt hat, damit umgeht, in England ein Goethe-Denkmal zu veranlassen. Sie ist jetzt nach London zurückgekehrt und glaubt ihrem Ziele näher zu kommen. Es handelt sich um eine gute Summe Geldes. Sie hat nämlich viele deutsche Schriftstellerinnen aufgefordert, ihr kleine Productionen der Mußestunden zu übersenden, welche sie übersetzen und zu einem Büchlein zusammenstellen will. Aus dem Ertrage glaubt sie die Kosten für ein Monument bestreiten zu können. Von deutschen Frauen haben Fanny Tarnow und die Fürstin von Carolath bereits zu dem Werke beigesteuert. Die Fürstin Durchlaucht hat einige lyrische Gedichte dafür bestimmt.

[Grétry's Denkmal.]

Der Entwurf zu dem Denkmal, das die Lütticher ihrem Grétry setzen, ist bereits vollendet; auch der Platz ist in Lüttich schon bestimmt.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 132. — den 8. Julius 1836.

Redacteur: Dr. Z. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung).

4.

Cassel, den 18. Mai.

— — Die Hessen sind ein wackeres, tüchtiges Volk. Ihr Land ist arm, meistens ein rauhes Plateau; der Sinn der Bewohner etwas zäh, aber bieder und rüstig. Was jetzige Händel daran verderben, ist nicht abzusehen, aber den Kern des Volkes darf man nicht verkennen. Die Hessen waren mit ihren frühern Landgrafen eine der ersten und kräftigsten Stützen des Protestantismus; die Lust zum Protestiren hat nicht aufgehört, selbst wenn Ziel, Richtung und Augenmerk sich geändert haben. Sie gingen für ihre Fürsten blind ins Feuer; deshalb nannte man sie „die blinden Hessen," es war ein Ehrenname, kein Spott. Seitdem sie aber in America fechten mußten, hat diese Blindheit aufgehört, sie können sehen, und daß sie trotz ihrer Rauhheit auch gefühlvoll sind, beweist unter anderen die an Liebe gränzende Hochachtung, die man allgemein der Kurfürstin, einer Schwester des Königs von Preußen, schenkt. Der Kurfürst königl. Hoheit lebt abwechselnd in Hanau, Wiesbaden und Frankfurt am Main. Der Kurprinz-Regent hat in diesen Tagen nebst seiner Gemahlin die Wilhelmshöhe bezogen. Als Thronerben bezeichnet man einen der beiden Söhne des Landgrafen Friedrich, welche in österreichischen und dänischen Diensten stehen. Der Herrscher des Landes hat kaum 600,000 Einwohner, aber zum Troste für die dünne Bevölkerung eine Civilliste von 500,000 Thlrn.

Cassel hat das Eigenthümliche, die glänzende Hauptstadt eines armen Landes zu sein. Man findet hier in fast allen Verhältnissen ein kleines Abbild von der militairischen Eleganz der preußischen Residenz, ohne daß man sagen kann, der Reichthum der Einwohner oder das Bedürfniß des Staates erheische eine Nacheiferung dieser Art. Die Königsstraße, die obere Neustadt, erinnern in gleichem Grade an Berlin, wie die Uniformen der kurfürstlichen Garde. Die hiesigen Officiere lassen bei berliner Schneidern arbeiten. Ich würde von dieser Coquetterie nicht reden, wenn sie nicht die Beschäftigung und den Unterhaltungsstoff der Gesellschaft ausmachten. Als Kind interessirten mich hier die Zöpfe und Bärmützen der frühern kurfürstlichen Grenadiere; jetzt sehe ich die silbernen Litzen und die knappen Schöße der nach dem Muster des potsdamer Garderegiments zugeschnittenen Uniformen. Im Augarten, auf den Straßen, in den Gasthäusern, in den geselligen Cirkeln — überall militairische Etiquette, glänzender Firniß, stumme, kalte Pracht, vor der sich das Bürgerthum, der Kern des Nationallebens, verkriecht. Man spricht so viel von den Gefahren eines demoralisirenden Lebensgenusses, in dessen potenzirten Raffinerien große Fabrik- oder Handelsstädte ihre Erholung suchen. Allein über das Unglück solcher Städte, die an und für sich nur den Fond einer mäßigen Mittelstadt haben und gleichwohl den Anstrich einer glänzenden Residenz

erhielten, ließe sich auch ein Capitel machen. Hier ist Verflachung aller Gemüthsrichtungen, der Anblick eines verbrämten Elends, Verflüchtigung aller Interessen in blendenden Schein. Wenn in großen Handelsstädten der Uebermuth sich von den drückenden Lasten des Tages stürmisch und keck in schwelgerische Freuden stürzt, wenn die vom Dienst der Arbeit gelähmten Glieder sich plötzlich fesselloß zeigen, um die Lust zu erhaschen, wenn das schnell erworbene Lebensglück am geünen Tische eben so schnell in Verzweiflung endet: so erweckt das alles noch kein beklemmendes Gefühl, ich sehe die tausend Strömungen eines immer bewegten, nie versiegenden Lebens, mein Blick stößt bei so viel Quellendrang von allen Seiten auf keine leere, öde Stelle. Was dann von solchen Orten großartiger Handelsthätigkeit, bei der furchtbaren Schnelle im Wandel der Dinge, die Miene physischee und moralischer Verzweiflung und Verzerrung annimmt, wird rasch verschlungen von der Woge eines unaufhörlich bewegten Lebens, dem neue Wege zu eröffnen der Witz der Erfindung und der Verstand der Speculation nicht müde wird. Der Blick reicht weit hinaus in die Welt, die Kleinigkeiten des nächsten Verkehrs werden nicht wichtig, Millionen strömen ein und aus, und wenn auch hier und doet ein Arm zerbricht, hundeet neue greifen ein, hundert neue Lebensschiffe segeln aus mit frischen Hoffnungswimpeln, wenn auch hier und doet ein einzelnes scheitert oder abgetakelt in den Hafen zurückläuft. Nicht das Unglück des Lebens hasse ich, sondern das gemachte Glück, und eine Stadt, die nur zur Function einer soliden Mittelstadt voll bloßer Handwerksthätigkeit berufen, den Glanz eines großen Residenzlebens um sich breitet, verfällt in hohle Nüchternheit und gibt das Bild eines erheuchelten Scheinglücks.

Mehrere jener Bauwerke, welche die romantische Neigung früherer Landgrafen und Kurfürsten unternahm, und deren Ausführung zwischen Land und Stadt einen fast schreiendeu Gegensatz an den Tag stellte, sieht man jetzt verödet und bei Seite geschoben. Das große Octagon mit dem Herkules und einer der Wasserfälle auf Wilhelmshöhe sind verfallen; die eines Beheerschees aller Reußen nicht unwerthe, in den prachtvollsten und kolossalsten Verhältnissen entworfene Karlsburg, deren Grundbau eine Million kostete, steht mit ihren Untermauern verödet da, zum Zeichen dessen, daß der Sinn der Fürsten nicht übee ihre Nation hinaus konn. Unter der jetzigen Regierung sind die Augen auf wesentlichere Dinge gerichtet, die mehr Noth thun und Ausgleichung der innern Verhältnisse des Landes erzielen. Im September wird die Kammer eröffnet. Es wird sich um die rothenburgische Erbschaft handeln, und in Frage gestellt werden, ob dieselbe dem Fürsten oder dem Lande zukommt. In Preußen würde dergleichen gar nicht zue Frage kommen. Man würde sagen: es gehöet dem Fursten; aber der Fürst würde sagen: ich schlage es zu dee Staatscasse, aus der wir unsere Schulen und Institute versorgen. In England gäbe diese Frage über Mein und Dein ein imposantes Schauspiel. Sie würde vor dem Parlamente vom Anwalte der Krone und den Rednern des Volkes verhandelt und nach Statuten entschieden weeden, auf denen die Zuversicht der Nation beruht. In Preußen würde die Majestät des Fürsten die Sache lichten, in England bliebe die Person des Königs ganz außer dem Spiele; in einem kleinen constitutionellen Staate wird es leicht zum Gegenstande kleinlicher Hitze zwischen Ministeen und Repräsentanten. So was man „abäschern" nennt, kommt hier leicht voe.

Man spricht hier seit einigen Tagen viel von Herrn v. Lepel, der jetzt wieder ins Ministerium tritt, nachdem er mehrere Jahee in Frankfurt a. M. privatisirte. Man wollte wissen, er sei dee Mann dazu, das Dilemma zwischen Regieeung und Land in Betreff der rothenburgischen Sache mit Geschick zu lösen. Ein zweiter Gegenstand hiesiger Conversation ist die Frage, ob Professor Jordan in Marburg wieder zum Volksvertreter gewählt und, wenn gewählt, von der Regierung bestätigt wird. Die Hessen sind nicht mehr blind. Herr Jordan ist eines ihrer Augen. Ob es aber wohlgethan und zum Heil dee Lebensinteressen zweckdienlich sei, wenn der Mund so viel spricht, als das Auge sieht, ist eine Frage aller Zeiten, aller Jahehunderte, eine Frage der Menschheit, die mit dem bestimmtesten Nein zu beantworten ist. Man soll das Werden der Dinge nicht durch das vorschnelle Wort stören. Der Blick des Auges ist fein, geschmeidig, selbst wenn ee den Grund ermißt und ins Innere dringt, aber das Wort, das ihm nachkommen will, wird eckig, scharfkantig, verletzend. — Wenn ich Ihnen ins Herz sehe, Dina, werd' ich mich wohl hüten, Alles zu sagen, was drinnen zu lesen steht. Ich erblicke weit mehr, als das besungene Leben als fertigen Ausspeuch duldet. Wann der Pfingsttag kommen wird, der die Zungen löst, — weiß ich nicht; aber ob er kommen wird — Dina?

5.

Arnsberg, den 22 Mai.

Es will hier in Westphalen noch gar nicht Frühling werden, meine Freundin. Rauhe Bergluft, sparsame Blü-

then und Wäldee, die nur erst anfangen, ihr braunes Winterkleid mit jungem Grün zu vertauschen. Besonders nach der Nordseite der Beegadhänge hin steht alles mehe herbstlich als frühlingsfrisch, nnd die Landschaft macht ein geämtliches Gesicht. Das kommt von der Höhe des Terroins. Die höheren Regionen, Dina, leiden an Kälte, das arme Herz kann nicht herausschlagen einer lachenden Welt entgegen; auf den höchsten Pnncten im Leben ist sogar Zugwind unvermeidlich. — Um aber von Westphalen zu reden, so muß ich bemerken, daß die Wasserfläche der Ruhe bei Arnsberg 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt, von den Beegen will ich gar nicht reden.

Westphalen macht auf mich keinen vortheilhaften Eindruck. Das Sintfeld, die maebneger und soestee Börde sind fruchtbare Ebenen, allein der Spätfrost hält auch hier Alles zurück. Im Norden und Nordwesten sind lange Heidestrecken, nnd in den bessern Theilen gibt es oft nur 40 pr. Ct. Ackerland. Die Waldnngen bieten auch nicht viel Ertrog, man läßt das Wild nicht allzusehr gedeihen, nm die Jagd-Entschädignngsgeldee zu sparen. Dee Fleiß der Bewohner ist beispielloe, allein Bauern nnd Edelleute mühen sich vergeblich ab, nm sich die ersten Bedingungen eines Wohlstandes zu sichern. Ein westphälischer Graf, dee neben mir im Wagen saß, gab mir die Belege füe dies Resumé; er hatte Geist genug, um in seinen Ansichten über allen Localpatriotismns hinweg zu sein. Er wae noch in den Dreißigen, unverheirathet, aber solid nnd von geregeltee Gesinnung. Ee hatte in Göttingen stndirt und verwaltete nun seine etwas kärglichen Güter. Das Leben in größern Städten kannte ee wenig, nm so ungeschminktee wae die Würde und Ruhe, mit der er das Mißgeschick, ein Graf zu sein ohne gräflich zu leben, zu tragen wußte. Schon dee Umstand, daß ee mit der Post fuhe nnd neben mir saß, ließ auf keineswegs glänzende Verhältnisse schließen. Er hatte in Aensberg nnd Elberfeld Geschäfte, in Düsseldorf wollte er das musikalische Pfingstfest eeleben; also war unsee Weg derselbe. Es war etwas bürgerlich Edles, Reinmenschliches in seinem Wesen, von blasirter Vornehmheit keine Spur. Bei allee Klugheit nnd Geistesbildung wae doch die westphälische Naivetät das vorherrschende Element seines Naturells. Mir war diese Erscheinung um so auffallender, weil sie durchaus nichts Auffallendes bot. Auf arme Edelleute stößt man in den Provinzen des preußischen Staates überall, allein selten auf solche, welche die gespreizte Anmaßung einer Scheinhöhe verschmähen. Nichts ist verdrießlicher als ein pauvrer Aristokrat, der den Leuten die Illusion erwecken möchte, er gelte mehr als sein Beutel besagt, und dem die Bildung abgeht, um als Mensch Gültigkeit zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Stockfisch.

Eine Fabel.

Ein eben gefangenee Stockfisch, der indeß weniger Stockfisch war, als seine Brüder, fragte den Fischer, was man denn nun mit ihm anfangen werde?

„Das kann ich Dir wohl sagen," entgegnete der Fischee, „man wird Dir zuvörderst den Kopf abschneiden und alsdann wirst Dn eine Reise weit in die Welt machen."

„Ist das möglich," veesetzte der Stockfisch, „eine Reise in die Welt? ohne Kopf?"

„Narr," erwiederte der Fischee, „das ist ja eben die neueste Manier zu reisen!" R.

Correspondenz.

Aus Berlin, den 30. Junius.

[Humor auf dem Wollmarkt und Schauern im Theater. Linia Gerhardt.]

— Daß die glorreiche Zeit des Wollmarktes für Berlin etwas Aehnliches bedeutet, wie die olympischen Spiele für die alten Griechen, wissen Sie. Die ehrenwerthen Herrn vom Wollsack, die sich alljährlich zwei Mal im Schatten unsrer Straßen lagern, bringen jedes Mal eine Aufregung in dem stockenden Leben unserer Residenz hervor, sie füllen unsere leeren Theaterhäuser, sie beleben unsere Oeffentlichkeit, d. h. unsere Tabagien und Vergnügungsorte, und setzen auch einigermaßen wieder den berliner Volkswitz in Bewegung, der, seit dem Tode des Verfertigers der Gropius'schen Bilder, seinen Repräsentanten verloren und ziemlich schlafengegangen ist. Die braune provinzielle Bevölkerung, der man mit dem Eintritt des Wollmarktes plötzlich zwischen dem Alexanderplatz und dem brandenburger Thor in auf- und abflutender Linie begegnet, bietet in der That einen malerischen Anblick dar. Diese von der Landsonne stark beschienenen Gesichter der Damen vom Wollsack ragen besonders hervor, man sieht sie in den Kaufläden mit einem Eifer, als gelte es das Vaterland, die neuesten Moden der Residenz, Kanten, Spitzen, Tülle und wer weiß was sonst noch für Stoffe und Bedürfnisse, einhandeln. Auf diesen frischen und runden Töchtern der Provinz ruht das Auge der Berliner mit lächelndem Wohlgefallen, die Berlinerinnen aber werden um diese Zeit stolzer als je auf ihren weißen durchsichtigen Teint, der sich wie mit Tulpenfarben gegen die bräunliche Provinz abzeichnet. So viel westphälischen Schinken und pommersche Gänsebrüste in lebendiger und leibhafter Gestalt unherlaufen zu sehen, wird Einem nicht alle Tage geboten, und deshalb tummeln sich auch die Einheimischen lustig und wohlgemuth aller Orten umher, um die stämmigen Gestalten der Wollhabenden zu schauen, die bald durch eine Hutform aus Geßner's Idyllen an die verlorengegangene Unschuld der Schäferwelt erinnern, bald durch Formen aus der Heroenzeit uns ein stark gegliedertes Naturleben vor Augen stellen. Neben den preußischen Provinzialen verschwinden fast die übrigen Fremden, die sich diesmal besonders aus Frankreich, England, Oesterreich, den Niederlanden und Sachsen zum Wollmarkt eingefunden hatten. Was diesen selbst anbelangt, so konnte man, das Sprichwort umkehrend, sagen: viel Wolle und wenig Geschrei, denn ungeachtet der großen Quantität von 48,000 Centnern,

die diesmal hinzugeführt wurde, war doch Alles schnell und wie im Umsehen, zu sehr soliden Preisen, verkauft. Wie eine Zollrevolution in drei Tagen, so war der berliner Wollmarkt in den ersten drei Tagen schon so gut wie beendet, ein Beweis, daß es mit allen Scheererein in der Welt jetzt rasch vorwärts geht, in den Wollscheererein ebenso sehr wie in den Geisterschuren, die ein ebenso beliebter Artikel auf dem Marktplatz unserer Zeit sind. Was aus diesem immer schnelleren Umsatz und Verbrauch in der materiellen wie ideellen Welt endlich herauskommen soll, wo wir mit dieser verzehrenden Hast des menschlichen Betriebscapitals anlangen, wo enden werden, was die Resultate der allgemeinen Eilpostenverbindung unter der Menschheit sind, darüber tiefsinnige Betrachtungen bei Gelegenheit des berliner Wollmarktes anzustellen, überlasse ich zu ihrem Fest allen philosophischen Wollhändlern am Alexanderplatz, die ihre Wolle in den ersten drei Tagen noch nicht verkauft hatten.

Um Sie von etwas Anderem zu unterhalten, das den Stadtpatriotismus Ihrer leipziger Leser näher interessiren muß, komme ich von der Wolle aufs Theater, mit der ungesuchten Uebergangsparole: viel Geschrei und wenig Wolle, was sich jetzt als das passendste Motto über unsere Theater setzen läßt. Der feierliche Abschied der Dem. Livia Gerhardt, die wir von Ihnen empfangen und Ihnen nun auch wieder zurückerstatten (denn man muß Leipzig geben, was Leipzig's ist), war ein kleines Ereigniß auf der königstädtischen Bühne, das eine größere Anzahl theilnehmender Zuschauer, als gewöhnlich, herbeigelockt hatte. Die junge Künstlerin, welche die Priesterschaft Thaliens gegen die höhere Weihe Hymen's aufgibt, betrat zum letzten Mal als Elvira in den Puritanern die Bretter, welche Oper Bellini's, nachdem sie auf dem königlichen Theater durch mangelhafte Besetzung so gut wie durchfiel, auf dem königstädtischen mit vielem Glück einstudirt wurde. Die Kränze, mit Gedichten untermischt, die in der Schlußscene aus mehreren Logen auf sie herabfielen (und zwar so dicht, daß Hr. Holzmüller darüber stolperte, ein böses Omen, wenn man will!), konnten von Livien um so freudiger hingenommen werden, als sich der Brautkranz darunter befand, der freilich auch oft, sogut wie der Künstlerkranz, ein Cypressenkranz ist. Sie sprach mit der herzbangen, bewegten Stimme, die ihr schon den ganzen Abend eigen gewesen war, einige einfache Abschiedsworte an das Publicum. Von einer Laufbahn zu scheiden, für die man ein so entschiedenes und liebenswürdiges Talent hat, wie Dem. Gerhardt, wenn auch freilich die physischen Mittel eine baldige Erschöpfung vorhersehen ließen, ist immer, wenn auch kein Schritt über den Rubicon, doch auch keine gleichgültige Procedur für die Empfindung eines Mädchens. Und doch könnte man, bei dem jetzigen Zustande unseres Theaters, selbst den begabten Künstlerinnen nichts Besseres anrathen, als zu heirathen, oder auch das: go to a nonery, was für viele Ophelien der Bretterwelt angewandt sein möchte. Unser Theaterpublicum, das bekanntlich viel guten Willen, aber gar keinen Takt hat, rief nach der feierlichen Entlassung der Dem. Gerhardt noch Dem. Hähnel heraus, worauf beide Künstlerinnen, die erstere von der letzteren geführt, wieder vortraten. Dem. Gerhardt umarmte und küßte ihre Mitschwester in Thalia, und dies war ohne Zweifel ein symbolischer Abschiedskuß, der auch dem Publicum galt und den ich mir daher ebenso gut annehmen kann und darf. Livia wird unmittelbar nach der Hochzeit, die in diesen Tagen hier Statt gefunden, mit ihrem Livius nach Italien reisen und sodann in den Gefilden des Rosenthals wieder wandeln. (D. B. f.)

Aus Bremen. (Beschluß)

[Kleine Literatur.]

Andere hier neu erschienene Druckschriften wären folgende: Das Tagebuch und das Leben des bremischen Bürgermeisters von Büren, aus früherer Zeit im Manuscript aufbewahrt, und dem Druck übergeben von Hrn. Senator Dr. Deneken. Es beschreibt besonders die ehemaligen Kirchenhändel, woraus die reformirte Confession in Bremen hervorging, was unparteiisch erzählt wird. Also eine historische Localschrift; früher war daraus schon ein Bruchstück im hiesigen Bürgerfreund abgedruckt. Vor einem Jahre hatte der würdige Verfasser das Glück, sein 50jähriges Amtsjubiläum in frischer Gesundheit zu feiern, wobei ihm viele Geschenke und Ehrenbezeigungen zu Theil wurden.

„Andenken an Bremen." Eine Sammlung von Ansichten oder Prospecten der Stadt und Umgegend, in vier Lieferungen oder 2 Heften, besonders der Kirchen, des Rathhauses, des hübschen Stadthauses und andrer öffentlicher Gebäude, in Steindruck von Herrn St. Mesterer, Künstler und Zeichenlehrer in Bremen. Einige Blätter sind wohl gelungen, nur ist das Format sehr klein und viele Abdrücke sind schwach ausgefallen. Ein merkwürdiges Blatt ist der Bleikeller, in welchem die Leichen von Menschen und Thieren noch unverwest liegen und wie Mumien mit Pergamene überzogen eingetrocknet sind. Dieser Bleikeller ist ein Gewölbe unter dem Dom.

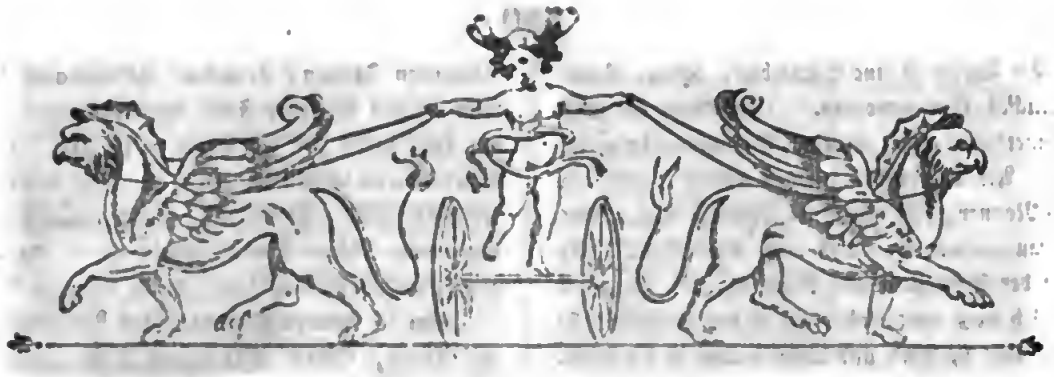
Stunden der Einsamkeit; Betrachtungen, Gebete und Gesänge von Dr. Friedr. Strack in Bremen, 1835, dem Bischof Dräseke zugeeignet. Die erste Abtheilung dieser geistlichen Lieder ist überschrieben: „Gott, Vater, Sohn und Geist" — Die drei ersten haben wir darin gefunden, den Geist aber vermißt man darin, wenigstens den ächt poetischen Geist, denn alle diese Gedichte sind nur theistisch und frömmelnd, und das ist noch keine wahre Poesie, es ist versificirtes Christenthum, metrische Religion und neutestamentliche Mythologie. Doch sind die Verse meist ziemlich fließend und ohne starkt Verstöße gegen die Metrik. — Die zweite Abtheilung ist überschrieben: „Leben, Tod und Unsterblichkeit." Aus diesen Rubriken kann man schon schließen, weß Geistes Kind diese Poesie eigentlich sei: die meisten Gedichte sind in der Sprache der Mystiker geschrieben, fast alle biblisch, theologisch und für Theologen gedichtet, daher jungen Candidaten sehr zu empfehlen, wenn diese schon eine heitere Lebensansicht besitzen, sanft aber möchten sie eine sehr trübe und düstere Ansicht bekommen durch die Lesung dieses Buches. Am Pietismus haben wir schon von jeher gelitten, man sollte ihn heilen, anstatt ihn zu vermehren, denn wir haben daran für immer genug!

Notiz.

[Deutsche Sänger in Italien.]

Auf mehreren Opernbühnen Italiens figuriren jetzt deutsche Namen. So liest man von einer Mad. Schoberlechner und einer Dem. Ungher, beide erste Sängerinnen in Florenz, auf zwei verschiedenen Theatern, die mit einander rivalisiren. In Venedig singt auf dem Theater della Fenice ein Hr. Schoberlechner. In Neapel ist auf dem Teatro nuovo eine Mad. Schulz gegenwärtig die Primadonna. Diese Erscheinung ist zwar nicht neu, denn schon die berühmte Mara war eine Deutsche (aus Cassel) aber was früher zu den seltensten Ausnahmen gehörte, ist jetzt nicht mehr so ungewöhnlich. Zu bemerken ist auch, daß die deutschen Sänger, die in Italien bleibendes Glück machen, sämmtlich dem südlichen Deutschland, und meistens Oesterreich angehören. G.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 133. — den 9. Julius 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung)

Einem heruntergekommenen Edelmann bleibt nichts anderes übrig, als ein verständiger Mensch zu sein, und das ist mehr, als ein heruntergekommener Edelmann in der Regel erschwingen kann. Ist er jung, so kann er freilich, um sich den Nimbus einer bevorzugten Menschenclasse und den Schimmer eines glänzenden Scheinlebens zu erhalten, Militair werden, allein ein verständiger Mensch wird er dadurch noch nicht. Ein Handwerk zu treiben, ist er zu abergläubisch; er fürchtet, die Ahnen erscheinen ihm des Nachts und machen ihm lange Gesichter; es kann auch nichts tragischer sein als ein adeliger Schneider, nichts melancholischer als ein Baron als Barbier. Und ist der Edelmann zum Handwerk zu abergläubisch, so ist er zum Kaufmann zu aufgeklärt, denn viel Aufklärung gehört nicht dazu, um einzusehen, daß er mit seinen Ahnen einen erklecklichen Handel zu treiben nicht vermöchte, und reichten sie bis auf Noah hinauf, den ersten Sterblichen, der sich im Weinrausche seine Gesinnung parfümirte. — Wirft sich ein armer Edelmann auf Landökonomie, so muß er seinen Acker selbst bestellen und hat nicht Bildung genug, um mehr als Bauer zu sein. Es hält, bei Gott! schwer, daß ein armer Edelmann ein Mensch wird. Einem reichen steht mehr als Fürsten und Prinzen die Welt zum bedeutsamsten Genuß offen; er ist der anerkannte Bürger zweier Welten, er genießt die Vorrechte einer alten und einer neuen Zeit, er ist ein Janus mit zwei Köpfen, rückwärts das Diplom auf der Stirn, vorwärts ein Million auf der Stirn, rückwärts romantisch, vorwärts classisch, und der classische Vorderkopf kann den romantischen Hinterkopf tüchtig auslachen, ohne daß er's sieht. Unsere Zeit hängt in der Schwebe zwischen alten Grillen und neuen Gedanken. Ein Edelmann, der Geld hat, ist in beiden Fällen ein kleiner Erdengott. Aber an sich ist der Adel der Geburt eher ein Fluch, mindestens eine Last. Seien Sie froh, Leopoldine, daß Sie einen Adel der Seele besitzen, der auch für zwei Welten, ohne alle Zuthat, für diesseits und jenseits, vor Gott und Menschen gültig ist.

Arnsberg hat als Sitz einer Regierung viel abstractes Preußenthum. Militair ist nicht viel sichtbar, aber desto mehr Beamtenstand, nicht glänzende Coquetterie, aber ängstliche Pünctlichkeit ist vorherrschend. Man sieht nur Leute mit Acten unterm Arm über die Straßen eilen. Es fehlt am Besitzstand, selbst im Winter kommt der Landadel nicht in die Stadt, um einigermaßen Saison zu machen. Der Beamtengeist läßt den Ton des Umganges nie gesellig werden. Der Katholicismus prädominirt nicht wie in Münster und andern Städten des Landes; die hiesige evangelische Gemeinde hat unter den Höhergestellten ihre Mitglieder. Das Kloster ist ein Gymnasium geworden, die Ruinen des alten Schlosses, das im siebenjährigen Kriege niedergebrannt wurde, sind von schlechtem Gestrüpp überwuchert. Preußen macht aller hanfälligen Romantik ein

Ende. Kloſter Bredla iſt eine Eiſenfabrik, Kloſter Rumbeck ein weltliches Gut geworden. (In Bonn hat man ein Franciskanerkloſter ſogar in eine Branntweinbrennerei verwandelt.) Als wir durch Rumbeck fuhren, gukte ein altes bleiches Nonnengeſicht mit den erloſchenen Augen, das Haupt aſchgrau verhangen, durch eine Kloſterluke. Es war die letzte der Schweſtern von Rumbeck, die ihre Zeit überlebte. Ich weiß nicht, ob der Ton des Poſthorns ſie herbeigelockt, aber ſie ſtand und lugte hinaus in die Welt. „Guten Morgen, heilige Schweſter!“ rief ich ihr freundlich zu, aber die alte Nonne fuhr erſchrocken zurück, der Gruß war wohlgemeint, aber noch zu weltlich. Die Weſtphalen capieren ſchwer ſie wiſſen die preußiſche Weltlichkeit noch gar nicht recht zu nehmen. Auch mag es nicht leicht ſein, dem Lande eine moderne Phyſiognomie zu geben. Am Katholicismus hatten die Weſtphalen einen Troſt für ihre weltliche Armuth. Nun verwandelte der Staat die Klöſter in Schulen und Fabriken, allein um Intelligenz und Werkelthätigkeit in Flor zu bringen, reichen die eigenen Quellen Weſtphalens nicht aus; ſo gehe die Erziehung des Volkes für neue Lebensintereſſen nur langſam, wenn gleich ſicher. Ein Glück iſt es immer, daß Weſtphalen in den Händen eines modernen Staates iſt; ſich ſelbſt überlaſſen, wäre es noch ein altes Neſt voll ſalopper und armſeliger Romantik. Wenn ein König romantiſch ſein will, ſo kann er ſeine Grillen glänzend ausführen, aber wenn die Pfaffen für die Romantik der Bauern ſorgen, ſo wird nichts aus dem Schmuz herausgearbeitet. Der Katholicismus, der ſich nicht mit allem ſchmücken kann, was die Welt der Kunſt erfüllt, hat eine verkümmerte Miene. Die Religion des Katholicismus will eben ſich alles Reichthums im weltlichen und geiſtigen Leben bemächtigen, um die geſammten Schätze der Erde vor dem Unſterblichen hinzubeugen, ſo daß Alles als eingeweiht erſcheint in den Nimbus eines einzigen großen heiligen Zuſammenhanges. Durch Marmor und im Glanze der Farben müſſen die gotttrunkenen Künſtler reden, Poſaunen und Flöten den trägen Menſchen erſchüttern und erweichen, damit er inmitten ſeiner ſinnlichen Hülle ſich vom Athem des Allmächtigen getragen fühle, der nicht die Erdenwelt ſchuf, um Leib und Seele zu trennen, heute zu werkeln, morgen zu beten, ſondern der den Reichthum des Menſchenlebens hervorrief, um Alles als Einen Ausfluß ſeines tiefſten Weſens mit geweihter Seele hinzunehmen. So iſt der Sinn des Katholicismus; er ſoll zeigen, wie der Geiſt die Welt bezwingt, ſie nicht vernichtet, ſondern verklärt. Nehmt ihm ſeine glänzenden Formen, ſo nehmt ihr ihm auch ſein Weſen, denn er will ſich aller Fülle der Sinnenwelt bemächtigen, um von außen her die Seele zu erfaſſen. Einen Bauer könnt ihr nun leicht ebluiren, allein ein leidlich aufgeklärtes Bürgerkind läßt ſich nicht ſchnell fangen; da müßt ihr ſchon mehr Mächte heraufbeſchwören. — Ich habe in dem armſeligen Weſtphalen keine Kirche beſuchen können.

Um die Armſeligkeit des guten Weſtphalens recht klar mit Augen, Ohren, Mund und Naſe aufzufangen, muß man eine Bauernhütte beſuchen. Es war ein Rauchneſt der nobelſten Art, in das ich trat. Hof, Flur, Stube, Küche, Kammer — alles Ein Raum. Hinten lag eine Wöchnerin im Qualm der Finſterniß; das war nur zufällig. Aber ein Gewürm von Kindern kroch am Boden, der wie die Wände mit ſchwarzem Staube überzogen war. Hinter einer Planke gähnte Ochs und Schaf herüber in dies Menſchenleben, das nur durch zwei lockere Bretter vom Thierreiche geſchieden war. Geräthſchaften für Haus und Feld, die am Boden zerſtreut lagen, machten den Wandel in der dunklen Höhle lebensgefährlich. Ich ſtand und horchte, ſehen ließ ſich wenig. Eine Gräue begrub Alles, Vieh und Menſchen. Die Kinder würgten ſteifen Brei, die Vierfüßer röchelten, der Wöchnerin war ſchlecht zu Muthe, mir noch mehr. Eine Zugluft hielt die Atmoſphäre der Dampfhütte in Bewegung, ſonſt wäre Erſtickung eine Kleinigkeit geweſen. Nicht vom Schornſteine kam der Luftſtoß, denn Feuereſſen hat man hier nicht, aus Induſtrie, man geht mit dem Rauche ſehr ſpeculativ um. Der obere Flügel der großen Thür ſtand auf, dort drängte ſich der Strom des Rauches hinaus und war froh über ſeine Befreiung. Ueber der Thür oben, wo ſich der Qualm am meiſten ſammelt, hing es wie Kopf an Kopf geſpenſtig ſchwarz, dickſchwartig, aber inhaltsſchwer. Es waren die Schinken, die berühmten weſtphäliſchen Schinken, die einzigen Weſen, die ſich hier wohl befanden. So viel mußte zuvor geſchehen, ehe es erfüllt wird, was geſagt wird von den Schinken: ſie haben ihres Gleichen nicht! So viel Schranken zwiſchen Menſch und Thier müſſen erſt beſeitigt werden, um die Schinken gedeihen zu laſſen. So viel Thränen mußten erſt fließen, denn der Rauch hatte meine Augen ſchier zerfreſſen. Ach ja, der Menſch verliert, was hier der Schinken gewinnt! — ſagt ähnlich ein Dichter. Ich verſtand ihn jetzt und ging. Mein letzter naſſer Blick war auf die Schinken gerichtet. Ich habe allen Reſpect vor der weſtphäliſchen Romantik.

Es ſieht nicht überall ſo kümmerlich aus in der weſt-

phälischen Bauernwelt. Es gibt Landleute, die bis in ihr sechzigstes Jahr mit den Schinken sich eingeräucheret und ein hübsches Geld verdient haben. Sie sind dauerhaft gewoeden vom Rauch und setzen sich in ein bequemes Gebäude, wo sie noch ein zehn Jahre lang Lebenslust schöpfen. Die Westphalen sind ein beebes Fleisch, das auch ohne eingeräuchert zu werden lange aushält. Ich bin begierig, wie Grabbe in seiner Hermannsschlacht die Thusnelda schildern wird, gewiß als ein handdeibes westphälisches Bauernweib. Aemer Grabbe! ich wallte, Du hättest Deinen Körper eingeräuchert, statt daß Du ihn mit Weinessenzen balsamiest.

Noch einen Zug westphälischee Romantik geben die Bettler in manchen Gegenden des Landes ab. Man glaubt, es sei ein mit Sepia gemaltes Bild, wenn so eine Gruppe um einen Heiligenstein gekauert liegt; so ein Braun von Schmuz ist über die Gestalten gegossen. Dabei sind sie ehrwürdig, ergeaute Einsiedlergestalten, wie Johannes der Täufer gekleidet, man wagt es nicht, sie zu berühren. Ich wünsche mir ihee entferntere Bekanntschaft, wie Falstaff sagt. — Auffallend ist der Unterschied zwischen den Bettlern eines katholischen und eines protestantischen Landes. Der katholische Bettlee trotzt auf die Romantik seiner Eescheinung, er nimmt die Micne des Elends nur an, weil er sie von Heiligenbildeen gelernt hat. Sein Anblick ist unwideestehlich; man gibt, um ihn schnell los zu weeden. In protestantischen Ländern sind die Bettler mehr speculativ, aufgeklärt witzig, schon weil die Polizee ihnen mehr auflaueet. Der katholische Bettler fordert um eines Heiligen, um dee Mutter Maria willen; mon fühlt sich beengt, wenn man ihn abweist. In protestantischen Ländern sind es meist Jungen, die den Reisewagen attaquieen. „Ach, meine Mutter ist so krank!“ scheeien sie; eine Lüge ist der andeen werth, man sagt, man habe kein kleines Geld. Nun aber etablirt dee Junge seine Talente. Er schlägt ein Rad, überwirft sich, macht Männchen, alles im Gleichtritt mit dem rollenden Wagen. Du lachst und gibst dem Hallunken nach Verhältniß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Speculativer Winkeljournalismus — Goethe's Briefwechsel mit Mad. Wolff.]

Einiges Aufsehen erregte hier, was einee jungen schönen Schauspielerin, Dem. Hoffmann, die seit kurzem an der Königstadt engagirt ist, mit einigen jenee berüchtigten Repräsentanten des berliner Winkeljournalismus begegnet ist. Diese junge Dame, die ein erfreulich beginnendes, obwahl noch unausgebildetes Talent mit angenehm persönlichen Mitteln, innigem Gefühl und vortheilhafter Bühnenfigur verbindet, fiel bei ihrer Ankunft dem Brandschatzungssystem in die Hände, mit denen einige Ihnen vielleicht kaum dem Namen nach bekannte Winkelblätter ein ordentliches Gewerbe treiben. So sehr ich sonst den in unserer Zeit immee mehr zunehmenden Einfluß der Polizei auf die Literatur um jeden Preis abwenden möchte, so dürfte es doch ein moralisch gutes Werk sein, hier durch einige Notizen übee die Weise, wie solche Blätter bestehen, eine polizeiliche Vermittelung anzuregen. Es gibt hier ungefähr drei solcher Journale, die ein völlig organisirtes System haben, durch Erpressungen namentlich von den fremden gastirenden Künstlern sich das Leben zu fristen. Diesen Blättern, die vorzugsweise auf das Theater ihe Augenmerk richten, kommt es nicht auf das Publicum und die Abonnenten an, um bestehen zu können. Sie werden in einer geringen Auflage, abwechselnd bald in diesee bald in jener Deuckerei, gedruckt, und an den öffentlichen Orten, wo sie ausliegen, in Conditoreien, Restaurationen u. dgl. von den Herausgebern meistentheils gratis eingeliefert. Die Hauptsache ist, daß das Blatt nur für ein solches gilt, welches in allen besuchten Etablissements gefunden und gelesen wird und darum eine unabweisliche Wichtigkeit in den Augen der Schauspieler haben muß. Alsdann kann es mit Leichtigkeit zur Folie für eine den gröbsten Betrügerei gleichkommende Speculation gebraucht werden. Die Schauspieler, die sich nicht den ehrenkränkendsten Recensionen aussetzen wollen, welche doch am Ende nachtheilig auf ihre precäre Stellung zurückwirken, müssen eine ordentliche Steuee von ihrer Gage entrichten, neuangekommenen Künstlern, die auf Engagement gastiren, werden, gleich bei ihrem Aussteigen aus dem Wagen, wo diese Wegelagerer sich hinzudrängen, bestimmte Procente von ihrem Honorar als Bedingung gesetzt, oder sie werden durch den Einfluß dieser Journalistik gleich von vorn herein coupirt und mit Koth besudelt. Die unabhängigern Künstler müssen wenigstens auf das Blatt abonniren, den Schauspielerinnen zieht man Ringe vom Finger und behält sie, trotz alles Widerstrebens, zum Andenken. Kurz, jede Art von Drohung und Intrigue wird angewande, um unter dem heiligen Namen der Kritik ein Blutgeld zu erpressen. Der famöseste dieser Brandschatzer ist vor einiger Zeit flüchtig gewarden und hat einen Ring von Dem. Hoffmann's hübscher Hand mitgenommen. Eine ähnliche Intrigue, die er darauf in Breslau mit einer dortigen Schauspielerin zu spielen versucht, ist schlimmer für ihn abgelaufen und von dieser Dame durch die schlesischen Zeitungen bekannt gemacht worden. Man kann hoffen, daß diesee Mensch an der Ausübung seines Handwerks künftig wird verhindert werden. Was sagen Sie aber, wenn ich Ihnen ganz zuverlässig mittheile, daß der ehemalige Redacteur der berliner Pandora keine zusammenhängende Zeile selbst zu schreiben im Stande ist, sondern daß seine Artikel, ja ganze Bücher, die unter seinem Namen erschienen, von Andern verfaßt warden, die, noch feiler als er, ihm für ein Paar Dreier zu eidem Schriftstellernamen verhelfen mußten? Ich würde diese Misère hier nicht so umständlich berühren, wenn mie nicht ein gewisses psychologisches Interesse dabei mitspielte und eine merkwürdige Ironie unserer Literatur, die sogar solche Schriftsteller hervorbringt, welche nicht selbst schreiben. Die obgenannte Dem. Hoffmann aber wurde bei ihrem ersten Auftreten von dieser erbärmlichen Theaterkritik bald gelobhudelt, bald mißhandelt, je nachdem die Affairen standen, und dies mochte die Aufnahme verkümmern, die sie auch bei dee besseren Kritik gefunden. Ihe Talent dürfte durch fortgesetzte Uebung sehr gewinnen.

Reilstab's Berlin und Athen hört mit dem 1. Julius zu erscheinen auf. Der Herausgebee hat die Absicht, es unsee sächsischen Censur in Leipzig in zwanglosen Heften weitererscheinen zu lassen, da er unter den hiesigen Verhältnissen gegen zu viele Schwierigkeiten anzukämpfen hatte. Das Blatt

genoß schon einer nicht unbedeutenden Verbreitung, doch mochte es bei weitem leichter sein, ein großes Publicum für ein neues Journal zu finden, als den Muth und die Lust, es zu schreiben. Man weiß es hier jedoch nicht zu sagen, ob Berlin am Untergang Athens, oder Athen am Untergang Berlins schuldig sei! Das Beste in Berlin und Athen war ein Aufsatz des Hrn. Prof. Gans, der sein Zusammentreffen mit Jeremias Bentham in London in der prägnanten, gesellschaftlich leichten Weise, die dem Verfasser in solchen Skizzen eigenthümlich ist, schildert. Dieser Aufsatz wird, nebst mehrern andern ähnlichen, in der Skizzensammlung, die Gans unter dem Titel von „Denkwürdigkeiten" (Berlin bei Veit) veranstaltet, wiedererscheinen. Dies Buch dürfte großes Interesse erregen und eine ganz neue Stelle in unserer Literatur einnehmen.

Die „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel", die Varnhagen von Ense herausgegeben und über die Sie gewiß bald ausführlicher Ihren Lesern berichtern werden, ist wieder einmal ein Buch, das die Lebenskreise hier in Bewegung bringt und unseren gesellschaftlichen Zirkeln einigen Inhalt für die sonst ekelhaft sich zersplitternde Unterhaltung liefert. Nach der Verschiedenheit der Kreise zeigt sich die Aufnahme dieser seltenen Schätze des Privatlebens getheilt. Manche, die von den fortgesetzten Mittheilungen aus den hier aufgeschlossenen Verhältnissen zu fürchten haben oder ihr Gewissen irgendwie angerührt fühlen, eifern gegen den zunehmenden Hang zur Veröffentlichung des Persönlichen, und bedenken nicht, daß der von ihnen befürchtete Weiterschritt, der ihre Oeffentlichkeitsscheu allenfalls rechtfertigen konnte, durch einen Mann, wie Varnhagen von Ense, eben nicht gethan wird, und zwar aus zartestem Gewissen bei ihm, als das ihrige ist. Das wunderbare Verhältniß zwischen Friedrich von Gentz und Fanny Elsler, das in den hier mitgetheilten Briefen des Ersteren und in seiner meisterhaften Lebensskizze, von der Hand des Herausgebers, zum ersten Mal geschildert wird, konnte ebenfalls vielfacher Besprechung und Hinundherwendung nicht entgehen. Es kann aber kaum etwas Zarteres, Poesiereicheres, Sinnigeres geben, als dies Verhältniß, wie es hier dargestellt wird. Fanny Elsler selbst konnte nur gewinnen, wenn die Welt von ihr erfährt, daß sie die Schülerin eines solchen Mannes gewesen, und Gentz, der in seinem hohen Alter noch einmal alle Elasticität der Jugend wiedergewann, stellt dabei einen Verjüngungsprozeß seines Lebens und seiner Gefühle dar, der selbst schon Dichtung ist und als solche gefeiert zu werden verdient. — Hr. Varnhagen von Ense tritt in diesen Tagen die Reise nach Nordernei an, um seine Gesundheit durch den Gebrauch des Seebades wiederherzustellen. —

Durch eine Stelle in Goethe's Gesprächen mit Eckermann sind einige hiesige Buchhändler darauf aufmerksam geworden, daß sich vielleicht zu den vielen vorhandenen und noch täglich sich bedeutsam vermehrenden Briefwechseln unserer Literatur noch ein Briefwechsel Goethe's mit Madame Wolff hinzufügen lasse. Diese vortreffliche Künstlerin, die Gattin des verstorbenen Pius Alexander Wolff, fand jedoch nur neun Briefe von Goethe in ihrem Besitzthum, die kein selbstständiges Bändchen für sich abgeben würden. Dagegen ist sie genöthigt, noch mehrere Briefschaften aus dem Nachlasse ihres Mannes hinzuzufügen, und so dürfte wieder die Herausgabe eines Briefwechsels zu Stande kommen, der ein neues Interesse nach einer noch weniger berührten Richtung hin erregen wird.

Die Schriftsteller, die einer gewissen einmal angenommenen, obwohl von den Behörden selbst nicht mehr geglaubten Kategorie angehören, und hiesigen Orts etwas drucken lassen, sind jetzt unter eine außerordentliche Censur gestellt worden, die in der Person des Geh. Hofrath John ausgeübt wird. Die in mehreren Zeitungen angekündigten, neuen Bücher von Mundt, die bereits das gewöhnliche Imprimatur hier erlangt hatten, haben nun dieser neuen Censur noch einmal unterbreitet werden müssen, von der die Entscheidung bis jetzt noch nicht erfolgt ist. G.

Notizen.

[Frankreich sucht Blutigel im Auslande.]

Auch der Blutigel wegen sucht Frankreich sich dem Auslande zu verbrüdern. Das Heilverfahren des bekannten Arztes Broussais, der alles mit Blutigeln curirt, ist in Frankreich sehr allgemein geworden. Im Jahre 1820 führte das Land aber eine Million Blutigel aus, 1834 führte es nur 879,000 aus und 21,800,000 ein. So verlauten Charles Durin's Angaben. Frankreich sieht sich jetzt in der Moldau und Wallachei nach Blutigeln um.

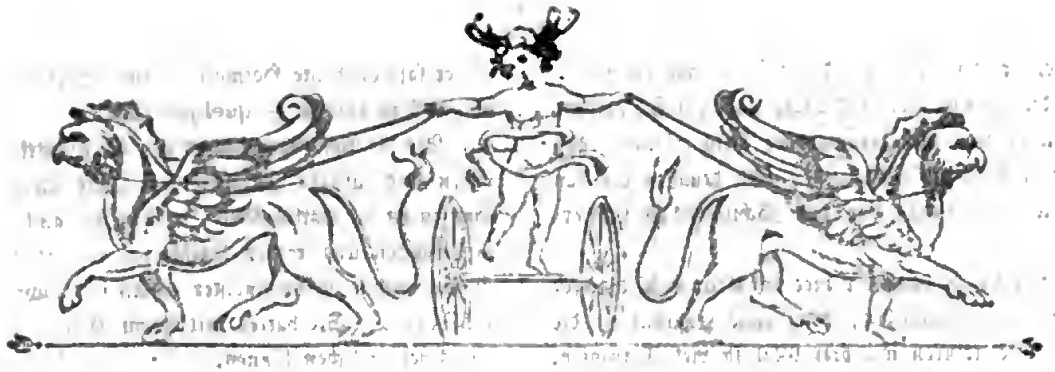
[Jules Janin.]

In einer neuen Reihe von „pariser Tableten" erzählt Lewald seinen Besuch bei Jules Janin. Seine Wohnung ist in der Nähe des Luxembourg, in der ruhigen, breiten, reinlichen Straße du Tournon. Hier lebt er mit seiner Geliebten, einer Marquise, zusammen. Janin lebt außerordentlich glänzend, aber mehr auf bequemem als großem Fuß. Er braucht jährlich bei weitem mehr, als seine gewöhnlichen Einkünfte betragen, die sich auf 30,000 Franken belaufen mögen. Er hält vier Pferde und macht mit der Equipage die Mode mit. Mit Bücherschreiben läßt sich so viel regelmäßig nicht erwerben! Sein größtes Einkommen bezieht er als Feuilletonist. Von dem Journal des Debats erhält er jährlich 10,000 Franken, wofür er jeden Montag einen Artikel zu liefern hat. Außerdem nimmt er an den meisten buchhändlerischen Speculationen Theil: an Kinderschriften, Modejournalen, Reisewerken u. s. w. Was ihm aufgetragen wird, ist ihm recht.

[Eine Flucht vor der Schlacht.]

„Der Renegat", oder: „Die Schlacht bei Lepanto" so lautete der Titel einer großen heroischen Oper (von einem gewissen Hrn. Genoves), die zu Rom auf dem Theater Valle dargestellt werden sollte. Große Anschlagezettel verkündeten die Aufführung für den 14. Mai. Costüme und Decorationen waren neu verfertigt, und viele Proben waren gemacht worden. Der Abend kam. Alle Logen und Sperrsitze waren verkauft. Ein langer Zug von Schau- und Hörlustigen rückte heran. Aber — siehe da, die Thüren waren fest verschlossen, und auf einem riesenhaften Anschlagezettel stand geschrieben: „Wegen eines außerordentlichen Ereignisses bleibt das Theater geschlossen." Hatte die Primadonna eine Laune? War der Tenor heiser geworden? Nichts von alledem, das sind keine außerordentlichen Ereignisse, sondern sehr gewöhnliche. Jeder war auf seinem Platz, nur der Renegat fehlte, nämlich die Partitur selbst. Sie war mit dem Componisten und er mit ihr verschwunden. Hr. Genoves hatte nach der Hauptprobe alle Orchesterstimmen eingesammelt unter dem Vorwande, noch einige Correcturen vorzunehmen — und — man sah ihn nicht wieder. In Italien entscheidet die Hauptprobe über das Schicksal der Oper. Die Aristarchen und lauten Stimmen der Stadt finden sich ein, und wenn die den Kopf schütteln, gute Nacht, maestro! Der Maestro Genoves fürchtete bei seiner Schlacht von Lepanto selbst zu verunglücken, und floh, eh' sie begann. S.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 134. — den 11. Julius 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Festtag in St. James und in Greenwich.

I.

Ueberall die Contraste aufzusuchen ist in der Welt mein Geschäft. Ich habe eine Freude daran, Palast und Sennhütte miteinander zu wechseln, ich bin entzückt, von dem Weltmarkt der Themse auf einen deutschen Jahrmarkt zu gerathen, und ich glaube, ich würde mich sogar nicht darüber wundern, den ersten Tory von Großbritannien, den Herzog von Wellington, mit seinem rothen Kleide und dreihundert Ordenssternen und Vorurtheilen, neben den Pavianen des zoologischen Museums in Regentspark anzutreffen.

Die Saison ist jetzt im Zenith, sie hat alle Stände und Classen erreicht, den König selbst nicht ausgenommen, denn er feiert seinen Geburtstag nicht wie andere Leute an dem Tage, an welchem er geboren wurde, sondern am Pfingsttage, als an welchem der heilige Geist über des Heilands Jünger und die Engländer kam. Am Pfingsttage ist der saumseligste Aristokrat in der Residenz, um seine Equipage und seine Töchter zu zeigen, um bei Hof, im Kingstheater*) und im Hydepark zu paradiren, am Pfingsttage versammelt sich John Bull aus Instinkt in Thee- und Lustgärten und Gasthäusern, um God save the King und Britannia rule zu singen, am Pfingsttage hält der Erzbischof von Canterbury, der Primas und eigentliche Papst von England, einen Gottesdienst in pontificalibus, am Pfingsttage gibt der Lord-Mayor in Begleitung seiner Hanswurste, die rothe Strümpfe und halbe Centner schwere Scepter tragen, in seinen antiken Galawagen ein Extraschauspiel, am Pfingsttage endlich emancipiren sich die Postillone und Schirrmeister und fahren anstatt der Reisenden und Couriere ihre Frauen und Kinder in den Staatscarossen. Das Alles zusammen ist doch das Eintrittsgeld in London schon werth, auch wenn ich die Cour in St. James-Palast, von der ich besonders sprechen könnte, wenn's nicht schon Mehrere gethan hätten, nicht mit zu den Pfingstoriginalien rechne.

St. James und das ganze Hofleben kommen mir wie Ruinen vor, die man aus Achtung vor dem classischen Alterthume, vor der guten gothischen Zeit der Spitzbogen, Hofnarren und betrunkenen Ritter der Tafelrunde conservirt und fort und fort anbaut und ausbessert. Darum kleidet sich der Monarch auch in das Costüm seiner Vorfahren, und will nicht herausziehen aus den schwarzen, traurigen, unansehnlichen Mauern des veralteten hundertecksigen Hauses.

Wenn ich König von England oder König überhaupt wäre, ich würde es auch so machen und mir was Rechts darauf einbilden, schlechter oder doch unansehnlicher zu wohnen als meine Unterthanen, die Goldschmiede und Wechselinden, die hier wie Kalifen residiren. Der Gedanke hat etwas Erhabenes, Großes, Schönes: in einem Ziegelsteinhause mit Kirchenfenstern und Schießschatten logirt der erste Mann des ersten Landes, der Fürst der

*) Der Pfingstsonntag zählt hier für die Pfingstwoche.

Millionnaire, er ist nicht stolz und vornehm, wie die Kammerdiener, die ihn umgeben und Lords und Herzöge heißen, und er erlaubt, was kein Krämee der City erlaubt, daß man in seinen Zimmern umhergeht, und draußen voe den Thoren ohne alle Furcht vor den Schildwachen sich eespectorirt.

Ich bin wahrlich schon oft hier in Verlegenheit gewesen, weil ich ein Mensch bin; denn diese Engländer, die so viel essen und trinken wie drei Mal so viel Franzosen, haben in iheer großen Hauptstadt ganz und gar nicht füe anständige Abzugscanäle der Fluida humana, sondern im Gegentheil gewissenhaft dafür gesorgt, daß jedes Haus mit einem saubern Gärtchen und jeder Palast mit einem vergitterten Erdgeschoß und Wallgraben wie eine elegante Festung umgeben ist, in die kein Sterblicher ohne des Aeneas Nebelkappe dringen kann. Ich bin hiernach vollkommen zu entschuldigen, weil ich am St. Jamespalaste unter andern Originalitäten zuvörderst die Locale antraf, die man in Paris an jedem Palaste und in jedem öffentlichen Gaeten sieht.

In Deutschland und auch in Frankreich werden die Besuche Morgens abgestattet, hier Mittags- und Nachmittags. Die große Cour oder die sogenannte Vorstellung bei Hofe am Geburtstage dee Majestät begann um zwei und endigte um sechs Uhr, wo dann die Tafel servirt wurde. Park und Straßen wimmelten von Menschen, besonders die schönen Pallmalls, in der die meisten Clubpaläste, das Athenäum, die Galerie dee Gemälde, das Hoftheater und das schöne Carltonhouse liegen, und durch welche sich dee große Zug der Equipagen bewegte. Da schon Herr von Raumer dabei den enthusiastischen Zuschauer spielte, und, obgleich ein Fünfziger, durch die Reoue dee schönen Ladies mehr entzückt wurde, als durch die berliner Paraden unter den Linden, so sage ich Ihnen davon nichts weiter. Der Wagen waren gewiß an die tausend, und man konnte deutlich an ihrer Bedienung und Ausrüstung sehen, daß die Besitzer im Luxus und in der Eitelkeit wetteiferten. Ein Graf von Rang würde es für ein Verbrechen ansehen, hinter einem bloßen Baronet zu fahren, der Herzog von pure race hingegen glaubte sich ein Bedeutendes zu vergeben, wenn er nicht einen Kutscher mit Dreikant und seidenen Strümpfen auf dem Bocke und drei große goldene Schlingel mit Commandostäben, lang wie Voltigirlanzen, hinter sich hätte.

Der größte diplomatische Hanswurst, selbst wenn er mit Tambour-Major und Pfeifer und Trompetee aufzöge, ist der fashionabelste Hofmann, und dee fashionabelste Hofmann ist in London — quelque chose.

Als die Postwagen kamen mit iheen stattlichen Turnierrossen und lustigen Insassen, flüchtete ich zum dichtesten Haufen an die Carltonsäule, wohin sich auch Gesellschaften mit Fahnen und rothen Uniformen retirirt hatten. Alle Postillons und Wageumeister waren scharlachroth wie Theater-Teufel. Sie hätten mit ihrem Gespann den Hof Lucifers verherrlichen können. Um sieben Uhr war der ganze Cervantische Spuk vorbei, und ich hatte nun wieder Zeit, an ein Mittagessen zu denken.

Sollten Sie wohl glauben, daß ein Fremder hier Mangel an Gelegenheit zu essen haben kann? Mir ist es nun schon zwei Mal begegnet, daß ich, entfernt von meinem Gasthause, wie ein armer Verdammter hinter betrüglichen Aushängeschildern nach hesperischen Aepfeln griff, und endlich aus Verzweiflung einen Kutscher nahm, um schnell in meine Gasse oder ans Kingsthaeter zu fahren, wo ein menschliche Restaurant und eine Art von französischem Caffeehaus ist. Seit ungefähr acht Tagen weiß ich erst, daß man in gewissen sogetauften Inns, Tavems und Coffeehouses auch ohne dort zu logiren tafeln und hintee den Boutiken der Kuchenbäcker und Quaß-Conditoren in einem Postwagenstübchen Eis, Thee und Torte frühstücken und soupiren kann. Man muß aber durchaus die Locale par Renommé kennen, sonst riskirt man in so schlechte oder John-Bullgesellschaft zu kommen, daß man beschämt Ferseugeld gibt und die Reise weiter fortsetzt. Doch das Alles ist sehr interessant und muß dem Mann von Welt, Kunst und Wissenschaft willkommen sein, der nicht ganz ein marinirter Dandy ist.

Des Sonntags sind die meisten Speisehäuser abee auch geschlossen, und dann ist man platterdings genöthigt, an sein Hotel zu pilgern oder einen israelitischen Sabbath zu machen. Ich bilde mir ein, daß die Engländee Gott nur durch dreierlei Beschäftigungen ehren, durch Schlafen, Predigen oder Schnappstrinken. Es könnte einem türkisch vorkommen, wenn man Derwische und Turbane und keine Betrunkenen sähe.

Nach dem chimärischen Geburtstage Wilhelms IV. begibt sich der Hof wieder nach Windsor, und dann will ich ihm folgen, um das gothische Schloß zu sehen. Unterdeß geht im Parlament, so Gott und O'Connel und Melbourne wollen, das angedrohte reformistische Erdbeben vorüber, das Peel's und Wellington's Leute anrührten. Der irische Demagoge ist eine Art Großmogul geworden, der

Digitized by Google

durch Worte und Associationspfennige mächtig und reich wurde. Es ist hier ganz convenable, für sich betteln zu lassen, sobald Patriotismus im Bettelsack ist.

O'Connel ist der König der Bettler, aber ein Ulysses, der die Freier aus Irlands Burg treibt. Gewiß ist er der Mann, der die Reform des Parlaments durchsetzt, er hat die Constitution auf der Zunge.

II.

Die Feste in Versailles und St. Cloud sind nur leichte, einfache Lustspiele; wer ein großes Spectakelstück sehen will, muß über den Canal gehen, und während der Saison Greenwichs Jahrmarkt besuchen. Dieser Markt ist der Markt John Bull's, der Sammelplatz des englischen Charlatanismus, die öffentliche Ausstellung der Jovialität, die sich in Grog und Gin betrunken hat, und in diesem Zustande um Mitternacht oder des Morgens früh mit dem Dampfschiffe und der Eisenbahn wieder heimfährt.

Lassen Sie mich damit anfangen, Ihnen zu sagen, daß die letzte Woche hindurch täglich vier Dampfschiffe innerhalb einer Stunde von der London Brigg abfuhren, daß jedes circa 500 Menschen mit nahm, und daß dieses Manöver vierundzwanzig Stunden des Tages dauerte. Noch weit mehr Menschen fuhren mit Wagen und Omnibus oder auf der neuen noch nicht vollendeten Eisenbahn, welche wie ein römischer Aquaduct von ungeheuren Bogen über Londons Häuser hinausragt und die Maschine gleichfalls durch die Lüfte trägt, die Fußgänger nicht mit gerechnet. Ich habe dreißig Tanzzelte, fünf oder sechs Theater, eine Unzahl Schaugerüste und einen ganzen Platz voll Schaukelmaschinen auf der Ebene vor dem Städtchen gesehen. Das Geschrei erfüllte die Lüfte, es drang durch die Nebelwolke von London bis hinauf zu dem Mastenwalde der Indiadocks, denen gegenüber sich ein kolossales Seehospital in einem abgetakelten Dreimastee befindet, dessen Kanonenlöcher Krankenfenster geworden. Im Parke des Schlosses lagen die Menschen umher wie die Maikäfer, die ein Nordwind herabgeschüttelt, sie schienen seelenvergnügt zu sein, besonders die Frauenzimmer, die mir um einen bedeutenden Grad ausgelassener als die Französinnen vorkamen, und ihren Cavalieren und der Korkflasche nichts schuldig blieben.

Greenwich ist bekanntlich ein zwei Stunden unterhalb London liegendes Städtchen mit dem englischen Invalidenhause. Die Invaliden darin tragen dreieckige Hüte und blaue Ueberröcke und Beinkleider, was ihnen ein ordentliches bäuerliches Ansehen, fast die Attitüde der Schwarzwälder, gibt, die auch so breite Knöpfe, Strümpfe und Hüte haben; sie sind in ihr Palais eingesperrt und arbeiten und gehen in die Kirche. Diese sammt dem Palaste liegt an der Themse, unterhalb des gewöhnlichen Landungsplatzes der Dampfschiffe. Ich hatte leider nicht Zeit, mich um das Institut zu kümmern, das schon ein paar Jahrhunderte alt ist, und ich glaube auch, daß ich dadurch nicht viel einbüßte.

Wir kamen am späten Nachmittage an und fuhren Abends zehn Uhr wieder fort, aus Furcht, der Staub in den Festsälen des freien Englands möchte uns umbringen oder ein Professor der berühmten Beutelschneiderzunft die Taschen abschneiden. Wohin ich gerieth, drängte sich Männlich und Weiblich dergestalt, daß man ohne Scheu den Anstand vergessen konnte. Die elegantest gekleideten Frauenzimmer liefen im militairischen Sturmschritt vor und erstiegen mit noch weit größerer Bravour die Turnergerüste in dem brausenden Menschenmeere, wo sie in Kutschen und Ballonen, auf Schaukeln und Pferden über ihre Köpfe flogen. Die pariser Grisetten, die man an Sonn- und Festtagen in den Champs Elysées oder im Bois de Boulogne sich wiegen und drehen sieht, müssen gegen diese britischen Amazonen zahme und furchtsame Kinder genannt werden. Mehrere ließen sich so gewaltig bewegen, werfen muß ich sagen, daß ihnen der Athem wollüstig ausging und ein mitleidiger untenstehender Bursche sich ihrer annehmen mußte. In diesem Falle versah die Schnappsflasche das Eau de Cologne, ein Stückchen Pfefferkuchen die Conversation.

(Der Beschluß folge.)

Correspondenz.

Aus Teplitz, den 1. Julius.

[Das Theater und die frühen Badegäste.]

Das bekanntlich im Dorfe Schönau befindliche Steinbad war immer der Hauptpunct, dem ich bei meinen Sommerreisen nach Teplitz zustrebte. Desto mehr verdroß mich's aber auch, wenn ich, im benachbarten Turna angekommen, durch die Bäume des dortigen Parks, das ganz nahe dabei liegende Schönau mir freundlich zuwinken sah, dem Winke nicht sogleich Folge leisten zu können. Der Wagen mußte sich erst durch ein langes, langes Stück Straße bis Teplitz wieder davon entfernen, und sodann noch durch die ganze Ausdehnung dieser Stadt fahren. Welch eine freudige Ueberraschung daher, dies durch einen neuen Fahrweg zwischen Turna und Schönau anders geworden zu sehen. Wenig fehlte jedoch, so hätte ich letzteres selbst nicht wieder erkannt. Neue, geschmackvolle Häuser waren in der kurzen Zeit von kaum acht Monaten emporgewachsen. Aber sie erwarteten größten Theils noch ihre Bewohner, deren Ankunft die damaligen Eisnöthe des sogenannten Wonnemandes in den Weg getreten sein mochten. Manche der noch nicht genug ausgetrockneten neuen Quartiere konnten auch nicht ohne Gefahr für die Gesundheit sogleich bezogen werden.

Das fürstlich Clary'sche Theater, von der Römer'schen Schauspielergesellschaft eingenommen, wurde in Folge des

warmen, lieblichen Wetters allmälig die Beute einer unheilbaren Schwindsucht geworden sein, hätten sich nicht wieder eine Partie Regentage eingestellt. Der beste Arzt und Helfer der Gesellschaft ist aber der in der Mitte dieses Monats erwartete König von Preußen. Denn mit seiner und seines Gefolges Ankunft nimmt gewöhnlich nicht nur der ganze Zustand des Badeortes durch die von allen Seiten herzuströmenden Fremden einen neuen Aufschwung, sondern der König bezeigt auch der Bühne noch dadurch seine besondere Huld, daß er nur selten ihren Darstellungen nicht beiwohnt. Die Anwesenheit des verehrten Monarchen ist aber ein weit kräftigerer Magnet für die Zuschauer als selbst das beste Stück. Die jetzige, schon drei bis vier Sommer hier spielende Truppe erhält sich im ganzen immer in gleicher Verfassung. Lustspiele und Possen sind ihr Hauptelement, Johann Nestroy und Adolph Müller ihre vorzüglichsten Wiener-Spaß- und Wiener-Musik-Lieferanten. Die Posse: „Zu ebener Erde und im ersten Stock" hatte viele Aufführungen hinter einander erfahren. Unter andern ist auch eine, Namens: „Eulenspiegel," ein paar Mal gegeben worden. Kein Gedanke aber darin an den alten, beim Volke so wohlaccreditirten Schalksnarren und seine, zum Theil freilich nicht mehr zu producirenden Tollheiten, Derbheiten und Trivialitäten. Nestroy's Eulenspiegel ist ein Taugenichts von heute, der, seiner eigenen Aussage nach, aus den Prellereien und Verwirrungen, die ihn zum Urheber haben, den Nahrungsstoff für ein wüstes, zügelloses Leben zu ziehen sucht.

Vielleicht geschähe, wo nicht der Ehrendame Moral, doch gewiß vielen sogenannten Moralisten, ein Gefallen damit, wenn ein solches Subject am Schlusse des vierten Acts im Correctionshause unter der Fuchtel des Fuchtmeisters öffentlich zur schleunigsten Bekehrung gebracht würde. Seit dem Dasein der Eisenbahnen ist Geschwindigkeit nun vollends keine Hexerei mehr. Ein fünfter Act könnte daher den Thunichtgut als comvletten Tugendhelden und raffinirten Freund nützlicher Thätigkeit erscheinen lassen. In Folge dre letzten hätte er durch eine sehr ingenieuse Fabrikanlage, oder irgend ein anderes Musterwerk, nicht nur die zur ersten Einrichtung ihm großmüthig vorgeschossenen Summen nebst Zinsen schon wieder abgetragen, sondern nebenher gar bereits ein bedeutendes Vermögen zusammengebracht. Nichts durfte ihm weiter fehlen, als eine passende Ehegenossin. Hierzu nun müßte er eine Dirne von enormer Lasterhaftigkeit, aber natürlich mit dem edlen Vorsatze wählen, sie pfeilschnell in ein Musterbild von Sitte und Anstand zu verwandeln. Um dem Zuschauer das Gelingen der Sache desto wahrscheinlicher zu machen, könnte ja die Braue zuletzt schon merken lassen, wie sie durch die Blicke ihres Bräutigams sich von seiner Tugend total angesteckt fühle.

Herr Nestroy hat indessen, und unstreitig ebenfalls nicht ohne Grund, vorgezogen, schon mit dem vierten Acte sein Stück zu schließen, auch das Anbringen einer effectvollen Correctionsscene verschmäht. Manche hübsche Witz verfohnt mit mancher übertriebenen Plattheit. Die Schauspieler waren in Ausübung ihrer Kunst ziemlich ungleich. Eulenspiegel, Herr Scholz, schien den meisten Beifall zu gewinnen. Herr und Madame Uhlmann, nebst mehreren andern, und besonders auch Herr Calliano, der Vater, machten ihre Sachen ebenfalls recht gut. —

Ein herrlicher Pocal, welcher vom Kaiser von Oesterreich der hiesigen Schützengilde, als Erinnerung an seine Anwesenheit im letzten festlichen Herbste, unlängst gesendet worden, gewährt den hiesigen Bürgern ein sehr erwünschtes Andenken an die verklungenen Feste, und daher auch einen der beliebtesten Gegenstände der Unterhaltung. Sie fließen über von Freude und Dank gegen den hohen Geber, wenn man die Rede darauf bringt. —

Der jetzige Zeitpunct bildet die Uebergangsperiode aus einem sehr kranken Badeleben in ein immer besser mit Gesundheit ausgestattetes. Bis zur ersten Hälfte des Junius pflegt die große Mehrheit der hier anwesenden Kurgäste in solchen zu bestehen, die sich nur mit Mühe auf eigenen Füßen nach den Heilquellen fortheilfen können. Stöcke, nicht selten in jeder Hand einer, sind die nothwendigen Attribute vieler dieser dort Hülfe Suchenden. Andere, mit leblosen Werkzeugen zum Fortkommen nicht ausreichend, müssen durch Menschen sich fuhren lassen, und noch Andere gar in dazu bereitstehenden besondern Wagen hingeschoben werden. Aber in Verfolg der längst erprobten Kraft der hiesigen Anstalten, wozu seit einigen Jahren auch das Schlammbadinstitut wesentlich mit gehört, gewinnt die Sache mit jedem Tage eine erfreulichere Richtung. Zusehends erfolgt eine bedeutende Abnahme der Invalidität des Corps der frühzeitigen Badegäste. Dazu eilt ein zum Theil viel gesünderes Geschlecht in die Thore der Stadt, nebst vielen, die nur Erholung und Vergnügen hier suchen, und in deren buntem, glänzendem Getümmel die noch übrigen einzelnen Gichtbrüchigen kaum bemerkbar bleiben. Das ist denn auch die nun nächstens eintretende schönste Periode. (D. Z. f.)

Notizen.

[Charakterstärke Talleyrand's.]

Als Talleyrand die Nachricht von Paravey's Bankerott erfuhr, bei welchem er zwei Millionen verlor, blieb er ganz ruhig, und kein Zug änderte sich in seinem Gesichte. Ein leises: Hm! war alles, was er äußerte. Er machte mehrere Einschränkungen in seinen Ausgaben, und verlor nie ein Wort weiter über die Sache.

Eines Nachmittags war er im Lehnstuhle vor dem Kamin fest eingeschlafen. Zu seinen Füßen lag eine Broschüre, die ihm aus der Hand geglitten war. Alles schlich auf den Zehen, um seinen Schlummer nicht zu stören. Einer der vornehmen Herren, die gegenwärtig waren, hatte den Einfall, die Brochüre aufzuheben, um zu sehen, was das für ein Buch sei, das eine so narkotische Kraft ausübte. Alle Anwesenden guckten neugierig hinein. Es war eine der bittersten Schmähschriften auf Talleyrand. — 8.

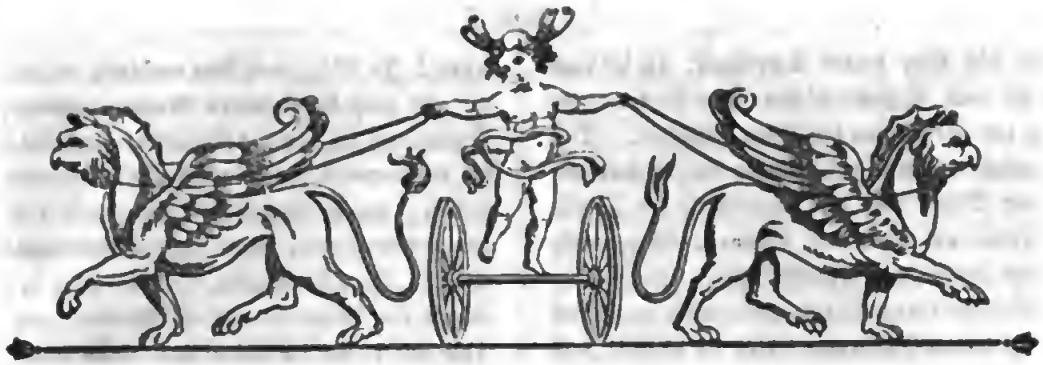
[Aus Paris.]

Die Quotidienne, eine der Regierung feindliche Zeitung, beweist, daß eine Eisenbahn zwischen Paris und Versailles ihre Kosten nicht eintragen würde. Darum, behauptet sie, werde die Regierung gewiß zwei solche Bahnen errichten. 8.

[Falsche Gewichte ganz neuer Art.]

Ein Kaufmann zu Paris hatte falsche Gewichte, die aber nicht leichter, sondern bedeutend schwerer waren als die gesetzlichen. Welche Großmuth! sollte man meinen. Aber nein. Er bediente sich dieser Gewichte nicht zum Verkauf, sondern zum Einkauf. Welche Industrie! muß man jetzt sagen. Die pariser Polizei instruirt gegenwärtig, wie weit sich die Industrie dieses Ehrenmannes erstreckt habe, und ob er nicht für irgend eine Strafanstalt zu gewinnen sei. 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 135. — den 12. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

6.

Elberfeld, den 26. Mai.

— Schon eine Strecke vor dem hübschen Iserlohn hört Westphalens Katholicismus und Armuth auf; es beginnt eine wenigre kräftig-rauhe, eine wrichere, gefälligere Landschaft, und das bürgerliche Comfort einer fabrikthätigen, in die Werkelluft der Gegenwart ganz aufgegangenen Menschenmengr erstreckt sich durch das ganze Wupperthal. Die Schinken mit den Rauchhütten, der Pumpernickel und die ganze malpropre Romantik Wrstphalens machen einem modernen Protestantismus Platz, der auch seine Fäuste hat, aber sie spekulativ zu gebrauchen wriß. Der Adel und der Bauernstand hören auf und ein rührigres Bürgerthum macht sich meilenweit Raum. Saubere Wohnungen, glatte Fenster mit vorsorglichen Jalousieen, emsig gepflegte Gärten, geleckte Landhäuser, wohlgenährter Backen, lackirte Gesichter, überall Fleiß und Wohlstand, aber eine gewisse nur halb aufathmende Heiterkeit, bei der man — wie beim Hunde den Knüppel — die Grobschmiedsfaust, die sie bändigt, nie vergißt.

Ganz Iserlohn riecht nach Eisen, alles sieht eisenhaltig aus; selbst die iserlohner Schönen, die beim Schmettern des Posthorns an Thür und Fenster rilten, zeigten uns Gesichter voller Eisenflecke. Flinke Mädel, nette Augen, weiße Haut, fast so weiß wie meiner Großmutter ihre bielefelder Leinwand, aber auch wie diese, voller Eisenflecke. Man nennt diese Eisenflecke im Gesichte anderwärts Sommersprossen, allein ich glaube, diese kleinen fuchsgelben und hellbraunen Tüpfchen auf zartem Teint sind eine Erfindung der Jungfrauen von Iserlohn, ein kleines überflüssiges Nebenresultat der iserlohner Eisendrahtstrickereien. Sommersprossen sind sehr häufig eine überflüssige Zugabe zu weißem Teint, die man mit in den Kauf nimmt; es läßt sich nicht ändern. Als Junge liebte ich einmal ein hübsches blondes Mädchen, das meine Großmutter nicht ausstehen mochte. Sie hielt das gute Kind für dumm, aber das liebe Kind war sehr klug, obschon wortkarg, befangen, — „ruhig engelmild." — „Sieh doch nur hin," sagte die Großmutter, „was hat die Lina für Eisenflecke im Gesicht!" — „Ach, liebe Großmutter," sagte ich, „sieh doch nur Dein bielefelder Tischzeug an! Das Ungeschick der Mägde hat Dir einige Eisenflecke hineingebracht, die gar nicht wieder ausgehen. Aber schneeweißer Damast, Großmutter, bleibt doch schneeweißer Damast, und die Muster darin! die Blumen und Vögel! — Großmutter!" — Die blonde Lina war doch das hübscheste Muster von der Welt, ein Amalgama von Blume und Vogel.

Man glaubt sich hier in einer merkantilen Republik, niegends Beamte, kein Militair! Welche Wohlthat! Preußens königlicher Aar schwebt schirmend über dem Wupperthal, aber man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht,

Digitized by Google

man fühlt nur leiſe ſeine weiten Schwingen, die bis nach Frankreich, bis nach Rußland reichen, und für das kleine Fabrikvölkchen den Weſten und den Oſten feſthalten. Das ganze Wupperthal iſt ein Ameiſenhaufen voll Betriebſamkeit. Mehrere Meilen weit eine lange Kette von Fabrikgehöften, Dörfern und Städten: Barmen, Wappenfeld, Gemark, Wichlinghauſen, Rittershauſen, Elberfeld — alles ein ſtill thätiges Gewühl, eine tauſendfach gegliederte Maſchine. In dieſem Thalgrunde lebten vor hundert Jahren vielleicht viertauſend Menſchen, auf Ackerbau und Feldarbeit gewieſen; jetzt zählt man 60,000, von denen die eine Hälfte auf Elberfeld, die andere auf das Thal Barmen kommt. Elberfeld iſt der Hauptſitz der bergiſchen Fabriken und führt in ſeinen 200 Comptoiren, wie eine vorſorgliche Haushälterin, das Buch für die Grafſchaft Mark und das bergiſche Land. Ich kann nicht läugnen, daß der Habitus dieſer Stadt mir etwas düſter vorkommen will. Trotz ihrer emſig erhaltenen Reinlichkeit und allen hundertfachen Zeichen kaufmänniſcher Opulenz haben die Gebäude mit den ſchwarzgebrannten Ziegeln und den zum Theil mit Schiefer bekleideten Wänden etwas Beengendes, Gedrücktes. Dazu kommen die ſchmalen, vielverſchlungenen Gaſſen und das Gewürm blaſſer und hagerer Fabrikmenſchen, die ſich der Sticluft der Maſchinenſäle nur zu gewiſſen Stunden entwinden, und die grünen Jalouſien auf den ſchwarzen Seitenwänden der Häuſer ſehen auch nur aus wie eine Sperre für Kopf und Herz. Ich zweifle nicht an der Intelligenz der reichen Kaufmannsfamilien, aber ich fürchte, ich fürchte für die untern Claſſen und deren Zeitvertreib.

Den 27. Mai.

— Fabriken, Maſchinenſtuben, Plätze, Wirthshäuſer habe ich beſucht; überall hört man von pietiſtiſchen Flugſchriften, die ſich um eine Predigerwahl drehen, und ich kenne jetzt den Zeitvertreib der hieſigen Volksclaſſen. Es iſt ſehr wichtig, die Art und Weiſe der Erluſtigungen unter den niedern Ständen zu kennen. In Wien vergißt der Pöbel über ſeinem Zeitvertreib ſehr viel. Brot und circenſiſche Spiele! ſchrieen die Römer und vergaßen noch mehr. Hier zu Lande ſucht man in Beten und Conventikel-Frömmigkeit Erholung für die Laſt des Werkeltages. Das Beten mag in der Abenddämmerungsſtunde unter guten Brüdern und Schweſtern ein ganz angenehmes Plaiſir ſein, allein da ſtehen die Tempel des Herrn! Die offene Stirn dem hellen Tage geboten! du frommes, lichtſcheues Gewürm! In ***, einer ſehr verſtändig aufgeklärten Stadt, wo aber auch die frommen Mucken wuchern, gab es vor kurzem noch ein von der Regierung verpöntes Bethaus, wo ſich die frommen Leute in Abenddämmerungsſchein verſammelten, um in traulicher Gemeinſchaft allerlei Andachtsübungen obzuliegen. Eine von den Andachtsübungen nannten ſie „Engelchen greifen.“ Sie ſaßen in bunter Reihe, immer ein Männlein und ein Weiblein, um einen runden Tiſch und dieſen die Lichter aus. Nun ging's ans „Engelchen greifen“, immer mit den Händen nach oben durch die Luft, kreuz und quer, Manchem ſtand der Schweiß auf der Stirn. Aber ich war nicht dabei, Leopoldine, ich bin unſchuldig.

Ich ſitze hier im zweibrücker Hof, meine Freundin; ein Haufe religiöſer Streitſchriften, wohl zehn bis zwölf an der Zahl, liegt vor mir auf dem Tiſche. Man betreibt in Elberfeld alles fabrikmäßig, auch die Frömmigkeit. Die Streitſchriften ſind ganz neu erſchienen, ihre Reihe iſt noch nicht geſchloſſen, es hängt ſich hier Gewicht noch an Gewicht, und will hinab mich ziehen in die Tiefe, wie Max Piccolomini ſagt, der gute Menſch. Aber ich kenne nun dieſe Pappenheimer! (D. F. ſ.)

Ein Feſttag zu St. James und in Greenwich.

(Beſchluß.)

Eine halbe Million Lebkuchene Wilhelm IV. ſollen alljährlich in Greenwich debitirt werden. Nächſt dem König zieht aber am meiſten der honigpfefferne O'Connel, der als Caricatur dargeſtellt wird. Es iſt Popularität. In ganz England ſieht man Niemand den Herzog von Wellington eſſen, ſie ſagen, er tauge nicht zum Pfefferkuchen, weil er ganz ſpaniſch-ruſſiſch gewürzt worden.

Ich habe mich ein wenig geſchämt, ſonſt wäre ich in die Marktheater der Charlatans gegangen, von denen ich oben ſprach. Sie unterſcheiden ſich von den franzöſiſchen abſonderlich durch ein non plus ultra von Geſchrei und Janitſcharenmuſik. Vor jedem befand ſich ein Gerüſte zum Harangniren und dort ſchlugen reizend gekleidete Hetären die große Trommel, dorten ſich Bajazzos und tanzten ganze chineſiſche Banden. Man hätte wahnſinnig werden können im Sauſ und Braus, unter den Hörnern und Pfeifen, den hübſchen runden Beinen, flatternden Fahnen und Röcken von Flor; denn Alles in der Gegend bewegte ſich, oder vielmehr es ſprang und flog und ſang und ſchrie. Kurz, dieſes war großartig und auf den Welt-Untergang berechnet, der in der Apokalypſe prophezeiht iſt.

Digitized by Google

In die Tanzzelte habe ich mich hineingewagt nnd auch in dem größten nnd schönsten, das für Honoratioren berechnet schien nnd wo es Entree kostete, einige Erfrischungen genossen. Wahin ich sah, waeen hübsche Mädchen, die zum Tanze blickten und die Locken in geoßen aufgerollten Ringen baechantisch auf den Schultern trugen. Es hätte mir's Niemand übel nehmen können, wenn ich an dem anstrengenden Vergnügen Antheil genommen und mich nicht allein wieder eingeschifft hätte, doch ich hielt stoisch aus und parirte alle weibliche Elektricität mit einer bewnnderneswürdigen Kälte ab. Wo die Menschen Atome sind, vergeht der Mensch selbst wie eine Käsemilbe und wie Tropfen Wasser. Diese verbinden sich nnd vergehen spuelos. Es ist gewiß wenig Vergnügen dabei.

Auf dem Dampfboote des Nachts erlebte ich ein neues geoßaetiges Schauspiel. Die drei Kajüten waren in Schenkstnden verwandelt, in denen unzählige Paaee Grog nnd Porter nnd Fusel teanken. Ein Orchester spielte ihnen Weber's Freischütz nnd Meyerbeer's Robert, zuletzt: God save the king, welches alle mitsangen. Ein solcher Chorus auf dem Steome, der über sich Dampfwolken verbreitete und den Mond nnd die Steene baechantisch begeüßte, nnteedeß zu beiden Seiten schwaezstarrende gespenstige Schiffsmaste, und endlich Hänser, Paläste, Docks und der Tower vorüberflogen, konnte seine Wiekung nicht bei mir verfehlen, ich meinte in einer andern Welt zu sein, auf dem Styx selbst und in Charon's Nachen. Man kann in solchen Momenten recht inne weeden, daß man nichts ist, nnd nur eine Spanne Zeit vor sich hat, einen Tag nnd eine Nacht etwa. Ach! wie hätten die Dampfschiffe nicht eefnnden sollen, sie kuezen das Leben ab.

Ich habe innerhalb fünf Stunden die vorige Woche den Tower beschen, den Tnnnel besucht, die Themse überschifft, eine Reise auf dee Eisenbahn gemacht und mit dem Dampfschiffe die Insel Sheeneß erreicht, wo ich frischen Seefisch aß und eine hübsche Kellnerin küßte. Das kann man nur hier, in London, wo sich die Thürme die Hände reichen und die Fundamente der Hänser in America gelegt sind. Morgen denke ich eine ähnliche Expedition die Themse aufwärts zu machen nnd des Abends znrückzukeheen und noch die Malibean in Deury-Lane Fidelio singen zu hören. Zu viel, zu viel, ich wiederhole es, aber es ist einmal zu haben, und ich bin genöthigt, das Leben doppelt zu nehmen, weil ich nue einfaches deutsches Geld zu meinem hiesigen Aufenthalt zu verwenden habe.

Lassen Sie sich sagen, daß außer Herrn von Raumer auch noch der Dr. Spazier hier angekommen ist, und daß Beide uns mit nenen Büchern über England beglücken wollen. Ich dachte, es wäre genug an den zwei Bänden, die dee beeliner Peofessor uns schon bescheerte, oder ist etwa Heee Spazier ein Genie, der sich lesen läßt, wenn er nichts sagt? Fint. Was mich betrifft, wie soll Großbritannien nur Material zu einigen Capiteln meiner Continentalreisen liefern. —

Ich bleibe bei dem Votum: London muß zerstört werden. Wictor Lenz.

Correspondenz.

Aus Teplitz. (Beschluß.)

[Spazierfahrten, Baden und Trinken, Münzsorten.]

Am 16. d. M. haben die täglichen Spazierfahrten nach der Umgegend in Gesellschaftswagen zu 8 bis 12 Personen beganuen. Aber so reizend auch im jetzigen Monate dee Sammer sich gestaltet, so wueden doch die Plätze in diesen Zuhrwerken zeithee nicht immee so schnell wie gewöhnlich in Beschlag genommen. Das Wettee wae, bis auf einige böse Tage, in der Regel schön und warm, doch manchmal hatte der Himmel schwaeze, Regen ausstromende Wolken im Hinterhalte, die sich mit der seidenen Eleganz der Damen gae nicht vertragen wollen. Am wenigsten gediehen die weiteren dieser Spazierfahrten, wie nach Aussig nnd dem mileschauee Beege. Als ich tezteeen voe wenig Tagen bei köstlichem Wettee besuchte, fand ich dort nur einige, kleine Gesellschaften nach. Auch äußerte der Wirth, daß er auf die für den Dienstag und Sannabend festgesetzten Fahrten der Gesellschaftswagen noch gae keine sichere Rechnung machen könne. Uebrigens wae sein hohes Haus füe die Genügsamkeit mit Speise und Trank ausreichend versehen. Besanders that auch sein böhmischee, weißee Wein eine eecht gute Beschaffenheit dae. Der freundliche Mann gewähet den vollständigsten Commentar übee die große lebendige Landcharte, welche sich dart untee dem Fuße des Beschauers so wunderherrlich aufrollt. Das aus der Ferne mehrfach aufleuchtende schöne Elbthal bildet eine der freundlichsten Partieen. Während der unbeständigen Witteeung verbielten sich die meisten Badebesuchee in den nächsten, reizvollen Gartenanlagen. Die meisten Ausflüge wueden nach dem Schloßberge gewagt, dessen größtentheils unter schönem Laubbalze sich hinaufwindender Fußsteig einen sehe willkommenen Schutz gegen die Stradlen dee Sonne gewährt. Auf dem Hohlwege dahin soll sich voe kuezem das Unglück eeeignet haben, daß duech das Duechgehen der Pfeede ein Kutscher sehe gefährlich beschädigt woeden. Ob der Wagen leee gewesen, oder wie es den darin Sitzenden ergangen, ist mie unbekannt geblieben.

Häufig vernimmt man die Klage über den Mangel eines Vereinigungspunktes füe Badegäste bei böfem odee unzuveelässigem Wettee. Aber sie scheint mir nicht hinlänglich begründet. Der ungemein graße nnd trefflich ausgestattete Saal des schönen fürstlichen Schlaßgaetens bietet den geeignetsten Raum dazu. Meheere der besuchteren geößeeen Gasthöfe würden ebenfalls zu diesem Zwecke taugen. Besandees einladend wäre unter andern der Gaetensaal des Neptun daenm, weil er die gerade Mitte zwischen dee Stadt und dem Dorfe Schönau bildet und sanach wie zue Vereinigung dee in diesem nnd in jenee wohnenden Badebesucher geschaffen erscheint.

Digitized by Google

An Puncten dazu fehlt es sonach keineswegs, aber wohl an Sinn dafür im Allgemeinen. Als Ursache braucht man nicht einmal den Kastengeist anzunehmen. Die gewöhnlich eintretende Absonderung zwischen den einander gänzlich Unbekannten, vorzüglich da, wo sie auf nur einigermaßen mit ihnen Bekannte treffen (was beinahe in jedem Bade der Fall ist), reicht zu Erklärung der Sache völlig aus. Der Mangel an einem solchen Sinne findet daher nicht hier allein, er findet in allen größeren Brunnenorten Statt, deren Wasser zunächst zum Baden gebraucht wird. Etwas ganz Anderes ist es, wo das Trinken des Brunnens die Hauptsache ausmacht. Das Baden scheidet*), das Trinken bringt zusammen. Die Nothwendigkeit bildet bei Trinkanstalten diese Art den Verein um die Quelle und die einander durch Zufall äußerlich nahe gebrachten Fremden nähern sich auch unvermerkt dem Innern nach, mehr oder weniger, so daß oft Menschen, an Stand, Alter und sonstigen Verhältnissen, ja zuweilen sogar an Gesinnung völlig verschieden, zu einem wechselseitigen Umgange und Austausche der Gedanken, auch außer der Trinkzeit, sich recht gern bequemen. Daher rührt es denn vorzüglich, daß in Brunnenanstalten, wie zu Karlsbad, ein allgemeiner Verein von selbst zu entstehen pflegt, während in bloßen Badeorten alle Bemühungen, es zu einem solchen zu bringen, fruchtlos erscheinen. — Vielleicht wird gerade hier in Teplitz der Sache künftig noch am besten abgeholfen durch die Anstalt zum Trinken von Mineralwässern aller Art, welche in dem angenehmen Garten errichtet worden, der vormals unter dem Namen des Hospitalgartens bekannt war. Denn das nebender durch ausgezeichneten Geschmack und wahrhafte Eleganz sich empfehlende zweckmäßige Institut gewinnt mit jedem Jahre mehr Theilnehmer und vorzüglich auch Theilnehmerinnen, so daß alle Tage in den frühen Morgenstunden, schon jetzt eine recht zahlreiche Versammlung dort anzutreffen ist.

Als eines rühmlichen Etablissements der Wohlthätigkeit von diesem Jahre, gedenke ich eines Badehospitals für arme kranke Israeliten, von einem ihres Glaubens, mit Namen Karz gestiftet. —

Die zahlreichen mit schimmerndem Geräth aller Formen reich ausgeschmückten hiesigen Glasgewölbe fahren noch immer fort, hauptsächlich in bunter Waare, einer Mode zu huldigen, zu welcher sich der gute Geschmack schwerlich als Erfinder bekennen möchte. An Trinkgefäßen wenigstens wird gewiß das reinste Weiß immer den Vorzug vor den prächtigsten Farben behaupten. Aber die Mode führt freilich ein so unumschränktes, als oft barbarisches Scepter, während dem guten Geschmacke nur eine unmaßgebliche Meinung zu Gebote steht. —

Am 22. d. M. war hier im Saale des Stadtbadehauses eine Trauerversammlung zu Ehren des Königs Anton von Sachsen veranstaltet. Bei der Menge von Badebesuchern aus diesem Lande und der ungemeinen Liebe der letzteren zu dem Verschiedenen, konnte die Füllung des ansehnlichen Locals mit Trauernden nicht fehlen. Hauptsächlich hatte sich auch eine sehr große Anzahl Damen eingefunden. Ein zahlreiches Musikchor begann die Handlung mit einer Trauermusik. Darauf hielt der hier ebenfalls zur Badecur anwesende, würdige Gottesgelehrte Prof. Dr. Goldhorn aus Leipzig eine Rede über die Größe des erlittenen Verlustes, welche tiefen Eindruck auf die Anwesenden hervorbrachte. An den Trost, daß wie Alles, auch dieser Todesfall, eine Schickung des Himmels sei, schloß sich die von dem Musikchor ausgeführte Melodie des bekannten Kirchenliedes: „Was Gott thut, das ist wohlgethan." Nach deren Beendigung leitete der Redner die Blicke der Versammelten zurück nach dem Throne des von der Vorsehung abberufenen Fürsten, auf die freudigen Erwartungen hindeutend, welche Sachsen von der Regierung eines in voller Jugendkraft das hohe Werk beginnenden Monarchen, wie des neuen Königs Friedrich August, mit Zuversicht zu fassen habe. Das Lied: „Nun danket alle Gott," wurde sodann vom Musikchore, gleich dem frühern, eingeschaltet.

Der stille Dank der gerührten Versammlung tröste wohl um so gewisser des Redners Bestreben, da sein Mund ihre eigenen Gefühle ausgesprochen hatte, was auch, seiner Ankündigung nach, sein Zweck gewesen war. —

Mit der, den Fortsetzungen der Badeliste nach, fortdauernd im Steigen begriffenen Badebevölkerung nimmt natürlich der Anfangs recht ansehnliche Vorrath von leeren Miethwohnungen immer mehr ab und die Zahl der Gäste an den öffentlichen Speisetafeln zu. Neben dem Schloßgartensaale behauptet besonders die Speisetafel im Gasthofe zum goldenen Hirsch ein Uebergewicht über viele. Auf gut bereitete Speisen, Sauberkeit des Tischzeugs und der Gefäße, wie auf Aufmerksamkeit der Aufwartenden kann man dort rechnen. Mehrere andere Gasthöfe theilen übrigens diese vereinten Vorzüge mit dem Hirsche. Namentlich ist solches beim Gasthofe zur Eiche der Fall. —

Noch immer erfordern die hier curirenden Geldsorten ein besonderes Studium des Fremden. Mehrere Zahlungen sind auf Conventionskreuzer gestellt, die meisten aber nach dem Scheinkreuzerfuße zu berichtigen. Neben den Conventions- und Scheinkreuzern wird jedoch auch das preußische Courant, mit wenigen Ausnahmen, allenthalben, als annehmlich erkannt. Allein zu genauer Beurtheilung der Richtigkeit der Differenz, wenn man z. B. das mit Scheinkreuzern zu bezahlende Liquidum in preußischem Courant (oder in Conventionskreuzern, die natürlich ihrem höhern Gehalte nach auch höher stehen als letzteres) abtragen will, gehört für den Ungeübten allezeit einiges Nachdenken, zu dem er, bei der nöthigen Geschwindigkeit des Verkehrs an Gasthofstafeln u. s. w, nicht immer gelangen kann, zumal wenn etwa die Herausgabe auf eine die Forderung übersteigende Summe, welche in preußischem Courant bezahlt worden, in Conventionskreuzern erfolgt. Eine Hauptschwierigkeit bietet auch das inländische Kupfergeld dar. Große Kupferstücke zu 30 und 15 Kreuzern ausgeprägt gälten nicht mehr als 6 und 3 Scheinkreuzer. Dann gibt es auch auf 3 Kreuzer geschlagene Stücke, welche jetzt nur 2 Scheinkreuzer repräsentiren. Coursiren doch sogar Kreuzer, die, bereits im Jahre 1782 gemünzt, ungeachtet ihrer bedeutenden Stärke, nur als Scheinkreuzer betrachtet werden.

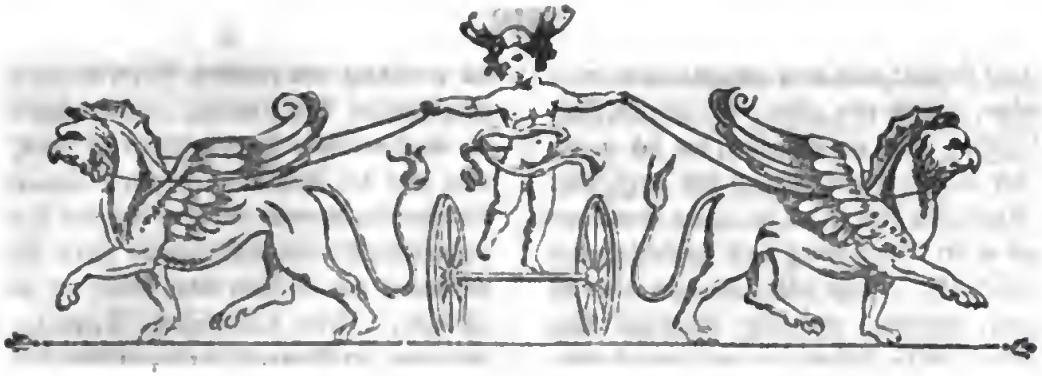
*) Mit Ausnahme solcher Orte, wo ein gemeinschaftliches Bad an der Quelle, wie z. B. zu Warmbrunn in Schlesien eröffnet ist, wo aber doch auch durch die, von der Sittlichkeit und dem Anstande gebotene Absonderung der Geschlechter dem Bekanntwerden des gesammten Badepersonals ein nicht unwichtiger Eintrag geschieht.

Notiz.

[Schnelligkeit.]

Am 11. Junius halb 5 Uhr Abends votirte die französische Deputirtenkammer die Etats für Algier im Staatsbudget. Am 12. gelangte die Nachricht durch den Telegraphen nach Toulon. Ein Dampfschiff brachte sie nach Algier, wo sie am 14. d. h. also schon am dritten Tage verbreitet war.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 136. — den 14. Julius 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

„Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Das sei mein Motto für diese Geschichte, das die Arbeiter am elberfelder Weinberge Gottes, die Herren von Barmen, Unter-Barmen, Ober-Barmen und Gott-Erbarmen ganz vergessen haben. Es ist der alte Streit zwischen Rationalismus und Supernaturalismus, den die Herren zum Gott-Erbarmen hier verführen. Der nüchterne Verstand will sich der Religion bemächtigen, schneidet bedenkliche Gesichter und nennt dies Kopfschütteln und Gesichterschneiden die einzig mögliche Miene der Aufklärung des Jahrhunderts. Ihm gegenüber waffnet sich das still seinem Glauben hingegebene Gemüth, stachelt sich zum Kampfe auf, und siehe! was Liebe schien, wird eine Furie des Hasses und beingt alle Schrecknisse eines Fanatismus, der freilich dem Pöbel leicht imponirt. Der Verstand kann eben so sündigen wie das Gemüth, beiden kann die Vernunft abgehen. In dem elberfelder Fabrikleben haben Verstand und Gemüth sich die Stirn geboten, wie wenn in einer Maschine das Triebrad mit dem Hemmrade hadert; die Fabrik steht still. Was die protestantische Theologie im Ganzen und Großen zeigt, sehen wir hier zu Lande en miniature. Die Sache hängt örtlich sittlich so zusammen.

Herr Eduard Hülsmann, Pastor in Dahl, ein Mann von der lautersten Gesinnung und anerkannter Rechtschaffenheit in seinem Wollen und Wirken, schrieb eine Prediger-Bibel, ein Handbuch für angehende Lehrer der Gemeinde. Es gibt einen Rationalismus, der sich in allen menschlichen Verhältnissen des Lebens als eine durchaus tüchtige Kraft des Geistes bewährt, aber unfähig ist, die höchsten Probleme menschlicher Forschung bis zum Siege der Verklärung zu lösen. Dieser Rationalismus steckt in dem Buche des Herrn Hülsmann. Man ließ die Sache anfangs gut sein; die große Menge der Frommgläubigen hatte in andern Vertretern des göttlichen Wortes ihre Redner. Herr Hülsmann wurde jedoch von der Gemeinde zu Schwelm zum Pfarrer ernannt, und nun trat Magister und Prediger Sander, der sich „Diener am göttlichen Worte in Wichlinghausen“ nennt, auf und suchte die Ansichten, aber auch die Gesinnung des Herrn Hülsmann als ein Heidenthum der schnödesten Art allen Gläubigen darzustellen.

Der Pietismus ist ein sehr erklärliches Product des hiesigen Lebens. Der Handel mit seinen freien, kecken Blicken in die weite Welt macht den Sinn aufgelegt, die heitere Seite des Lebens aufzufassen und in bequemer Gefälligkeit für die aufgebürdete Last eintöniger Berechnung Ersatz zu suchen. Die Fabrikthätigkeit verdumpft den Sinn zu Melancholie, und eine Arbeiterschaar, welche die blichte Schwüle der Maschinenställe verläßt, sucht ihre Erholung in dem Kitzel frommer Wehmuth. Ich habe diese Haufen gesehen, mit den fahlen Gesichtern, den erloschenen oder verkohlten Augen, diesen Menschen kann mit einer leichten Er-

Digitized by Google

gänglichkeit heiterer Genüsse nicht mehr gedient sein, sie müssen sich berauschen, leiblich oder geistig, um die erschlafften Nerven zu beleben. Und ein Gemüth, das sich in der Zerknirschung der verhüllten Seele bis zur Lust wohlgefällt, sucht sich auf Augenblicke eben so von der lichten Gotteswelt abzukehren, als es der Verzweiflung durch sinnbetäubenden Reizmittel möglich wird. Einer solchen Stimmung in der Menge Nahrung, stärkende, aber nicht betäubende Nahrung zu verschaffen, ist die Aufgabe der geistlichen Seelsorge. Die Offenbarungen der Religion sind hier das einzige Labsal für die bedrückte Angst des Lebens. Aber die Offenbarungen der Religion sind licht, nicht dumpf, sie zünden Leuchten an, welche hell machen und wärmen, sie schüren nicht glühende Kohlenfeuer, die unter der Asche des schwülen Wahnes fortzehren und mit ekelm Dunst das Gehirn völlig verdörren. Die Wunder des heiligen Lebens, von denen die Bibel erzählt, treten in die gedrückten Gemüther mit ihrer tiefen Wirkung, und ein Volk, das der Glaube beseligt und über die Trübsal des Lebens hoferhebt, ist eine echt menschliche Erscheinung. Licht und klar macht das Wunder, denn es setzt dich ungeahnet in den Zusammenhang mit Gott und Welt. Könnt ihr die Wunder der Geburt, die Wunder des tagtäglichen Daseins nicht fortträumen, wie wollt ihr sie denn aus der Entzückung der gotttrunkenen Propheten und Apostel verbannen? Mit der Beseitigung dieses und jenes Wunders im Leben Christi habt ihr noch nicht die Nothwendigkeit des Wunderglaubens beseitigt. Nähert dem Menschen nicht an seine heilige Nacht, sonst wird sie Feuer speien und Dunst brüten, statt daß sie die still verschwiegene Mutter des Lebens ist. Dunst und Qualm aber hat sich der Gemüther hier bemächtigt, durch falsche Leitung, emphatische Hitze und den Widerspruch des nüchternen Verstandes, der überall Tag machen möchte und die Nacht stört, weil ihm die Weihe der Empfängniß fehlt für ihre keuschen, tiefen Schätze.

Hr. Eduard Hülsmann hat sich in seiner Prediger-Bibel zum Geschäft gemacht, angehenden Kanzelrednern die Wunder in den heiligen Büchern zu lichten. Es ist schon eine ganz falsche Voraussetzung, ein Buch für den Geistlichen sei heut zu Tage nicht auch ein Buch für die Menge. Wenn inmitten der wissenschaftlichen Forschung, wie in der Schrift des tübinger Strauß, der speculative Verstand das Dilemma zwischen Wissen und Glauben abermals festhält, so wird die speculative Vernunft auf höherem Gesichtspunct die Einigung schon wieder zu finden wissen. Wenn aber der praktische Theolog angehenden Amtsbrüdern die Möglichkeit vordächtigt, von einzelnen Wunderthaten, deren Sinn in ihrer geistigen Bedeutsamkeit liegt, vor der Gemeinde mit der Kraft poetischer Empfänglichkeit zu reden, so heißt das nicht mehr der Forschung neue Wege bahnen, sondern die Zustände im Kleinen turbiren, da man sie nicht im Ganzen und Großen weiterzufördern die Kraft hat. Was Hr. Hülsmann sagt, ist schon längst gesagt, ob nüchterner, weiß ich nicht. Seine hingeworfenen Vorschläge zur Auf- und Abklärung der Wunder, deren poetischer Duft und Zauber schon Millionen Gemüther fesselt, sind ein neuer Beweis, wie unfruchtbar der Verstand ist, wenn er wähnt, Religion sei blos sein Werk, nicht auch Sache der Phantasie, Sache des vollen, ganzen Menschen. Die Mythe ist nicht Historie, die Mythe ist weit mehr, gibt weit tiefer, weil eben dunkler, den Zusammenhang von Gott und Welt, ihr heiliger Sinn ist ihre Wahrheit. Tiefere Wahrheiten gibt es nicht, als die Mythe sie birgt, denn die Mythe steht als der Engel an der Wiege des Lebens, und drückt den geheimnißvollen, deutungsreichen Weiheluß auf die Stirn des Schläfers. Wenn er erwacht, ist noch sein Auge trunken vom Morgenhauch der Liebe Gottes, und was die Wirklichkeit dann bringt als Erfüllung dessen, was die Mythe verhieß, erschöpft erst am Ende der Tage den vollen Gehalt ihrer prophetisch dunklen Heiligkeit. Erst am Ende der Tage, wenn die Historie fertig ist mit ihren factischen Geburten, kann man sagen, die Wirklichkeit sei größer und höher als die Mythe, denn was diese der ahnenden Seele nur leise zugelispelt, hat jene dann völlig ausgesprochen mit dem schallenden Worte, das alle Welt erfüllt.

So steht die Mythe vielverkündend in der Dämmerungsstunde an der Wiege jedes Lebens, jedes Volkes. So sind die Mythen des Christenthums, wie sie die Apostel in tiefster Entzückung verkündeten, reicher und voller als alle Wirklichkeit, bis diese wird vollendet sein. Wer das Lächeln des träumenden Kindes aus einer Säure im Magen erklärt, ist eben so unfähig, dem Leben die stillen Geheimnisse abzulauschen, als wer die Erscheinung der Taube des heiligen Geistes bei Christi Taufe sich nebelzuckend mit der Aeußerung ernüchtert: „Vielleicht flog gerade eine Taube zufällig vorüber, die man als Sinnbild der Unschuld deuten kann.“ Dies ist wörtlich Herrn Hülsmann's danneccotte Verstandesaufklärung. So wird das Wunder des Pfingstfestes geläugnet, denn der kluge Mann sagt, der heilige Geist sei ja schon vorher in den Aposteln gewesen. Der kluge Verstand weiß nicht, daß eine Wahrheit des äußern leiblichen Momentes bedarf, damit eben der Geist zur Er-

ſcheinung komme. So war die Verwandtſchaft der göttlichen und menſchlichen Natur auch ſchon vom Anbeginn der Welt eine ſichere, wenn gleich geheimnißvoll verſchwiegene Wahrheit, die ſich in der Sehnſucht prophetiſcher Gemüther verrieth, aber ſie bedurfte der Erſcheinung in leiblicher Geſtalt, damit was Mythe war und Ungrund des dunklen Verlangens, zur lichten Beſtimmtheit perſönlicher Vollendung werde. Darum war Chriſtus Gott, und alles, was die Illumination der Apoſtel an ihm ſah, hat tiefere Wahrheit und Wirklichkeit, als was ich hier mit der Hand faſſe, mit den Zähnen zerbeiße oder mit den Augen ſehe. Nehmet der Religion die Poeſie, ſo ſtreift ihr dem Schmetterlinge die Flügel von den lichten Schwingen, und die Schwingen ſind Staub und der Schmetterling kein Pſyche des unſterblichen Lebens mehr.

Hülsmann's Vorſchläge zum Verſtändniß der Wunder ſind ein gar zu ſchlimmer Alltagsklatſch. An der Verklärung und der Himmelfahrt Chriſti zerarbeiteten ſich die Fäuſte der rationaliſtiſchen Erklärer am meiſten matt und müde. Und doch liegt ſchon im Gedanken der Verklärung und der Himmelfahrt die begreifliche Nothwendigkeit beider Ereigniſſe. Wie kann der Gott, der Menſch geworden, damit eben das bis zur Angſt geſteigerte, namenlos dunkle Gefühl von der Gottverwandtſchaft der menſchlichen Seele zur lichten Erſcheinung wurde, — wie kann der Gott, der in die Aermlichkeit des Lebens herunterſtieg, ihe anders enthoben werden, als durch Verklärung und Himmelfahrt? Hr. Hülsmann aber proponirt zum Verſtändniß jener Folgendes: „Denjenigen, die ſich zum Glauben an eine Verklärung im Sinne der Evangeliſten nicht verſtehen können, lege ich folgenden Verſuch vor, der ſich, wie mich dünkt, durch Einfachheit und Natürlichkeit zu empfehlen ſcheint. Jeſus begab ſich einſt auf einen hohen Berg mit ſeinen drei vertrauteſten Jüngern. (Dieſer Paſſus iſt in einem Style wie: Es war einmal ein Mann —) Angelangt auf demſelben, entfernt er ſich eine Strecke weit von dieſen, um allein zu beten, und um mit unbekannten Männern, vielleicht Joſeph, Nikodemus, Gamaliel, welche noch unbekannt zu bleiben wünſchten, ſich über den nun immer wahrſcheinlicher werdenden Ausgang ſeines Lebens zu berathen. (Wie ein malplacirter Speculant, der ſeinen Banquerott wittert?) Petrus, Johannes und Jakobus wurden unterdeſſen vom Schlafe überwältigt, und als ſie — vielleicht durch ein Gewitter (ſehr pfiffig!) — aufgeweckt wurden, erblickten ſie den Herrn auf einem Gipfel des Berges mit zwei andern unbekannten Männern, beſtrahlt von der aufgehenden Sonne in einem magiſchen Lichte. Petrus, der raſche, von augenblicklichen Eindrücken abhängige Petrus, kommt auf den Gedanken, der Herr unterrede ſich mit Moſes und Elias. (Wie pfiffig nun auch der Petrus ſein ſoll! faſt ſo pfiffig wie Hr. Hülsmann, der ihn ſo pfiffig ſein läßt.) Am wenigſten dürfte uns die Stimme vom Himmel in Verlegenheit ſetzen (bitte recht ſehr, bei Leibe nicht!), denn bekanntlich ſehen die Juden den Donner für eine Stimme der Gottheit an, welche ſie denn nach den Umſtänden ſich ſelber deuten." Allerdings alles nach Umſtänden! Ich wünſchte nur, Herr Hülsmann käme mit ſeinem aufgeklärten Verſtande, wie man zu ſagen pflegt, in andere Umſtände. (D. F. f.)

Palindrom.

Freundliche Stadt! — im Lande von Meer und Alpen umgürtet,
Wo ſich der ernſtliche Held blutigen Lorbeer gepflückt.

Umgekehrt:

Zärtliches Wort! — ruhſt du beſeligt im Arm der Geliebten,
Wähnſt du im trunkenen Sinn deiner Anbetung ſie werth.

Correſpondenz.

Aus Frankfurt a. M., den 24. Junius.

[Die diesjährige Kunſtausſtellung.]

Wenn ich Ihnen über die diesjährige, von dem hieſigen Kunſtverein veranſtaltete Gemäldeausſtellung Bericht zu erſtatten verſprochen, ſo erwarten Sie wohl keine detaillirte Beſchreibung und Beurtheilung derſelben; eine ſolche würde weit über das Briefformat hinauswachſen. Auch hat der hier erſcheinende Phönix in den Nummern 126., 128., 134., 141., 142., 144. bis 146. dieſe Ausſtellung mit einiger Ausführlichkeit beſprochen. Ich werde mich daher hier auf einen allgemeinen Ueberblick über die am 15. v. M. eröffnete und erſt vor wenigen Tagen geſchloſſene Expoſition beſchränken, und nur bei den zwei ausgezeichnetſten Bildern einen Augenblick verweilen. Zu der zum erſten Mal im v. J. veranſtalteten Ausſtellung waren an 130 Gemälde, Sculpturen und Zeichnungen eingeſendet worden; in der diesjährigen wurden gerade noch einmal ſoviel Arbeiten der Beſchauung dargeboten. Vermehrter Koſten halber wurde der Eintrittspreis von 12 auf 18 Kr. erhöht; indeß glauben wir das hieſige Publicum genug zu kennen, um behaupten zu dürfen, daß bei nicht erhöhtem Preiſe die Einnahme bedeutender ausgefallen ſein würde. —

Von München waren die meiſten, von Düſſeldorf die beſten, von Berlin nur ein Paar, von Dresden gar keine Bilder eingeſendet worden; die hieſige, unter Veit's Leitung ſtehende Schule des Städel'ſchen Inſtituts hatte ſich mit einem Dutzend Bilder und Cartons eingefunden, die ſich auf religiöſe und kirchengeſchichtliche Compoſitionen beſchränkten — mit Ausnahme der beiden Cartons von Veit, welche Germania und Italia darſtellen ſollen.

Ungetheilter und unbedingter Beifall wurde, meines Wiſſens, nur einem einzigen Bilde zu Theil, — einem wun-

Digitized by Google

derbar seelenvollen hessischen Bauermädchen (von August von der Embde in Cassel), welches, in einem heimlichen Mühlthale an eine Brücke gelehnt, eben ein Blumenorakel befragt und zur Antwoer erhalten hatte: „er liebt mich nicht." Ich müßte ein Dichter sein, wie van Embde ein Maler ist, um Ihnen beschreiben zu können, wie unübertrefflich der angedeutete Moment zur Anschauung gebracht ist. Ich kann Ihnen nur sagen, daß dieses Bild ein vollendetes Kunstwerk, daß es ein tiefergreifendes Gedicht ist, welches mich, so oft ich es gesehen, mit Bewunderung und süßester Rührung erfüllt hat. Gewiß aber hat das Orakel gelogen; denn es ist unmöglich, ein so bezauberend liebliches Mädchen nicht zu lieben. Lockt aber der Vater Rhein Sie einmal wieder an seine Ufer, dann wallfahrten Sie nur immerhin vorerst nach Darmstadt; dort wird Ihnen der treffliche Oberappellationsrath Höpfner gewiß mit Freuden gestatten, dem holdseligen Mädchen Ihre Huldigungen darzubringen; denn er ist der glückliche, der, vielen andern Bewerbern zuvorkommend, die liebliche Braut heimgeführt hat. —

Nächst diesem Bilde hat die allgemeinste Aufmerksamkeit und Bewunderung sich nur noch zwei anderen zugewendet, die wir der düsseldorfer Schule verdanken.

Das eine ist Maria in Anbetung knieend vor dem Christuskind, welches, vor ihr auf weiches Moos gebettet, sanft zu schlummern und — zu träumen scheint; ein in jeder Beziehung preiswürdiges Bild des genialen Degen. Maria — eine reine, zarte, demuthsvolle Jungfrau, in blaßröthlichem einfachem Gewande, mit himmelblauem Mantel; das Christkind wahrhaft kindlich, höchst anmuthig und freundlich; die umgebende Landschaft klar und einfach, Moos, Pflanzen, Gestein auf der rechten Seite des Vordergrundes, Alles mit dem lobenswürdigsten Fleiße ausgeführt und der Natur mit echtem Künstlerauge abgelauscht, frisch und lebendig, wie die Carnation des Kindes und der Jungfrau; die Zeichnung durchaus correct, die Anordnung des Ganzen sinnig und anspruchlos, das Colorit gefällig und durchaus harmonisch. Nur dadurch würde das Bild wohl noch einiges gewonnen haben, wenn das Leibchen des Kindes etwas weniger umfangreich und anders und weniger verhüllt wäre als durch ein weißes Hemdchen; wenn der fast schmerzliche Zug am untern Theil des Auges der Jungfrau gemildert, ihr Hals mehr gerundet, der untere Theil des rothen Gewandes etwas mehr modulirt und dem herabwallenden blonden Haare naturgemäßere Färbung und Ausführung zu Theil geworden wäre. Auch scheint die linke Hälfte der landschaftlichen Umgebung noch durchaus der Hand des Meisters zu bedürfen. —

Das andere, allgemein bewunderte und nun von dem diesigen Städel'schen Institut (für 1350 fl.) angekaufte Bild ist eine große landschaftliche Composition des erst 20jährigen Posé, dessen Beschreibung Sie in Nr. 141. des Phönix finden können.

Von den übrigen Bildern will ich Ihnen hier nur noch die ausgezeichnetesten namhaft machen. Unter den religiösen Compositionen ist eine Madonna, die das Christuskind auf dem Arme trägt, von Settegast (von Coblenz) gleich anziehend durch edlen Ausdruck, durch Anmuth der Formen und Wärme des Colorits, wenn auch die Composition selbst nicht eben auf Originalität Anspruch machen kann, da sie lebhaft an einige Raphael'schen Bilder erinnert. Noch ist zu erwähnen der „gute Hirt" von W. Bokrud (in Düsseldorf), ausgezeichnet durch den schönen Ausdruck erhabenster Liebe und Herablassung in dem Antlitz des Heilandes, — und die heil. „Cecilia" des Fräuleins v. Ellenrieder (aus Constanz) die, mit einem staunenswerthen Fleiß gemalt, ein schönes Zeugniß für den Eifer und das Talent der Künstlerin abgibt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Ein Schachkampf.]

Die größten Schachspieler von London haben die Herren Deschapelles und de Labaurdonnais, die größten Schachspieler in Frankreich, herausgefordert, und von beiden Seiten ist eine Wette von 25,000 Franken eingegangen worden. Die Franzosen geben ihren Gegnern einen Bauer und zwei Züge vor, und der Kampf soll zu London Statt finden. Wer von beiden Theilen von zwanzig Partien die meisten gewinnt, ist Sieger. Nebenwetten mit Herrn Deschapelles sind schon bis zum Betrage von mehr als 30,000 Franken eingegangen worden. Dieser hat schon früher mehrere solche Partien gewonnen, wiewohl er das Schachspiel nicht als Geschäft, sondern nur als Nebensache treibt. Wir werden den Ausgang dieses neuen Kampfes zu seiner Zeit mittheilen. G.

[Lewald's Besuch bei Heine.]

In Nr. 17. seiner pariser Jahlezten erzählt Lewald seinen Besuch bei Heine, im Frühling dieses Jahres. Heine war verändert, dem Aeußern nach. Er hatte die Magerkeit abgelegt und ein Embonpoint dafür angenommen, das ihn nicht übel kleidete. Die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit für die Mode in seinem Anzuge, sowie die eben frisch frisirten Haare ließen errathen, daß Heine in einem engen Verhältniß zu einer Dame stehen müsse, und Lewald täuschte sich nicht. „Ich werde Sie meiner Frau vorstellen," sagte Heine und führte ihn in einen kleinen, eleganten Salon, wo Madame Heine auf den Polstern eines Divans saß und eine Tapisserie zwischen den niedlichen Fingern hielt. Eine hübsche Brünette mit Feueraugen, aus denen Geist blitzt. Er lernte sie vor sechs Jahren, gleich nach seiner Ankunft kennen, und nach mannichfachen Abenteuern und Schwebungen auf- und abwärts gestaltete sich denn dieses angenehme Verhältniß daraus, das Heine in diesem Augenblicke sehr zu beglücken schien. „Es ist als ein Hauptvorzug von Mathilden zu rühmen", sagte er scherzend, „daß sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat." — „Die Leute sagen", fügte Mathilde hinzu, „daß Heinrich ein sehr geistreicher Mann sei und schöne Bücher geschrieben habe, ich merke aber nichts davon und muß mich begnügen, es aufs Wort zu glauben." — Dies Verhältniß schmeichelt Heine's Eitelkeit nicht wenig. Sowie sonst wohl Fürsten ihren Stand verbargen, um zu sehen, ob sie ihrer persönlichen Eigenschaften wegen von schönen Seelen geliebt werden konnten, so verschweigt Heine bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften und ist entzückt, sich doch geliebt zu wissen und zwar — parceque'll est bien! wie es in der zärtlichen Kunstsprache heißt.

[Joseph von Eichendorf.]

Von Joseph von Eichendorf (seit einiger Zeit Regierungsrath in Berlin im Departement der Verwaltung der katholischen Schulen), als Verfasser des romantischen Lustspiels „die Freunde", der Novellen „das Marmorbild", „Aus dem Leben eines Taugenichts" und noch mehr als lyrischer Dichter in seiner liebenswürdigen Gemüthlichkeit bekannt, wird die diesjährige Brockhaus'sche Urania eine Novelle bringen von historischer Tendenz, aus den ersten Jahren der französischen Revolution.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 137. — den 15. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung).

Es ist keinesweges Herrn Hülsmann's Verstand, es ist der menschliche Verstand überhaupt, der mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist, wenn es auf die Lösung der tiefern Räthsel des Lebens ankommt. Der Verstand ist ein sehr guter Bursche, für alle endlichen Dinge sehr brauchbar; er ist der beste Lohnlaquai, der dir die Merkwürdigkeiten dieser Welt zeigt und deutet, er ist der beste Stiefelputzer, der dir die Kleider säubert, er ist Romeo's treuer Knappe, der ihm die Fackel trägt bis ans Grabgewölbe, wo Julia ruht und mit ihr alle Heiligthümer des Lebens. Da wird der gute Bursche verabschiedet, die Leuchte selbst zur Hand genommen. Ein Grabgewölbe, das Schätze birgt, steht um einen Jeden herum mitten im Blüthenwalde der Erde. Eine Pforte hat Jeder zu entriegeln, sei's um im Kuß zu sterben, sei's um todte Lippen wach zu küssen. Der Verstand ist ein guter Bursche, aber von so etwas versteht er nichts. Es wird ihm unheimlich, er wird dumm, und wenn er die Wache holt, kommt er doch zu spät und bleibt ein Narr. Der Verstand ist ein Calculant, der mehr als schlau sein möchte; wenn's hoch mit ihm kommt, wenn er recht sicher gehen will, holt er die Polizei, denn die Polizei ist ein sehr verständiges Ding. Der Verstand ist ein Mensch nach der Uhr, und wenn er doch zu spät kommt, so liegt es daran, daß die Sonne noch weit richtiger geht als seine Taschenuhr. Ich habe allen Respect vor dem Verstande, diesem ehrlichen Philister, der mir seine Rechnungen sehr pünctlich bringt, ich mag ihm nichts schuldig bleiben, sonst holt er die Wache. Der Verstand ist ein Ding, das der Schöpfer halb im Zorne, halb in satyrischer Anwandlung geschaffen hat. Der Verstand ist eine furchtbare Geißel für den Menschengeist. Er ist der ewige Rechner und Zähler im Leben. Nachts ist er Nachtwächter, zählt die Stunden, arretirt die schwärmenden Gemüther. Den Tag über ist er Buchhalter, sitzt und rechnet, und wenn das Facit nicht stimmt, wirft er dir das Buch an den Kopf, den leeren Beutel um die Ohren. Das ist die furchtbare Prosa dieses Mannes, der immer mit zugeknöpftem Rocke durchs Leben geht. Er trägt wasserdichte Stiefeln, sein Filzhut ist unverwüstlich. Einen Zopf kannst du ihm nicht drehen, denn er hat schon einen, einen langen, dünnen, so lang, daß man sich an ihm erhängen könnte. Es ist gut, daß einer da ist, der den Profoß spielt und die Mahnbriefe herumträgt, es ist gut, daß einer dir vorrechnet, wie viel Sohlen du auf Erden abläufst, und dich erinnert, wie viel Leder zu deinem irdischen Wandel gehört, wie viel Nähte dein Leben zusammenhalten. Was aber Himmel und Erde zusammenhält, davon weiß der Verstand blutwenig, oder er müßte denn alle Morgen an seine Brust schlagen und zu seinem Schöpfer beten: Gib mir eine Unze Phantasie, guter Apotheker, um mein verdörrtes Gehirn zu feuchten! — Wenn ich auf dem Sterbebette liege, mit

dem Uebergange in jene Welt beſchäftigt, und dieſer Lebende erſcheint mir auch dann noch, um mir die Schuſterrechnungen für abgeriſſene Sohlen zu überreichen, — ſo wende ich mich — —.

Der Verſtand in der Prediger-Bibel iſt ſo ein Mann, der noch quittiren will, wo ſeine Rechnungen nicht mehr gelten. Es wird hier der ganze dürftige Calcül des Rationalismus wieder aufgewärmt, obwohl er kalt läßt und Niemand mehr wärmt. Chriſti Tod, ſagt die Prediger-Bibel, könne nur ein Scheintod geweſen ſein; wären dem Heilande die Füße wirklich durchbohrt worden, ſo hätte er ja nachher nicht ohne Krücken herumgehen können. Der arme Verſtand wird faſt witzig, wenn er bankerott iſt. Sein Bankerott aber liegt ſchon in dem Gedanken, daß Gott Menſch geworden iſt. Wenn Gott nicht Menſch geworden wäre, Gott und Menſch ſich nie und nirgend geküßt hätten bis in ihre tiefſte Seele hinein, fürwahr! die Erde wäre ein jämmerlicher Ameiſenhügel, das Leben eine hohle Nuß. Es hilft nichts, daß Hr. Hülsmann ſagt, Chriſtus ſei ein eminent Begabter," ein „Einzigartiger" geweſen. „Einzig artig" iſt ein ſehr artiger Ausdruck, ſoll heißen „einziggeartet." Und von Chriſti Erziehung macht Hr. Hülsmann viel Aufhebens. Ach, lieber Mann! ich habe auch eine ſehr gute Erziehung genoſſen, auch war ich ſehr artig, wenn auch nicht einzig artig, allein ich habe mir oder der Welt und dieſer ſchlechten Zeit noch keinen von den vielen Teufeln austreiben können, den armen Teufel am wenigſten. Und den Glauben an die Wunder des Lebens ſollte der Verſtand, ſelbſt wenn er es könnte, nicht eher fortträumen wollen, bis Alles Ungemach getilgt iſt, das Unglück aufhört, kein Herz mehr weint, kein Gehirn mehr irre wird an unſäglicher Qual. Wenn die liebe Menſchenwelt erſt ſo regelrecht geht wie eine elberfelder Spinnmaſchine, dann hört aller Schmerz, alles Irreſein, alles Verzweifeln über den Gang der Dinge auf, dann brauchen wir keinen Glauben an Wunder mehr und keine Zuverſicht auf plötzliches Einwirken vom heiligen Himmel. Aber das Schönſte, das Bedeutendſte in Schmerz und Luſt, tritt oft ſehr confus ins Leben. Du gewinnſt heute, was du morgen verlierſt, biſt arm und leer eine lange Zeit, und dann fällt einmal wieder ein Stern vom Himmel in deine Seele, ein Herz zittert an dem deinen, unverdient, unverhofft, — und vom Zufall an allen deinen Nervenſpitzen durchſchüttelt, glaubſt du an Wunder. Und das Wunder macht dich licht und hell in deinem Gemüthe, und macht dich ſtarkherzig und freudigklar, denn du fühlſt dich wieder im Zuſammenhange mit der Geiſterwelt. Hier herrſcht auch ein beſtimmtes Geſetz des Umſchwunges und der Haltkraft, aber wir kennen es nicht. Wir fühlen die Gewalten der Attraction und Repulſion, aber wir kennen nicht ihre Motive. Wir ſchweben als Geiſter nicht nach Willkür, nicht nach Nothwendigkeit, wir ſchweben frei und doch gebunden um eine große Geiſterſonne, die Gott iſt. Wir ſuchen uns, wie fliehen und wir halten uns feſt; es iſt im Wandel der, ach! ſo wandelbaren Seele doch eine bindende Macht, aber ſie iſt geheim, verborgen wie Gottes Schooß. Du kannſt das Maß des Geiſtes nicht ausmeſſen, denn du biſt ſelber maßlos, Menſchengeiſt. Darum ſei nicht blöde, nicht eng wie ein Alraun, der im Baumaſt eingeklemmt ſitze, ſei himmelweit und ahne, wo du nicht faſſen und begreifen kannſt. Und wenn du vor den Pforten des Gewölbes ſtehſt, wo die Schätze des tiefſten Lebens ruhen, ſo thue die beſtäubten Schuhe deines ledernen Verſtandes von dir, denn die Stätte iſt heilig.

Ja, wenn das Menſchenleben eine elberfelder Spinnmaſchine wäre! — Aber dann gäb' es auch ölichten Qualm. So ein ſtockiger Oelgeruch weht mich aus der Broſchüre Sr. Ehrwürden des Herrn Magiſter Sonder an, deſſen qualmiger Glaubenseifer nicht blos die Lehrſätze, ſondern auch den perſönlichen Werth des Herrn Hülsmann verdammen möchte. Die Schrift nennt ſich ein „theologiſches Gutachten über die Prediger-Bibel," ihr Verfaſſer einen „Diener am göttlichen Worte in Wichlinghauſen." Sie iſt das Erzeugniß einer ſchwülen Verdumpfung. Ein Herr v. Hammer hat zwei Sendſchreiben an den Verf. der Prediger-Bibel geſchrieben; er nennt den ſtürmiſchen Magiſter einen Zettelträger des Evangeliums, der die Stichwörter des Chriſtenthums wie ein Marktſchreier gebrauche, um das Publicum zu gewinnen. Ein Hr. Snethlage, Paſtor in Unterbarmen, hat zur Begütigung der erhitzten Gemüther mit gelindem Oele eine Broſchüre geſchrieben. Herr Hülsmann hat ſich vertheidigt. Seine zwei Brüder beleuchten in beſondern Schriften die Streitfrage, der eine, ein Prediger in Elberfeld, als Lehrer der Gemeinde, der andere, Gerichtsdirector in Iſerlohn, als Menſch und Juriſt. Als Juriſt hat der Letztgenannte den großen Vortheil, dem pietiſtiſchen Zionswächter Verſtöße gegen die Geſetze des Staates nachzuweiſen, als Menſch gebührt ihm das Verdienſt, den dumpfen Aufſatz in der berliner evangeliſchen Kirchenzeitung aufzuklären. Dieſe Hengſtenberg'ſche Zeitung nannte Magiſter Sander's leidenſchaftlich einſeitige Schrift ein gründliches, wahrhaft theologiſches Gutachten. So ſteht es um die verwüſtete

Digitized by Google

Kirche Chriſti! Sehr ſchwächlich tönen dazwiſchen Herrn Spitzbarth's dünne „Worte des Friedens.“ Die Gemeinde des Herrn Hülsmann hat in einer eigenen Broſchüre ein Zeugniß ausgeſtellt, um den perſönlichen Werth ihres Predigers und ſeine anerkannt mercaliſche Würde gegen Sander's ſcherzſüchtige Seitenblicke zu ſichern. Ein Herr Im. Weens, — der — ſeinen Namen — geſtohlen, — hat auch — —

Verzeihen Sie, meine Freundin, ich war eingeſchlafen. Selbſt der Gedanke, Ihnen zu ſchreiben, hat mich nicht wach erhalten können. Die Broſchüren-Fabrik im Wupperthale hat einen ſo einſchläfernden ſurrenden Ton wie eine ferne Waſſermühle.

Der Graf aus Weſtphalen trat ins Zimmer; er hielt ein zerfetztes Blatt Papier triumphirend in die Höhe. „Quälen Sie ſich nicht mehr mit der Sichtung dieſer chriſtlichen Wirren im Wupperthale,“ ſagte er lachend, „die Juſtiz hat entſchieden, was bei der Verhetzung der Gemüther kaum noch zu ſchlichten möglich ſchien. Magiſter Sander war in ſeinem Eifer ſo weit gegangen, die Rechtmäßigkeit der Predigerwahl ſeines Gegners in Zweifel zu ziehen und die Vorſteher der ſchwelmer Gemeine in ihrer Function als Wähler zu kränken. Daraus entſtand ein Proceß. Hier iſt der Entſcheid. Der ſtürmiſche Zelote iſt in die Koſten verurtheilt, muß 50 Thlr. Geldbuße und den beleidigten Vorſtehern 100 Thaler als Entſchädigung und Schmerzensgeld zahlen. Sehen Sie, hier ſteht's ſchwarz auf Weiß, obſchon kaum noch leſerlich. Ich habe das Blatt den Händen der wüthenden Streiter unten im Saale entwunden. Alles iſt hier in unglaublicher Erhitzung, entweder für oder gegen die Sache.“

Ich muß noch einen Punct erwähnen, der einen Blick in die Zuſtände deutſcher Gemüther eröffnet. Herr Hülsmann, überall beipflichtenswerth, wo es die Praxis des menſchlichen Lebens betrifft, ſpricht in ſeiner Predigten-Bibel ſehr vernünftig über die Ehe und deren Auflösbarkeit. Ich bin Proteſtant und kann als ſolcher die Ehe nicht für ein Sacrament in dem Sinne anſehen, wie es die Taufe iſt, bei der das Symbol das Göttliche ein für alle Mal vertritt. „Unwiderſtehliche Abneigung,“ ſagt Herr Hülsmann, „gänzlicher Mangel an aller ſogenannten Wahlverwandtſchaft iſt Grund zur Eheſcheidung.“ Ich kann das nur ſehr natürlich finden, denn wo die Liebe fehlt, fehlt dem Bunde alle Weihe. Nun kommen die Orthodoxen und ſagen: Ihr ſeid von Gott verbunden, ihr müßt euch ertragen, auch wo ihr euch haſſet, müßt ihr die Gemeinſchaft als Strafe dulden! — Das hieße aber die Ehe zu einer Strafanſtalt machen. „Getrennt darf die Ehe werden,“ ſagt Hülsmann, „ſobald die Endzwecke dieſer Verbindung, gegenſeitige Veredlung und Beglückung, Fortpflanzung des Geſchlechts, nicht mehr erreicht werden können, oder wenn die Fortſetzung derſelben nur zum Unheil und Verderben beider Theile ausſchlägt.“ Ich finde das ſehr bündig und naturgerecht. Das heißt noch nicht, die Ehe zu einem blos civilen Vertrage wie nach dem Code Napoleon herabſetzen, es heißt blos darauf halten, daß die Ehe auch eine geiſtige ſei, denn nur wo das Band auch ein geiſtiges iſt, erſcheint die Gemeinſchaft in ihrer Heiligkeit. Furchtbar aber ſind die Ausbrüche des blinden ſtumpfen Eifers, der im Magiſter Sander ſeinen Vertreter gefunden. „Iſt das nicht verfluchtes Heidenthum!“ ſchreit er in ſeiner bigotten Schrift. „Sind das nicht Grundſätze, wie ſie die verruchten Rehabilitatoren des Fleiſches, wie ſie Hr. Gutzkow und Hr. Mundt predigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Fortſetz.)

[Die diesjährige Kunſtausſtellung.]

Ein Carton von Overbeck, „Johannes der Täufers Predigt in der Wüſte darſtellend“, vereinigt auf wunderbare Weiſe die Plaſticität der Darſtellung, die der Antike eigen iſt, mit dem tiefempfundenen, geiſtigſten Ausdruck, der den Werken der großen Maler des 15. Jahrhunderts einen ſo ergreifend heiligen Charakter verleiht. Hinſichtlich des letzteren aber darf eine Zeichnung von Degen, welche „die Himmelfahrt Chriſti“ darſtellt, den Vergleich mit Overbeck's Meiſterwerk nicht ſcheuen, wenn man dabei von der Figur des Heilands abſieht, der eher mit Wehmuth ſich zu ſeinen Jüngern herabzulaſſen, als verklärt zum Himmel aufzuſchweben ſcheint.

Von hiſtoriſchen Bildern iſt keines anzuführen, welches irgendwie als ausgezeichnet zu betrachten wäre; denn Steinbrück's „Genoveva“ gehört eigentlich zur vorjährigen Ausſtellung; Houſcholz „Jephtha“, als Arbeit eines Anfängers, gewährt nur ſchöne Hoffnungen. „Pappenheim's Tod“, ein Schlachtbild von Dietz (in München), hat zwar einiges Aufſehen erregt, iſt aber zu liederlich gemalt und hinſichtlich der Compoſition zu verworren, in den Attituden zu karikirt, um als Kunſtwerk gelten zu können. Ebenſo ſcheint uns „die Ausſetzung Moſe's“ von Veit, die von einigen Freunden des trefflichen Mannes gelobt worden, in keiner Beziehung ſolches Lobes werth; die Compoſition iſt dürftig und proſaiſch, die Zeichnung des Kindes und der Mutter, ſowie die Perſpective incorrect, die Färbung der Hauptfiguren zu braun und verblaſen, die Landſchaft roh nur angelegt und kalt, — das Ganze weit zurückſtehend hinter mehreren früheren nicht unverdienſtlichen Arbeiten dieſes Meiſters. —

Manches Erfreuliche findet ſich dagegen unter den Genrebildern. Hier ringen um den zweiten Preis: ein köſtliches, ſeinen vor dem Backofen aufgeſtellten Zwetſchenkuchen behütendes heſſiſches Bauernkind von Aug. v. der Embde, — mit einem, auf der Wanderſchaft ausruhenden, ſinnigen Mädchen von J. Becker (in Düſſeldorf); dann die betende Bauernfamilie mit dem Knaben am Berge, nach Uhland, von

Digitized by Google

Müller (Ebendaselbst), und Petzl's (von München) vortrefflich ausgeführte (jedoch incorrecte) Bilder mit von Heideck's geistreich entworfenem und gut gezeichnetem (aber weniger gut gemaltem), Lager der Philhellenen.

Auch sind noch zu erwähnen zwei Klostergeistliche von A. v. Baar (in München), zwei spielende Kinder von Grund (in Wien), des Seemanns Abschied von Jordan (in Düsseldorf) und ein Postillon von Marr (in München). —

Am reichsten ist die Landschaft bedacht worden. Lessing (in Düsseldorf) hat eine, sehr poetisch aufgefaßte, wilde Berggegend, C. Stange (in München), eine zauberisch beleuchtete Hochalpe im tiroler Gebirge, Prof. Schirmer (in Düss.), eine lebensfrische waldige Landschaft, — Funk aus Herford (Ebend.), ein mit eben so schönem Fleiß — als anmuthiger Leichtigkeit — ausgeführtes, herrlich beleuchtetes, romantisches Mühlenthal, — von Normann (Ebend.) den meisterhaft colorirten Lurleifelsen am Rhein eingesendet, und auch die landschaftlichen Compositionen von Schulten, Wagner, Schilbach und Lukas, so wie das Pferdestück von Ad. Klein (in Nürnberg) sind nicht ohne Verdienst.

Eine große noch zur Ausstellung gekommene Landschaft, von Ernst Fries, führe ich zuletzt an, weil sie nicht mehr dem gegenwärtigen Künstlerstreben angehört. Leider ist Fries schon vor mehreren Jahren in der Blüthe seiner Jahre gestorben. Sein Werk aber überragt in so fern alle übrigen landschaftlichen Productionen, als die Natur hier im wahrhaften, im besten Sinne des Wortes, idealisch aufgefaßt und im Geiste Claude-Lorrain's zu einem lebendigen Gedichte verklärt ist. —

Unter den Marinen gebührt der erste Preis unstreitig Schelfhout (im Haag) den zweiten aber warben Achenbach (in Düss.) und Vollmar (in München).

Die beste Architektur lieferte Ainmüller (in München), dessen Lorenzkirche in Nürnberg an die besseren älteren Meister der niederländischen Schule erinnert.

Von den wenigen zur Anstellung gesendeten Portraits verdienen rühmlichst ausgezeichnet zu werden das neapolitanische Mädchen von Gegenbauer (in Rom), die Münchnerin von Dürck, der israelitische Banquier Herz von Prof. Oppenheim (in Frankf. a. M.), der mit seltener Meisterhaftigkeit skizzirte Grieche von Amerling (in Wien), und ein weibliches Portrait von Ed. Magnus (in Berlin). Zu schönen Hoffnungen berechtigen noch die von Joh. Richter aus Coblenz und von Balth. Bauer (von hier) ausgestellten Portraits. —

Von Stillleben machten sich nur das todte Geflügel von Schnitzler (in Münch.) und ein Fruchtstück von Emil Schartmann (in Düss.) bemerklich. Kein einziges Blumenstück war ausgestellt. Von den in geringer Zahl eingesendetn Skulpturen (in allem nur 7 Nummern) möchten das Modell eines Basreliefs für Gutenberg's Denkmal in Mainz von Thorwaldsen (in Rom) und die Büste Washington's von J. N. Zwerger (hier) die erheblichsten sein. Auch Kirstein, der kunstreiche Silberarbeiter in Straßburg, hatte mehrere, seines Namens würdige, ausgezeichnet schöne getriebene Arbeiten geliefert. —

Obgleich nun unter den nahe an 300 ausgestellten Nummern nur wenige als wahrhafte Kunstwerke gelten können, so wurde der Salon doch fleißig besucht und über 20 Nummern von Privaten gekauft, unter denen ein Pascha, dem schöne Mädchen zum Verkauf vorgeführt werden, von Petzl für 880 Flor. von Hrn. v. Bethmann acquirirt wurde. — Der hiesige Kunstverein kaufte 9 Nummern und das Städel'sche Institut die große Landschaft von Posé für 1000 Gulden.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Wie Alexander Dumas deutsch versteht.]

Lewald nennt Alexander Dumas, den er vor einigen Monaten in Paris kennen lernte, denjenigen unter den französischen Literaten, welcher am meisten Deutsch versteht. „Dumas hat Cathérine de Heilborn gelesen und weiß, daß es einen Novellenschreiber Arnim bei uns im 19. Jahrhundert gegeben, und das heißt allerdings mehr wissen als viele von Arnim's zeitgenössischen Landsleuten. Er spricht daher in einem Billete an mich nicht zu anmaßlich von einer Couleur allemande qu'il a essayé de donner à son Drame nouveau (Juan de Marana)."

Auch deutsch schreiben kann Dumas, und um dies zu beweisen, gab er sich Mühe, Lewald ein Pröbchen seiner deutschen Handschrift zu übereichen. Die Schrift war gut, nur leider immer ein t für ein l gemacht.

[Ein Poet von seltner Art.]

Französische Blätter erzählen von einem armen Ladendiener in Bordeaux, der nach mehreren poetischen Versuchen sich entschloß, ein Trauerspiel zu schreiben. Die Scene sollte in der Türkei spielen und die poetische Gewissenhaftigkeit des Ladendieners war der Meinung, man müsse Constantinopel gesehen haben, wolle man dort ein Stück spielen lassen. Allein als Ladendiener in einer Spezereihandlung konnte er in Constantinopel nicht hoffen, sich Unterhalt zu verschaffen. Er lernte die Kunst des Juweliers, trat die Reise mit 12 Franken in der Tasche an, fristete sich unterwegs das Leben mit kleinen Arbeiten, und kam nach 15 Monaten auf dem Landwege in Stambul an. Dort arbeitet er gegenwärtig als Goldarbeiter und sammelt sich Anschauungen für sein Trauerspiel. Als ein höchst musterhafter Mensch schickte er vor kurzem seinen kranken Vater — 20 Franken, die er von seiner Hände Arbeit erübrigt hatte. Ein seltenes Beispiel von Großartigkeit en miniature! Eine haarsträubende Gewissenhaftigkeit von noch seltenerer Art! Und das Alles um ein Trauerspiel! Quelle bruit pour une omelette!

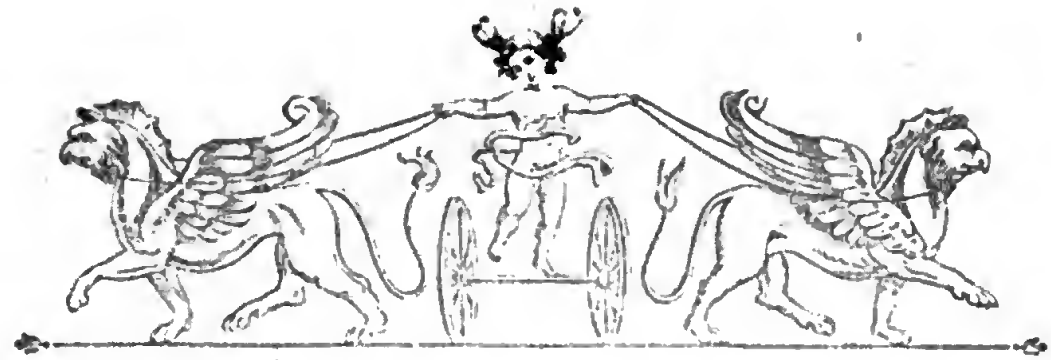
[Raffinirte Uebercultur.]

Von einem ökonomischen Speculanten, einem Holländer, ist eine Schrift, nun auch in deutscher Uebersetzung, erschienen, in welcher der Verf. das Mittel angibt, um — die Kühe zu zwingen, daß sie nur bei Tage, nicht bei Nacht kalben. Höchst wichtig! sagt er, weniger der Kalbsgeburten wegen, denn ein bei lichtem Tage gebornes Kalb wird nicht pfiffiger und nicht mehr Kalb sein als das zur Nachtzeit zur Welt gebrachte, — aber zur Verhütung der Feuersgefahr auf dem Lande höchst wichtig. — Mag sein, ich gebe mich gefangen, allein welche Uebercultur, die Geburten im Leibe der Kälber seiner Willkür zu unterwerfen. Liebe, göttliche, freie Natur, wo bist du dann noch zu suchen, wenn nicht mehr bei Kälbern und ihren Angelegenheiten!

[Taubenpost.]

Die Gesellschaft der „Liebhaber der Brieftauben" hat neulich 40 Tauben mit dem Zeichen „Lüttich" auf dem Flügel gestempelt nach Coblenz und zurück nach Lüttich geschickt. Früher sollen die Tauben der Gesellschaft von Bonn nach Lüttich schon in einer Viertelstunde geflogen sein. Künftig wird man sie auch in Mainz, Frankfurt a. M., München und Leipzig fliegen lassen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 138. — den 16. Julius 1836.

Redacteur: Dr. K. G. Kühne. Verlegere Leopold Voß.

Der Millionär.

Meine Küsse willst du zählen?
Ach! sie sind Ein Strom.
Willst dich mit dem Schnitzwerk quälen
An dem großen Dom?

In dem Tempel meiner Liebe
Weht ein ein'ger Geist,
Dessen tausendfach Getriebe
Nur gen Himmel weist.

Zähle nicht die Säulenschafte,
Nicht der Schnörkel Zier;
Was die Künstlerhand erschaffte,
Lebt zusammen hier.

Nenne mir der Sternenheere
Milliardenzahl!
Zähl' die Tropfen mir im Meere,
Sag': millionenmal!

Ach! so sei's in Lust und Schmerzen
Maßlos ohne Zahl,
Lipp' an Lippe, Herz am Herzen
Viel millionenmal!

Runde Summen liebt die Liebe, —
Reich' die Lippe her!
Ob noch Zeit zum Zählen bliebe:
Sehen wir nachher.

In den tausend Himmelszelten
Suche Gottes Spur
Und die Millionen Welten
Sind doch Eine nur.

Stundenlanges Lippenbeben
Ist nur Ein Erguß,
Unser süß verschlung'nes Leben
Nur Ein Liebeskuß.

Unsere hunderttausend Küssen
Dürst' ich nur noch mehr.
Ich bin Rothschild, mußt du wissen,
Ich bin Millionär.

F. G.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

Hier muß ich erröthen, ich weiß nicht, ob mehr aus Scham oder aus Zorn. Erröthen Sie mit mir, Leopoldine, damit noch Jemand da ist, der roth wird über die schamlose Sprache, die der dumpfe Wahn dieser Zeit verführt. O, ich fluche dieser Reise durch Deutschland, denn aus jedem Winkel, den mein Fuß betritt, tönt mir die Schande meiner Nation entgegen, und ich weiß nicht, wo ich mein Haupt verbergen soll vor den geheimen Gräueln eines still bräutenden Hasses, der in jedem deutschen Neste seine versteckte Klaue wetzt. Magister Sauder bedient sich der beiden literarischen Namen nur, um sein Publicum zu

Digitized by Google

fanatiſiren, er gebraucht ſie wie ein anerkanntes Schreckmittel, um den chriſtlichen Gemüthern Aufruhr zu predigen. Und dieſer Magiſter nennt ſich einen Diener am Worte Gottes, einen Verkünder der Religion der Liebe! Iſt denn das Leben eines Menſchen, — denn die Ehre iſt ſein geiſtiges Leben, — allen Verketzerungen ſchnöder Willkür ſo ganz ſchutzlos preisgegeben? Und ein deutſcher Literat, Leopoldine, iſt doch auch wohl ein Menſch? Ich frage ſchüchtern, meine Freundin. Lachen Sie mich nicht aus, daß was ich ausſchreien möchte in die Welt, ſich wie ein demüthig gebücktes Fragezeichen an Ihr menſchliches Herz legt. — Se. Ehrwürden der Magiſter und Prediger Sander hat ſich der Namen Gutzkow und Mundt bedient, um ſein Publicum zu fanatiſiren. Er hat die perſönliche Würde der hier in der Streitſache Betheiligten verletzt; dafür muß er 50 Thlr. Buße und 100 Thlr. Schmerzensgelder an die Gemeindevorſteher zahlen. Die beiden Auflagen ſeiner neueſten Schrift ſind in mehr als tauſend Exemplaren unter das ganze Volk des Wupperthales verbreitet. Zahlt er nichts dafür, daß er auf jene beiden literariſchen Perſonen ſo gut als von der Kanzel herab wie auf vor Gott und Menſchen gebrandmarkte Verbrecher hinweiſt? Der Magiſter Sander kennt Gutzkow's Namen nur nach Menzel's ekelhaft animaliſchen Wuthausbrüchen, Mundt's Schriften nur nach der geiſtverdumpften Hengſtenberg'ſchen Kirchenzeitung, deren religiöſer Jakobinismus jetzt ſo weit geht, daß auch der ehrwürdige Neander in Folge ſeines Gutachtens über das Werk von Strauß nicht unangetaſtet bleibt. Ich kenne nicht Gutzkow's eigentliche Stellung zum heiligen Gehalt des Chriſtenthums. Iſt ſie verderblich, ſo mache man ihm den Proceß, wie das geſchehen iſt; iſt ſie blos ſchief, ſo rectifiſire man dieſe Verirrung, die aus Schwäche des Verſtandes, aus Mangel an Intelligenz geſchah. — Und Theodor Mundt! — O, ſind Ihre Augen ſchon trübe vom Leſen, Leopoldine, zünden Sie noch eine Nachtkerze an, reiben Sie ſich den Schlaf aus den ſchönen Wimpern, ich weiß, es iſt ſchon tief in der Nacht, aber Sie dürfen noch nicht ſchlafen gehen, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß ins Ohr zu flüſtern: — recht ſcheu und ſchüchtern: — dieſer Mundt iſt ein wahrer eingefleiſchter Chriſt! Wir deutſchen Seelen, die wir noch ein bischen Edelmuth im Leibe haben, müſſen uns gewiſſe Dinge ſo ganz verſchwiegen in aller Nacht zuflüſtern. Fühlen Sie den Athemzug meines Mundes, Dina? Schreien darf ich nicht. Aber ich will es Ihnen deutlich machen.

Ich habe vier brennende Kerzen auf meinen Tiſch geſtellt; der weſtphäliſche Graf hat mir die ſeinigen herübergeholt; man muß ſich mit ſeinen Lichtern zuſammenthun, die Nacht iſt gar zu dunkel. Ich habe zum guten Glücke eine von Mundt's Schriften im Reiſekoffer. Der gute Graf blättert darin und dictirt mir eine Stelle daraus in die Feder. Hören Sie, Dina, wie Theodor Mundt ein chriſtlicher Menſch iſt.

„In der ganzen Welt lag vom Uranfange her eine unendliche Zerriſſenheit ausgeſäet. Gott wohnte im Himmel, und die Menſchen wohnten auf der Erde, und das war die urſprüngliche Weltanſchauung, es gab eine andere nicht. Durch dieſe Weltanſchauung blitzte jedoch immer die ſeltſame Ahnung einer längſtvergangenen Einheit des Menſchengeſchlechtes mit Dem, nach deſſen Ebenbilde es erſchaffen worden, hindurch. Daher in den Urgeſchichten aller Völker der wunderſame Frühſonnentraum des Paradieſes. Und durch jede Bruſt ging nun das ewige Ziehen und Bewegen nach der Einheit, ſie war der Univerſalſchmerz des geſammten Geſchlechts. Der Schmerz iſt der Vater aller Bewegung, und der Schmerz trieb die Menſchen, in allen Zuſtänden ſich herumzuwerfen, es war der Schmerz um die wiedergeſuchte Einheit. Der Schmerz um die Einheit machte die Geſchichte. Aber es war ein ſeltſames Schickſal, wie wenig Einheit gewinnen konnte der Menſch. In ſeinem Herzen walteten nichts als feindlich getrennte Mächte, und ſein Haupt umſchwärmten wie unglückbedeutende Vögel ſeine zwieträchtigen Wünſche. Was er heute geliebt, mußte er morgen haſſen, und der eine Theil ſeines Daſeins wußte von dem andern Theile nichts, oder ſtand kriegführend gegen ihn auf. Es lagen zwei Welten in ihm auseinander in ſchreiender Spaltung, von denen die eine Abſcheu trug vor der andern, und Gott und Welt, Himmel und Erde, Geiſt und Fleiſch, blickten ſich aus unabſehbarer Ferne, ohne Liebe und ohne Verſöhnung an. Wer der Freiheit nachſtrebte, fiel der Knechtſchaft des Fleiſches in die Arme, und wer in der Knechtſchaft ſchmachtete, weinte laute Thränen um Freiheit des Geiſtes. Ein ohnmächtiger Groll ſeufzte durch die ganze Exiſtenz, und die düſtere Melancholie des im Fleiſch verſunkenen Aegyptens, und die in Verzweiflung endigende Heiterkeit des an der Kunſtverſchönung des Fleiſches bildenden Griechenlands miſchten als die beiden Hauptelemente die Weltgeſchichte. Und es war, als hätte Gott im Himmel nicht länger Ruhe, ſo ſehr erbarmte ihn der Welt, die aus eigener Vernunft ihn nicht finden konnte. Er kam in die Welt, und die Welt hat ihn nicht begriffen. Er trat in das Fleiſch und

Digitized by Google

mußte ſterben. Er wuede Menſch und ward mit Ruthen gegeißelt bis aufs Blut. Mit einem Todeskuſſe hatten Gott und Welt ſich umſchlungen, und die Erde deöhnte und zitterte, und es war ihr, als müßte ſie vegehen in die Ewigkeit hinein an dieſer Umarmung. Aber ſie verging nicht, und in dem Weſen durchdrang ſie dee Geiſt der Liebe, und ſie ſog den neuen Lebenskeim begierig und tief ein in iheen Schooß." —

Der treffliche Graf aus Weſtphalen iſt unermüdlich. Ich drücke ihm die Hand; ee blättert nnd findet eine zweite Stelle. Ich blicke duechs Fenſter in die Dunkelheit hinaus und denke an Dich, Dina. Der lichte Stern Deines Auges leuchtet mie ans aller Nacht hindurch und ſänftigt mein wildes Gemüth. Der gute Graf lieſt und ich ſchreibe:

„Verdammungswüedig ſind der St. Simoniſten religiöſe Meinungen, weil duech ihre Lehre von der Materie, die Alles iſt nnd auch Gott, nur ein heidniſchee Pantheismus herauskommt, nnd ſelbſt die Religion zue Induſtrie wied, weil die Welt zu einem Veraebeitungsartikel dee Technik wied. Falſche Prepheten ſeid ihr geweſen, ihr St. Simoniſten! ſage ich. Denn wenn ihr predigt, Gott ſei Geiſt und Fleiſch, ſo betet den Menſch-gewordenen Gott in Chriſtus an! Euee mit unreinen Schlacken gemiſchte Lehre iſt im Chriſtenthume längſt und neſprünglich als etwas Reines und in eine geoße Zukunft Hineindeutendes enthalten. Das Chriſtenthum bedaef keinee künſtlichen Umgeſtaltung, keiner ſyſtematiſchen Revolntionen, aber es iſt fähig einer Entwickelung bis in alle Ewigkeit dee Zeiten hinein. Aus den Kirchen, aus den Klöſtern, aus dem Kämmerlein der Betenden hat ſich das Chriſtenthum in die Geſchichte hinein entwickelt, und ſteht nicht mehr wie eine abgelegene Zelle der Andacht, in die man ſich vor dem Geeäuſch der Welt flüchten könne, da. Das Chriſtenthum iſt Geſchichte geworden, es iſt nicht mehe blos ein Aſyl der Armen und Kranken, ſondern es hat ſich zu einem Welttempel der Völkee ausgebaut. So erfüllt es die Bedeutung, daß Gott in die Welt gekommen iſt, immer mehr und mehr. So kann und wird das Chriſtenthum, gleichwie es früher die Religion der Dishaemonie wae und eine Spaltung der Lebenszuſtände begünſtigte, nun auch eine harmoniſche Bildungsepoche der Völker, die ſich von allen Seiten mächtig vorbereitet, nähren und tragen, ja erzeugen. Und das Geſchlecht faßt ſich recht menſchlich zuſammen in der geſunden Einheit ſeiner göttlichen nnd weltlichen Beſtimmung, und vollbeingt mit Freude und Ruhe die Thaten des Lebens."

Und nun gehen Sie ſchlafen, Dina, mit Freude und Ruhe. Ich löſche herzlich gern dieſe Keeze aus, die ich hier in Elberfeld anzündete. Der Graf iſt ſchon zur Ruhe; morgen in aller Feühe fahren wir nach Düſſeldorf. In den Wogen der Muſik wollen wir untertauchen und vergeſſen, was Deutſchland Schnödes und Herbes eezeugt. Iſt doch Muſik auch eine Gabe meines Volkes. Sie ward ihm gegeben, ſich zu berauſchen und im ſüßen Rauſche ſeine ſterilen Narrheiten zu vergeſſen. Und nun gute Nacht, Dina, gute Nacht! Ich ſtehe am Fenſter, ein wolkenvoller Himmel über mir, aber über Dunkelheit und Wolken hinaus reicht meine Seele bis zu dem fernen Stern dee Liebe, dee mir — nie unteegeht? Gute Nacht! Engel brauchen Dich nicht zu behüten, Du aber behüte mich, mein ſanftee Steen. (D. F. f.)

Correſpondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beſchluß.)

[Der Angriff der Didaskalia auf den Hrn. Verf. der Correſp.]

Ueber die Ausſtellung im Ganzen war nur eine Stimme. Man freute ſich über die eben ſo mannichfaltigen, als durchgängig tüchtigen Leiſtungen der düſſeldorfer Schule; man bedauerte, daß unter ſo vielen, von München eingeſendeten Bildern ſo wenig Bedeutendes ſich finde; man klagte, daß die hieſige, nun bald acht Jahee lang beſtehende Schule ſo weit hinter der düſſeldorfer Akademie zurückgeblieben. Ungeachtet nämlich die hieſige Schule ſich nue auf altteſtamentariſche und chriſtliche Darſtellungen beſchränken zu wollen ſcheint, und der Landſchaft ſelbſt nicht einmal als Einfaſſung derſelben irgend eine Sorgfalt widmet, wird ſelbſt innerhalb der ſo enggezogenen Schranken nue ausnahmsweiſe etwas Erfreuliches geleiſtet. Es iſt hier dee Ort nicht, ſich ausführlicher darüber zu verbreiten; unerwähnt kann ich jedoch nicht laſſen, daß man ſich den Vorrang dee düſſeldoefee voe dee hieſigen Schule aus der Verſchiedenaetigkeit der Direction beidee Schulen erklärt. Prof. Schadow in Düſſeldorf, ſelbſt ein tüchtiger Maler, weiß jeden ſeiner Zöglinge dem eigenthümlichen Genie deſſelben gemäß zu leiten und wendet allen Kunſtbeſtrebungen eine gleiche Aufmeekſamkeit zu. Fleißiges Naturſtudium bildet die Grundlage, ſoegfältigſte Technik das Mittel jeder künſtleriſchen Leiſtung. Director Veit hingegen, deſſen Malerei durchgängig den Charaktee der Mühſeligkeit trägt, ſtellt ſelbſt ſeinen Schülern die Aufgaben, die, wie geſagt, den religiöſen Kreis nicht überſchreiten, und beachtet das eigentlich Techniſche viel zu wenig. Es iſt daher auch ſchon mehrfach dee Wunſch laut geworden, daß demſelben ein anderer Wirkungskeis zugetheilt und die Direction der hieſigen Schule einem zum Lehrer und artiſtiſchem Vorbild geeigneteren Künſtler anvertraut werde. Es iſt zu hoffen, daß gerade die hieſigen Gemäldeausſtellungen hierüber Denjenigen die Augen öffnen werden, die der Verwaltung des Städel'ſchen Inſtituts vorgeſetzt ſind und hiermit die heilige Pflicht übernommen haben, vor Allem das Gedeihen der damit verknüpften Schule zu berückſichtigen. —

Noch Manches wäre über dieſen Gegenſtand zu bemerken; aber ſchon muß ich beſorgen, zu ausführtich geworden zu ſein und ich muß um ſo mehe heute zum Schluß eilen, da ich noch ein Paar Woete in eigener Sache anzufügen habe.

Digitized by Google

Die Didaskalia vom gestrigen Tage enthält nämlich, mit der Unterschrift W. (der herkommlichen Chiffre des Redacteurs — Wagner), einen, — ich sage nicht zu wenig — wuthenden Ausfall auf — den hiesigen Correspondenten der Zeitung f. d. eleg. Welt, worin demselben vorgeworfen wird — er erfinde Stadtgespräche, entstelle böswillig Privatangelegenheiten, die er als feiger Anonymus veröffentliche —, fireue Lügen und Verläumdungen aus und wolle sich irren. Da ich in meinen bisherigen Berichten von Hrn. Wagner nur dies erwähnt, daß er französ. Gedichte „meisterhaft übersetzt habe" und daß er „die Didaskalia für das große, aber sehr gemischte Publicum derselben zweckmäßig redigire" (s. Nr. 91. d. v. J.), — so kann ich ihn unmöglich für den Verf. jenes Ausfalls halten, der das Gepräge einer sehr heftigen, aber ohnmächtigen Rachbegierde trägt. Sehe ich namentlich auf meinen letzten Corresp.-Bericht zurück, so finde ich darin nichts, was Hrn. W. zu jenem Ausfall hätte Veranlassung bieten können; denn was von dem Glaubensbekenntniß des Dr. Gutzkow bei einer von Dr. Friederich vollzogenen Taufe als Stadtgespräch berichtet worden, muß doch durchaus sich gerade so verhalten, wie es erzählt ist, widrigenfalls eine Berichtigung, zu welcher betreffendenfalls aufgefordert, an die Redaction Ihres Blattes hätte eingesendet werden müssen. Da dies nicht geschehen und die Didaskalia v. 23. d. M. keine einzige Thatsache zur Begründung ihrer Schmähungen anführt, so werde ich den Hrn. W., oder wer sonst sich unter dieser Chiffre verbirgt, so lange für einen Verläumder halten müssen, bis er den Beweis für die Wahrheit seiner Beschuldigungen geliefert. Daß übrigens eine Taufe hinsichtlich des rein Kirchlichen — keine Privatangelegenheit, braucht wohl nicht erst erwiesen zu werden. Anonymität aber Corr.-Berichten zum Vorwurf zu machen, ist nur lächerlich, da dieselbe allgemein herkömmlich, und factisch die Correspondenten stets leicht erkennbar sind. — So brauchte man nur die zwei letzten von hier aus an das Morgenblatt und den von hier an die allg. Kirchenzeitung gesendeten, in Nr. 85. derselben abgedruckten, Bericht zu lesen, um sogleich jenen hiesigen Schriftsteller als den Verf. derselben zu erkennen, der überall seine Werke ausposaunen läßt und, wo sich dazu Niemand willig findet, — selbst — in die Posaune zu stoßen — nicht unter seiner Würde hält. — Schreiber dieses ist aber auch bereit, seinen Namen zu nennen, sobald auch nur eine der Anklagen begründet wird, welche die Didaskalia über ihn auszuschütten sich nicht entblödet hat. —

Notizen.

[Lewald's Besuch bei Mad. Dudevant.]

Das Zimmer trug den Stempel des von Janin zuerst wieder aufgebrachten Pompadour-Geschmacks. Aus der ganzen Anordnung des Boudoirs sprach das schwärmerische Gefühl, das die Schriften Georges Sand's erfüllt. Die blauen Vorhänge waren herabgelassen und warfen ein zauberisches Clairobscur in das Gemach; es hatte nur ein Fenster. In einer fast dunklen Nische, blau und weiß zeltartig drapirt, saß in den weichen hohen Kissen des Divans eine kleine, zierliche Frau, mit sehr großen, braunen, hervortretenden Augen, an jeder Seite der hohen Stirn dicke schwarze Locken, mit farbigen Schleifen durchflochten, die Hinterhaare dicht an das Haupt gesteckt, nach Art der Landmädchen in gewissen Gegenden Italiens, welches denselben ein fast männliches Ansehen gibt. Ihre Kleidung bestand in einem dunkelblauen Schlafrock, der gleichfalls zwischen einem männlichen und weiblichen die Mitte hielt; sie saß ungezwungen, eine kleine Porzellanschale im Schooße, woraus sie kleine Blätter nahm, die sie in zierlich zugeschnittenes Papier wickelte. (Es waren kleine spanische Papiercigarren für die eigne Consumtion; Georges Sand raucht beim Schreiben und zwar schreibt dieser weibliche Autor seine Bücher des Nachts.) Wenn sie sprach, zeigte sie ihre weißen großen Zähne, und eine starke, etwas gebogene Nase verlieh ihrem Gesichte den Ausdruck von Entschlossenheit, dem jedoch die weibliche Grazie nicht fehlt. Es war eine schöne Vermischung der Schönheiten beider Geschlechter in diesem Kopfe, allein die Zierlichkeit des Körpers und die Anmuth der Bewegungen gaben den Ausschlag, und man mußte einer schönen Weiblichkeit darin den Vorrang zuerkennen. Ich glaube, an dieser Gränze kann nur eine Französin den Sieg der Weiblichkeit retten, und ich denke mit Schaudern daran, ähnlichen Naturspielen im Vaterlande begegnet zu sein. Mad. Dudevant ist nichts weniger als was man sich bei uns unter Mannweib denkt, und doch macht sie als Weib den Uebergang zum andern Geschlecht, wie der Aal zur Schlange, wie der Polyp zu den Pflanzen.

Zwischen dem Musiker Listz und Mad. Dudevant herrscht ein höchst empfindsames Verhältniß; die Briefe, die sie ihm aus der Schweiz geschrieben, und die in der Revue de deux Mondes abgedruckt erschienen, geben davon zum Theil Kunde. Sie sprach mit großem Antheil von ihm und will ihn im nächsten Sommer in der Schweiz besuchen. Bis zur Liebe soll es jedoch nicht gedihen sein.

[Eisen und Dampf.]

Wenn die Völkerverbindungs-Bahn, wie man das Project einer Eisenbahn zwischen London, Paris, Brüssel, Lille, Calais und Dover genannt hat, zu Stande kommt, so gelangt man in 13 bis 14 Stunden von London nach Paris, und in 11 bis 12 Stunden von London nach Brüssel.

Englische Blätter melden, daß die Dampfschifffahrt auf dem Euphrat trotz den feindlichen Störungen von Seiten der Araber im besten Gang ist.

Auf der Donau ist die Dampfschifffahrt im besten Flor, besonders seitdem der „Rudor" von Wien nach Pesth seine regelmäßigen Fahrten macht. Man frühstückt in Wien und besucht Abends in Pesth das Theater.

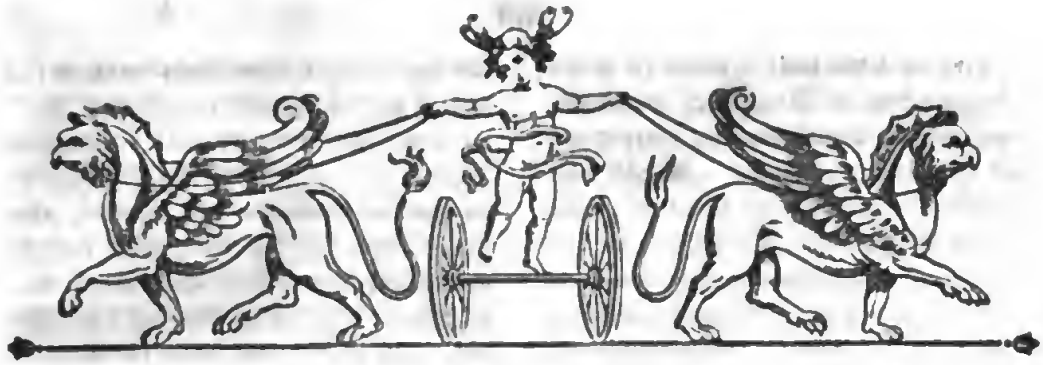
[Der Componist der Marseillaise.]

Am 27. Junius starb in Paris der Verfasser der Marseillaise, Rouget-de-Lille. Mit dem einen Liede hat der Dichter seinen Namen verewigt. Er war jedoch nicht der Tonsetzer der Marseillaise. Vielmehr nennt man als solchen einen Mr. l'Allemand de Hönningen, von dem man nichts weiter weiß, wohl aber die Vermuthung aufgestellt hat, dieser Mr. l'Allemand sei, ganz einfach zu verstehen, ein Deutscher aus Hüningen.

[Theater-Enthusiasmus in Italien.]

In Reggio wurde am 5. Junius zum Schluß der Stagione der erste Act der Norma und der dritte der Montecchi und Capuletti gegeben. Dem. Giuditta Grisi entzückte das Publicum dergestalt, daß jedes Gesangsstück wiederholt werden mußte und die Vorstellung bis um 2 Uhr Morgens dauerte. — „Ist mir zu viel und verlange ich lieber gar nichts", sagte jener.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 139. — den 18. Julius 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Unterhaltungen auf dem St. Bernhard.

Novelle von C. Terpen.

Der Frühling grünte und lachte im Thale, während zürnende Wetter das greise Haupt des heiligen Bernhard umtobten. Der Winter herrschte hier in aller Strenge, der Sturm heulte um die nackten Felsen, der Schnee wirbelte in dichten und immer dichteren Flocken hernieder. Das Hospiz füllte sich mehr und mehr; bald langte ein einzelner Fremdling an, bald eine Gesellschaft munterer junger Freunde; bald ein älterer Herr mit Familie und Bedienung, bald ein junges Ehepaar, das der Convenienz zu entrinnen suchte, um der Liebe zu leben. Reisende und Wegweiser dankten Gott und allen Heiligen, sobald sie das schützende Dach über ihren Häuptern sahen; das befriedigende Gefühl eben überstandener Gefahr brachte Alle einander näher; jeder neue Ankömmling ward mit Glückwünschen bewillkommnet, welcher Nation er auch angehören mochte. Da man die Aussicht hatte, die nächsten zehn bis zwölf Stunden beisammen zu bleiben, auf einander beschränkt — gleichsam eine kleine Welt für sich, hoch über dem Getümmel der Erde — arrangirte man sich, so gut es zu gehen vermochte, in ungebundener Vertraulichkeit. Die Damen kauerten am Feuer, murrten, kicherten und trockneten ihre Kleider; die Herren fluchten, lachten, riefen durcheinander und suchten sich durch Getränke zu erwärmen. — Allmälig ließ die Verwirrung mehr nach; statt der Aufregung trat Ruhe und Ermüdung ein — das Chaos begann sich den Gesetzen der Ordnung zu fügen — man schloß in traulicher Eintracht einen Kreis um das helllodernde Feuer.

Kaum hatte Jedes seinen Platz gefunden, und die wohlthuende Wärme der spielenden Flamme empfunden, als auch, mit dem zunehmenden Gefühle des Schutzes und der Sicherheit, die ungezwungene Herzlichkeit seines Wesens entwich. Die Damen entwickelten mehr Manier in ihrem Benehmen, warfen verstohlene Blicke auf den jüngern Theil der Männerwelt, und besserten unvermerkt an ihrer derangirten Toilette; die Herren beobachteten mehr Anstand in ihren Reden und musterten sich gegenseitig mit prüfendem Auge, da Keiner wußte, welche Stellung wohl der Andere in der Unterwelt einnähme! — Genug, eine Stunde war verstrichen, da fühlte schon Jeder die drückende Verpflichtung, Conversation zu machen in dem Hospitium des St. Bernhard wie in dem Salon zu Paris oder London, Wien, Berlin oder St. Petersburg: — „Haben Sie gehört," sprach ein feiner Mann in mittlern Jahren, indem er die Tabatiere öffnete und sie seinem Nachbar präsentirte — die Pairskammer wird sich mit Nächstem zum Gerichtshof constituiren, um den großen Prozeß gegen die Aprilangeklagten zu beginnen? — „C'est bien fort!" —

„Die Revue bei Kalisch wird überaus glänzend werden — man verspricht sich viel von diesem kriegerischen Schauspiel!" — rief ein kräftiger Mann, mit starken Backenknochen und schneeweißen Zähnen, dagegen. — „Ums Himmels willen nichts von Politik! — Nichts von Politik,

meine Herren, wenn ich bitten darf!" ſeufzte ein junger Mann mit lichtbraunem Haar und blauen Kornblum-Augen. „Erſt ſeit ich mich von der Politik losgeſagt, fange ich an, die Ruhe meines Herzens wiederzufinden — ich eile nach Rom, um der Politik zu entrinnen — keinen politiſchen Disput hier auf dem St. Bernhard, wenn Sie barmherzig ſein wollen!" — Die Geſellſchaft ſtimmte bei: man dürfe den Parteihaß nicht mit in dieſe hohen Regionen nehmen — man bemühte ſich daher, ein anderes Thema aufzufinden, dies war: Bellini's, Donizetti's und Meyerbeer's neueſte Opern. — „God damn," murmelte ein Herr, der abwärts im Dunkel ſaß, „bin ich auf den St. Bernhard geſtiegen, um von dem Kling-Klang der Städte zu hören? ich bin heraufgekommen, um der Vernichtung ins Auge zu ſehen und Notizen über das Todtenhaus und über Deſair's letzte Ruheſtätte zu ſammeln." — Die Damen bebten zuſammen! es war jetzt bereits finſter geworden, und dieſe Stimme aus der Vermummung eines weiten Reiſemantels klang ihnen wie die des Todes ſelber; mehrere von ihnen hatten „die Seherin von Prevorſt" geleſen, und konnten daher gar nicht wiſſen: ob nicht einer der armen verunglückten Reiſenden, die alle uneingeſargt und aufrecht im Todtenhauſe ſtanden, die wenigen Schritte hierher gemacht, um ſich auf dieſe Weiſe mit ihnen zu necken. Sämmtliche Damen alſo erblaßten — die Unterhaltung ſtockte — bald herrſchte ein düſteres Schweigen.

„Meine werthen Herren und ſchönen Damen," begann nach einer Weile der junge Mann mit dem Kornblum-Augen, „wir ſcheinen allſeitig ermüdet von der Reiſe. Die Unterhaltung will keine rechte Elaſticität gewinnen — wie wär's, wenn wir, ſämmtliche Mitglieder dieſer Verſammlung, Eins nach dem Andern, die Verpflichtung übernähmen, die übrige Geſellſchaft zu unterhalten? — Ich meine, wenn wir etwas vortrügen — entweder Begebenheiten aus dem eigenen Leben, oder Ereigniſſe aus Anderer Leben, oder ſonſtige Erzählungen — genug, was intereſſiren könnte." — Alle ſtimmten dieſem Vorſchlage bei, nur ſtritt man, wer den Anfang machen ſolle — und endlich kam man dahin überein: daß der, von dem der Gedanke ausgegangen, nun auch mit gutem Beiſpiele vorangehen müſſe. Der junge Mann gerieth in einige Verlegenheit — daran hatte er nicht gedacht — er wünſchte keineswegs die Mühe der Unterhaltung zu übernehmen, ſondern vielmehr im Zuhören ſich einer ſanften hinträumenden Unthätigkeit zu überlaſſen; indeß was war zu thun? — Gefaßt zog er ein Manuſcript aus der Taſche und ſprach: „Schöne Damen und verehrte Herren! Ich ſehe die Billigkeit Ihrer Anforderung ein; jedoch bin ich noch zu unbedeutend und unerfahren in der Welt, als daß die Begebenheiten meines eigenen Lebens Sie intereſſiren könnten; ich weiß daher Ihren Wünſchen nicht anders zu genügen, als wenn Sie mir erlauben, etwas aus dieſen Heften vorzuleſen." — Man billigte dies Auskunftsmittel und er fuhr fort: „Dieſe Hefte rühren noch von meinem Urgroßvater her, der ein Rath des Kurfürſten von ..... war. Da er in hohem Grade das Vertrauen ſeines Fürſten genoß, ward er einſt mit einer geheimen Miſſion an den heiligen Stuhl beehrt, die ihm doppelt angenehm war, da ſie ihm Gelegenheit verſchaffte, den claſſiſchen Boden des Cicero und Virgil zu betreten. Damals ging, wie die verehrte Geſellſchaft weiß, eine Reiſe nach Italien nicht mit ſo großer Leichtigkeit von Statten, wie gegenwärtig; ſie war mit manchen Gefahren verknüpft und ein ſeltenes und merkwürdiges Ereigniß. Deshalb hat mein Vorfahr ſeiner Familie viele Papiere über dieſe denkwürdige Reiſe hinterlaſſen, die jetzt auf mich, als ſeinen letzten Sprößling übergegangen. Sie blieben von mir unbeachtet, bis ich die Sehnſucht des Vandalen nach Heſperiens Gärten verſpürte und einen Zug über die Alpen beſchloß; da hab' ich ſie hervorgezogen, und als ich fand, ſie könnten mir, in mancher Beziehung, noch als Leitfaden dienen, die veraltete Sprache in ein neueres Deutſch übertragen — hier fällt mir eine Stelle in die Augen, die ich in der That ganz anmuthig finde — ich will daher meinen würdigen Ahn ſtatt meiner reden laſſen."

— Ich ſtand in einem Kloſter in Mailand vor einem jener unſterblichen Meiſterwerke der Kunſt, die mit ſo unerklärlichem Zauber zu unſerm Geiſte reden; bald ſtaunte ich das hocherhabene Antlitz des Erlöſers, bald die ausdrucksvollen Züge der Apoſtel an, und verſtrickte mich dabei immer mehr in Grübeleien über die räthſelhaften Tiefen des Genies. Da trat der achtzigjährige Prior zu mir heran, eine hohe ernſte Geſtalt voll Kraft und Milde: Du ſchauſt ſo ernſt, mein Sohn, ſo ſprach er, trachteſt Du etwa, den Wurzeln und Faſern der Kunſt nachzuſpüren, um ihren Urſprung zu ergründen? — Eitel iſt Dein Bemühen — der Anblick der wunderlieblichen Roſe labt Dein Auge, ihr zarter Duft haucht ſanfte Empfindungen in Deine Seele, aber die Genüſſe genügen Dir nicht, Du willſt die Urſache wiſſen; wirſt Du nun klüger, wenn Du ihre Blätter zerrupfſt, um zu forſchen, von wannen die Düfte kommen? — Die Kunſt webt und wirkt in ſo geheimnißvollen Tiefen wie die Natur — ja Kunſt und Natur ſind Eins, denn Beides ſind Werke des ſchaffenden Geiſtes; wir ſtaunen es an, aber wer vermag es

Digitized by Google

zu begreifen? — Schau es an dieses Werk, von überirdischen Ahnungen wie von Traumgestalten umschwebt, wie viele Empfindungen haben die Seelen armer Sterblicher bewegt — die vermeinten, das Höchste zu erfassen und sich in dem Labyrinth der Sünde verirrten — wie viel Liebe und Leiden, Entsagungen und Genuß, ehe sich aus Irrthümern Klarheit bildete und eine Schöpfung wie diese an das Licht des Tages trat — höre die Ueberlieferung, die mir ward:

Die schöne Marchesina von T. kehrte zurück aus der Obhut frommer Schwestern auf das Landhaus ihres Vaters, sie war so hold und zart und engelrein; sie bebte vor dem Hauche der Sünde wie vor dem rauhen Nord das Espenlaub, und vor jeder Berührung senkte sie ihe Haupt, wie ihre Blätter die Mimosa. Wie mußte sie das Herz der Harrenden erfreuen, als sie in den Saal trat, um ihre Verlobung mit dem Grafen Pietro zu feiern; alle Blicke ruhten mit Bewunderung auf ihr, sie aber wagte das Auge nicht aufzuschlagen. Ihr Vater und ihre Brüder standen ihr zur Seite, der Graf war umgeben von den Seinigen; dunkel blieb der Marchesa die Bedeutung dieser Ceremonie. Graf Pietro hatte seinen Namen unterzeichnet und schob nun die Feder in die zarte Hand der Marchesa — da durchbebten ungewisse Ahnungen ihre Seele, sie schauerte zurück vor den verhängnißvoll bindenden Zügen, und unbeweglich gleich einer Bildsäule blieb sie stehen. Alles harrte in stummer Erwartung, Niemand wagte sie anzutreiben — nur der Notar, ein kühner verwegener Mann, der das Geschäft bald zu beenden wünschte, verlor die Fassung nicht: rasch griff er nach ihrer Hand und zog den Namen „Lucretia" auf das Pergament. — O, Frevler, so wagst Du einzugreifen in das dunkle Gewebe des Schicksals? weißt du, welche zarte Fäden du gewaltsam zerrissen? — so schien Lucretia's Auge zu fragen, das sie zum ersten Male erhob, um den Verwegnen staunend zu betrachten — von neuem senkte sie es zur Erde, aber ach, schon hatte ihre Seele das süße Gift der Versuchung gekostet!

Man saß beim festlichen Mahle; Lucretia an der Seite ihres Verlobten. Durch sein freundliches Zureden ermuthigt, wagte sie ihn anzusehen: es lächelte ihe liebevoll entgegen — Graf Pietro, der für Jedermann nur Liebe und Güte hegte, sollte der weniger für seine schöne Braut empfinden? — Dreister blickte sie im Kreise der Gäste umher; da blitzten die Augen des Notars sie an, als fänden sie, außer ihr, keinen Gegenstand auf der weiten Welt mehr der Bewunderung werth!

Des zarten Alters der Marchesina wegen ward die Vermählung noch um ein Jahr verschoben. Graf Pietro kehrte mit seinem Vater in die Stadt zurück; Pietro aus Vinci abee, der Notar, war der tägliche Gast in Lucretia's väterlichem Hause, der Spiel- und Jagdgenosse ihrer Brüder. Ein schöner munterer Mann, wußte ee durch anmuthige Erzählungen zu belustigen, gern hörten ihm Alle zu, und Lucretia, mit großen Augen, schaute wie in eine bunte Laterna magica, wenn er sprach. — Ach, bald hörte sie nichts mehr als seine einschmeichelnde Stimme, bald sah sie nichts mehr als seine leuchtenden Blicke; wenn ee bei ihr weilte, glich sie der purpurflammenden Morgenröthe, wenn er ferne war, der ewig hinsiechenden Grabeslampe! — Dann nahm sie ihre Harfe und sang:

Pietro, Du mein Sehnen,
Du Quelle meiner Thränen,
Bei Dir nur weilt' mein Herz!
Ach, von Dir losgerissen
Muß allen Trost ich missen,
Nichts schildert meinen Schmerz!

Pietro, o erscheine!
Ich weine, weine, weine
Der Thränen ohne Zahl! —
Ach, alle Schmerzen weichen
Kann Dich mein Blick erreichen,
O, ende diese Qual!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Kloster Rosleben.

[Jubiläum des prof. Rector Wilhelmi, am 17. Mai 1836.]

Olim meminisse juvabit.

Schon hatten sich die letzten Strahlen der Sonne hinter den Bergen verloren, als ich in das stille, liebliche Mühlthal eintrat, welches nach Süden laufend in die güldene Aue mündet. Es ist dieses der Tummelplatz der Schülerheldenthaten, deren wöchentliche Spaziergänge gewöhnlich hierher führen, wo wie, wie es die Zeiten brachten, Hirschkäfer suchten, Hütten bauten, in die Buchen mit gigantischen Buchstaben unsere Namen einschnitten, seufzend darüber, daß wir noch kein holdes Mädchen hatten, deren Namenszüge in die unsern verschlungen die Poesie des damaligen Lebens bis auf den höchsten Gipfel gesteigert hätten. Hier schweiften wir eilenden Laufes durch, wenn wir um eine frische Milch in Ziegelrode uns an den Berg hinter Ritter's Gute lagern wollten. An diese hohen Berge schlug der unwillkommene Ruf: Herein! wenn die Zeit verstrichen war, und der Inspector, wie der verwundete Ares schreiend, das Echo in zehn Tausend Trojanern erweckte; und wie die wilde Jagd ging's aus den Schluchten hervor, von den Bergen herab, das Thal entlang, eilig, eilig, denn der Ruf erscholl noch einmal, man hatte schon bis auf den höchsten Termin gewartet — und man sollte doch zur rechten Zeit im Kloster eintreffen!

Noch waren die Eichen nicht recht grün, aber die herrlichen Birken kämpften eben aus ihrem jugendlichen Gelb

Digitized by Google

mehr ins Dualeie ſich umzuwandeln, eine Zeit, wo ſie am lieblichſten duften, wo ſie den Namen „Maien" ausſchließlich verdienen. Man muß ſo eben ſolche Wälder durchwandert haben, um den ambroſiſchen Wunderhauch, der flüſternd durch die zarten Blätter wallet, zu kennen. Wie tritt er erfriſchend an das Herz heran, er liſpelt mir entgegen, wie ein wunderbarer Geiſt, und gleich einem Arioſt'ſchen Ritter zog ich durch den bezaubernden Wald. Die Geſichter jener erſten, jugendlich friſchen Begeiſterung ſtiegen vor mir auf, wie Antäus von der befreundeten Erde berührt, erneuerte ſich die Kraft, ich fühlte mich gezogen, trotz meiner nächtlichen Paſtreife mit aller Schüler-Bravour den ſteilen Berg hinanzuſtürmen, um das Vergnügen zu haben, wieder herablaufen zu können. Dort ſah ich nach den Bäumen hinüber, die wir erkletterten, Freund K., um auf ihnen ungeſtörter, ſeliger, in Träume eingewiegter — den Horaz, Anakreon, Oſſian zu leſen. Wie dankbar waren wir Deiner Induſtrie, alter Tauchnitz, die uns mit ſo niedlichen Taſchenausgaben verſah, und während Du in der Jubilate-Meſſe dafür Deine Tauſende hinter dem grünen Tiſche einſtrichſt, waren wir auf unſern grünen Burgen reicher als Du, wenn wir unſer „Beatus ille qui procul negotiis etc., unſer „Ille praeter omnes mihi angulus ridet," oder unſre „dulce ridentem, Lalagen amabo, dulce loquentem," leſen konnten. Wir hatten zwar keine negotia, beſaßen keine Lalage, keinen angulus — aber wir waren reicher als Du! Ein Glück, daß wir Deine Tauſende nicht zu berechnen hatten, denn das Rechnen war in jener Zeit unſere Farce nicht. So jubilirte Jeder im Grünen, nur Jeder auf ſeine Art, die unſere gefiel mir beſſer. Magſt Du wohl noch daran denken, alter Freund, wenn Du jetzt in De. die Acten durchſtöberſt, um den ſeit 1588 ſchwebenden Caneues der Grafen von Mansfeld in Ordnung zu bringen? Weißt Du es noch, als Du mir aus Leipzig ſchriebſt, Du hätteſt Dir jetzt die Ahlwardt'ſche Ueberſetzung des Oſſian gekauft, nun ſolle die Freude von vorn angehen, und Du mir bei meinem Beſuche halb ſchüchtern geſtandeſt, er gefalle Dir nicht mehr ſo! — Es fehlte die Luft, der Wald, die Bäume, in einer ſo geräuſchvollen Stadt kann kein Oſſian ſingen, kann da nicht nachempfunden werden, ſie iſt zu reich — die arme Stadt! Das böſe Geld! ſagt in Weiße's Schauſpiele das Kind eines reichen Mannes zum armen Bergmannsknaben. Nein, antwortet dieſer, man kauft ja Alles dafür. — Schöne Apologie! So viel Geld müßte jeder arme Schüler haben, um ſich den Oſſian zu kaufen, ſpäterhin, wenn er Geld hat, hilft ihm der Oſſian nichts. — Stern der ſinkenden Nacht, ſchön funkelt dein Licht im Weſten! (Oſſian, Liedee v. Srima.) Was hilft ihm das, der in ſeine Mauern eingeſchloſſen, weder Oſten noch Weſten ſieht, der die Brille aufſetzen muß, um an der nahen Thurmſpitze ſich mühſam in den Himmelsgegenden zurechtzufinden. Dort, ſagt er auf einen hohen Giebel deutend, dort muß er ſtehen! Ach

Das iſt zurer Schneiderſcherz
Und teigt der Scheerr Spur,
Hat nicht das große, volle Herz
Der Mutterlieb — Natur.

So ging ich weitee das Thal entlang, an den Steinbrüchen vorbei, in welchen wir je zuweilen Kartoffeln brieten. Wir hielten es für ein fortum legitimum, denn der Oekonom mußte uns doch ſpeiſen, mithin betrachteten wir es als in der Ordnung, wenn wir ihm auf Abſchlag einige Kartoffeln aus dem Acker klemmten, ſie kamen ja unmittelbar an den rechten Herrn.

Der Wald that ſich auf, da lag ſie vor mir die güldene Aue, rechts der Kuffhäuſer, links der Wendelſtein, vae mir hinter dem rothen Hügel lauſchte das blaue Schieferdach der villa Rhodocia hervor, dahinter hob ſich waldbekränzt die hohe Zinne, die Phantaſie ſchlängelte ſich links im Unſtrutthale hinab nach Memleben, Bitzenburg, Burgſcheidungen, rechts nach der Sachſenburg, ſie erleuchtete gegenüber die Schluchten und ſchaute die Mondeaburg, die Ruinen von Rabenswalde. Da vergaß ich hinter mir mein flaches Norddeutſchland, da ward ich wieder der Alte, der junge Schüler, da war mir auf einige Tage meine Jugend wieder gegeben, mein Geſicht nahm wieder die alten Züge an, ich fühlte es, wie dieſe Erneuerung alle meine Glieder durchfuhe, der Gang wurde ſchneller. Vor mir gingen drei Herren in Spazieruniform. Das ſind Schulfreunde, dachte ich und ſuchte ſie einzuholen; doch alle Anſtrengung ſcheiterte an ihrem raſchen Schritte. Es ſind Raſtleber, es kann nicht fehlen, ſo ſchreiten ſie. Mir wurde warm. Sie können höchſtens deine Untergeſellen geweſen ſein, dachte ich, wie könnten ſie ſanft ſo barbariſch laufen. Es kam auch ihnen ſo vor, denn ſie nahmen die Hüte ab, um ſich zu erfriſchen, mein gutes Auge ſah auf den Häuptern zweier von ihnen einen hellen Glanz wie Mondſchein. So geht es denn Allen ſo, ſprach ich zu mir ſelbſt, die Aelteſten werden heute wieder jung, o, welch ein Feſt! Wie am jüngſten Tagr auf einem ſtillen Kirchhofe, wenn die ſeit Jahrhunderten Ruhenden plötzlich neben den jüngſten Geſchlechtern erwachen, die Urväter ihre Urenkel wiederſehen, aber es iſt kein Unterſchied des Alters bemerkbar; ſo dachte ich mir, muß es heute in Rosleben auf dem von alten Linden beſchatteten Spielplatze ausſehen, wenn die kleinen Tertianer ſich mit den ci-devant Alumnen miſchen, alle von demſelben Gefühle der Freude durchdrungen, nur bei Einigen mehr nach der Vergangenheit, bei Andern mehr nach der Zukunft drängend. Was für ein herrliches Janusbild erwartete mich, ein ſo freundliches Doppelgeſicht des Werdens, des Scheidens, des Erinnerns, des Hoffens, und Alle von demſelben Gefühle durchdrungen!

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

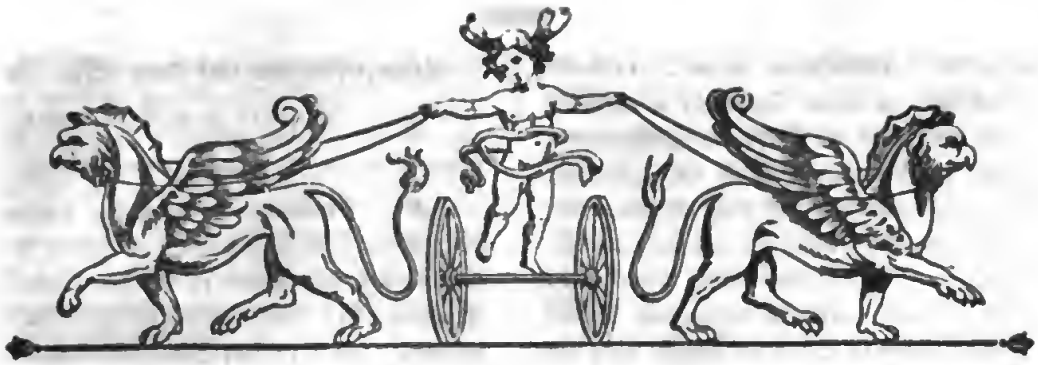
[Die Vaſe von Waterloo.]

Unlängſt wurde die berühmte koloſſale Vaſe von Waterloo in der National-Galerie zu London aufgeſtellt. Der Block, aus dem ſie gemeißelt iſt, war in Toskana von Napoleon zu einem Denkmale ſeiner Siege beſtimmt, und jetzt dient er duech eine Laune des Glücks zur Verewigung ſeines Sturzes. Nach dem Untergange des Kaiſerreiches ſandte der neue Großherzog dieſen Block als Geſchenk an den König Georg IV. Die Höhe der Vaſe iſt ungefähr 16 Fuß, und ihr Durchmeſſer am obern Theile 9 bis 10 Fuß. Ihr Gewicht beträgt gegen 20 Tonnen. Weſtmacott, der Bildhauer, der ſie gemeißelt, hat auf der einen Seite Georg IV. abgebildet, wie er auf dem Throne ſitzt und Fama ihm eine Palme reicht. Auf der andern Seite ſieht man Napoleon, vom Pferde ſtürzend, mitten in dem Gewühle der letzten Schlacht, die ſeiner Regierung ein Ende machte. Ein franzöſiſches Blatt findet dieſes Sinnbild ſehr geſchmacklos. 6.

[Der Teufel auf dem Schlappſeil.]

Auf dem Tivoli-Theater in Hamburg gibt ein Herr Roberto Diavolo nebſt Familie „große Exercitien auf dem Schlappſeile." Ich finde das ſehr übereinſtimmend mit dem Gang der Zeit, da der Teufel und ſeine Großmuttee aus Unluſt, die Leine ſtraff anzuziehen, heut zu Tage noch immer eine Zeit lang auf dem Schlappſeile ihr Weſen treiben.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 140. — den 19. Julius 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

7.

A

Düsseldorf, am ersten Pfingsttage.

Ein großes Tonwerk ist mit der ganzen Gewalt der ersten Eindrücke über mich gekommen; ich bin erquickt und gestärkt und feiere so meine Pfingsten. Es ist Mendelssohn's Paulus, vielleicht an Erfindung groß, jedenfalls aber größer durch gedankenvolle Ausführung. Schon wenige Stunden nach der Aufführung, die heute Abend erfolgte, bin ich Herr — nicht des Kunstwerkes, aber meiner Totalempfindung, und setze meinen innern Menschen mit dem Genius, der die Geburt hervorrief, in Einklang. Das ist nicht Kritik, nur Nachempfindung, nicht die Kraft des Verständnisses, sondern weibliches Anschmiegen des Geistes, kindliche Empfängnißlust und ein Durst der Seele, Schätze zu erobern in aller Welt. Das Tonwerk hat das Gehäuse meines innern Menschen durchtönt, meine Seele ausgedehnt zu einer weiten Halle, und das Stück spielte in mir selber. Das waren nicht mehr jene fünfhundert Sänger und Instrumentalisten, die terrassenförmig hinter und über einander saßen in gedrängten Reihen; es war meine Seele, in deren Räumen das Alles ertönte, die wilde Wuth der Verfolgungslust, die zerknirschte Demuth, zu der der Herr aus den Wolken spricht und der ganze Jubel des aufgerichteten, gottdurchglühten Paulus. So läßt sich ein echtes Tonwerk an der Resonanz der eigenen Seele belauschen. Nicht die Noten brauchst du zu zählen, die Fermaten zu messen, auf die Intervalle zu merken, aber dein innerer Mensch muß zur Resonanz gebildet und gewöhnt sein. Was du dann nachher in der Partitur aufspürst, dient zum Verständniß des Einzelnen, und gibt die Blicke in die verschiedentlich bedingte Nothwendigkeit des Satzes, aber zur Totalempfindung muß es beisteuern, wenn du es als organisches Ganzes, nicht als Mixtum von vielen Einzelnheiten, hinzunehmen im Stande bist. Mich dünkt, hierin liegt der Grund, warum Musiker von Beruf über ein Tonwerk als Ganzes und als Offenbarung des Geistes für den Geist, so selten Rede und Antwort stehen. Sie sind über das Detail der technischen Durchführung so spinnenfein klug, daß sie bei all den Finten und Practiken die Fähigkeit verlieren, ein Werk als eine verschiedentlich gegliederte Einheit auf sich wirken zu lassen oder ein bewußtes Zeugniß abzulegen von einem Totaleindruck. Ueber der Betrachtung des Versbaues vergißt man den Sinn des Gedichts, über der Physiognomie eines Instrumentalsatzes den Hauch der inwohnenden, obwohl im Körper offenbar gewordenen Seele, über der Technik der Musik ihre Poesie. Dazu kommt die stumpfsinnige Abpferchung in Schulen, so daß jede die Schwächen, aber nicht die positiven Eigenthümlichkeiten der andern begeift. Es geht nichts über den grillenhaften Eigensinn fungirender Musiker, nichts über die sterile Anmaßung, es sei falsch, ein Werk der Kunst sich als ein Werk für den Menschengeist zu deuten. Wer in Mo-

Digitized by Google

zart's individualisirendem Charakterstyl in der Oper erwachsen ist, glaubt das Recht zu haben, Spontini's Völkermusik zu verwerfen, die eben nicht die Poesie des Individuums, sondern die Poesie der Nationen im Auf- und Untergang der Welt austönt, und allerdings mit ihren himmelweiten Schwingen den Schmerz und die Lust der vereinzelten Seele überflügelt und begräbt. Es gibt zwar überall Liebhabereien auch für Literatur und Lectüre, aber sie werden nicht mit der grillenhaften Arroganz, wie in Bezug auf Musik, nicht von denen getrieben, die das Wort führen. Wer Pope liest und Laurence Sterne verdammt als den Gegensatz des Humors zum steifen Ernst, wer Klopstock anstiert und Jean Paul verdammt, den nennt man ehrlicherweise einen sterilen Pedanten, wer aber auf den Ernst der deutschen Musik pocht, dünkt sich einen Eingeweihten, wenn er für Rossini's Humor stumpf ist. In musikalischer Beziehung ist das Philisterthum und die Borniertheit noch gar nicht oft genug mit ihrem eigentlichen Namen genannt. Denn Borniertheit ist es doch wohl, den Humor denselben Gesetzen zu unterwerfen, die sich der Ernst zu stellen hat. Aber hier meint jeder ein Recht zu haben, seine Unfähigkeit für Tiefsinn zu halten. Wer die dramatische Entfaltung der deutschen Opernmusik liebt, nennt die lyrischen Sonett- und Canzonen-Ergüsse der italienischen Oper charakterlos, obschon diese gar keine dramatische Gestaltung nach deutscher Art anstrebt, und nur die lyrischen Gewalten der Musik festhält, wie Calderon seinen Helden statt Shakspearisch-dramatischer Monologe lyrische Blumengewinde mit allem Zauber der südlichen Rede in den Mund legt, und aus der Tiefe der aufgelösten Seele auch bei diesem südlichen Dichter nur lyrischer Blüthenduft aufsteigt. Man hütet sich, die Arabeskenformation der Calderon'schen Poesie zu verwerfen, aber man will nichts davon wissen, daß die italienische Oper noch weit mehr als ein südliches Drama die Berechtigung hat, ein lyrisches Oratorium zu sein. Wer Gluck's und Mozart's festgefoemte, in sich fertige Gesänge preist, verschmäht die italienische Arie, die der Stimme die Function zugesteht, auch ihrer Seits als productive Künstlerin zu erscheinen und mehr zu sein als nur Instrument. Wer Palästeina's Motette und Marcello's Psalmen schätzt, hält allen Fortschritt im Kirchenstyl für eitle Ausartung, und verwirft die spätern Messen, welche sich alles Aufschwunges weltlicher Musik und aller Fülle der dramatischen Instrumentation bemächtigten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungen auf dem St. Bernhard.

Novelle von C. Terpen.

(Fortsetzung.)

„Ei," sprach der alte Marchese, der unvermerkt mit lauschendem Ohre hingehorcht, zu seinen Söhnen, „ei, hätte ich doch nicht geglaubt, daß der sanfte Conte Pietro im Stande sei, Eurer Schwester eine so heftige Liebe einzuflößen. Aber da seht Ihr, lieben Kinder, wie leicht es ist, die Neigungen der Frauen dahin zu lenken, wohin wir sie haben wollen, wenn wir nur die Ueberlegenheit, die uns die Natur über sie verlieh, auf richtige Weise benutzen. Ja, in der That, das Weib gleicht an Weichheit und Schmiegsamkeit der schwanken Rebe, mit einiger Klugheit zieht man es ganz nach seinem Gefallen. Der erste jugendliche Mann, den ich Lucretien erblicken ließ, war ihr künftiger Gemahl — und seht Ihr wohl, wie gut mir meine List gelungen?"

Die Nacht breitete ihren schwarzen, mit funkelnden Sternen gestickten Schleier am Himmelsgewölbe aus; tiefe Schatten umhüllten Land und Meer: — Lucretia, wohin trägt dich dein schwebender Fuß — zur späten Stunde entfliehst du dem schützenden Dache? — Siehst du nicht, wie die Blumen unter deinen Tritten weinen? — Fühlst Du nicht die Seufzer der trauernden Nacht? — Höre die warnenden Stimmen der Sylphen, sie flüstern im Hain! höre die klagenden Töne der unglücklichen Philomele! — Schmerz wird deine Brust zerreißen, wie die ihre — kehre um, Lucretia — hörst du nicht? — — Aber Lucretia hörte nichts — nichts, als die Stimme der Liebe. — Eilende Schritte rauschten im Orangen- und Lorbeerhain: Pietro, du Mann des Gesetzes, wohin verirrt sich dein Fuß? Wie, du trachtest die Braut eines Andern an dein sündiges Herz zu pressen? So willst du freveln gegen göttliche und menschliche Gesetze? — Aber Pietro kannte die Gesetze nicht mehr, ihn beherrschten die Gesetze der Liebe.

Einst sprach der alte Marchese zu seinen Söhnen: „Seltsam wie das Liebesleid unsere arme Lucretia verzehrt; die Rosen ihrer Wangen verbleichen; nur zum Schein lächeln ihre Korallenlippen und verstohlene Seufzer entschlüpfen ihrer Brust. Hätte ich doch nicht geglaubt, der ruhige Conte Pietro werde ihr Herz also in Flammen setzen — jedoch es will sich nicht schicken, daß wir, von Seiten der Braut, die Hochzeit beeilen. Sie muß ausharren bis zur bestimmten Frist; deshalb mag sie einstweilen in die Obhut der frommen Schwestern zurückkehren, dort kann sie die

Zeit ſich vertreiben durch Beten und erbauliche Hiſtorien, und das Lamm Gottes auf die Altardecke nähen."

Es war um die dunkle Mitternachtsſtunde, als zu Florenz am Hauſe der Unſchuldigen heftig die Klingel gezogen ward. Ein Mönch war im Begriffe, herauszutreten, da aber hielt er die knarrende Thür an und ſtand, tief erſchüttert von menſchlichem Mitgefühl: eine junge Mutter kniete unter den Arkaden auf kaltem Marmor; vor ihr in einem Korbe lag das ſchlummernde Kind, das ſie nun auf ewig von ihrem Herzen reißen ſollte. Sie drückte ihre bebenden Lippen auf ſeine kleinen Hände, und Fluthen der bitterſten Thränen überſtrömten ſein Antlitz: „Signora," ſchalt die alte Amme, die ſie begleitete, „wollt Ihr mich und Euch ins Verderben ſtürzen? — Kommt, kommt, wir ſind verloren, wenn Ihr zögert?" — Da erwachte das Kind, ſein Geſchrei ſchallte ſo laut durch die ſtumme Nacht, wie die Seufzer der unglücklichen Mutter. Der Mönch fürchtete Gefahr und trat aus ſeinem Verſtecke heraus; bei ſeinem Anblicke entfloh die Arme!

Die ſchöne Marcheſa trug den Brautkranz in den dunklen Locken — wie ſehr ſich ihr Weſen verändert hatte! — ſie glich der Lilie an ätheriſcher Schönheit, und der Paſſionsblume an Ernſt und geheimnißvoller Tiefe. Der Augenblick kam, wo ſie ihre Hand in die des Gatten legen mußte. Der Notar hatte jetzt keinen Grund, dieſen Bund zu beſchleunigen, er ertrug den Anblick nicht, er entfloh, um Troſt in der Einſamkeit zu ſuchen.

Lucretia folgte ihrem Gemahle nach Florenz, und ward bald ein Muſter von Tugend und Frömmigkeit. Sie ſang hinfort nur Lieder zur Ehre Gottes und der Heiligen, beſuchte Kirchen und fromme Stiftungen. Konnte ſie bei ſolchen menſchenfreundlichen und gottgefälligen Wanderungen das Aſyl der Unſchuldigen verabſäumen, die ſchon als Waiſen geboren waren? — Bei ihrem Erſcheinen ſtürmte ihr die kleine Schaar entgegen, der ſie mütterliche Sorgfalt widmete, voran ein Knabe, ſchön wie der Morgenſtern, mit wallenden Locken und hellblickenden Augen; dieſer klammerte ſich an ihr Gewand, und ließ ſich von dieſem Platze nicht verdrängen, ſo lange ſie da war. Wenn aber Lucretia fragte: „Lernſt Du fleißig Deine Gebete?" dann kniete er nieder, faltete die Hände und ſprach mit ſo vielem Ausdrucke wie nur Einfalt und Frömmigkeit es vermag. Wie hätte nicht die Liebe zum Himmliſchen ſchon früh in ſeiner Seele wurzeln ſollen, da die Liebe irdiſche Eltern ſein Herz hienieden nicht feſſelte? — Lucretia vergoß Thränen und preßte ſein Haupt an ihre Bruſt, mit einer Miſchung von Luſt und Schmerz, denn Liebe und Reue kämpften in ihrer Seele. Dann aber rief ſie die Pflicht zurück nach dem kränklichen Gemahl und zwei unmündigen Söhnlein, die ſie ihm nach einander geboren; und ſie überließ den ſchönen Knaben der Obhut deſſen, der da ſprach: Laſſet die Kindlein zu mir kommen.

Und wer vermag ihr Beginnen zu tadeln? Wohl mußte ſie Recht daran thun, denn wie gütig und hold hat ſich der Verſöhnende, Erbarmungsreiche wohl dem ſchönen Knaben erwieſen, da dieſer ihn alſo verherrlicht hat. — Staune es an, dieſes Werk, das aus der Liebe und Wärme des Gemüths unſern Augen ſichtbar geworden — er war es, der es ſchuf! — Ja, die hohe wunderſame Erſcheinung, die ſich aus den Schleiern des Geheimniſſes entwickelte, es iſt: Leonardo da Vinci!

Ich hatte dem Prior ſtaunend zugehört. Nach einer Weile ſprach ich: „Ehrwürdiger Vater, die Kirche iſt reich an verſöhnender Liebe, die das ſtrafbare Vergehen eines ſchönen Weibes ſo milde beurtheilt."

„Mein Sohn," entgegnete er, „Gott iſt reich an Gnade gegen reuevolle Veritete, die zwar gegen ſein offenbartes Gebot, nicht aber gegen die Geſetze der Natur gefrevelt, nur mit dem Verbrechee, der Beides verletzte, geht er ſtreng ins Gericht."

Noch wollte ich etwas dagegen reden, allein ich erinnerte mich, daß ich in Italien ſei; dem Lande, wo Liebe die Kunſt erzeugt, und wo man nur ein unſühnbares Verbrechen kennt: das der prüfenden Vernunft. — —

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Kloſter Roſleben.

[Jubiläum des Prof. Rector Wilhelmi, am 17. Mai 1836.]

(Fortſetzung.)

Raſche Schritte führen zum Ziele, bald hatte auch ich das Zimmerchen erreicht, in welchem ich mit Freund K. herbergen ſollte. Nebenan wohnte der Alles Bewegende, Stöße von Druckſchriften bezeichneten ſeine Wohnung als den Mittelpunct der Geſchäftsthätigkeit für dieſe Tage. Ich fand die Wohnung leer, Jedermann war in das Kloſter geeilt, wo eine eigene Feier den Vorabend des Feſtes weihen ſollte. Auf dem Wege dahin traf ich Fr. K. mit P. Nach vierzehnjähriger Trennung, wie waren ſich die Geſichter gleich geblieben, und als mir K. die auf den verehrten Jubilar geſchlagene Denkmünze mit deſſen Bruſtbilde zeigte, rief ich: Wie ein König von Frankreich nicht ſtirbt, ſo wird ein Roſleber nicht alt! Welch ein Jubel, welches Wiederſehen, Erkennen, Umarmen, Begrüßen! Sie ſahen alle noch aus, als ob ſie Schüler wären, als ob in der Zwiſchenzeit der Trennung nichts vorgefallen wäre, und es wollte es der Eine dem Andern kaum glauben, wenn auf Befragen die Antwort lautete: Ich habe drei, vier, fünf ꝛc. Kinder. Aus aller Herren Ländern waren ſie gekommen, die neben einander auf der Schul-

bank gesessen hatten, aus Dresden, Leipzig, Altenburg, Naumburg, Weimar, Erfurt, Suhl, Magdeburg, Berlin, wer nennt alle Namen, sie waren hier zahlreich da, um einem Manne diesen Tag durch ihre Theilnahme feierlich zu machen, den sie früher Alle gefürchtet und geliebt hatten, und zu dem sie nun Dankbarkeit, Liebe und die wärmste Theilnahme zurückführten. Mit großen Schwierigkeiten hatten sich Viele aus ihren Verhältnissen losgerissen, aber auf ihrem Gesichte stand zu lesen, daß sie dieses schöne Fest der Rhodoscia nicht hätten versäumen können.

Doch die zahlreichen Fragen verstummten, plötzlich erscholl der Ruf, Er kommt! Die gewöhnliche Abendandacht wollte der Jubilar heute mit seinen gegenwärtigen und ehemaligen Schülern unter freiem Himmel halten, sein erster Famulus, der Hofrath S. in S. war auch herzugeeilt, und der 63jährige Greis leistete dem 75jährigen Jubilar noch die früheren Dienste. In der Mitte eines großen Kreises stehend kündigte der Jubilar das Lied an, und von tiefer Rührung ergriffen sangen Greise, Männer und Knaben den herrlichen Gellert'schen Gesang: „Herr, der du mir das Leben bis diesen Tag gegeben, dich bet' ich kindlich an. Ich bin viel zu geringe der Treu', die ich besinge und die du heut an mir gethan." Mit Ruhe und Ergebung sprach der Lehrer so vieler gegenwärtigen Männer ein herrliches Abendgebet und schloß mit den unvergleichlichen Worten des 90. Ps.: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für ꝛc." Wer möchte die Gefühle des rüstigen Jubelgreises auch nur von fern ahnen, als er die Worte sprach: „Tausend Jahre sind vor dir, wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Unser Leben währet siebenzig Jahr und wenn es hoch kommt, so steigt es auf achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon." Ist nicht jedes Wort wie für ihn geschrieben. Ein rüstiger Greis spricht sie nach, den eben jetzt mehr als zehn Schülergenerationen umstehen, an denen er die Flüchtigkeit des Lebens in allen ihren verschiedenen Wirkungen erwägen mochte; ein Schulmann spricht: „Es ist Mühe und Arbeit gewesen." O sagt ihr Schulmänner, alle ihr, die ihr jemals Schüler gewesen seid, wie ist euch dabei zu Muthe! Und dabei ist es köstlich gewesen, zu diesem Aufschwung verhelfen ihm die Schlußworte des Psalms: „Der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern. Wer möchte es ihm verargen, wenn er bei diesen Worten mit Demuth und Selbstgefühle sich in dem Kreise umschaute, den eine leise Dämmerung soweit umschleierte, daß er nicht vermochte, die Züge einzelner Gesichter zu unterscheiden. Ein solches Moment ist am schönsten in Abenddämmerung geborgen, die tiefe Stille ist Zeuge des Eindrucks, dem sich Jeder ohne Affectation, ohne Zwang dahin gibt. Erhöht wurde er noch durch die gewitterartige Ruhe der Natur, in welche das Brausen des nahen Wasserfalles, wie ferner Orgelklang, hineintönte. Einige große Tropfen, welche, ohne uns zu treffen, in den Blättern der sich über uns ausbreitenden Linden rauschten, gaben dem Ganzen noch den Eindruck des geheimen Waltens göttlicher Gnade, als wolle der Segen von oben sich hierin ankündigen; — und gewiß nicht Einer, der nicht reiche Segenswünsche dem Scheidenden nachgewünscht hätte, als er von seinem Freunde (das waren ihm seine Famuli jederzeit) in seine Wohnung zurückbegleitet wurde.

Der Rest des Abends wurde in den Zelten zugebracht, welche ein Wirth aus Naumburg hier aufgeschlagen hatte, wo um ein Glas Wein sich die alten Freunde und Zeitgenossen vereinigten. Der Ton für das ganze Fest war sogleich darin ausgesprochen, daß die alten Schülernamen, Spitznamen genannt, wieder zum Vorschein kamen, deren Harmlosigkeit uns alle in ein frohes Behagen versetzte.

Am Morgen des 17. Mai sollte ein vierstimmiger Gesang den alten Freund und Lehrer wecken, von sieben Uhr an wollten ihn die sämmtlichen Lehrer, den Administrator der Schule, den Hrn. geheim. Rath v. Wiszleben an der Spitze, mit ihrem Glückwunsche begrüßen, von acht Uhr bis zehn sollte es allen ehemaligen Schülern verstattet sein, ihm die Hand zu drücken, denn was bedurfte es der Worte und Phrasen, ihre bloße Anwesenheit war der deutlichste Ausdruck der Gesinnung, mit welcher sie diesen Tag feierten.

Heiterkeit und Rührung lagen auf dem Gesichte des Jubilars als sich sein Zimmer immer mehr füllte, und es waren ja alles bekannte Gestalten, denn zu verwundern war es, daß er sie sämmtlich wieder erkannte, sogar bei Namen zu nennen wußte. Dem Einen rief er entgegen: „Ach thun Sie die Gläser weg, daß ich Ihr Auge sehe," und kaum war's geschehen: „Sie sind R." sprach er! So war's wie ein großes Familienfest, sie waren ihm alle bekannt. Wer nennt die Pocale, Vasen, Scheiften ꝛc., die als Zeichen der Verehrung sich auf dem Tische häuften, wir überlassen ihre Aufzählung der von Allen Anwesenden ersehnten und bald erscheinenden Festbeschreibung, die als ein besonderes Büchelchen den alten Roslebern eine liebe Erscheinung sein wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Literarische Neuigkeiten.]

C. P. Bergee's bekanntes Lustspiel: „Die Bastille", oder: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", wird von dem englischen Schauspieler R. Anbray ins Englische übersetzt. 15.

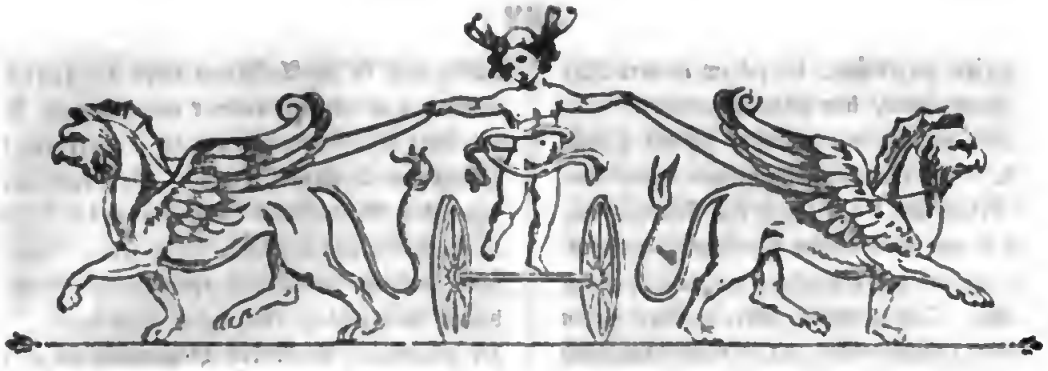
Einen neuen Beweis, mit welcher Flüchtigkeit O. L. B. Wolf's Pfennig-Encyklopädie gearbeitet ist, liefert der Artikel „Müllner" dieses Werkes. Herr Nr. 21. läßt Müllner darin erst 1832 sterben, da er doch schon 1829 gestorben war. 15.

[Etymologische Frage.]

Einen sehr bezeichnenden Ausdruck haben die Siamesen für regieren — das Wort „Savenirat", was „das Volk ressen" bedeutet. Man sagt nicht: der oder jener Mandarin ist der Statthalter von dieser oder jener Stadt, sondern „er ißt diese oder jene Stadt", und oft liegt hierin mehr Wahrheit, als sie sich dabei denken. — Etymologen mögen über die fragliche Namenverwandtschaft oder Nichtverwandtschaft der Wörter: Savenirat und Souverain grübeln! — 15.

Ein Einwohner Liverpools, der sich einen Hypnologisten nennt, hat vor kurzem in den englischen Zeitungen bekannt gemacht, daß man sich bei ihm „über sein System, jedem einen gesunden und ruhigen Schlaf, ohne Opiata oder Arzneien irgend einer Art, zu verschaffen", Raths erholen könne. — Ein deutscher Lesee meinte, sein Vaterland brauche solchen Hypnologisten nicht, Raupach's Dramen, Menzel's deutsche Literatur und so manche nunquam retrorsum-Zeitung reichten zu solchem Zwecke mehr als nöthig, hin. 15.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 141. — den 21. Julius 1836.

Redacteur: Dr. K. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung).

Mendelssohn-Bartholdy erscheint mir in seinem „Paulus" so recht als der glückliche und seiner Aufgabe bewußte Erbe der großen Schätze unserer musikalischen Vergangenheit. Das Werk athmet in den Gesangspartien die grandiose Einfachheit des frühern deutschen Kirchenstyls, seine Instrumentation hat Besitz genommen von dem ganzen Reichthume der freiesten Entfaltung, die sich von Beethoven datirt. So versteht das echte Talent immer die Forderungen seiner Zeit, und fühlt sich, ohne einseitige Absperrung, im großen Zusammenhang der Geister, mag es sie seine Väter oder seine Brüder nennen. Mendelssohn's „Paulus" ist ein tiefgedachtes, feinsinnig durchgeführtes Kunstwerk. Ich suche mir jetzt den Totaleindruck nach den geistigen Substanzen, welche der Ton zur Sprache bringt, zu zergliedern.

Die Ouverture gibt eine Variation über den Choral: „Wachet auf ruft uns die Stimme." Das ist das Präludium zum „Paulus," denn das ganze Tonwerk hat dies „Wache auf!" zum Thema. Chöre und Recitative geben dann in lyrischer Exclamation und epischer Schilderung ein musikalisches Bild vom Zustande der Dinge nach Christi Tode. Die Apostel predigen von der Auferstehung des Herrn, Stephanus thut Wunder, die Schriftgelehrten werfen falsche Zeugen gegen ihn auf, und das aufgeregte Volk ruft: Steiniget! Stephanus sinkt sterbend nieder — sein brechendes Auge sieht den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes. Ein sehr weise benutztes Luther'sches Choral spricht in der körnigen Diction des ältern Kirchenstyls von der Kraft des gottergebenen Glaubens, ein Chor besingt mit Flötenstimmen die Wonne des im Herrn Entschlafenen, eine wunderschön gesetzte Sopranarie*) erst ein Wehe über Jerusalem. Mit diesem Weherufe, mit welchem der Geist des Judenthums sich selbst ein tragisches Lebewohl sagt, und mit jenem Chor**), der die Süßigkeiten des unsterblichen Lebens und somit den Sieg des Christenthums besingt, ist die Geschichte des Stephanus, das Vorspiel des ganzen Werkes, beschlossen. Zu-

*) „Jerusalem, Jerusalem! die du tödtest die Propheten und steinigst die zu dir gesandt!" u. s. w., von Mad. Fischer-Achten sehr gewandt und correct gesungen, obwohl die spitze Dünnigkeit ihrer hohen Töne dem klagenden Charakter der Arie einigen Abbruch that. Den Paulus sang Herr Fischer, oft ergreifend schön, sobald er nicht fehlte, was freilich nicht ganz selten geschah.

**) „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben! Denn ob der Leib gleich stirbe, doch wird die Seele leben." Die Chöre (106 Soprane, 60 Alt, 90 Tenore, 108 Bässe) waren mit einer meisterhaften Sicherheit eingeübt. In den Ernst des Studiums mischte sich die frischeste Lebendigkeit und die heiterste Liebe zum Kunstgenusse, wie sie vielleicht nur unter den Rheinländern in solchem Maße zu finden ist. Die vielen mühsamen Proben waren ein Festgenuß für den Dirigenten, denn der Eifer der begeisterten Dilettanten überstieg alles gewöhnliche Maß. — Frl. Grabau aus Leipzig war im Oratorium schlecht bedacht. Sie erhielt erst am dritten Tage Gelegenheit, ihre seelenvolle zarte Stimme zu entfalten.

gleich liegen die großen Gegensätze, die sich im weitern Verlaufe musikalisch herausstellen, hier schon angedeutet.

Wir stehen nun im Atrium der Halle, die der Künstler uns erschließt. In schärfern Athemzügen dringt nun die Wildheit des Lebens auf die Religion des Friedens ein. Saulus ruft zum Herrn Zebaoth und fleht um seinen Zorn. Mit dieser Arie beginnt der eigentliche musikalische Stoff des Werkes. Was Saulus lyrisch selber spricht, malen Recitative mit Chören episch weiter aus. Racheschnaubend zieht der Heros des Judenthums, das Schwert in der Hand den dunklen scharfen Baß in der Brust, von Ort zu Ort, um die Christen zu vertilgen. Aber siehe! als er auf dem Wege war und nahe zu Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: „Saul, Saul! was verfolgst du mich?" Er aber sprach: „Herr, wer bist Du?" Der Herr sprach zu ihm: „Ich bin Jesus von Nazareth, den Du verfolgst!" Und er sprach mit Zittern und Zagen: „Herr, was willst Du, daß ich thun soll?" Da tönt der Chor aus den Wolken: „Mache Dich auf, werde Licht! denn Dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über Dir. Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker! Aber über Dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über Dir." Ein Choral, der nun folgt, verklärt diese an Saul gerichtete Mahnung zu einer Gültigkeit für alle Welt. „Wachet auf! ruft uns die Stimme der Wächter, sehr hoch auf der Zinne. Wach' auf, Jerusalem, der Bräutigam kommt, stehet auf, die Lampen nehmt — Halleluja! — macht Euch bereit zur Ewigkeit, Ihr müsset ihm entgegengeh'n!"

Hier ist die Instrumentation auf dem Höhepuncte künstlerischer Vollendung. Und der musikalische Genius, der sich dieser Mittel zum Ausdruck der Situation bedient, ist hier ganz im Vollgefühl einer trunkenen Verklärung, wie sie die Religion der prophetischen Liebe, die da ruft: „werde Licht!", wie sie die Religion des freien Christenthums einflößt. Diese Stelle im Chore: „werde Licht!" ist in blos instrumentaler Beziehung nicht so bedeutsam wie Haydn's „und es ward Licht!" in der Schöpfung, wo das dunkle Gewühl der wogenden Instrumentalmächte plötzlich auseinanderbricht und in einer langgezogenen, breiten Helligkeit das Phänomen der aufsteigenden Sonne bezeichnet. Es war dort mehr Spielraum für Naturmalerei. Aber in musikalischer Hinsicht, insofern Musik mehr ist als Instrumentalwirkung, ist die Passage in Mendelssohn's Chor bedeutender, weil sie das Aufsteigen einer geistigen Sonne bezeichnet, und inniger, wärmer und zarter die Metamorphose der Welt des Gemüthes und die Tagwerdung des geistigen Lebens zum Ausspruch bringt. Man kann recht eigentlich sagen, daß Mendelssohn-Bartholdy mächtig ist im Zarten, kräftig in der Milde. In seinen Mährchen-Ouvertüren entfaltet eine kindlich träumerische Psyche zu wunderbarem Flügelschlage ihre leisen Schwingen. Und hier in der angeregten Stelle des Oratoriums fliegt das Wunder der Lichtwerdung des Geistes wie eine Botschaft der Liebe durch die weite Welt.

Ein Recitativ schildert die Metamorphose des Saulus zum Paulus. Die darauf folgende Arie des in einen Diener Christi Umgewandelten ist mit ihren drei Sätzen psychologisch wie musikalisch ein Meisterstück. Der erste Theil: „Gott sei mir gnädig nach Deiner Güte und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit. Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir. Ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst Du, Gott, nicht verachten," — gibt die Demuth des im Staube knieenden Beters. Der zweite Theil: „Denn ich will die Uebertreter Deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu Dir bekehren! Herr! Thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige," — läßt die Seele des Paulus auftauchen und malt musikalisch den Stolz des gebenedeiten Geistes, der sich darauf etwas zu gute thut, dem Herrn auf Erden Triumphe zu bereiten. Der dritte Satz: „Und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit! Herr! verwirf mich nicht!" — verläuft sich wieder in die Stimmung des ersten; aller Stolz der Begeisterung ergibt sich wieder in die zagende Demuth. Die Tapferkeit seines Gemüthes spricht Paulus in der folgenden Arie aus, die den Dank enthält für die Erlösung seiner zornentflammten, verhüllten Seele. Ein Chor verheißt mit milden Tönen vom Angesicht der Welt alle Thränen fortzuwischen, und so fällt es denn wie Schuppen von Paulus' Augen, er wird sehend, er läßt sich taufen, er geht in alle Welt, um die Wunder des Lebens zu predigen. Der Schluß-Chor des ersten Theils, welcher die unerforschlichen Wege Gottes preist, ist an Neuheit der Erfindung, Kraft und Weihe der tiefsten Empfängniß ein Glanzpunct der ganzen Composition.

Nicht minder Chor und Fuge, womit der zweite Theil beginnt. Hier ist eine Kühnheit des Aufschwunges, die an Keckheit erfinderischer Wagnisse gränzt. Sonst ist der zweite Theil an Wechsel und Fülle des erregten Lebens nicht

so reich als der erste; ob man die Aufforderung einer Steigerung an ein Oratorium zu machen habe, bleibe hier außer dem Bereiche der Betrachtung. Die Martergeschichte des Stephanus und die Bekehrung des schwertlustigen Juden, den die Stimme des Herrn aus den Wolken ruft, das waren im ersten Theil an Stoff und Idee außerordentlich reiche musikalische Momente, die in ihren Wirkungen an dramatische Effecte streifen, ohne sie zu erzielen und die Bedingnisse eines lyrischen Oratoriums aufzuheben. Der zweite Theil hat schon seinem Stoffe nach weniger erregende Hauptpuncte. Dafür gibt es eine musikalische Ausmalerei mehr episch gehaltener Situationen. Er malt die Aussendung der Boten des Friedens über den Erdkreis, die Ausgießung des Geistes über die dunkle Welt. Was dem Stoffe hier an factischen Momenten abgeht, wird durch künstlerische Hervorhebung von musikalischen und ideellen Contrasten ersetzt, so daß erst hier die gedankenvoll construirte Dialectik des Tonwerks recht zur Erscheinung kommt. Von wunderbarem Eindrucke ist die simple Kraft der beiden Choräle, in welchen Pauli Gemeinde des Herrn Beistand erfleht; es ist die Luther'sche Zuversicht des Christenthums, die sich wie eine feste Burg mitten in das Gewirr des zwiespältigen Lebens hinstellt. Paulus und Barnabas wenden sich ab von den starrköpfigen Juden und wandern zu den Heiden. Hier findet der Saame empfänglichen Boden, die Apostel thun Wunder, die Heiden jubeln über den Tag der Erlösung. Aber ihr Jubel ist sinnlich und eitler Art. Sie nennen Barnabas ihren Jupiter, Paulus ihren Mercur, sie treiben Rinder zu den Altären und flechten Kränze für das Haupt ihrer dem Himmel entstiegenen Götter. Hier ertönt der Chor: „Seid uns gnädig, seht herab auf unsere Opfer!"

Wie im ersten Theile das Judenthum seine Charakteristik findet, seine Feier erlebt und in tiefer Wehklage über sich selbst (in der Arie: „Jerusalem, Jerusalem") seine Auflösung wittert, so kommt nun im zweiten Theile, als zweiter Gegensatz zur Religion der Verklärung, das Heidenthum zur Erscheinung. Jener Chor der Heiden schwimmt im Strome sinnlichen Behagens, ihr Opfergebet ist ein Rausch der erregten Nerven, die Töne sind wie mit Weihrauch und Myrrhen süß durchduftet. Wir fühlen in diesem Meisterstücke charakteristischer Tonsetzung den Rhythmus der hellenischen Orchestik, wir sehen auf den Wogen dieser Melodien den Reigentanz der Hetären und Grazien, das ganze Gebet athmet sinnlichen Duft. Paulus' kräftige Zornesstimme macht diesem Gottesdienste ein Ende; sein Gott wohnt nicht in Tempeln, sein Gott ist Geist. Da fahren die Heiden wild durch einander und im Bunde mit den Juden wird der gottgewähnte Paulus das Ziel ihrer Verfolgung. Mitten in dem Aufruhr der Gemüther tönt die schöne Tenor-Cavatine*) wie eine Stimme aus Aetherhöhe: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben." Ein Choral der Gemeinde umschirmt den Apostel wieder wie Luther's feste Burg. Paulus scheidet; sein Geschick ruft ihn nach Rom. In dieser Zwiesprache zwischen Chor und Baß-Recitativ liegt eine Wehmuth, die vor Gottesfurcht und Zuversicht des Glaubens nicht zur Weichheit kommt. Paulus schifft von hinnen; der Schluß-Chor gibt ein an Neuheit der Erfindung und Größe der Auffassung ausgezeichnetes: „Lobe den Herrn, meine Seele!"

Dies sind die Farben des großen Tongemäldes. Die zornige Bußpredigt des Paulus, bevor ihn die Tenorstimme aus den Wolken verklärt und die Chöre der Juden sammt dem verworrenen Geschrei der Heiden bilden die Schattentöne. Der heidnische Opferchor gibt helle Streiflichter der üppigen Sinnlichkeit. Alles aber wird von der verklärten Kraft des Paulus, von der unerschütterlichen Simplicität der Choräle seiner Gemeinde und von den Stimmen aus der Höhe, die den Sieg der Lichtwerdung verkünden, zu einem in sich fertigen organisch gegliederten Ganzen zusammengehalten. Ein so klar durchdachtes, in allen seinen Gegensätzen zu solcher Abrundung hinausgeführtes Tonwerk ein wahrhaft echtes und großes zu nennen, bedarf es kaum eines Nachweises einzelner Schönheiten. Ich glaube darauf hingewiesen zu haben, was mir nach einmaligem Anhören von ganz besonderer Neuheit der Erfindung schien. An Klarheit der Entfaltung, Beherrschung der darin contrastirten ideellen Mächte, sucht dies Werk seinesgleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Kloster Rosleben.

[Jubiläum des Prof. Rector Wilhelm, am 17. Mai 1836.]

(Fortsetzung.)

Um zehn Uhr eilte Jedermann in das für den Actus bestimmte Local. Im dichtesten Gedränge umstanden Knaben, Jünglinge, Männer und Greise den geliebten Lehrer und Freund, und ehrerbietige Stille herrschte, als der hochverehrte Erbadministrator dieser v. Wisleben'schen Familienstiftung, der als Oberberghauptmann und Curator der Universität Halle durch seine Humanität und geistigen Adel, durch seine thätige

*) Von Hrn. Schmezer sehr schön und zart gesungen. Im Uebrigen verrieth — nicht seine Stimme, wohl aber sein Vortrag Unsicherheit, er schien seines Stoffes nicht immer mächtig. (Schmezer und das Fischer'sche Künstlerpaar haben Frankfurt a. M. verlassen und sind in Braunschweig engagirt.)

Digitized by Google

Liebe für alles, was dem Gebiete der Wahrheit angehört, so bekannte Geh. Rath v. Witzleben mit einer kurzen, das innerste Verhältniß treffenden Rede die Feierlichkeit eröffnete. Wer hätte es vermocht, gleich ihm den rechten Gesichtspunkt hervorzuheben, der Sprechende und der Angeredete, sie hatten ja beide so lange Zeit neben einander diese Anstalt geleitet und Jeder hatte sie in seiner Art zur Blüthe gebracht. Als Wilhelm nach Rosleben berufen ward, fragte ihn sein Lehrer Morus in Leipzig: „Wo liegt denn dieser Ort? ich kenne ihn gar nicht!“ Wilhelm fand siebzehn Schüler in der Anstalt! Durch die Bemühungen des Hrn. v. Witzleben ist es gelungen, nicht nur nach und nach den Gehalt der Lehrer zu vermehren, wie es die jetzige Zeit erheischt; sondern es sind auch von Zeit zu Zeit immer neue Freistellen für Schüler geschaffen worden, und andere kostspielige, aber nützliche Veränderungen hat man nicht zu scheuen gebraucht. Es steht zu erwarten, daß in der Beschreibung dieses Festes wie alle, so auch diese Rede werde mitgetheilt werden, und es wird gewiß Jeder die Freude des würdigen Mannes theilen, die sich darüber ausspricht, daß die Absicht der Ahnen, welche aus eigenen Mitteln diese Schule begründeten, in dem Jubilar ein herrliches Werkzeug gefunden hat. Der Abgeordnete der magdeb. Regierung, Consistorialrath Dr. Matthias, sprach die Theilnahme der hohen und höchsten Behörden aus und überreichte von Sr. Maj. dem Könige die Insignien einer Ordensverhöhung. Der Bevollmächtigte der Universität Leipzig, der Kreisdirector v. Falkenstein, ehemaliger Zögling der Anstalt, sprach im Namen des sächsischen Ministeriums und überreichte ein Schreiben desselben, dessen Herzlichkeit davon zeugte, wie sehr auch dort noch in Andenken lebe, was für die geistige Blüthe des Landes von Rosleben aus geschah. Mit Recht hatten sie dieses einem jungen, durch seine Verdienste so hoch gestellten Staatsdiener aufgetragen, der als Schüler der Anstalt thatsächlich zeigte, warum auch dort, im alten Vaterlande, dankbare Erinnerung an diesem Tage Antheil nahm. Im Namen der benachbarten Schwesteranstalt Schulpforte sprach Prof. Dr. Jacob, ebenfalls Zögling von Rosleben, und überreichte eine für diesen Tag von ihm geschriebene Dissertation.

Hierauf redete im Namen aller ehemaligen Schüler Dr. Thieme, einer der ältesten Zuhörer Wilhelm's, entwarf in kurzen Zügen ein Bild von der Thätigkeit desselben, wie er in Rosleben neues Leben verbreitet und überreichte eine goldene Medaille, welche die dankbaren Schüler auf ihren alten Lehrer hatten schlagen lassen und worauf sein wohlgetroffenes Bildniß mit dem allen Roslebern bekannten Lieblingsspruche desselben „non scholae sed vitae“ als Zeichen der Anerkennung und des Verständnisses zu sehen sind. Aber noch ansprechender war es, daß man mit großer Mühe und Fleiße ein Album zusammengestellt hatte, in welchem, soweit es zu ermitteln gewesen, die Namen und die Lebensschicksale aller Schüler des Jubilar mitgetheilt waren. Ebenfalls auf Kosten der Schüler war ein Programm des Prof. Dr. Weber in Weimar über die Worte: „non scholae sed vitae“ und ein Gedicht an die Knabenelche gedruckt worden. Der Hr. Prof. Gruber aus Halle überbrachte im Namen der dortigen Universität das Doctordiplom mit einer geistreichen Rede, ein noch anwesender Schüler schloß mit einer lateinischen Anrede und der Superint. Hr. Fischer aus Sangerhausen erinnerte die Zuhörer mit gehaltvollen Worten daran, von wem der Segen gekommen sei über das Wirken dieses unermüdlichen, früh gedingten, bis zum Feierabend rhätigen Arbeiters im Weinberge Gottes. Außerdem wurde der Jubilar noch von Königsberg aus, wo ein Schüler von ihm, Dr. Gebser, derzeit Decan der theologischen Facultät ist, mit dem Diplom eines Doctors der Theologie erfreut.

Doch das war die äußere Feier dieser Stunden, was war sie gegen die innere! Daß dem edlen Greise, da er sich umschaute und das dichte Gedränge lauter alter Rosleber sah*), die Thränen über die Wangen liefen, nur zu natürlich war's; und daß bei den Anreden und bei den ganz in alter Weise kurzen und treffenden Erwiederungen des Jubilars auch nicht Einer der ehemaligen Schüler war, dem nicht auch die Augen feucht wurden — das ist ein schönes Zeugniß dafür, wie auf diesem Boden einfachen, ländlichen Daseins eine aus allen Gegenden, aus den verschiedensten Verhältnissen herbeigeführte Schaar von Knaben und Jünglingen sich zu einer Familie zusammengelebt hatte. Kaum könnte ein Greis unter Kindern und Enkeln mit größerer Theilnahme gefeiert werden. Möge dieser Sinn in Rosleben ferner herrschend bleiben, die Begeisterung aller ehemaligen Schüler für diese Anstalt ist ihr ein rühmliches Zeugniß. Und wenn die jetzigen Schüler und jüngst abgegangenen von dieser Anhänglichkeit losgebundener sein sollten: so liegt es an Vorzügen der jetzigen Zeit, um die wir sie nicht beneiden, oder es liegt an ihrer Jugend, einem Fehler, der sich täglich bessert. (D. Z. f.)

Notizen.

[De gustibus non est disputandum.]

Auch der Selbstmord unterliegt der Mode. Ein Baum, ein hervorstehender Balken, lockt mehr als der andere. Bei Männern und besonders Militairpersonen ist die Pistole sehr beliebt. Weiber und Verbrecher ziehen den Strick und das Wasser vor. Der Kohlendampf ist in der letzten Zeit sehr en vogue gekommen. Aber nun hat ein Franzose eine ganz neue Mode erfunden. Zu Clisson, im Arrondissemeat von Jansac, hat der neue Erfinder sein Werk vollbracht. Er hat sich tief und dick in Stroh gehüllt, und es dann in Brand gesteckt. Seine Leiche soll ganz verkalkt gewesen sein. Dabei hat er noch zwei Fliegen mit einer Klatsche getödtet, nämlich das Haus mit in Asche gelegt. Wenn dieser große Mann nicht Nachahmer findet, so gibt es keinen Ehrgeiz und keine Modesucht mehr in der Welt. S.

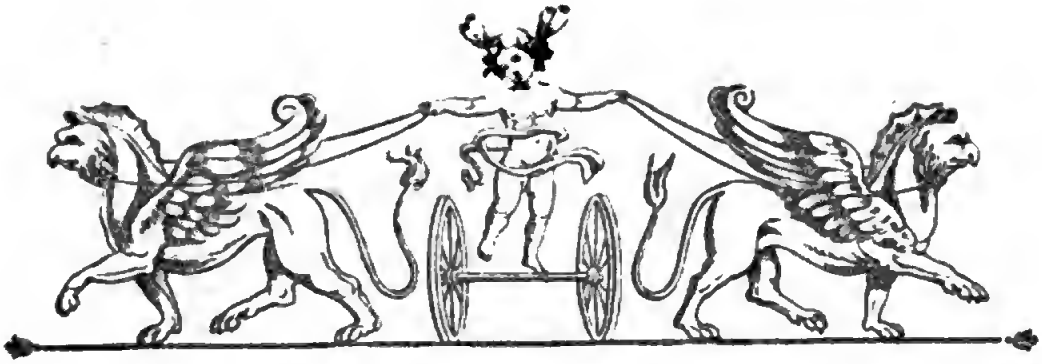
[Talleyrand's Herzklopfen.]

Die Fürstin von Lieven, die den kranken Diplomaten besucht hatte, ist wieder von Valençay nach Paris zurückgekehrt. Sie bringt üble Nachrichten mit. Das Herzklopfen nimmt zu, und das Schicksal scheint an Talleyrand eine seiner ungeheuren Ironien auszuüben. Es wäre seltsam, wenn Talleyrand, in dessen Leben das Herz nie fungirte, am Herzen sterben müßte! 10.

[Wichtige Erfindung.]

Die Herren Penre und Brewond haben einen ökonomischen Apparat erfunden, durch welchen sie das Seewasser trinkbar und der Gesundheit zuträglich machen. Sie sind zu Havre angelangt, um ihre Kunst dem Handelsstand und den Seefahrern anzubieten. Auch wollen sie später ihre Versuchsfahrungsart zum Nutzen der Menschheit öffentlich bekannt machen. Wenn es keine Prellerei oder Prahlerei ist, so sind sie wahre Wohlthäter der Menschheit und verdienen besonders in den Annalen des Seewesens unsterblich zu werden. 6.

*) Denn nur diesen hatte, nächst den Behörden, der Zutritt gestattet werden können, weil das Local für die Fremden nicht ausgereicht hätte.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 142. — den 22. Julius 1836

Redacteur: Dr. K. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung)

8.

Pfingstmontag.

Düsseldorf hat ganz den Habitus einer preußischen Residenz en miniature, es ist ein Klein-Berlin. Zu dieser Physiognomie liefern der Hofstaat des hier residirenden königlichen Prinzen und die militairische Eleganz die hauptsächlichsten Züge. In den Festtagen stellt sich dies zu ganz besonderem Glanze heraus, und die Menge der aus allen Rheinlanden zusammengeströmten Fremden füllt, im bunten Gemische mit den Uniformen des kriegerischen Preußenthums, die sonst etwas eintönige, in ihrer glatt modernen Bauart wortkarge Stadt. Es fehlen die Elemente bürgerlicher Thätigkeit, die ein bewegtes volles Leben machen. Was aber ein Hofleben bedingt, vorzugsweise ein preußisches, stellt sich hier zu einem vortrefflichen Bilde zusammen. Hierzu gehört die Protectorschaft von Kunst und Intelligenz. Zwar sind die alten, der kurfürstlichen Zeit angehörigen Kunstschätze gegen alles bisherige Protestiren im Besitze Baierns geblieben, und es ist kaum wahrscheinlich, dieselben hier wieder versammelt zu sehen; aber Schadow's Akademie ist unermüdlich, um mit neuen Schätzen Düsseldorfs Gegenwart bedeutsam zu machen. Dazu kam Immermann's Leitung des Theaters, die dem hiesigen Leben auch einen Farbenton verlieh, wie er nur zum Gemälde einer Hof- und Residenzstadt paßt. Gegenwärtig hat Immermann jedoch seine ausschließliche Beschäftigung mit dem Theaterwesen aufgegeben, und nachdem es seinem allerdings bedeutsamen Talente im Ganzen und Großen unvergönnt geblieben, der deutschen dramatischen Literatur eine neue, auf Historie basirte Nationalrichtung zu eröffnen, mochte sein Eifer auch auf dem bestimmten Terrain an dem Versuche erlahmen, eine deutsche Schauspielkunst poetischen Zwecken gemäß zu gestalten. Bei alledem mag seine Bemühung die Möglichkeit nahe genug gebracht haben, mit Beschränkung der um sich greifenden Operngenüsse und mit gänzlichem Verwerfen der wiener Posse und des pariser Vaudevilles eine classische Bühne zu organisiren. Hält man den Zustand der jetzigen Bühne in sehr volkreichen Handelsstädten, wo man sich nur versammelt, um eine eilig zusammengeraffte neue Oper zu hören, ein wienee Spektakelstück zu sehen, oder sich an der glänzend hervorstechenden Persönlichkeit eines gastirenden Kunsttalents zu weiden, mit der Stufe der hier gepflegten Schauspielkunst zusammen, so tritt Immermann's Bestreben allerdings in ein bedeutendes Licht, das nur, um allgemeine wirksam und ein Prototyp für andere Bühnen zu werden, eines andern Grund und Bodens, eines Centralpunctes deutscher Nationalität bedurfte, der unserm Leben nun einmal fehlt. In den beiden Centralstätten einer auseinandergerissenen, weltweit geschiedenen Deutschheit flickt man sich das Schauspiel nur zusammen, wie es eben geht ohne frisch belebtes Nationalinteresse. In Berlin spielt

Digitized by Google

Jeder auf seine Hand, und Alle nur so gut als Raupach schreibt, und das will nicht viel sagen. Und auf dem Burgtheater ist die kanonisch gebildete Schauspielkunst ziemlich nahe daran, stereotype Manier zu werden, da es ihr zu fortgesetztem lebendigem Impulse an einer Literatur fehlt, die ihrer würdig wäre. So lange Devrient und Wolff in Berlin wirkten, stand dort Alles wie von Einem Künstlerhauche beseelt; diese beiden Männer waren in der That, als Repräsentanten zweier großen poetischen Tendenzen — des genial Romantischen und des kunstfertig Classischen, — die belebenden Brennpuncte, um die sich das dortige Schauspiel ekliptisch bewegte. Seit Raupach dort vorherrscht, ist man auch in der Schauspielkunst auf ein mittleres Niveau zurückgesunken, Raupach hat die Zustände der deutschen Bühne verschlammt. Von dem großen Stümper in München konnte man wohl am wenigsten hoffen, daß sich eine artistische Schule um ihn bildete, zumal Hr. v. Schenk nur weinerlich höfische Gelegenheitsstücke dazu schrieb und Michael Beer keine neue Richtung einschlug. Ein eben so vereinzeltes Phänomen ist Seidelmann in Stuttgart. Seine Spielmethode ist als eine großartige Technik glänzend und neu; aber wollte man sich dieselbe als Eigenthum einer Schule denken, so würde sie nichts weiter sein als ein stereotypes Maskenspiel. Die beiden herumvoltigirenden Bühnencavaliere, Jerrmann und Kunst, sind eher als störende Elemente zu bezeichnen, um ein organisches Ganzes, wie doch ein dramatisches Werk sein soll, völlig aus dem Zusammenhange zu heben. Einzelne sehr interessante weibliche Persönlichkeiten, wie Mad. Haizinger-Neumann in Karlsruhe und Frln. v. Hagn, können um so weniger die Elemente um sich her zu einem Ganzen vereinigen, als sie selbst mehr oder minder sich auf einzelne effectuirende Liebhabereien beschränken. Dresden und Düsseldorf sind meines Bedünkens die einzigen Puncte, wo sich in Tieck's und Immermann's Bemühen der Plan vereint, ein künstlerisches Ensemble zu gestalten, das befähigt sei, nach poetischem Verständniß zu spielen und ein *classisches* Drama in seiner Gesammtwirkung erscheinen zu lassen, was auf dem wiener Burgtheater doch nur auf sehr beschnittenem *literarischen* Terrain der Fall sein kann. Immermann hat jedoch, wie gesagt, seinen Eifer gekühlt. Er fungirt jetzt wieder als activer Landgerichtsrath, obwohl sein Einfluß auf die Leitung des Schauspiels noch seine fortgesetzte Wirksamkeit äußert. Wie es heißt, geht er jetzt damit um, Grabbe's „hundert Tage" in Scene zu setzen. Daß ein so großes dramatisches Talent wie Grabbe für die Bühne fast als verloren zu erachten ist, gehört zu den beklagenswerthen Belegen, womit das Dilemma zwischen Theater und dramatischer Literatur in Deutschland zu documentiren ist.

Wie vortheilhaft übrigens, bei allem überwiegenden Hervortreten einer militairischen Eleganz, der Einfluß eines preußischen Hofes auf den Gang wesentlicher Interessen ist, hat man hier recht eigentlich in diesen Tagen anzuerkennen. Die ungestörte Feier dieses achtzehnten niederrheinischen Musikfestes hat man der Huld des Prinzen Friedrich in Düsseldorf zu verdanken. Es hatten sich in den Rheinlanden Stimmen erhoben, welche es zu hintertreiben suchten, das Musikfest in den Pfingsttagen zu feiern. Man nannte es eine Störung der kirchlichen Bedeutung des Pfingstfestes, die ölichte Spinnstubengesinnung der elberfelder Pietisten verschrie es als antichristlich, gottlos, heidnisch. Wäre es diesen schwülen Christenseelen gelungen, ihr Vorhaben durchzusetzen, so hätte sich der heitere Sinn der Rheinländer sein Musikfest noch nicht nehmen lassen, aber der Glanz der Feier wäre in vieler Hinsicht getrübt, denn nur während der Pfingsttage war es möglich, daß so viel Tausende von hüben und drüben, rheinauf- und abwärts zusammenströmten, deren freudig bewegte Menge dem Ganzen den Anstrich einer Nationalsache gab. Dem gnädigen Verwenden des Prinzen Friedrich hat man, wie gesagt, die ungestörte Feier des Festes zu verdanken. Nur insoweit reussirte die schwüle Feindseligkeit mit ihrer Verketzerung, daß es versagt blieb, den Paulus, dies Werk voll religiöser Begeisterung und christlicher Lichtverklärung des Geistes, in einem Kirchenraume zur Aufführung zu bringen. Man sah sich auf einen Saal im Becker'schen Gartenlocale außerhalb der Stadt beschränkt. Ein großer Theil der Zuhörer war in diesem Raume malplacirt; auch möchte ich nicht zugeben, daß die Tongestaltung in jeder Hinsicht ungehindert und vortheilhaft war. Sänger und Sängerinnen saßen neben und dicht hinter dem Dirigenten in mäßiger Erhöhung; die 133 Saiteninstrumente füllten die nächst ansteigenden Reihen, beide waren unbeschränkt in der Entfaltung ihrer Kräfte, aber Hörner und Posaunen waren bei der terrassenförmigen Gruppirung des Orchesters, der Decke zu nahe, der Pauke fehlte die Resonanz, ihr Ton klang stumpf und taub. Dazu kam die gepreßte Luft im gefüllten Raum, in welchem selbst einer bewährten Sängerin am heutigen Abende der Ton in der Kehle erstickte — genug, die Pietisten hatten es uns doch schwül gemacht und ich benutzte als rechtschaffner Christ jede Pause, um meine zornige Gewitterstimmung auf einen werthen Nachbar zu entladen, dessen stilles weises Lächeln ganz dazu geeignet

Digitized by Google

ſchien, mir zum Blitzableiter zu dienen. Seine Kleidung bezeichnete ihn, er war katholiſcher Prieſter. Wir gingen im Garten mehrmals auf und ab und verſäumten ſogar die eine Pièce, einen Pſalm von Händel. Ich ſchüttete meinen ganzen Groll dem Manne in ſein blaſſes Geſicht. Er war anfangs beſtürzt über ſein proteſtantiſches Beichtkind, das weniger von eignen Sünden als von den Sünden ſeiner Glaubensgenoſſen und dem himmelſchreienden Zeter des proteſtantiſchen Sectengeiſtes zu berichten wußte. Es freute mich, das lebensblaſſe, etwas klöſterlich verſteifte Antlitz des Mannes, der kaum ein Fünfziger zu ſein ſchien, ſich immer freudiger röthen zu ſehen, je mehr ich meinem Herzen über das verwahrloſte Chriſtenthum Luft machte. Chriſt iſt Chriſt, dachte ich, und man muß ſich als Menſch verſtändigen, wenn ein dumpfer Wahn, der im Lebensgarten alle Blüthen und Blumen verwüſtet, ſich für ächt chriſtlich ausgibt. Ich erzählte ihm von dem Hader der proteſtantiſchen Parteien. „Ich habe gehört", ſagte er, „ich habe gehört." Sonſt war er ſtill und maß mich mit weiten Blicken; ein ruhiges weiſes Lächeln ſtand wie ein Triumph, den ſeine Kirche feierte, auf ſeinen Lippen. Der Katholicismus hat oft ſchon dieſen Triumph erlebt, daß ein gealtertes Proteſtantenkind Ruhe ſucht in ſeinem ungeſtörten Schooß, der das Leben mit allen ſeinen Leidenſchaften duldet, den Künſten die ſchwellende Blüthe geſtattet, aber alles in ſeiner ruhigen unerſchütterlichen Tiefe bezwingt und verklärt. Gegen das freche Wort der Spürkraft des nüchternen Verſtandes hat ſich der Katholicismus allezeit mit allen ſeinen Schreckniſſen gewaffnet, der Freiheit der Forſchung hat er Stillſtand geboten, ſobald ſie der Menge das ſtille Traumleben der Gemüthswelt zu ſtören drohte, aber was das Leben zum Leben macht, die freie Entfaltung ſeiner Kräfte zu einer ſchönern Welt, hat der Sinn des Katholicismus noch immer befördert und beſchirmt; er hat immer den Einen großen Gedanken feſtgehalten, daß der volle Reichthum des ganzen Menſchenlebens wie ein Teppich hingebreitet werde vor dem gewölbten Himmel der Kirche. Die Sterne blicken auch gern auf irdiſches Roſenbeet und der kruſche Mond weidet ſich am liebetrunknen Menſchenauge, deſſen Schönheitsflamme ein Kuß in ſtiller Nacht entzündet. Die katholiſche Religion iſt ihrer Heiligkeit ſo gewiß, daß ſie dem Menſchen ſein Spielzeug nie zerbrach. Hat ſie doch ſo und nicht anders zu den Künſten den Impuls gegeben; Malerei und Muſik fanden in der Welt des Katholicismus ihre tiefſten Wurzeln. Vor der aſchfarbnen Gräue, mit welcher der proteſtantiſche Pietismus den hellen Sternenhimmel des Chriſtenthums überzieht, erbleichen alle Farben des Lebens, und wer nicht hienieden in aller Unſchuld der begabten Sinne ſeinen Gott ſucht und findet, mich dünkt, dem wird ſein Angeſicht auch jenſeits abgekehrt bleiben. Gott iſt kein Gott des Todes. Daß man aber fromm ſein könne, auch wenn man ſich in Muſik berauſcht, — habe ich Ihnen das geſtern nicht ſchriftlich bewieſen, Leopoldine?

Dem katholiſchen Manne Gottes hatte ich meinen Glauben gebeichtet. Wir ſtanden auf dem kleinen Raſenplatz am Ende des Gartens, als er ſeine Hand auf meine Schulter legte und mich mit ſeinen großen dunkelſchwarzen Augen umſpannte, als wollte er Beſitz nehmen von meiner Seele. Sein weiſes Lächeln hatte einem ſalbungsvollen Ernſt Platz gemacht, ſein Schreitel glänzte, ſeine Haltung wurde pathetiſcher und die Reihe, zu lächeln, war nun füglich an mir. „So ſind Sie denn", ſagte er feierlich, „ſchon kraft Ihres eignen Denkens beinahe befähigt, um einer der Unſrigen" —

„— um ein Chriſt zu werden", unterbrach ich ihn. „Ja bei Gott! es wird einem ſchwer genug gemacht im Leben. Es gehört viel eignes Denken dazu, um das Kleinod des ächten Chriſtenthums herauszufinden aus der zwieſpältigen Welt, viel eignes Denken und viel Unſchuld der Seele. Laſſen Sie uns Mozart's Cantate hören, wir verſäumen das Wichtigſte. Wir brauchen Muſik, um über die Form hinweg zum Inhalt zu kommen."

Der Mann war verſtummt. Ich hatte an den Menſchen in ihm appellirt, aber ich war doch im Grunde auf eine habgierige Prieſterſeele geſtoßen. Bei alle dem habe ich ihn ſpäter doch wieder aufgeſucht und meine Gedanken mit ihm ausgetauſcht.

Wir kehrten in den Saal zurück. Mozart's Davide penitente begann ſo eben, die 73 Violinen und 48 Violen und Violoncelle ſetzten ſich in Bewegung. — Zu dem, was ſonſt noch der Abend geboten, gehörte Beethoven's Sinfonie mit Chören über Schiller's Hymnus an die Freude.

Sind Sie mir heute böſe, Dina? unzufrieden mit meinem Tagewerk? — Der Schlaf legt ſich, ein Genius der Unſchuld, über meine Augen und hüllt alle meine Gedanken in ſüßes Vergeſſen. So wird uns der Tod einſt dem zwieſpältigen Leben entrücken, — wir werden glücklich ſein, wenn unſere Gedanken ſchwinden.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Kloster Rosleben.

[Jubiläum des Prof. Rector Wilhelm, am 17. Mai 1836.]

(Fortsetzung.)

In dem großen von Bretern erbauten, mit Blumen und Kränzen geschmückten Saale fanden sich gegen 300 Gäste zusammen, denn nach deutscher, ja beispielbehaltender Weise mußte er die Seinen um sich an einem Tische versammelt sehen, mit ihnen ein Glas leeren, nach alter Sitte einfachen Gastfreundschaft im Scherz und Ernst das Herz aufschließen. Freude erregte es, den Jubilar zu sehen, als er den hohen silbernen Pocal (eine Gabe dieses Tages) aufhob, darin perlte ächter, edler Rheinwein (es war ein Faß des besten zu diesem Feste von einem alten Rosleber aus Frankfurt a. M. gesendet), und wie er dem Könige von Preußen, der den stillen, ländlichen Musen so hold und gnädig sich erweist, ein Lebehoch brachte. Es folgten andere Trinksprüche, und als die zu diesem Tage gedichtete Cantilena von allen Gästen aus voller Brust gesungen war; da erbat sich der erfreute Greis das Wort und sprach: „Es haben mir meine alten Rosleber durch ihr Erscheinen zu diesem Tage eine so große, herzliche Freude gemacht, daß ich sie noch länger bei mir haben mag, und es ist mein Wunsch, Ihren Aufenthalt noch um einen Tag zu verlängern, indem ich Sie auf Morgen bitte, meine Gäste zu sein!" Wer hätte es ausschlagen können, und wen nicht die dringendsten Verhältnisse riefen, der blieb.

Sehr viel zu der heitern Stimmung trug der Pr. v. S. bei, der mit dem frohsten Humor in gereimten Sprüchen die alten Schülererinnerungen wieder wach rief. Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man eine Reihe von Jahren die Welt gesehen, große Sorgen mit sich herumgetragen, die unerhörtesten Ereignisse neben sich hat vorübergehen lassen, sich so lebhaft an Ort und Stelle wieder in jene Zeiten zurückversetzt zu sehen, wo eine kleine beschränkte Welt mit ihren Sorgen uns gefangen hielt, wo ein Spaziergang ohne Erlaubniß für einen köstlichen Raub am Schicksal gehalten wurde, wo der Wechsel des innigern Freundschafts-Verhältnisses, ein Steigen und Fallen auf der Schulbank, ein Fehler mehr oder weniger im Exercitium, eine gewagte Unternehmung, eine Heldenthat im Laufen oder Werfen Stoff zu langen Unterredungen gab und die Gemüther nicht weniger bewegte, als die Frage über Krieg und Frieden, die Sorge über eine verlorne Schlacht dem Minister Unruhe bereiten möchten.

Allgemein sprach die Idee an, den Morgen des nächsten Tages im Walde zu feiern, und, die Saegen des Balles den Jüngern überlassend, wurde von den Meisten der Rest des Tages und der Abend in heiteren Gesprächen hingebracht. Alte Bekanntschaften wurden erneut, auch der gute Hr. Thomä wurde aufgesucht, bei dem ja heimlich mitunter ein Täßchen oder Gläschen war getrunken worden. Wie freuten sich Vater, Mutter und Töchter, die alten Bekannten wieder zu sehen.

Der nächste Morgen wurde vom schönsten Wetter begünstigt; früh schon machte sich Jeder auf den Weg, eine allgemeine Sehnsucht zog nach dem lieben Walde, wo die schönsten Stunden waren verträumt worden. Sogleich wurde der Berg bestiegen und von hier aus begrüßte mit einem chorartigen „Guten Morgen" die Schaar der Frühaufe die säumigen Nachzügler. Ein Wagen mit Wein und anderm Frühstücks-Zubehör nebst dem Bergsängerchor hatten nicht verfehlt, den Weg auch hierher zu nehmen. Unter den alten Eichen am Berge gelagert, von der frischen Morgensonne beschienen, ein Butterbrot auf der einen, ein Weinglas in der andern Hand, die Flasche zwischen den Beinen, da regte sich bald die alte Jugendlust. Abwechselnd wurden die alten Lieder wiedergesungen: „In des Waldes tiefsten Gründen", „Gaudeamus igitur" erschall es im lauten Chor, und was sonst noch bruchstücksweise dem untreuen Gedächtnisse treu geblieben war, wurde wie aus einer alten Rumpelkammer hervorgesucht. Und wie es geht, eine Lust steigerte sich an der andern, Herren und Damen — ach das paßt hierher nicht, die alten Rosleber beiderlei Geschlechts (es war Vielen nicht zu verdenken, daß sie ihre theure Hälfte mitgebracht) schmückten ihre Hüte mit Eichenlaub. Ein hochpoetischer Unwille darüber, daß ein profaner Forstgedanke unsere alte Knabeneiche umgeschlagen und verkauft hatte, ergriff die Gemüther, eine neue Eiche war dazu erwählt und zugesagt worden. Sie muß eingeweiht werden rief eine Stimme, ja es muß Einer einbeißen, war der allgemeine Refrain. Mit sorgfältiger Beobachtung aller Gebräuche hatte ein alter Inspector ein Stück Rinde losgelöst und unter allgemeinem Jubel wurde der Einzuweihende mit dem alten Plumpsack drei Mal um den Baum gejagt. Unterdeß hatten die Damen einen Kreis gebildet und bekränzten den gestrigen Siegreifdichter mit einem frischen Eichenkranze, und er hatte diese Auszeichnung verdient. Den ersten Urhebern des Festes, soweit dieses die ehemaligen Schüler betraf, wurden Orden zuerkannt. Als die Zeit der Rückkehr nahte, bildete sich von selbst eine geordnete Reihe, die Musik voran, die Damen zunächst, darauf die Jüngern, dann die Aeltern, der alte W. zu Pferde, und so ging's im Jubel und Lachen zurück, dem Geheimerath v. Witzleben und dem Jubilar wurde ein Vivat unter ihren Fenstern gerufen, seit Rosleben steht, war noch nicht ein solcher Jubel, ein solcher Aufruhr, solche Freude gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Eine madrider Gerichtsscene.]

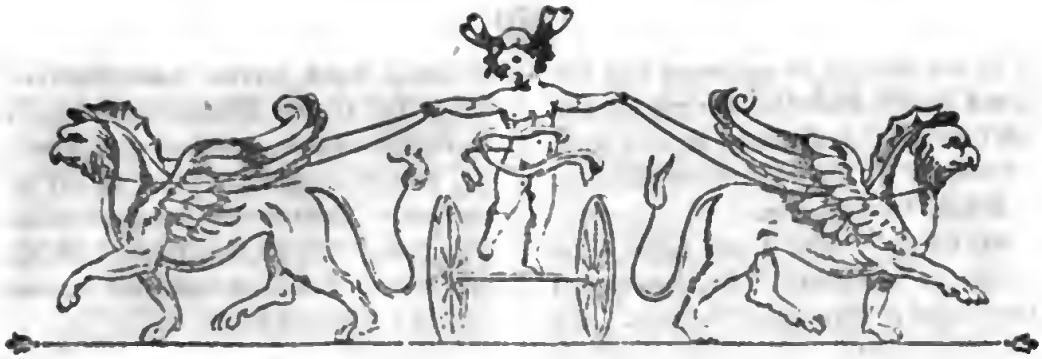
In Madrid wurde unlängst ein Verbrecher zum Tode verurtheilt. Das gefällt ihm nicht, er entspringt und rennt durch die Gassen, der Kerkermeister ardemlos hinter ihm her. „Halt ihn auf! Halt ihn auf!" Aber kein Spanier faßt einen Verbrecher an. Alles weicht höflich zurück. So rennen Wild und Jäger eine Stunde lang in Madrid spazieren. Endlich hält der Verbrecher vor einer Schmiede. Es war für ihn die rechte Schmiede; denn er ergreift einen Hammer und schlägt dem Kerkermeister die Hirnschale ein. Der Kerkermeister bleibt todt liegen und der Verbrecher setzt seine Fußreise fort, kommt an das Parapet des Manzanares, springt hinunter und zerschmettert sich auf den Stufen der großen Treppe, die südlich nach dem Palast führt. Ende gut, alles gut. 10.

[Maikäfer-Oel.]

Zu Quedlinburg soll eine gelehrte Gesellschaft die Kunst erfunden haben, aus Maikäfern Oel zu gewinnen. Bereits sollen 19 Millionen Maikäfer (etwas weniger oder mehr verschlägt nichts) zu diesem Behuf gesammelt sein. Auch in Ungarn sollen Versuche gemacht und glücklich ausgefallen sein. Aus 8 Scheffeln Maikäfer sollen 3 Scheffel Oel gewonnen werden sein. Dieses Oel soll besonders gut zur Wagenschmiere taugen. Die ganze Sache ist gewiß wahr, denn ein französisches Blatt erzählt es und sagt dabei, daß eine große Oelfabrik bereits zu Quedlinburg in Ungarn gebaut wird.

10.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 143. — den 23. Julius 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Beschluß.)

9.

Düsseldorf, den 25. Mai.

Gestern und heute früh saß ich noch zu wiederholten Malen an der Stelle, wo Christoph Grabbe am hellen lichten Tage stundenlang zu schlafen pflegte. Im Drachenfels, einem Weinhause in der Rheinstraße. Ueber dem Platze wo er saß hängt sein Bild, ein groteskes Gesicht mit eingefallenen Wangen, verbissenen Lippen, zerstörten Zügen, über denen eine stolze, fast majestätisch hohe Stirn wie mit dem Zorn des Donnerers thront. Das Haar hängt verworren herab, das Auge hat nur noch Kraft zu momentanem Aufblitzen. Früh morgens, wenn er erwacht, bedarf er eines fürchterlichen Stärkungsmittels; was eine andere Natur umwirft, belebt erst seine physischen Kräfte. Um neun Uhr saß er am Schreibtische und schleuderte da jene kolossalen Geburten von sich, die in ihrer riesigen Gestalt ihresgleichen suchen. Um ein Uhr war er mit dem Tage fertig. Zu essen pflegte er nicht, oder nur wenig. Er ließ sich ankleiden und in den Drachenfels führen; eine Wunde am Fuße aus der Burschenzeit seiner Studentenjahre hinderte ihn am freien Gange. Und dann saß er in dem sechseckigen Zimmer, im Winkel oder am Fenster, halb grübelnd, halb im Schlafe, ein Bild der verzehrten Physis, an der die Psyche nur noch herumleckt in seltnen Momenten. Eine Flasche leichten Weines stand vor ihm, er nippte nur noch wenig; ein Becher mit Fidibus durfte, selbst wenn er schlief, nicht fehlen auf dem Tische. Dann und wann blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf, dann faltete er eines der zusammengedrehten Papiere auseinander und schrieb mit Röthel auf den schmalen Steeifen das Ergebniß des Momentes. Seine Taschen staken voll von solchen beschriebenen Schnitzeln, aus denen er seine Tragödien zusammensetzte. So lebte er tagtäglich, für die sonstige Menschenwelt verloren, alles, was der Tag sonst brachte, mit dem Hohne der Verachtung von sich weisend. Ein dämonischer Stolz ließ ihn die erbärmliche Hülle seines Körpers ertragen, er war Cyniker aus Leidenschaft, aus Grundsatz, aus fürchterlichem Eigensinn, der ihn für alle Interessen des für ihn verwüsteten Lebens unfähig machte. Immermann hatte ihn aus Frankfurt hieher gezogen, um ihn für die Theatergeschäfte zu gewinnen. Grabbe ist durch und durch gutmüthig, wer sein Vertrauen hat, lenkt ihn wie ein Kind, findet ihn aber für alle Pecaris eben so unfähig wie ein Kind. Grabbe schrieb Rollen ab und erhielt von Immermann dafür nach Gebrauch die Gebühren. Wenige Tage vor Pfingsten hatte er Düsseldorf verlassen, um wieder in seiner Heimath, Detmold, zu vegetiren. Seine hiesigen Verhältnisse waren abgebraucht; der detmolder Hof, wo er früher die Stelle eines Auditeurs bekleidete, hatte ihm wieder ein Anerbieten gemacht; seine Frau ist in Detmold eine der angesehensten Damen. Die Contraste seines Lebens und seines

Naturells lassen sich nur andeuten, sie auszumalen fehlt aller Muth. Man muß den Drachenfels besuchen und den eben so geistreichen als liebenswürdigen Weinwirth erzählen hören. Mit leichtem Moselwein läßt sich diese schwere Geschichte eines deutschen Dichters hinunterspülen.

Eine Zeit lang saß Grabbe nicht so ganz einsam hinter seinem Fidibusbecher im Drachenfels. So lange Norbert Burgmüller lebte, hatte er einen treuen Gespannt. Ein Musiker, ein Schüler Spohr's, sieben Jahre jünger als Grabbe*), eben so abgemüdet von allem, was Leben heißt, saß Norbert täglich neben ihm in dem Winkelzimmer. Sie schlürften mit einander aus einem Glase, schliefen zusammen über den Tisch gelehnt und haschten von einander die wortkargen Gedanken, die über Gott, Welt und Menschheit im Gehirne des Einen und des Andern wie ein Fluch des Geistes über die Natur auftauchten. Es waren die Einfälle verzweifelter Einsiedler. Wenn Hoffmann und Devrient in Berlin bei Lutter und Wegener nächtlich saßen und die Funken des Witzes dämonisch aus ihrer weinglühenden Stirn sprühten, so war eine Schaar von Nachtgesellen um sie versammelt, die von den Brocken ihres geistigen Reichthums zehrten. Und diese beiden Männer hatten den vollen Tag hinter sich, der Kammergerichtsrath hatte am grünen Sessionstische sein Urthel gesprochen, der große Mime hatte am hellen Mittage, in der letzten Zeit freilich auch mitten im Sommer bei geheiztem Ofen, eine Rolle einstudirt; Abends ließen sich den Dämonen einige infernalische Gunstbezeigungen mit Recht und Fug abgewinnen. Hier aber saßen zwei Jünglinge schon am Tage fertig mit dem Tage und seinen Ansprüchen, von dem fröhlichen Leben, das an den Ufern des goldgrünen Rheins sich der Sonne freute, geschieden wie durch eine lähmende dunkle Macht. So lange Norbert Burgmüller lebte, saß Grabbe nicht einsam im Drachenfels. Aber er reiste im Anfange dieses Monats nach Aachen und starb am 7. Mai ganz plötzlich im Bade. Grabbe ließ im düsseldorfer Fremden-Anzeiger eine Notiz, die wie ein Steckbrief abgefaßt war, einrücken: „Norbert, Du wolltest wiederkommen, Du hast Dein Wort nicht gehalten! Du bist *weiter* gereist, als Du fallrest und wolltest. Norbert, kommst Du nie wieder?" Und der hartgefügte, stahlgepanzerte Grabbe saß von da an nur in Thränen aufgelöst in der drachenfelser Weinstube, schrieb nichts mehr auf den Fidibus und konnte seine „Hermannsschlacht", mit der er beschäftigt war, nicht vollenden. Dieser Norbert war für ihn nicht blos der einzige Freund, auch der einzige Mensch gewesen in aller Welt; in jedes andere Gesicht spie er seine Menschenverachtung. Und er nahm die Gelegenheit wahr, Düsseldorf zu verlassen.

Norbert Burgmüller ist als Musiker wenig bekannt geworden. Seine Sachen sind im Beethoven'schen Styl geschrieben. Wie ich höre, führt Mendelssohn-Bartholdy noch in diesen Tagen zur Todtenfeier des Gestorbenen eine von dessen Sinfonien auf.

Ich stürzte gestern halbtoll aus dem Drachenfels hinaus die Rheinstraße entlang nach dem Hafen. Ich wollte sehen, ob denn diese Welt so abscheuwerth ist, um sich schon bei lebendigem Leibe mit Haut und Haaren dem Teufel der Einsamkeit zu verschreiben; — denn nur die Einsamkeit, einmal die selbstverschuldete, macht dich irre an Gott und allen guten Geistern. Laßt mir den Leichtsinn, ihr Götter, und die bewegliche Welle des Blutes, die viel überspült und in Vergessenheit taucht!

Am Hafen war reges Leben. Die Gondeln schwebten hin und her, die Wimpeln flatterten, die Matrosen jodelten, aus der Ferne zog ein Dampfschiff heran und der Wind kräuselte die Wolken der Rauchsäule auf und nieder. Ich setzte mich ans Ufer und der Lärm des geschäftigen Tages verscheuchte meine drachenfelser Nachtgedanken. Und dann stieg auch, wie ein stiller Hüter meiner Seele, Ihr Bild, Dina, wieder vor mir auf, und wiegte sich im goldgrünen Spiegel des Rheines zu mir herüber und wieder zurück in das täuschende Wellenspiel.

Ich war nun gerüstet, um Musik zu hören, und durfte das Morgenconcert, womit die Reihe der musikalischen Festivitäten geschlossen wurde, nicht versäumen.

Madame Fischer-Achten war unpäßlich geworden; das Morgenconcert mußte zum großen Theil improvisirt werden. Herr Schmezer sang die Bildnißarie des Tamino aus der Zauberflöte, Fräulein Grabau Arie und Recitativ der Vitellia aus dem Titus, Herr David, Concertmeister in Leipzig, spielte mit der anerkannten Feinheit seines Geigenstrichs die schwere Sonate von Beethoven*) mit Mendelssohn's Begleitung auf dem Flügel. Aber von der ersten Ouvertüre zu Beethoven's Leonore muß ich Ihnen noch besonders erzählen. Diese erste, bis jetzt nur sehr Wenigen bekannte, Ouvertüre zur Leonore (Opus 138.) war bereits im Jahre 1805 componirt. Eine zweite, unter demselben Titel erschienene, schrieb der Meister erst später, und die dritte, zum Fidelio componirte, gehört ihrer Entstehung nach dem Jahre 1814 an. Beethoven's

*) Grabbe ist im Februar 1801 geboren.

*) Die dem pariser Kreutzer gewidmete.

Digitized by Google

Opee hatte in Wien Anfangs gar nicht gefallen, deshalb die häufigen Umgestaltungen. Außer diesen drei Ouvertüren existirt noch eine vierte, welche bis jetzt nue vierhändig für das Clavier arrangirt erschienen ist. Alle vier sind sehr verschiedene Geburten einee und derselben Geistesstimmung; nue in den allgemeinen Motiven haben sie etwas Gemeinschaftliches. Es ist z. B. eine sehr interessante Erscheinnng, welche zu besondeeer Betrachtung veranlaßt, daß derselbe Accord, dieselbe Fermate, die in der Ouvertüre Nr. 2. den Uebergang bilden, zur Andeutung des Triumphes der Liebe über die dunklen Gewalten der Tücke, in der Ouvertüre Nr. 1. in ähnlicher Weise, aber in ganz entgegengesetztem Sinne, die Einleitung zur Darstellung des tragischen Looses Floreston abgeben, indem die Anklänge aus seiner Arie hier ganz besonders hervorgehoben werden. Will man die erste Ouvertüre mit der zum Fidelio in Vergleich bringen, so verhalten sie sich zu einander, wie ein elegischer Seufzerhauch zu dem völligen Schrei des lautesten Schmerzes, der den gewölbten Bau der Beust zu zerschmettern droht.

Die erste Ouvertüre zue Leonore war bisher als Manuscript Eigenthum Haßlinger's in Wien und Schindler's in Aachen. Der Letzere, ein Feind aller Musikfeste, verweigerte auf mehrfache Bitte ihre Mittheilung. Dem Bestehen der Musikfeste, die fast die Bedeutsamkeit einer Nationalsache in Anspruch nehmen, wird durch die Grille dieses und jenes Musikers schwerlich ein Abbruch geschehen. Das nächstjäheige niederrheinische Fest wird in Aachen gefeiert werden. Heute Mittag war eine Anzahl theilnehmender Freunde und Freundinnen zum Abschiedsschmaus zusammen. Die Tribune war mit Mendelssohn-Bartholdy's Bild geziert; die Kränze, die ihm die begeisterten Rheinländerinnen auf die noch so jugendlichen Schläfe gedrückt, hingen zu Guirlanden gewunden zu beiden Seiten. Auf der blassen Wange des Meisters schwebte eine leise Röthe; sein kluges Auge sah keck aus wie zu neuen Entwürfen gerüstet. Dee würdige Schadow brachte den Toast aus für das Fortbestehen dee rheinischen Feste.

Von meiner Wanderung durch die Ateliers dee Malee gebe ich in aller Eile nur kurzen Bericht. Schodow arbeitet an einem Altarblatte für die Kirche in Dülmen; zwei Engel stehen an der Leiche Christi. Bendemann ist vom alten Testamente ins neue übergegangen; er malt einen gegeißelten Christus. Von seinem Jeremias sieht man hiee noch die kleine Farbenskizze. Von Hübner sah ich eine Gruppe Schnitter und einen großen Carton zum Tobias.

Und nun, adieu, Dina, auf lange Zeit. Ich bin recht müde vom Sehen, Hören und Schreiben. Wenn ich an Sie schreibe, so ist's immer wie ein Ruf aus tiefster Seele herauf. Nun sollen Sie lange nichts von mie hören, nun will ich schweigend den Rhein stromon, seine Burgen besteigen, seine Weine proben. Wenn ich an seine Strudel komme, will ich denken: wie leicht seid ihr zu beschiffen gegen die Strudel der Gemüthswelt! Wenn ich in seine glänzende Tiefe blicke, will ich bedenken, wie weit lieber ich in Dina's glänzende Augentiefe blickte. Aber sie soll es nun nicht mehr wissen. Hab' ich sie gequält mit meinen Worten, so will ich sie nun mit meinem Schweigen belohnen. Was sollt' ich Ihnen auch vom Vater Rhein erzählen, dos nicht schon Jedermann wüßte. Sie hören von mir keine Sylbe, bis ich vor Ihnen stehe; dann mögen Sie mir das Siegel von den Lippen lösen.

Correspondenz.

Aus Kloster Rosleben.

[Jubiläum des Prof. Rector Wilhelm, am 17. Mai 1836.]

(Beschluß.)

Wie mögen die großstädtischen Damen lachen, wenn sie wieder in ihren Assembleen sich befinden, und neben dem Glanze und der Pracht vorbei sich ihr Gedanke wieder in jene Stunde verirrt, wo sie im Walde schwärmten, nach der Musik in Reihe und Glied maeschirten, einen Halbkreis mit bildeten, ein Vivat mit brachten! Ich gönne es ihnen, so wissen sie es doch endlich auch, wie einem flotten Studenten zu Muthe ist, wenn ihm, er weiß oft selbst nicht wie, himmlisches Behagen eegeeift, wenn in ihm die Jugend braust! O singen Sie, meine Theuersten, meine Schönsten, meine Besten, singen Sie mit Cläechen.

Die Trommel gerührt!
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Haufen befiehlt.
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämmslein
Und Hosen und Hut!
Ich folgt' ihm zum Thor' naus
Mit muthigem Schritt,
Ging durch die Peavinzen
Ging überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wie schießen da drein.
Welch Glück sonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu sein.

Singen Sie es, wohl Ihnen, die Hälfte dieser Sehnsucht ist gestillt.

Der Mittag versammelte uns ernster um unsern ehewürdigen Lehrer, es zog schon wie ein Schleier der Trennungsgedanke sich um die Gemüther. Wir aus dem Herzen gesprochen waren die Worte des trefflichen v. F., der an die Teennung mahnend ein Glas zu leeeen gebot darauf, daß wie das Bedürfniß der Liebe uns alle so unerwartet aus Norden und

Digitized by Google

Süden hier wieder zusammengeführt, beim Scheiden von Rostleben wir gelobten wollen, in diesem Gefühle zu verharren und ein Herz und eine Seele zu bleiben. Wohl aufgenommen wurde dieser Gedanke von dem sinnigen H., der ihn erweiternd bat, es möge tief leben im Gemüthe eines jeden Festgenossen das Gedächtniß und der Eindruck dieser Tage.

Und das wird er, geliebte Communitonen, unvergeßlich sind uns die Tage; gebe der Himmel Jedem ein solches Fest, eine solche Auffrischung, sie erhebt über die Müden des Lebens, verscheucht den Unmuth und gibt jene frische Begeisterung zurück, die dem Menschen so Noth thut und die so leicht im Drange des Lebens erlahmt. Die Ihr es lest, es sei Euch hiermit nochmals die Hand zum Druck geboten, wie zum Abschied. Ob wir uns wiedersehen werden, — so nicht, Alle nicht! Ohne Lebewohl sind wir auseinandergegangen, denn es mochte Jeder sein Scheiden verbergen; aber im Geiste sehen wir uns gewiß noch oft vereinigt unter den alten Linden unsrer alma Rhodoscia. W.

Notizen.

[Einladung zur Subscription.]

Es gibt, meine verehrte Leser und angebetete Leserinnen, in Berlin ein Elysium. Es gibt auch dort einen Mann, der es dachte, entwarf, realisirte, und dieser Mann heißt Karl Heinzelmann. Er war zuvor vielerlei gewesen, Kaufmann, Apotheker, Speculant, Erfinder, Flüchtling, Raffineur, und was weiß ich alles! genug, Fortunens Nase, Busenschleife und Schleppe hatte er vergeblich angefaßt, in ihren Schooß konnte er nie dringen, und es hatte ein düsteres Geschick erst mannichfach seine Gewitterurne auf das Haupt dieses Mannes ausgeschüttet, es hatte erst weit mit ihm kommen müssen, bevor er den verzweifelten Gedanken faßte, mitten in einem Sand-Terrain ein Elysium zu entwickeln. Es gehört ein großer Kopf oder gar keiner dazu, um auf einem Stückchen Sandland elysäische Gefilde zu erträumen, zu erdenken und zu etabliren. Um dich dort über die trostlose Natur zu trösten, findest du einige Mühlenflügelschnukeln, Balancirstangen, hölzerne Thürme mit Scheuklappen, damit du nicht über die Wüe, die sich von oben deinem Auge bietet, erschrecken mögest. Als Ersatz für die dürftige Bevölkerung dieses Paradieses findest du einen Hund, eine Katze, einen Affen zu einer Menagerie arrangirt. Auch Weißbier trinkst du dort; es gibt kein berliner Elysium ohne Weißbier. — Allein das Unglück verfolgte den Mann, der alles dies erdachte, nach wie vor, er war in seinem forcirten Elysium nicht sicher vor den Erinnyen. Sie hießen Brandschaden, schlechte Witterung, Gläubiger, Banquerott, Misären aller Art. Aber erfinderisch wie er war, buhlte der Mann, dem die Sonne des Tages nicht scheinen wollte, ganz heimlich mit der Nacht. Als Gastwirth lud ihn der Tag, als schwärmenden Dichter die verschwiegene Nacht. Er warf sich auf die Dichtkunst. Es ist erschütternd, daß einer erst mit seinem Himmel verunglücken muß, bevor er sich den Musen hingibt. Der Inhaber des berliner Elysiums bietet die Kinder seiner nächtlichen Schwermuth dem Publicum dar; der Subscriptionspreis ist 1 Thlr., Ladenpreis 1½ Thlr. „Die Augenblicke der Muße" — sagt Heinzelmann eben so schwülstig als düster in der Einladung zur Subscription — „während meiner Geschäftsführung, meist jedoch die der nächtlichen Ruhe entzogenen Stunden, haben mir mehrere dramatische Arbeiten und Gedichte verschiedenen Inhalts geliefert. Ich kann sie nur als Keime poetischer Wallungen, genährt und gepflegt in der freien Natur, betrachten. Ungeschminkt stehen sie da, wie sie dem eignen Boden entsprossen. Keine Künstlerhand hat sie geschmückt; kein Blättchen Unkraut ist ihnen entwunden. Sie entquollen der Nacht und „nächtliche Umhüllung" war ihre Bestimmung. Doch günstige Beurtheilung und dringende Aufforderung einiger hochgeachteten Literaten, denen sie anonym zugesandt waren, ruft sie ins Leben. So will ich denn diese Keime den Regengüssen der Kritik und den Sonnenblicken der schönen Leserinnen übergeben, damit sie wachsen, Knospen treiben und Blüthen entfalten mögen und dann das Erzeugniß der Nacht ein Lobsal des Tages werde."

Jeder Gefühlvolle wird aufgefordert, diesem Manne, ohne Ansehen der Person, entweder einen blanken Thaler oder einen nassen Blick zu widmen.

[Zur Kritik der Malerei.]

Im vorigen Jahre erschien in Leipzig bei Brockhaus das wichtige Werk über Andrea del Sarto, von Alfred Reumont, das so eben in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik vom Professor E. A. Hagen (in Königsberg) seine Würdigung erhielt. In demselben Verlag erscheint noch im Laufe dieses Jahres ein zweibändiges biographisch-kritisches Werk über Rafael von Passavant. Hr. Passavant (in Frankfurt a. M. ansässig) verließ vor kurzem Leipzig, um nach Berlin zu gehen. Sein Werk über Rafael ist das Resultat seiner lebenslänglichen Studien. Die Rafaele in Rußland und Spanien ausgenommen, möchte nicht so leicht ein Bild des Meisters seiner Autopsie entgangen sein. Seine Reisen durch Italien und Frankreich hatten wesentlich Zwecke, die zum Theil in diesem Werke erledigt sind.

[Rossini auf Reisen.]

Der große Rossini ist nur bis Frankfurt gekommen. Dort hat er den großen Rothschild im Stich gelassen, und ist wieder nach Paris gegangen. Wer ihn nicht näher kennt, wird kaum den Beweggrund errathen. Rossini ist nämlich sehr geizig. Bis Frankfurt bestritt Rothschild die Kosten, machte aber nicht Miene, den reichen Maestro noch weiter mitzunehmen. Von diesem Moment an gefiel diesem das Reisen nicht mehr. Er kehrte nach seinem Paris zurück, wo er höchst knauserig lebt, während seine Frau sich's auf seinen Gütern in Italien wohl sein läßt. S.

[Eine Flucht nach gewonnenem Proceß.]

Miß Caroline Norton, die Freundin Melbourne's, vor ihrer Berühmtheit erschreckend, ist aus London geflohen und in Paris angekommen. Sie wohnt in der rue Notre-Dame-des-Victoires. Bezaubernd, wie sie ist, konnte sie keine Gasse wählen, deren Name eine passendere Anspielung auf den Sieg ihrer Reize gewesen wäre. Zum Unglück will es die Ironie des Schicksals, daß gnnz in der Nähe das Kaffeehaus de la Bourse liegt. Auch hat die siegreiche Dame sich verrechnet, da sie glaubte, den Neugierigen zu entfliehen. Ihre Wohnung wird belagert, wie früher das Kaffeehaus de la Bourse, und wo sie sich blicken läßt, folgt ihr ein Schwarm von Gaffern, die auf ihrem Gesichte lesen wollen, ob sie nur Melbourne's Freundin war, oder noch etwas mehr. 6.

Berichtigungen.

In Nr. 135. im ersten Briefe aus Elberfeld lies: Wuppersfeld statt Wappenfeld.

In Nr. 139 und 140 in der Correspondenz aus Rostleben lies Rector Wilhelm statt Wilhelmi.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 144. — den 25. Julius 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Unterhaltungen auf dem St. Bernhard.

Novelle von C. Teepen.

(Fortsetzung von Nr. 140.)

Hier endete der junge Mann seine Vorlesung; er sah mit seinen Kornblum-Augen im Kreise umher und erstaunte, so wenig Dank für seine Bemühung zu ernten: die jungen Damen rollten verlegen das brodirte Taschentuch zwischen den Händen; die ältern wisperten über Indecenz. Ein Theil der jüngern Männer lächelte zwar Beifall, die noch übrigen Herren aber gaben ihren Mißmuth ziemlich deutlich zu erkennen; halb leise meinte ein Commerzienrath: da der selige Ahn ein Rath gewesen, habe er sich mit solchen Allotria wohl schwerlich beschäftigt; wahrscheinlich aber habe er gar nicht existirt, der junge Mann sei ein Aufschneider, und dergleichen immoralische Notizen seien ein Werk seiner eigenen frivolen Feder; wie ja denn überall die Jugend sich heut zu Tage in gotteslästerlichem Treiben gefalle. — Sein Nachbar flüsterte dagegen etwas von St. Simonismus, und wie dieser seine Agenten in alle Welttheile sendete. Kaum hörte dies ein Funfziger, der erst vor kurzem ein junges Mädchen geheirathet, als ihm das Blut ins Gesicht stieg und er nicht ehre ruhte, bis er seine gewichtige Person zwischen seine jugendliche Hälfte und den Vorleser geschoben. Die schlaue Schwiegermutter, die der zwanzigjährigen Tochter in der schwierigen Kunst: den Mann zu nehmen, mit großer Geschicklichkeit beistand, bemerkte dies Experiment und hub alsbald mit lauter Stimme an: „Wir alle sind gewiß dem jungen Herrn in hohem Grade verbunden für seine angenehme und lehrreiche Unterhaltung; was aber uns betrifft, die wir aus dem Norden hieher gekommen, so sind wir ihm noch ganz speciell verpflichtet für den schmeichelhaften Contrast, den er in diesem Gemälde südlicher Sitten den unsrigen gegenübergestellt. Ja, oft scheint es, als hätten wir Ursache, die Bewohner des schönen Südens zu beneiden, wegen des Feuers der Begeisterung, das in ihren Werken glüht, wegen ihrer ungebundenen Freude und Geselligkeit, wegen ihres reichen Gottesdienstes; allein, bei Lichte besehen, wie sehr stehen wir im Vortheil? In unsern Herzen lodert die reine Flamme kindlicher, ehelicher und elterlicher Liebe; Ordnung und Häuslichkeit sind die Fesseln, die zwar binden, aber nicht drücken; der verehrte Gatte, der theure Säugling sind die Heiligen, denen wir in treuer Brust Altäre bauen. — Ich bitte die anwesenden Damen, mich eines Bessern zu belehren, wenn ich im Irrthume bin; allein meiner Meinung nach gedeihen eheliches Glück und häusliche Tugenden nirgends so herrlich wie in Nord-Deutschland und Alt-England."

„Very well," murmelte der Vermummte, der die Damen schon einmal erschreckt, „in England — yes in England!" — Er schlug die Umhüllung zurück, zog die Kopfbedeckung herunter; eine lange, blasse, ernste Gestalt nahm er ohne Umstände in dem Kreise am Feuer Platz. Alles betrachtete ihn mit stummer Ehrfurcht. „In England, yes in England," hub er dann von neuem an, „ich werde Ihnen

ein Beispiel legitimer Mutterliebe erzählen: Sr. Herrlichkeit dem Lord B..... war noch in spätern Jahren eine unermeßliche Erbschaft zugefallen; er fühlte deshalb die Verpflichtung, seinen Stamm zu erhalten, und heirathete ein armes Mädchen aus vornehmer Familie; die einzige Frucht dieser Ehe war ein Sohn. Lady B..... bewahrte die eheliche Treue streng nach dem Gesetze, und liebte ihren Sohn so über alle Maßen, daß sie außer Stande war, ihm irgend etwas zu versagen. Natürlich stieg der störrische Eigenwille dieses reichen Erben zu einer solchen Höhe, daß kein anderes Kind mehr neben ihm dauern mochte; vor Langerweile ward er nun noch viel toller, er schlug und biß wie der beste Gaul, und keine Regung milderer Gefühle war an ihm zu entdecken. Da kam man im Drange der Umstände auf den Einfall, ihm die kleine sanfte Ellen, die Tochter des Kammerdieners, zur Gespielin zu geben; der Erfolg lehrte, daß es ein glücklicher gewesen, denn er verrieth in ihrer Gesellschaft wirklich einige Spuren menschlicher Anlagen. Durch ihre verständigen Reden, durch ihre Bitten und Thränen vermochte sie wunderbar auf ihn zu wirken; es vergingen Tage, wo nichts von seiner dämonischen Bosheit zum Vorschein kam; dann aber brach sie oft mit verdoppelter Gewalt hervor, und er empfand alsdann ein grausames Vergnügen, die arme Kleine zu ängstigen und zu quälen. So befanden sich einst die beiden Kinder allein im Wohnzimmer der Lady, wo auf dem Gesimse des Kamins schöne Vasen und Porcellan-Figuren aller Art standen: „Sieh," sprach der Knabe, indem er eine derselben heraunternahm, die sehr kunstreich in der Tracht der Schönen an Ludwig des Vierzehnten Hofe gefertigt war, „sieh', dies ist meiner Mutter Lieblingspuppe; sieh einmal, wie natürlich ist die Rose an ihrer Brust, und man kann ordentlich das Muster in ihrer Spitzen-Schürze erkennen." — „Ach, das ist ja ganz allerliebst! das ist ja wunderhübsch!" rief Ellen. „Aber setze sie doch lieber wieder hin, wir könnten sie zerbrechen." — „Ach, was zerbrechen," lachte er ungezogen, „da wär' auch etwas daran gelegen — da nimm sie, Du sollst damit spielen." — „Nein, um Alles in der Welt nicht, ich rühre sie nicht an," versicherte Ellen, „wenn etwas daran verdorben wird, will ich nicht die Schuld haben." — „Nicht," versetzte der Bube tückisch, „Du willst nicht Schuld haben? Deswegen kannst Du sie immer anfassen, denn wenn ich sie zerbreche, sag' ich doch, Du hast es gethan." — „Ach, liebster, bester Richard," bat Ellen, „setze sie wieder an ihre Stelle, die schöne Puppe! Du würdest mich ja ganz unglücklich machen, wenn sie zerbrochen würde — gern will ich Dir Alles zu Liebe thun, wenn Du sie wieder zur Stelle setzest!" — Die Thränen stiegen der Kleinen in die Augen. Richard weidete sich an ihrer Angst, drehte die Puppe lange in den Händen hin und her und schleuderte sie endlich in schadenfrohem Uebermuthe gegen den Kamin, daß der Kopf herunterflog. In diesem Augenblicke trat Lady B..... ins Zimmer; sie erblickte die zerbrochene Favoritin am Boden; erkundigte sich nach dem Urheber dieses Frevels, und Richard wies mit beharrlicher Bosheit auf Ellen. — Die Lady, die eben von einem Spazierritte zurückkehrte und sehr für strenge Principien war, wo es die Erziehung anderer Kinder galt, nahm die Gerte und fing an, Ellen auf das unbarmherzigste zu züchtigen. Solche Folgen seiner Tücke hatte ihr Sohn sich nicht träumen lassen, er ward blaß vor Schreck, stürzte seiner Mutter entgegen und rief: „Nein, ich — ich bin's gewesen — ich habe gelogen!" — Aber die Lady, die sich wahrscheinlich freute, ihm ein Beispiel zu geben, wie man mit unartigen Kindern verfahre, setzte ihre Hiebe pflichtgemäß fort und ruhte nicht eher, bis sie Nacken, Schultern und Arme durch blutige Striemen gezeichnet. Dann schöpfte sie Luft, zog das Söhnchen auf ihre Knie, herzte ihn und sprach: „O, mein Richard, wie gut und gefühlvoll ist doch Dein Herz! — Wie oft sagte ich Deinem Vater, die edle Großmuth seines Geschlechts keime auch schon in Deiner Seele — wie sehr würde ihn seine Ungläubigkeit beschämen, hätte er die heutige Scene mit erlebt." — Und so oft das Söhnchen versuchte, die Wahrheit zu bekennen, verschloß sie ihm den Mund mit Küssen und überschüttete ihn mit neuen Lobsprüchen. — Endlich hatte sie ihrer mütterlichen Liebe genug gethan, und eilte nun hinweg zu ihrem Gemahl, um ihn durch eine Schilderung der großmüthigen Gefühle seines Sohnes zu erfreuen. Richard blieb zurück, zerknirscht von Scham und Reue, und doch hinderten ihn Stolz und Starrsinn, sein Unrecht einzugestehen; da stieß Ellen unter Schluchzen die Worte hervor: „O, Richard, warum hast Du mich so unglücklich gemacht?" — Wie durch einen Zauberschlag weckten diese Worte seine natürlichen Gefühle: unter Strömen von Thränen flehte er die arme Kleine um Verzeihung an, wälzte sich verzweiflungsvoll am Boden, gelobte einmal über das andere die aufrichtigste Besserung, und als Ellen endlich sprach: „Ich will Dir diesmal gern vergeben, wenn Du dann nur wirklich künftig gut gegen mich sein willst," — legte er sich gar die Buße auf, mit zu ihrem Vater zu gehen, um diesem seine Schlechtigkeit einzugestehen. Der erfahrene Kammerdiener jedoch ließ ihn nicht enden, er unterbrach sein Geständniß mit der Versicherung: „Das

Digitized by Google

junge Herrchen möge ſich deshalb nicht beunruhigen; habe die Ellen ein paar Streiche bekommen, von der gnädigen Frau hocheigenen Händen, ſo habe ſie's unſtreitig reichlich verdient, und eine ſolche Ermahnung ſei außerordentlich nützlich." — Richard fühlte den ſchneidenden Contraſt zwiſchen dieſem Vater und ſeiner eigenen Mutter; klar, wie in einem Spiegel, ſah er die Häßlichkeit ſeiner Seele, er verabſcheute ſich, ein armes ſchutzloſes Kind ſo gequält zu haben. Voll Reue beſchloß er, Ellen das Unrecht ſo viel als möglich zu vergüten, und faßte in dieſem Augenblicke eine innige und unwandelbare Liebe für ſie; von jetzt an ward ſie die Herrin ſeiner Handlungen, Alles, was er that, bezog er mehr oder minder auf ſie. Ellen merkte ſehr bald den Vorſprung, den ſie ihm abgewonnen, folgte immer mehr ihrem kleinen eigenwilligen Sinne, und ſteigerte dieſen nicht ſelten bis zur Tyrannei; Richard aber murrte nicht darüber, ſondern war froh, ſeine Schuld auf dieſe Weiſe abzubüßen. So verſpielten die Kinder noch ein paar Jahre. Da hatte plötzlich Se. Herrlichkeit, als er ſich eben auf einer Jagdpartie Courage getrunken, ein Einſehen, und ſchickte den Sohn nach Eton.

Richard's ganzer Stolz und Trotz erwachte, als er ſich hier einer ſtrengen Disciplin unterworfen ſah; um ſich jedoch ſolcher Strafen zu entziehen, die ihn in ſeinen Augen erniedrigt hätten, gehorchte er genau nach dem Buchſtaben und mit verſtocktem Sinne. Er lebte unter ſeinen Mitſchülern ſo allein, wie auf einer wüſten Inſel; Klagen ſchienen ihm unwürdig, Freude konnte ihm nichts gewähren; nur wenn die Zeit der Ferien kam und er nach Hauſe reiſte, erweiterte ſich ſein Herz, nicht aus Zärtlichkeit gegen die Eltern, ſondern aus Liebe für Ellen. Wie freudig war dann das Wiederſehen der beiden Kinder; wie glücklich war Richard, wenn Ellen ſich an den kleinen Geſchenken, die er ihr mitgebracht, nicht ſatt ſehen konnte; wenn ſie im Winter zuſammen durch den Schnee wateten, um die Spuren der zahmen Rehe zu ſuchen, im Sommer auf dem Raſen unter hundertjährigen Eichen ſaßen, die Tauben fütterten oder Blumenkränze wanden.

Die Zeit verſtrich, Richard verwechſelte ſeinen Aufenthalt in Eton mit dem in Oxford; ſein Verhältniß zu Ellen aber blieb immer daſſelbe. Nur liebten ſie jetzt andere Unterhaltungen; er brachte ihr die herrlichſten Dichtungen als Geſchenke mit, ſie ſpielte die Harfe und ſang ſeine Lieblingslieder mit ihrer reinen hellen Stimme. Welche glückliche Stunden brachten ſie am Rande der plätſchernden Quelle zu, wenn ein blühender Fliederſtrauch ſeine Düfte auf ſie herniedergoß und die Forellen im Sonnenſchein zu ihren Füßen ſpielten; welche ſelige Abende, wenn das Flöten der Nachtigall ſie hinauslockte in den Hain, und ſie von der ewigen Dauer ihrer Gefühle, von Gott und Unſterblichkeit und dem Wiederſehen nach dem Tode ſprachen. Ach, nichts gleicht der ſüßen Schwärmerei der Jugend an Tiefe, Unſchuld und Innigkeit! —

Richard hatte ſeine Studien vollendet, und ſein Vater, obgleich ſchon in hohem Alter, beſtand nun mit aller Beharrlichkeit darauf: er ſolle ſeinen Uebergang ins praktiſche Leben durch Reiſen ins Ausland vorbereiten. — Jetzt, wo ihm eine ſo lange ſchmerzliche Trennung bevorſtand, forderte Richard zum erſten Male von Ellen die heißeſten Schwüre ihrer Liebe und trank mit Ungeſtüm die Antwort von ihren bebenden Lippen — wie konnte ihm der Gedanke an Untreue kommen? Ihre Seelen waren in Eins verſchmolzen, ihr Daſein war an einander gekettet mit unzerreißbaren Banden — und dennoch ward er von namenloſer, unausſprechlicher Angſt gequält.

Er mußte ſich losreißen — er eilte nach Paris. Hier erfaßte ihn der Strudel des Lebens; ſeine Leidenſchaften brauſten auf, er widerſtand den vielfachen Lockungen nicht, jedoch ſein Herz gehörte immer nur Ellen; nach jeder Verirrung ſchämte er ſich vor ihr wie vor der Allgegenwart Gottes. — Er ging nach der Schweiz, um die Größe der Natur anzuſtaunen; er ging nach Rom, um die Schöpfungen der Kunſt zu bewundern; er ging nach Neapel, um ſich an Schönheit und üppiger Fülle des Südens zu laben; aber ſelbſt die glühende Sonne, in deren heißen Strahlen die feurigſten Weine reifen, vermochte Ellen's Bilde nichts von der Friſche ſeiner Farben zu nehmen. — Er hatte lange kein Schreiben von ihrer lieben Hand; er ſtand auf dem Balkon und ſah die Sonne in den prächtigen Golf hinabſinken. Scheidend warf ſie ihre Purpurlichter vom Horizonte herauf, die in den Thränen ſeiner Augen flimmerten — da brachte der Diener ein ſchwarz verſiegeltes Schreiben: es war die Anzeige von dem Ableben Sr. Herrlichkeit des Lords B..... — Alſo war Richard nun im Beſitze hoher Würden und unermeßlicher Reichthümer. Er ſtand nicht lange an um den Gebrauch, den er davon zu machen hatte: Ellen's Herz war ihm theurer als alle Schätze der Welt, die Vereinigung mit ihr ehrenvoller als alle Würden, die irdiſche Größe auf ein Haupt zu häufen vermag — mit raſtloſer Haſt durchflog er Europa, um in ihren Armen auszuruhen.

Es fehlte nur ein Weniges, und er wäre vor ſeinem Schreiben bei der verwitweten Lady eingetroffen. Dies war

Digitized by Google

vielleicht die Urſache, daß er ſie nicht allein traf, ſondern umgeben von Gäſten, die ihm das Wiederſehen peinlich machten; die mütterliche Liebe aber ſuchte ſeine Zurückhaltung auf alle Weiſe zu beſiegen, ſie trat unverhohlener hervor als je. Die Lady war unermüdlich in Erkundigungen nach ſeinem Wohlergehen, erzählte ihm unter Thränen, wie viel Liebe und Sorge der Vater noch in ſeinen letzten Tagen für ihn gehegt, und wie chriſtlich der Lord unter ſchweren Leiden von der Eitelkeit dieſer Welt geſchieden, und ſtellte ihm endlich zum Schluſſe eine junge Dame vor, die ihr jene ſchweren Zeiten mit kindlicher Sorgfalt und Theilnahme erleichtert. Dieſe junge Dame war die Tochter des Herzogs von C....., ſie trat hervor, verneigte ſich tief und erröthend und erwiederte jene Lobſprüche mit niedergeſchlagenen Augen und beſcheiden ablehnenden Antworten, die ſtark nach einer guten Erziehung in renommirten Penſionen ſchmeckten. Richard hatte zu viel Weltkenntniß erworben, um nicht zu wiſſen, wohin dies Alles ziele; ſeine Lage ward ihm unerträglich, und ſobald ſich eine ſchickliche Gelegenheit bot, ſchützte er Ermüdung vor und beurlaubte ſich bei der Geſellſchaft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Prag*).

[Vogel's Bild. Vorbereitungen zum Krönungsfeſte.]

Seit einigen Tagen iſt hier ein Bild des Herrn Profeſſors Vogel von Vogelſtein aufgeſtellt. Dieſer Meiſter reiſte nämlich vor nicht langer Zeit hier durch nach Wien, wohin ihn ein Brief des Fürſten Metternich rief, der einige ſeiner Gemälde zu ſehen wünſchte. Unter letztern befand ſich nun auch das oben erwähnte Bild. Den allgemeinen Bitten der hieſigen Kunſtfreunde nachgebend, hat nun Hr. Prof. Vogel bei ſeiner Rückreiſe dieſes Bild auf einige Tage bei ſeinem Freunde dem Herrn Gouvernementsbeamten Klar zurückgelaſſen, und ſobald dieſes bekannt wurde, ſo ſind auch ſchon viele Verehrer der Kunſt hingeeilt, Vogel's Werk zu ſehen und zu bewundern, ſo daß das Zimmer, in welchem es aufgeſtellt, ſelten von Beſuchern leer iſt. Das Gemälde ſtellt das Atelier des eigenen Meiſters vor und zeigt eine Gruppe von elf Perſonen, wovon die meiſten einen europäiſchen Ruf genießen, als Tieck mit ſeiner Tochter Dorothea, der Bildhauer David, der ſelige Böttiger, Dr. Carus, Karl Förſter, Prof. Vogel ꝛc. Ich werde mich hüten, dem Beiſpiele eines hieſigen, durch ſeine Ignoranz bekannten Laffen zu folgen, der die Unverſchämtheit hatte, das Bild mit kunſtrichterlicher Miene zu loben! Einem ſolchen literariſchen Lumpenſammler kann man es wohl verzeihen, wenn er ein Meiſterwerk tadelt, denn was verſteht die Henne von der Perle — aber loben iſt unerhörter Frevel. Nur dem Kunſtrichter von ausgezeichnetem Rufe iſt es erlaubt, in den vollen Lorbeerkranz, den ein großer Meiſter ſich erworben, noch einige Blümchen zu winden. Ich beſchränke mich daher blos darauf, zu melden, daß die hieſigen Kunſtfreunde Herrn Klar*) ungemeinen Dank wiſſen für die Freude, die er ihnen bereitet, um ſo mehr, da die heurige Kunſtausſtellung der Art war, daß es Sünde wäre, in dem Augenblicke, wo man den Namen Vogel nannte, ihrer zu erwähnen. Von unſern hieſigen Künſtlern iſt überhaupt nicht viel zu erzählen. Ausgenommen Manes und Pollac finden ſich lauter ſubordinirte Talente. Manes hat neuerdings durch eine heilige Familie die Kraft ſeines Genius gezeigt, und Pollac, der ſchon ſeit einigen Jahren ſich in Rom aufhält, hat vor kurzem auf die Aufforderung des Kunſtvereins in Dresden ein Bild dahin geſandt, welches ſogleich für 50 Louisd'or angekauft wurde.

Die Vorbereitungen zur Krönung werden immer größer. Große Lieferungen an Stoffen, Ellwaaren und Geſchirren für die Volksfeſte ſind ausgeſchrieben. Von den letztern wird das größte auf den Gefilden des Carolinenthals (einer prager Vorſtadt) gefeiert werden. Sechzehn große Tanzplätze für die 16 Kreiſe Böhmens werden eingerichtet. Die Tanzenden werden aus den ſchönſten Burſchen und Mädchen in der Nationaltracht ihres Kreiſes gekleidet beſtehen. Auch wird aus jedem Kreiſe eine Bauernhochzeit, deren Ceremonien ſehr verſchieden ſind, Statt finden, und die Brautpaare von der Kaiſerin ausgeſtattet werden. Noch größere Vorbereitungen werden natürlicherweiſe in der Stadt ſelbſt getroffen. Glänzende Illuminationen, Freitheater, Freiredoute, Maskenzüge ſollen Statt finden. Der große pompöſe Einzug des Kaiſers in die Stadt, der herkömmlicher Weiſe vor jeder böhmiſchen Krönung gehalten wurde, und der gewöhnlich den ganzen Tag dauerte, wird diesmal unterbleiben. Bei einem ſolchen Einzuge war es gebräuchlich, daß die Hufe der Pferde mit Silber locker beſchlagen wurden, was herabfiel, wurde vom Volke aufgerafft, und es iſt leicht zu ermeſſen, daß es an blutigen Köpfen nicht fehlte. Zur Ehre unſeres Jahrhunderts wird dieſes, ſo wie auch das Auswerfen der Krönungsmünzen unterbleiben. Jeder Chef eines Departements wird eine gewiſſe Anzahl ſilberner Denkmünzen erhalten, um ſie auf eine zweckmäßige Weiſe gehörig zu vertheilen.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Von einem andern Correſpondenten. d. R.

Notiz.

[Notabilitäten auf Reiſen.]

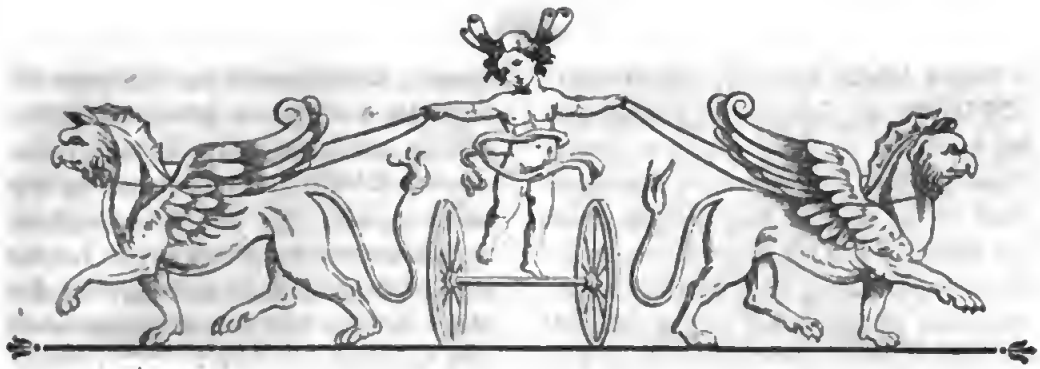
Ludwig Tieck hat in der Mitte des Julius Dresden verlaſſen, um den Rhein und Baden-Baden zu beſuchen. Die Urania bringt abermals eine Novelle von ihm.

Leopold Schefer hat ſich vor kurzem behufs buchhändleriſcher Anträge für den Fürſten Pückler ein Zeit lang in Stuttgart aufgehalten.

Grobe hat Leipzig, Dresden, die ſächſiſche Schweiz beſucht und war in ſeiner Vaterſtadt Braunſchweig während des Muſikfeſtes, bei welchem Schneider aus Deſſau und Marſchner aus Hannover dirigirten.

*) Derſelbe, der, wie bereits viele öffentliche Blätter meldeten, dem Beiſpiele ſeines edlen Vaters folgend, die beſten Kräfte ſeines Lebens der Verſorgung armer Blinden, für welche ſein Vater hier eins der ſchönſten Inſtitute gegründet hat, widmet.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 145. — den 26. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Unterhaltungen auf dem St. Bernhard.

Novelle von E. Teepen.

(Fortsetzung).

Nichts Eiligeres lag Richard jetzt ob, als sich nach dem alten Kammerdiener — mit einem Worte, nach Ellen zu erkundigen. Aber, ach! das ganze Dienstpersonal war verändert; der alte Kammerdiener nebst seiner Tochter war verschwunden, Niemand wußte von ihnen. — Richard empfand unsägliche Qual, mit hastigen Schritten durchirrte er die Reihe seiner Gemächer, mit fliegender Ungeduld zählte er Minute auf Minute, wann endlich die Gesellschaft sich entfernen werde und er Aufschluß von seiner Mutter erlangen könne. — Nach zwei Stunden bitteren Harrens rollten die Wagen über den Schloßhof, und Richard schickte zur Lady, sie noch um eine kurze Unterredung bitten zu lassen; sie ward ihm gewähret, und er trat vor seine Mutter hin mit dem Entschlusse, die Scheu seines Innern zu besiegen, um Wahrheit zu erlangen: „Theure Mutter," sprach er, „es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß ich den Gegenstand meiner innigsten Zuneigung in Ihrem Hause zurückgelassen — vergebens hoffte ich, ihn hier jetzt noch anzutreffen — darf ich also fragen, wie Sie über denselben verfügt?"

Die Lady gerieth in sichtliche Verlegenheit, sie hatte ihrem Sohne nicht den Muth zugetraut, so unverhohlen von den Geheimnissen seines Herzens zu reden; sie flüchtete sich hinter ihren Stolz und erwiederte in hohem Ton: „Mylord, ich wüßte von keinem Gegenstande, der Ihrer Zuneigung würdig gewesen."

„Ob er meiner Liebe würdig war oder nicht, dies, Milady, werden Sie die Güte haben, meiner Entscheidung zu überlassen," entgegnete Richard mit flammenden Augen. „Jetzt aber sind Sie verpflichtet, mir Rede zu stehen: wo ist sie, die ich anbete — wo ist Ellen?"

Einen Augenblick verlor die Lady alle Fassung, diese feste und bestimmte Frage schien sie fast zu vernichten — dann aber raffte sie das ganze Gewicht ihres Anlehns zusammen und sprach: „Ich begreife nicht, Mylord, wo Sie die Dreistigkeit hernehmen, Ihre Mutter so unverhohlen mit den thörichten Neigungen Ihres jugendlichen Leichtsinns bekannt zu machen! — Was mich betrifft, so fühle ich mich keineswegs verpflichtet, Ihnen Rechenschaft von dem Schicksale eines, uns gänzlich untergeordneten und fremden Wesens zu geben; jedoch, um Ihnen die rechtlichen Gesinnungen achtungswerther englischer Frauen, die Ihnen vielleicht im Auslande fremd geworden, klar ins Gedächtniß zu rufen, sage ich frei heraus: daß ich mein Betragen gegen Ellen vor Gott und dem Gesetze und allen Menschen verantworten kann; daß ich mich nicht entschließen konnte, das unglückliche Mädchen der Verführung eines Höheren preiszugeben, und sei dieser selbst mein Sohn; und ihr deshalb einen ehelichen Mann als Beschützer beigesellte, dessen rechtmäßige und christliche Ehefrau sie ist."

Digitized by Google

Bei dieſen Worten bedeckte Todesbläſſe Richard's Geſicht — dieſe Bläſſe ſank als Scheidewand zwiſchen ihn und die Freuden des Lebens — ſie iſt ſeitdem nie wieder von ſeinen Wangen gewichen. — Ein finſteres Schweigen war ſeine Antwort — die Lady, die den Ausbruch ſeines Zornes gefürchtet, freute ſich über den Eindruck ihrer wohlgelungenen Rede und fuhr fort: „Dieſe Nachricht verurſacht Dir Schmerz, mein geliebter Sohn? — Ach, ich darf Dir deshalb nicht zürnen, denn in der Jugend ſind wir nur zu häufig eine Beute unſerer Schwärmereien; bald aber erkennen wir deren Nichtigkeit und Unhaltbarkeit, und ſegnen dann die Vorſicht derer, die die Ausführung unſerer Thorheiten hinderten, wie der Geneſende den Arzt, der ſeine Heilung mit einer ſchmerzhaften Operation begann. — Ja, theurer Richard, ich begreife, wie ich Dir in dieſer Kriſis noch nicht mit andern Plänen kommen darf, aber in der Folge wirſt Du immer mehr erkennen, wie reichlich Dich der Beſitz des ſchönen, liebenswürdigen und tugendhaften Mädchens, das ich Dir heute zugeführt, für jenen eingebildeten Verluſt entſchädigen wird. Fanny C..... theilte mit mir die letzte Pflege Deines Vaters; ſterbend legte dieſer ſeine Hand auf ihr Haupt und äußerte gegen mich den Wunſch: ſie einſt als Gattin in Deinen Armen glücklich zu wiſſen — alſo iſt ſie gleichſam ein theures Vermächtniß für Dich.“

Ein höhniſches Lächeln umzog Richard's bleiche, kalte Lippen: „Was dieſen Theil des Vermächtniſſes Sr. Herrlichkeit betrifft, ſo verzichte ich hiermit feierlichſt,“ — entgegnete er, verbeugte ſich und ging, um niemals wieder das Antlitz ſeiner Mutter zu erblicken.

Richard — der reiche junge Lord, das beneidete Glückskind — der beſtimmt ſchien, ſich auf den weichen Wogen des Wohlergehns zu ſchaukeln, war jetzt elender als der geringſte ſeiner Diener. Flüchtig, gleich Kain, irrte er umher, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, mit dem feſten Entſchluſſe, nicht eher zu ruhen, bis er Ellen aufgefunden; denn in welcher entwürdigenden Lage er ſie auch treffen mochte, kein äußeres Elend vermochte ſie in ſeinen Augen zu erniedrigen. Ihre reine Seele gehörte ihm allein, dies ſagte ihm die Stimme ſeines Herzens, war nun gleich der Reiz ihrer vergänglich irdiſchen Hülle durch Zwang die Beute eines Andern, ſollte er ſie deshalb weniger lieben? — Endlich führten ihn ſeine Forſchungen nach London — einen Monat nach dem andern verweilte er hier in troſtloſer Einſamkeit, ohne eine Spur von Ellen zu entdecken, ja ohne einmal den Namen ihres Mannes in Erfahrung bringen zu können. Seine Verzweiflung ſtieg immer höher, oftmals war er auf dem Punete, ſeinem unglücklichen Daſein ein Ende zu machen; allein der Gedanke, Ellen ihrem jammervollen Schickſale dann für immer zu überlaſſen, hielt ihn davon zurück. In dieſer Stimmung durchirrte er einſt die Schlupfwinkel des Elends — ach, und doch waren dieſe erdfahlen Geſichter, dieſe von Hunger und Entbehrung verzehrten Geſtalten nicht ſo vom Schickſal vernichtet, daß ſie nicht noch Vergeſſen ihres Unglücks in irdiſchen Genüſſen gefunden; im rohen Taumel der Sinne, bei wildem Jauchzen und Trinkgelagen ſpotteten ſie ihrer Erniedrigung! — Richard ſeufzte — da huſchte plötzlich eine geiſterartige Geſtalt an ihm vorüber mit langen, fliegenden, blonden Haaren — hinterher taumelte ein Mann, roth und aufgedunſen, mit einem Riemen in der Hand: „Hallo, halt,“ ſchrie er, „mein tolles Weib iſt mir entſprungen! — Nachbarn, haltet das Weib! ſie iſt vor Hochmuth verrückt geworden!“ — Richard ſtarrte ihn an: es war Dik Wilſon, ein ehemaliger Pächter ſeines Vaters. In dieſem Augenblicke hörte er herzzerſchneidende Töne hinter ſich: „O, Richard, warum haſt Du mich ſo unglücklich gemacht!“ klagte die Arme, die von zwei Männern gepackt ward. Richard ſtürzte hinzu — o, Himmel, es war Ellen! Ellen in der Nacht des Wahnſinns! — Wer ſchildert Richard's namenloſen Schmerz? — „Hallunke,“ ſchrie er Wilſon entgegen, der im Begriffe war, ſich ihrer zu bemächtigen, „rühre ſie nicht an, oder Du biſt des Todes!“ — warf ihm die gefüllte Goldbörſe vor die Füße, umfaßte Ellen und trug ſie eine Strecke fort bis in den nächſten Wagen; unter dem wiehernden Gelächter des herzuſtrömenden Pöbels, der den Spleen des vornehmen Herrn verhöhnte, ſo viel Gold für ein abgemagertes, verrücktes Weib zu geben.

Richard führte ſie in ſeine Wohnung — unter Thränenſtrömen kniete er hier an ihrem Lager: dieſe ſtieren weitaufgeriſſenen Augen, dieſe naßkalten Hände, dieſe eingefallene Bruſt — welch ein Anblick! — So geiſtig und körperlich zerrüttet, ſah er jetzt das ſchöne Mädchen vor ſich, deren Liebe ihn über Alles beſeligt — und doch wäre er nicht ohne Troſt in dieſem Unglücke geweſen, wenn nur Ellen ihm ein Zeichen ihrer Zuneigung gegeben, nur ein Merkmal verrathen, daß ſeine Stimme eine dämmernde Ahnung in ihrer verfinſterten Seele erweckte. Allein auf alle ſeine Bitten, alle ſeine Klagen erwiederte ſie nichts, als den jammervollen Ruf: „O, Richard, warum haſt Du mich ſo unglücklich gemacht!“ — Endlich verſank ſie in einen Zuſtand zwiſchen Schlaf und Betäubung, Richard ſaß in düſterem Schwei-

Digitized by Google

gen und warf verzweiflungsvolle Blicke auf sie; da bemerkte er, wie unter dem heftigen Arbeiten ihrer Brust der Zipfel eines Papiers unter ihrem Kleide sichtbar ward. Schon früher hatte er wahrgenommen, wie sie stets mit besonderer Aengstlichkeit die Hände gegen die Brust gedeückt — leise und behutsam zog er es jetzt hervor. Es war ein Brief, fast zerrieben und die Schriftzüge von Thränen ausgelöscht, aber dennoch ward ihm der teuflische Betrug, der hierin steckte, nur allzu klar. Der Brief war in seinem Namen geschrieben, seine Hand täuschend nachgeahmt; in excentrischen Ausdrücken ließ man ihn darin viel von dem Willen der Vorsehung reden, wie sich dieser kund gebe durch den verschiedenen Standpunct, den sie uns angewiesen, und wie nur Pflichterfüllung auf diesem Standpuncte den Namen wahrer Tugend verdiene. Dann ließ man ihn in sanften Modulationen auf seine und Ellen's specielle Verhältnisse übergehen und ihr schonend beweisen, wie ihr Loos schon in der Wiege für immer von einander geschieden, wie nur Unglück, Schande und Reue entstehen könne, wenn sie frevelhaft genug wären, eine Vereinigung zu erzwingen, die ihnen schon im voraus von der göttlichen Weisheit untersagt sei — und endlich mit liebevollen Ermahnungen an Ellen: der Schwärmerei ihres Herzens nicht hartnäckig nachzuhängen, ihre weibliche Bestimmung nicht aus den Augen zu verlieren, sondern einen andern Mann durch ihre Hand zu beglücken — und mit rührenden Versicherungen fortwährender Freundschaft, schließen. — Tod und Teufel, die gräßliche Wahrheit stand klar vor Richard's Augen! — Gewiß waren es Mächte des Himmels, die ihm in diesem Augenblicke zur Seite standen, sonst hätte er die verflucht, die ihn geboren.

Die geschicktesten Aerzte boten ihre Kunst auf, Ellen das Licht des Verstandes wiederzugeben; durch ihre Bemühungen und durch die liebevollste Pflege gelang es endlich, den tobenden Wahnsinn zu besiegen — sie versank in Ermattung und Apathie. In diesem Zustande brachte Richard sie in das schöne Klima des südlichen Frankreichs — hier war es, wo sie einst, nach langem, ruhigem Schlummer, an einem sonnigen Morgen erwachte, und ihr Auge zum ersten Male lächelte, als es auf Richard fiel: „Bist Du hier?“ sprach sie dann mit der früheren Weichheit ihrer Stimme. „O, Richard, welche finstere, gräßliche Träume haben mich gequält!“ — Es war Richard, als ob alle Seligkeiten des Himmels auf ihn herniederströmten, jedoch hütete er sich, die Freude seines Innern laut werden zu lassen; er erwiederte ihr einige freundliche Worte und überließ sie ihrem halb klaren Bewußtsein. Von Tage zu Tage nahm dies Bewußtsein zu, und endlich war ihre Seele dem Geliebten in ganzer Schönheit wiedergegeben. Nichts gleicht der Bitterkeit und nichts der Lust, die sich von nun an in ihre Liebe mischte, sie weinten Zähren der Verzweiflung über ihr herbes Geschick, und jauchzten auf in Wonne über ihre jetzige Vereinigung. — Ellen erzählte Richard, wie bald nach seiner Abreise der junge Pächter Wilson sich um ihre Hand beworben, natürlich habe sie gesucht, seinen lästigen Betheurungen auf alle Weise zu entgehen; dies sei ihr auch gelungen, so lange der Lord B..... noch gelebt, gleich nach dessen Tode aber sei Wilson kräftig von der Lady unterstützt, und da bald darauf auch ihr Vater gestorben, dessen Dasein gleichsam mit dem seines Herrn verwachsen gewesen, habe sie in ihrer verlassenen, trostlosen Lage keinen Ausweg gewußt, als an Richard zu schreiben, ihm ihre Verzweiflung zu schildern und ihn um Hülfe anzusiehen. Bald darauf habe sie jenen Brief als Antwort erhalten, den sie seitdem nie von sich gelassen, und sich nun in ihr Schicksal ergeben. Sie erinnerte, daß ihr ein Jahrgehalt von der Lady bestimmt worden, daß Wilson seine Pacht aufgeben und mit ihr nach einem andern Orte habe gehen wollen; daß sie im Brautstaate, von zahlreichen Gästen begleitet, zue Kirche gegangen — hier habe sie vor dem Altar das „Ja“ ausgesprochen — dann aber plötzlich laut aufgeschrien, denn Alles sei vor ihren Augen im wilden Taumel durcheinander gegangen: in gräßlichen Verschlingungen und Verzerrungen seien alle Gestalten um sie her getanzt, der Geistliche habe ihr klirrende Ketten an Händen und Füßen gelegt, und ein klapperndes Gerippe, in dessen Grinsen sie die Züge der Lady erkannt, habe ihr Herz mit glühenden Zangen gezwickt — seitdem habe sie Richard unaufhörlich gerufen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschluß.)

[Krönungsfeierlichkeiten — Zustand des Theaters.]

Als Krönungsoper wird Meyerbeer's „Kreuzritter“ und Donizetti's neueste Oper „Belisario“ aufgeführt werden. Es sind dazu die Tenore Wild und Breitfug und die Sängerinnen Schröder-Devrient und Heinefetter engagirt. Die letzte wird im Kreuzritter und die Schroeder im Belisario singen. Aergerlich ist es, daß auch hier die Oper die Oberhand hat. Für das recitirende Schauspiel ist keine fremde Seele engagirt und doch ist unser hiesiges Schauspiel der Art, daß es einiger Stützen bedurfte. Die guten alten Schauspieler aus der frühern Zeit sind eben, weil sie die alten sind, nicht mehr die guten. Dem sonst so wackern Beyer ist sein Gedächtniß treulos geworden, er ist ganz den unterirdischen Mächten im Souffleurkasten heimgefallen, aber auch diese können ihn aus seiner Noth oft nicht retten, denn der alte Löwe scheint nicht mehr gut zu hören. Ueberhaupt sollte man statt der Schau-

Digitized by Google

spieler Beyer und Ernst sogleich den Souffleur mit Buch und Lampe in der Hand auftreten lassen und könnte gewiß sein, daß die Illusion dadurch weniger gestört wird als durch das Angstgestöhn und die Verlegenheitsmimik dieser beiden Schauspieler, die nie ihre Rolle wissen. Eine Vorstellung, wie die des Lear, der während der Anwesenheit Pauli's wieder einmal zur Aufführung kam, würde mit Ausnahme des dresdner Künstlers und einiger Nebenrollen selbst dem Theater zu Kuhschnappel Schande machen.

Bei Hrn. Polawsky scheint mit der Zunahme des Alters die Liebe für die Kunst im Abnehmen zu sein. Unübertrefflich als Marschall von Kalb, sind es immer und ewig diese Formen, in denen wir ihn in jeder Rolle erblicken. Hr. Polawsky scheint jetzt schon zu bequem zu sein, in Sprache und Haltung den Charakter der Rolle anzunehmen, die er zu spielen hat, die geckenhaften Bewegungen und die kokette Sprache, die auch seinen Riccaut de la Marlinière so ausgezeichnet machen, vermag er nicht in andern Rollen abzulegen und so sind diese beiden Eigenheiten die stereotypen Formen aller seiner Darstellungen geworden.

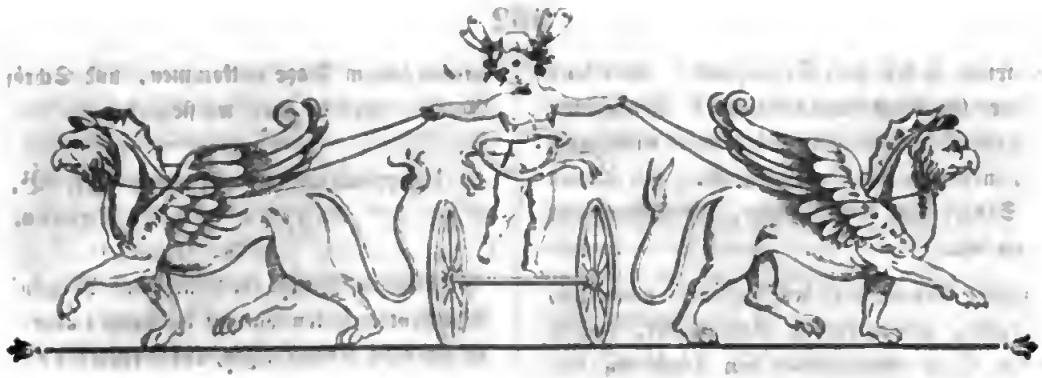
Das Fach des ersten Liebhabers ist mit Hrn. Dietz ziemlich gut besetzt. Obgleich das Schnarrende seines Organs dem Wohllaut der tragischen Rede und gewisse eckige Bewegungen dem feinen Anstand des Lustspiels hinderlich sind, muß man Hrn. Dietz das Lob eines fleißigen und denkenden Schauspielers zu Theil werden lassen. Mit einem bessern Organ begabt ist der für das Fach der Heldenspieler engagirte Hr. Korner, der den nach Brünn abgegangenen Fischer in so weit vollkommen ersetzt, daß er eben so wenig, wie sein Vorgänger, die Gunst des Publicums sich erwiebt. Besseres läßt sich von den Damen sagen. Mad. Binder ist noch immer in jungen Frauen- und Witwenrollen höchst amuable. Aber das heilbronner Käthchen sollte sie nicht mehr geben, und daß sie es gibt, das ist ihr Fehler, d. h. der Fehler der Mad. Binder, nicht ihrer Darstellung. Ihre jüngere Nebenbuhlerin Dem. Feei ersetzt sie in manchen Rollen, wenn auch nicht mit mehr Kunst, doch mit mehr Natur. Das schätzbarste Mitglied unserer Bühne ist Dem Herbst, sie ist die einzige, deren Kraft für ihr Rollenfach ausreicht. Wir haben hier Dem. Herbst immer als eine wackere Schauspielerin erkannt, aber mit der Rolle der Griseldis hat sie sich in die Reihe der kleinen Zahl deutscher Künstlerinnen gestellt, deren Repräsentantin Mad. Rettich ist. Der Raum gebietet mir, dieses Alles blos notizweise zu erwähnen, und so kann ich mich auch über das Gastspiel des Herrn Pauli, der wie ein Lichtstrahl die Schatten unseres Schauspiels erst recht sichtbar machte, nur kurz aussprechen. Das Prädicat eines vortrefflichen Schauspielers, eines großen Künstlers, wird jetzt so oft mit beiden Händen an jeden Coulissenreißer und Gesichterschneider ausgetheilt, daß es eine Beleidigung für Pauli wäre, wollte man ihm deriei Lobeserhebungen an den Hals werfen. Statt zu loben, will ich ihn tadeln und zwar eben, daß er keine Coulisse reißt und kein Gesicht schneidet. Hr. Pauli sollte bedenken, daß die würdigen Männer auf der Galerie auch ihr Entree bezahlt und folglich Ansprüche haben auf eine geeissene Coulisse und ein geschnittenes Gesicht. Aber Hr. Pauli nimmt davon keine Notiz. Selbst als Franz Moor nicht. Nie habe ich einen Schauspieler mit mehr Ruhe spielen gesehen. In den feurigsten Momenten, in den aufgeregtesten Stellen überläßt er sich dem Strom der Begeisterung, aber er bleibt immer der kunstreiche Schwimmer, der in dem reißendsten Strom das Tempo nicht verliert. Pauli's Darstellungen gleichen einem Schweizergebirge, unten die blühendste Vegetation der Phantasie, aber auf dem hohen Gipfel, wo die Alpenrose der Kunst wächst, thront das ewige Eis der Besonnenheit. Pauli's Darstellungen hätten Hrn. Stöger zeigen können, daß der Sinn für das recitirende Schauspiel hier noch nicht erloschen ist, und die vollen Häuser, welche „der Oheim" und ähnliche Darstellungen machten, hätten ihn lehren können, auf welche Weise man diesen Sinn näher und erstarken machr. Aber das scheint Hr. Stöger nicht lernen zu wollen. Daß dieser Director der Oper den Vorzug gibt, ist bei dem jetzigen Zeitpuncte und besonders in der Stadt der Musik, Prag, kein Wunder, aber daß er die niedrigsten gemeinsten Localpossen wie Taroteri, Teufelsmühle ꝛc., wieder auf die Bühne bringt und sie mit allem möglichen Aufwande an Decorationen und reichem Costüm ausstattet, während er das Schauspiel verkümmern läßt, das ist unverzeihlich. Umsonst erwähnt unser würdiger Professor Müller, so oft er kann, dieses Uebelstandes; man will den delicaten Wink nicht verstehen und so wird die pragee Bühne, einst die Baumschule deutscher Künstler, immer mehr und mehr zum Kasperltheater. Ist es dann ein Wunder, wenn die Frösche aus der Cloaque sich erheben und ihre Producte auf die Bühne bringen. Erst neulichst ging ein solches Machwerk unter dem Titel: „Staberl, Ringer und Athlet" über die Bretter, und da man als den Verfertiger dieses Aggregats der niedrigsten Zoten und Gemeinheiten ein hiesiges Subject nannte, das sich bisher nur an die Composition von Gassenhauern für herumziehende Harfenisten wagte, so wurde dadurch die Indignation aller Gebildeten um so gesteigerter, aber die Leute sind ungerecht. Auf einer Bühne, wo der Director es wagen darf, längstvergessene elende Localpossen, wie Taroteri ꝛc., zur Aufführung zu bringen, da sollte man auch den Staberl als Athlet nicht verdammen. Und so bringe ich dem großen phantasiereichen Dichter dieses herrlichen dramatischen Werkes meinen herzlichen Glückwunsch, daß es seinem hohen Talente endlich gelückt ist, durchzudringen und seine Schwingen öffentlich zu entfalten und fordere ihn hiermit öffentlich auf, sobald als möglich wieder ein Werk seines erhabenen Genius über unsere Bühne gehen zu lassen zur Freude Stöger's, des großen Beschützers dramatischer Poesie! Gallor.

Notiz.

[Die Spielhäuser zu Paris.]

Endlich entzieht der Staat den Spielhäusern zu Paris seinen Schutz. Im Jahre 1838 sollen alle diese Raubnester aufgehoben und für immer geschlossen sein. Man fragt sich unwillkürlich, warum nicht gleich auf der Stelle, mit einem Schlage? Warum unterhandelt die Regierung mit dem Laster, da sie oft der Tugend, die sich ihr widersetzt, kurzen Proceß macht? Es ist berechnet, daß durch die Spielhäuser zu Paris allein jährlich 2630 Individuen der strafenden Gerechtigkeit in die Hände fallen, und in mehrjähriges Gefängniß, auf die Galeere, oder auf das Blutgerüst wandern. Außerdem fallen in Folge des Spiels zu Paris allein jährlich 229 Selbstmorde vor. In zwei Jahren macht dies also 5260 Verbrecher und 458 Selbstmörder, wobei noch der verstärkte Andrang nicht in Anschlag kommt, den die nahe Aufhebung der Spielhäuser hervorbringt. Es klingt sonderbar, wenn der Gesetzgeber sagt: Ich vernichte die Geißel der bürgerlichen Gesellschaft, aber erst in 2 Jahren. So lange soll es noch einer Räuberrotte freistehen zu plündern, vieler Familien häusliches Glück zu untergraben und viele Menschen um Ehre und Leben zu bringen. 10.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 146. — den 28. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Theatralische Zustände in Italien.

Man glaubt gewöhnlich in Deutschland, daß es nur Opern und Sänger, aber keine dramatische Kunst in Italien gebe. Dieses Vorurtheil mag wohl dadurch entstanden sein, weil es dort keine stehenden Schauspielergesellschaften gibt, und weil die meisten Wandertruppen nur einige ausgezeichnete wirkliche Künstler unter vielen Handwerkern zählen. Allein wollte man daraus den Schluß ziehen, daß die Italiener kein Schauspiel haben, so wären die Italiener zu demselben Urtheile über Deutschland berechtigt, ja sie könnten es sogar auf die stehenden Bühnen Deutschlands ausdehnen, welche ebenfalls das treffliche, wahrhafte Künstlerische nur in einzelnen Exemplaren aufzuweisen haben. Und wie sollte das auch anders möglich sein? In allen Zweigen menschlicher Productionen steht das Treffliche einzeln da. Und sollte dies nicht bei der schwierigsten aller Künste, bei der dramatischen, der Fall sein, wo der Mensch Künstler und Kunstwerk zugleich sein muß? Wir haben den Italienern in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen. Alle ihre Mißbräuche im Felde der dramatischen Kunst finden sich auch bei uns. Ihre Wandertruppen versündigen sich nicht mehr an der Kunst und an den Dichtern als die unsrigen. Ihr Repertoir besteht meist aus schlechten Uebersetzungen der französischen Mord- und Todtschlags-Melodramen, und der Lustspiele, Lustspielchen und Vaudevilles, ganz wie bei uns. Nur kommt bei ihnen noch Kotzebue, Iffland ꝛc. dazu, wie bei uns Goldoni, Gozzi ꝛc. Sie geben wenig Neues, sondern wiederholen in jeder neuen Stadt das alte Repertoir, ganz, wie unsere Wandertruppen. Sie verändern nach Umständen die Titel der Stücke, machen aus Trauerspielen heiterausgehende Schauspiele ꝛc., ganz wie bei uns. Sie führen zuweilen andere Verfasser auf den Anschlagzetteln an, ganz wie bei uns. Als Kotzebue in der Mode war, wurden viele Stücke von unberühmten Verfassern mit Kotzebue's Namen aufgeführt. So ging es auch Schiller, und ich habe selbst in einem Städtchen Deutschlands das elende Machwerk: „Die Räuber auf Maria Kulm," unter seiner Firma aufführen sehen: vermuthlich meinte die Direction, alles, was von Räubern handle, müsse auf Schiller's Rechnung stehen. Der einzige Unterschied zwischen den italienischen Wandertruppen und den deutschen reisenden Gesellschaften besteht darin, daß jene nur ein recitirendes Schauspiel haben, diese aber auch Opern aufführen. In Italien ist die Oper vom Schauspiel streng geschieden, und das ist ein Vorzug der italienischen Kunst. Sie mischt nicht zwei Kunstzweige durcheinander, die nicht zusammengehören, und so wenig mit einander zu schaffen haben, wie das Singorgan und das Sprechorgan. Beide können in Italien nicht lähmend auf einander wirken, wie in Deutschland. Bei uns gibt es sogar stehende Bühnen, die zwar dem Namen nach ein Schauspiel, im Grunde aber nur eine Oper haben, deren Mitglieder auch das Schauspiel agiren — wie? gilt gleich. Daher der erbärmliche Zustand des

höheren Schauspiels in fast ganz Deutschland. Was kann man von Sängern für Darstellung verlangen? Ihnen kann das Schauspiel nur Nebensache sein, und es wäre widersinnig und ungerecht, mehr von ihnen zu erwarten. In Italien gibt sich der Sänger ganz dem Gesange, der Schauspieler ganz dem Spiele hin.

Die natürliche Gewandtheit des Italieners macht ihn, wie den Franzosen, zum gebornen Schauspieler. Sein Feuer reißt ihn oft zu einem Grade von Täuschung hin, von dem sich die deutschen Schauspieler und Zuschauer keinen Begriff machen können.

In Italien sind außer den vielen sich selbst überlassenen, minder bedeutenden Truppen vier Schauspielergesellschaften von Bedeutung, von denen sich drei eines jährlichen Zuschusses ihrer Höfe erfreuen. Diese sind: Die königl. neapolitanische, die königl. sardinische Schauspielergesellschaft, und die der Herzogin von Parma. Die vierte war früher die herzogl. modenesische, die sich jetzt, da der Herzog die jährliche Unterstützung eingezogen hat, die Gesellschaft Goldoni nennt. Die ersten drei Gesellschaften haben die Verpflichtung, in den betreffenden Hoftheatern während einer bestimmten Zeit Vorstellungen zu geben. Außer dieser Zeit sind sie fortwährend auf Reisen, und überraschen manche kleinere Stadt zuweilen mit hohen Kunstgenüssen. Der Gehalt für ein erstes Fach übersteigt nicht acht- bis zehntausend Franken jährlich. Nur die Marchioni und Herr Vestris, beide von der sardinischen Gesellschaft, beziehen zwölftausend Franken und ein paar jährliche Einnahmen. Diese Beiden sind gegenwärtig die berühmtesten Künstler in Italien, und gleichsam die recitirenden Rubini und Malibran. Der Lohn ist freilich noch weit unter dem Ehrensolde, den die Sänger beziehen, aber wer die Leidenschaft der Italiener für den Gesang kennt, wer gesehen hat, wie ein Rubini, Lablache, Tamburini, und vor allem eine Malibran die Häuser füllen und die Impresarien bereichern, der wird es nicht ungeheuer finden, daß das k. k. Theater zu Mailand die Malibran für fünf Stagioni (Saisons) engagirt hat, und ihr für jeden Abend dreitausend Franken bezahlt.

Wieder auf die erwähnten vier Schauspielergesellschaften zurückkommend, können wir wohl behaupten, daß sie sich (in ihrer Art und Kunst) mit jedem stehenden deutschen Theater messen können. Ich sage: in ihrer Art und Kunst, die freilich nach Deutschland so wenig passen würde, als die deutsche Darstellungsweise nach Italien. Alles ist nur an seinem Platze vollkommen, und Schreyköpfe, sagt Goethe, sitzen da gut, wo sie ziehen. 10.

Unterhaltungen auf dem St. Bernhard.

Novelle von C. Terpen.

(Fortsetzung.)

Richard knirschte vor Wuth, und Verwünschungen gegen seine Mutter traten ihm auf die Zunge; aber Ellen flehte ihn an, sich nicht zu versündigen, und sie erstarben auf seinen Lippen. Er überließ sich dann ganz den beseligenden Gefühlen der Gegenwart. Ellen war so hold und lieblich, und die Farbe der Gesundheit blühte wieder auf ihren Wangen! — Aber, ach! dieses schöne Roth war nur das letzte Aufflammen der erlöschenden Lebenskräfte — die arme Ellen war zu hart von der Hand des Schicksals berührt — mit trostloser Verzweiflung erkannte Richard seinen Irrthum! — Sorgfältig verbarg er jedoch seine Betrübniß und führte sie, unter dem Anscheine sicherer Hoffnung nach Nizza. Hier verlebten sie noch schöne Tage, mild und sanft wie der Herbst sie uns vor dem gänzlichen Scheiden sendet. Dann starb Ellen in Richard's Armen, aber ohne es zu wissen, indem sie glaubte: sie lege sich nur zum kurzen Schlummer hinein.

Ruhelos irrt nun Richard umher, sein Geist ist hinübergegangen in bessere Gefilde, an diese jammervolle Erde fesselt ihn sein Körper, den nur ein scheinbares Leben beseelt: all' seine Sehnsucht ruht im Tode, deshalb haben auch nur die Stätten der Todten Anziehungskraft für ihn. —

Mit diesen Worten endete der räthselhafte Engländer — vermummte sich von neuem, stand auf — und schritt in die kalte stürmische Nacht hinaus.

Mit seinem Verschwinden schien ein drückender Alp von der Gesellschaft genommen, die Zungen wurden wieder geläufig: „Ach, Du lieber Gott," hub ein junges Fräulein an, „was war das für eine traurige Geschichte! — Gewiß ist sie dem armen Manne selbst begegnet! — Aber gruslich war er mir doch zugleich — sollte er wohl wirklich noch leben?"

„Ja, sollt' er wohl wirklich noch leben? Dann wär's ja schrecklich, so allein umherzuirren!" stimmten die andern Damen im Chor ein.

„Ja, wenn er wirklich noch lebt, wär's durchaus Pflicht, sich eine Lebensgefährtin zu wählen," meinte eine ältere Dame, die mit drei erwachsenen Töchtern reiste, „solch ein fortwährendes Alleinsein taugt nicht, die Männer sondern sich alsdann zu sehr von der menschlichen Gesellschaft ab. — Zwar hat er schon einmal geliebt, und das ist sehr schlimm,

Digitized by Google

da wir dies bei der Verheirathung gewöhnlich ganz besonders in Betracht ziehen; indeß gibt es doch auch manche aufopfernde, feinfühlende weibliche Wesen, die sich, bei sonstigen Vorzügen des Mannes, mit einem halben oder gebrochenen Herzen begnügen. — Aber ob er lebt, das ist die Frage?"

„Allerdings, das ist die Frage," wiederholte ein Geistlicher des Hospizes, der eben hereingetreten, „denn ich versichere Sie, meine Damen, der Erfrorene, den wir vor acht Tagen ins Todtenhaus brachten, glich Jenem auf ein Haar, und trug auch ganz die nämliche Kleidung."

O, Himmel! — Ach, Gott!" riefen die Damen, rückten näher an ihre Begleiter, und alle Köpfe flogen ängstlich nach der Thür.

„Alarmiren Sie sich nicht, meine Damen, ich bitte Sie!" hub jetzt der junge Mann mit den Kornblum-Augen an, der die Gewohnheit hatte, seine Weisheit stets etwas voreilig auf den Markt zu bringen. „Sie haben gar keine Ursache zu erschrecken — der unglückliche junge Lord lebt so gewiß wie ich selber. Dergleichen traurige Gemüthszustände aber, wie wir so eben an ihm wahrgenommen, sind ja leider nichts Seltenes in England. — soll ich Ihnen sagen, worin ich den Grund derselben suche? — Sehen Sie, meine Damen, was macht den Menschen gut, gesund und glücklich? — Ein gleiches Maß von Arbeit und Genuß; deshalb müßte es die Aufgabe der Regierungen sein, jedem Staatsbürger, vom ersten bis zum letzten, hienieden seine Menschenrechte zu verschaffen — was nun aber geschieht in England? — Dort hat eine in Allem bevorzugte Kaste alle Genüsse des Lebens für sich gepachtet; als Gegengewicht fällt die ganze Last der Arbeit und Entsagung auf die niederste Classe; zwischen diesen beiden Enden der Gesellschaft läuft eine betriebsame, rastlose Menge geschäftig hin und her, immer den Blick nach Oben gerichtet und den Niederen unter die Füße tretend. Was ist daher natürlicher, als daß der Hunger das Volk verzehrt, die Höheren am Spleen zu Grunde gehen und die mittlern Classen an unerfüllten Prätentionen sterben? — Ja, meine Damen, denken Sie, und diese Misere sucht man noch hartnäckig festzuhalten!"

Hier riß der Commerzienrath die Augen weit auf und schien zu bedauern: daß auf dem St. Bernhard so schlechte polizeiliche Anstalten seien; der Funfzigjährige schlang seinen Arm schutzend um die junge Gattin; ein pensionirter Krieger flüsterte: „Von wegen des St. Simonismus," — und die Damen wußten nicht recht was sie sagen sollten. Der junge Mann jedoch, der noch mit ungeschwächten Hoffnungen und frohem Muthe ins Leben steuerte, ließ sich nicht irre machen, unterdrückte seine Lachlust und fragte von neuem: „Wie steht's, meine Damen, mit ihrer weltberühmten Unterhaltungsgabe? — Es ist an Ihnen, Ihr Scherflein beizusteuern. — Sie werden doch den Ruhm Ihres Geschlechts hier auf dem St. Bernhard nicht zu Schanden machen?" (D. B. f.)

Leipziger Chronik.

[Grünler's Gemälde. — Natur und Kunst auf der Bühne.]

Professor Grünler, der sich seit Monaten zu wiederholten Malen unter uns aufhält, bevölkert die Familien- und Visitenzimmer unserer reichen Kaufmannschaft mit Portraits. Es ist fast Ton, sich von Hrn. Grünler malen zu lassen, besonders in halber oder dreiviertel Figur, wie es der Künstler vorzugsweise liebt. Es ist nicht zu läugnen, daß die vive Aehnlichkeit sich leichter und sicherer erreichen läßt, wenn es dem Portraitmaler vergönnt ist, die Haltung der Figur, worin soviel vom Wesen der Persönlichkeit liegt, mit aufzufassen. Grünler's Bilder sind nicht blos treffend, sie sind auch piquant. Dieser Künstler hat nämlich die Force, einen Menschenkopf ganz vorzüglich an seinen kleinen Schwächen und zufälligen Unregelmäßigkeiten festzuhalten. Ueber manche seiner Aehnlichkeiten kann man in der That erschrecken. Bedenkt man die Schnelligkeit seiner Pinselführung, so darf man über das reiche Talent des Malers erstaunen. Um ihn näher kennen zu lernen, muß man seine Portraits in Denner's Manier sehen. Denner ist unter den Portraitisten früherer Zeit als derjenige bekannt, der die Natur bis auf ihre sublimsten Einzelheiten, bis aufs Härchen auffaßte und wiedergab. Auf dem Belvedere in Wien sieht man jene beiden alten Köpfe, in Berlin den alten Mann mit braunem Pelz, mit den Milliarden von kleinen Pinselstrichen und Tüpfchen. Wenn man nicht an der Masse erlahmte, könnte man an diesen Gesichtern die einzelnen Haare, selbst an dem abrasirten Kinne die Stumpfchen zählen. Von dieser Pinselführung ist das Portrait des preußischen Generals v. L'Estocq, das Hr. Grunler nebst einigen andern seiner größeren früheren Arbeiten im Locale der hiesigen Bürgerschule dem Publicum zur Schau aufgestellt hat. Wir müssen diese Manier der Portraitirung für eine sehr interessante anerkennen, obwohl es nicht die höchste ist. Daß der Künstler auch eine höhere kennt, beweist sein Thorwaldsen, den er 1829 in Rom malte. Hier ist eine durchaus freiere Pinselführung, die mehr geistgetreu als naturgetreu zu nennen ist; die Details sind hier nicht mikroskopisch aufgefaßt, sondern alle Einzelnheiten nur insoweit getreu wiedergegeben, als sie zum geistigen Abdruck des ganzen Habitus zusammenstießen. — Als Historienmaler lernt man Hrn. Grünler in seinem großen Tableau, das den Sieg des Christenthums über das Heidenthum darstellt, kennen, ein Bild, das schon vor einigen Jahren auf der berliner Ausstellung zu sehen war. Paulus stößt einen heidnischen Opferaltar um; sein Gesicht glüht von heiligem Eifer, seine kräftigen Glieder sind stürmisch andringend. Der oberste Priester ist neben dem Altar hingesunken. Sein greises Haupt hat etwas Ehrwürdiges und doch liegt er blöde und ohnmächtig da vor einer Macht von ungeahnter Größe. Die Gruppe der Unterpriester und Knechte, die mit dem Opfer beschäftigt waren, ist sehr künstlerisch gedacht, charakteristisch und mannichfaltig ausgeführt. Die Einen hat dumpfe Scheu, die Andern verzagte Dummheit befallen, noch Andere drücken eine animalische Neugier aus, um

Digitized by Google

die geistige Bedeutsamkeit der kühnen That des fürwitzigen Paulus unbekümmert. Einige Weiber und Kinder, als die einzig Befähigten einen Gott zu schauen, richten ihr Angesicht gen Himmel, wo Christus in stiller Glorie schwebt. Das Licht der Morgendämmerung liegt über der ganzen Landschaft, das Feuer des Altars wirft einen grellen Schein auf einzelne Figuren unter den Priestern. Diese ganze Gruppe mit ihren Gegensätzen und dem Widerstreit der Wirkungen ist vortrefflich und ein Zeugniß von der gewichtigen Kraft des Malers in diesem Styl. Dagegen scheint mir Christus mit der Lichtpartie völlig verfehlt. Dieser blonde Heiland mit den ausgestreckten magern Armen ist eben so flau und effektlos wie das Licht um ihn. Es mag schwer gewesen, auf die Morgendämmerung des Tages und den Feuerglanz des Altars noch ein potenzirteres Licht zu werfen. Der Künstler hat damit seine Intention überspannt und verfehlt. Die gelbe Lichtmasse um den Heiland, der selbst keine leuchtende Erscheinung ist, kann man kaum noch Licht nennen, es ist eine matte, breite Farbe ohne penetrante Wirkung. Mit welchem geistigen Effect Rubens Situationen solcher Art zu erzeugen wußte, nahm ich vor kurzem noch an zweien seiner Bilder in Cöln wahr. Ich meine die Bekehrung Pauli in der dortigen Peterskirche und den heiligen Franciscus, dem Christus erscheint. In beiden Bildern ist unten grüne Waldnacht und der vom Lichtglanz durchleuchtete Körper Christi ist das einzig belebende Princip, von dem alle Wirkung ausströmt. Hier ist das Licht keine Farbenmasse, wie in Grünler's Bilde, sondern ein leuchtendes Fluidum. Grünler hat in seinem Tableau mit Dreiviertel Nachtern ein raffinirtes Spiel treiben wollen und dabei ist das Hauptlicht, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, verunglückt. — Die kleine Cäcilie, die der Künstler ebenfalls mit ausgestellt hat, ist ein sehr anmuthiges, frisch lebendiges, modernes Gesicht, aber keine Cäcilie. Der gewichtige Ernst der Rafael'schen Heiligen tritt sofort in unser Gedächtniß und verdrängt diese liebliche feiste Mädchengestalt, von der man nicht eben weiß, wie sie zur Orgel kommt, ihre etwas zu lang gerathene Hand müßte denn daran erinnern, daß sie den Einsatz auf Kosten der Grazie geübt hat. Wer Hrn. Grünler's in der That höchst mannichfaltiges Talente noch von einer andern Seite kennen lernen will, muß seine vortrefflich alla prima gemalte Bacchantin sehen, die der Künstler mit seiner liebenswürdigen Bereitwilligkeit in seiner eignen Wohnung einem Jeden zeigt, der vor der nackten Schönheit nicht erschrickt. Die saftigen Fleischtöne dieser Bacchantin sind ausgezeichnet. Sie liegt schlafend im Walde, der Traum eines leisen Weinrausches spielt um Stirn und Lippen. Die gesättigte Fülle des üppigen Gliederbaues athmet lebendige Gesundheit.

Von der Bacchantin gehen wir in unserem Bericht ohne großen Sprung auf den Bacchus-Tempel über, wie die Alten wenigstens ihr Theater nannten. In ihrer guten gesunden Zeit nannten die Griechen den Bacchus einen Vergeistiger der Physis, und so wollten sie denn auch eben, was das Leben in der Wirklichkeit zur Erscheinung brachte, in ihren Theatern vergeistigt sehen. Es gibt auch in der That keine höhere Vorstellung von der Kunst, als wenn man sie als die Verklärerin der Natur auffaßt. Natur finden wir nun wohl genug in unsern Theaterkünsten, aber wenig verklärte Natur, also wenig ächte Kunst. Die baaren blanken Späße unserer Komiker auf dem Saccus versteigen sich selten über den Kitzel der rohen Natur. (Wie die Komik bei der freiesten Entfaltung der Natürlichkeit doch zur Kunst wird, sobald sie die Ganzen nicht von sich weist, haben die Leipziger vor kurzem an Hrn. Ludwig Löwe aus Wien kennen gelernt.) Die ernsten Theaterhelden und Heldinnen überbieten oft ihr Naturell und verlassen so die Natur, ohne zur Kunst zu kommen. In der Oper ist mit der bloßen Natur noch weniger zu machen, obschon der Fall sich täglich erneuert, daß einer eine gute Stimme hat und doch nicht singen kann. (Den Fall erleben wir hier jetzt wieder an zweien unsrer Sänger, einem Tenoristen und Baritonisten. He. Freimüller und Hr. Richter würden sehr gut singen, wenn sie eben — singen könnten. Zumal gehört der Erstgenannte zu denjenigen Naturalisten, die sich gar nicht genirt fühlten, wenn sie um zehn Takte zu früh einfallen. Hr. Richter muß als Don Juan erst stehen, gehen, küssen, essen und Champagner trinken lernen; kann er diese Anforderungen der Natur erst befriedigen, wird er der schweren Kunst, einen Don Juan zu produciren, etwas näher kommen.) Jede Kunst ist nur geistig potenzirte Natur, alle Kunst steigt von der Natur auf; das Ballet ausgenommen. Die pariser Pirouetten streben umgekehrt von der Kunst zur Natur, man geht nur ins Ballet, um hinter den Kunstlichkeiten die Natur zu ertappen, denn die pariser Tanzkunst ist in der That nichts als eine verkünstelte Natur. (Von dieser Ausartung und Umkehrung der Verhältnisse ist die leipziger Bühne frei zu sprechen; unser Ballet ist sehr unschuldig, fast nur Kinderballet.)

Nach dreiwöchentlicher Landestrauer wurde unsere Bühne mit dem Gastspiel des Frln. Bauer wieder eröffnet. Ein leipziger Correspondent in der allgemeinen Zeitung nannte Frln. Bauer eine Repräsentantin echt classischer Schauspielkunst. Dieser Ausdruck, falls er Sinn haben soll, läßt bei dem geehrten Herrn auf die entgegengesetzte Annahme einer romantischen Schauspielkunst schließen. Diese Unterscheidungsweise mag etwas für sich haben. Eine Repräsentantin romantischer Schauspielkunst dürfte sich in der Schröder-Devrient finden, und wenn aus der Erinnerung Wolff's und Devrient's Gestalten aufstiegen, hätte recht eigentliche Belege für diese zwiefache Richtung der Bühnenkunst. In Wolff war Classicität, sein ganzes Spiel ging lediglich aus dem Verständniß des Dichters hervor, die Idee des Poeten zu erreichen, schien ihm das Höchste; ein anderes Ziel kannte er nicht. Devrient's Spiel war nie das Ergebniß der Reflexion, er hatte nie den Zweck, lediglich den Gedanken des Dichters zur Erscheinung zu bringen. Er hatte seinen eignen Gott für sich, der ihn so und nichts anders seine Rolle auffassen ließ, ihn nicht selten ganz irre führte, aber ihn der größten Effecte gewiß machte. War seine Darstellung einer Rolle mit der Intention des Dichters identisch, hatte sein Genius richtig gegappt, so sah man wie durch wunderbares Walten das Höchste zur Erscheinung kommen. In Wolff feierte das Talent, in Devrient das Genie seine Triumphe. (D. Z. f.)

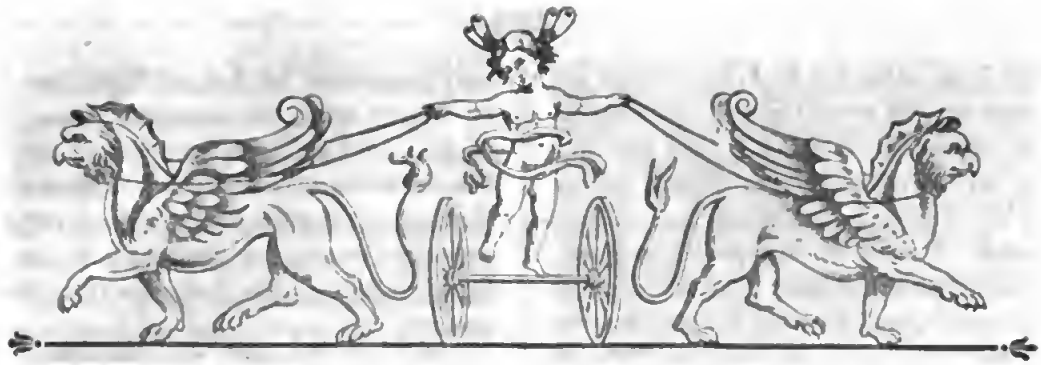
Notiz.

[Medaille für Hahnemann.]

Die homöopathischen Aerzte in Frankreich haben zu Ehren Hahnemann's eine Medaille mit seinem sehr ähnlichen Bildniß prägen und demselben durch eine Deputation überreichen lassen. Der Wortführer dankte die Erfinder der Homöopathie in sehr gewählten Ausdrücken für den Vorzug, den er Frankreich vor andern Ländern gegeben, es zu seinem Wohnsitz zu wählen. Die Homöopathie scheint demnach in Frankreich Wurzel zu fassen, wo sie noch vor fünf bis sechs Jahren für etwas Lächerliches galt. Sobald man in Frankreich nicht mehr fürchtet, sich mit irgend einer Sache lächerlich zu machen, so ist der Sieg über das Vorurtheil errungen.

10.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 147. — den 29. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Unterhaltungen auf dem St. Bernhard.

Novelle von C. Teepen.

(Beschluß.)

Die Damen lachten, Eine forderte die Andere zum Erzählen auf, Alle entschuldigten sich der Reihe nach; endlich sprach eine junge Frau, die bis dahin schweigend in die Flamme gesehen: „Ja, mein Herr, es wäre allerdings nicht mehr als Pflicht, uns hinlänglich zu revangiren, wenn solches in unserer Macht stände; allein wir nehmen es in Rücksicht der Ausbildung und Weltreisahenng mit den Männern nicht auf. — Ist es Ihnen indeß genehm, eine Geschichte aus alter Zeit zu hören, die mir noch von meiner Kindheit her sehr lebhaft in Erinnerung geblieben, so bin ich bereit, sie Ihnen mitzutheilen.“ — Da die junge Frau hübsch und von eleganter Tournüre war, ward sie von allen anwesenden Männern ermuthigt und begann:

Nach langjähriger Abwesenheit kehrte Don Gonzales mit Schätzen beladen nach Cadix zurück. Er war in Mexiko gewesen, und da zu der Zeit die neue Welt noch nicht so gar lange entdeckt war, fand man das Gold noch ziemlich häufig dort. Man kann daher denken, daß Don Gonzales das Gespräch des Tages ward, und trotz seiner kleinen magern Gestalt, seiner sonnverbrannten Züge, seiner blitzenden grauen Augen schielte doch manche schöne Dame nach ihm, und war bereit, sein Liebesbriefchen mit dem Fächer aufzufangen, um es sich zu Hause von dem Beichtvater verdolmetschen zu lassen. Don Gonzales aber warf seine Augen auf die kleine Ines, der Nachbarin Töchterlein, die Augen hatte wie zwei funkelnde Sterne, die vom nächtlichen Himmel herniederschauen, rabenschwarze Flechten, deren bunte Bänder bis auf die Ferse flatterten, Zähne wie zwei dichte Perlenreihen und eine Taille zum Umspannen. Ines machte sich wenig aus des finsteren Gonzales Huldigungen, die Mutter aber verstand das besser; eines Tages verbot sie der Tochter, auszugehen, sie durfte hinfort weder den Bolero noch weniger den Fandango tanzen, und am allerwenigsten mit der jungen Männerwelt in kühler Abendfrische scherzen. Darüber weinte sich Ines die Augen fast blind. Da kam Don Gonzales und trocknete ihre Thränen, er brachte die kostbarsten Brautgeschenke, führte sie an den reichgeschmückten Altar, vollzog ihre Vermählungsfeierlichkeiten mit nie gesehener Pracht, brachte sie dann in ein Haus, wo Alles von Gold und Edelsteinen glänzte, und gab ihr ein Hündchen, einen Affen, einen Papageien und eine alte Duenna zur Gesellschaft. Anfangs vergnügte sich Ines ausnehmend an all' diesen Dingen: sie spielte mit dem Hündchen, neckte sich mit dem Affen, plauderte mit dem Papageien, ließ sich von der Duenna schmücken und in die Messe begleiten und liebkoste den grämlichen Gonzales mit ihren weichen Händchen; nach und nach aber ward sie ernster, sie seufzte, wenn sie ihre Gespielinnen an ihren hohen vergitterten Fenstern vorüber huschen sah, der schönste Schmuck ward ihr gleichgültig, und

Digitized by Google

wenn sie aus der Ferne zufällig den Klang der Guitarre und Castagnetten hörte, vergoß sie bittere Thränen. Don Gonzales ward bei diesem Zustande sehr bedenklich, er ließ kein Mittel unversucht, um ihn zu verscheuchen, erzählte ihr von seinen Reisen und Gefahren, unterrichtete sie im Schachspiel und Federball, ja führte sie sogar zum Stiergefechte, wo sie im schönsten Schmucke an seiner Seite prangte; aber Alles war vergebens, Donna Ines hing das Köpfchen und welkte dahin, wie eine Blume, die man dem Lichte der Sonne entzogen. Da endlich sah sich Don Gonzales genöthigt, mit seiner Schwiegermutter Rücksprache zu halten: „Ei, ei," erwiederte die kluge Frau, „was Sie mir da sagen, Herr Sohn, das wundert mich ganz und gar nicht, lebt doch meine Tochter wie eine Heidin — unser Herr Christus verzeih mir die Sünde — erlaubt doch Jens, daß sie sich einen Seelsorger wähle; ohne den können wir Weiber nun einmal nicht rathen." — Mit bedenklicher Miene gewährte Gonzales den Wunsch, und Ines wählte den jungen Pater Hilario, dessen sonore Stimme ihr Herz stets mit besonderer Andacht erfüllte. — Bald zeigte sich, wie gut der Rath der erfahrenen Mutter gewesen; Hilario übte die neuerworbene Pflicht mit Eifer und Pünctlichkeit, Ines fand Trost in seinen Lehren, und richtete das Köpfchen empor wie die Blume, die der Morgenthau erquickt. Sie schien aus seinem Zuspruche neue Lebenskraft zu ziehen; bald war er ihr so unentbehrlich wie die Luft, die sie athmete; ängstlich und unruhvoll zählte sie die Stunden bis zu seiner Wiederkehr, schmückte sich mit Sorgfalt und ging fleißig in den Beichtstuhl, um ihre Brust von Sünden zu erleichtern. — Als dies eine Zeit lang so fortgegangen, war Ines aufgeblüht gleich der glutrothen Nelke ihres Gartens; Don Gonzales bemerkte dies mit großem Wohlgefallen und seine Liebe erwachte mit erneuter Zärtlichkeit; bald jedoch entging es dem mißtrauischen Gatten nicht, wie Ines nur seine Liebkosungen mit schlecht verhehltem Widerwillen dulde. Diese Entdeckung trieb ihm die Galle in das Blut, er verbot Ines, die Messe zu besuchen, und als darauf Pater Hilario kam, um, seinem heiligen Amte gemäß, nach dem lässigen Beichtkinde zu sehen, ging er gar so weit, diesen mit profaner Frechheit an der Schwelle abzuweisen. — An Hilario's Stelle trat nun ein alter barfüßiger Carmeliter mit zergeißeltem Körper und abgemagerten Wangen, der streckte die dürren Knochenhände aus dem weiten Gewande hervor, und malte Ines mit rollenden Augen alle Höllenqualen der Verdammten. Die arme Ines erschrak über alle Maßen, sie zerfloß in Thränen, sie zerhärmte sich Tag und Nacht, und wenn endlich ein schwerer Schlaf ihre verweinten Augen schloß, wälzte sie sich ächzend auf ihrem Lager hin und her, und meinte schon im Höllenpfuhle zu brennen. Unerbittlich aber blieb Gonzales bei all dieser Noth; und als endlich, nach vier qualvollen Jahren, ein Gallenfieber sie von dem harten Gemahl befreite, glich Ines einer trauernden Witwe auf ein Haar.

Der erste Gebrauch, den sie von ihrer wiedererlangten Freiheit machte, war, nach Hilario's milden Tröstungen zu verlangen. Hilario eilte herbei und fand sie im Witwen-Schleier noch eben so reizend — das Entzücken der Liebenden war über alle Beschreibung. — Man weiß jedoch, wie ungenügsam der Mensch im Glücke ist: bald genügte es ihnen nicht mehr, sich öfterer zu sehen, sie traureten, daß sie sich jemals trennen mußten; und wenn Ines sich unter Thränen von Hilario losgerissen, dann quälte sie der Gedanke, daß er nun vielleicht einer Andern seine Tröstungen spende: so ward sie von neuem eine Beute des Grams. — Da sprach eines Tages Hilario: „Licht meiner Seele, Sonne meines Lebens, o lasse nicht die Wolken der Schwermuth Deinen Glanz verdunkeln! — Wenn Du Muth fassest, weiß ich ein Mittel, unsere kühnsten Träume zu verwirklichen. Wisse, holde Königin meines Herzens, im Norden gibt es ein Land, wo Mönche sogar Nonnen heirathen, geschweige denn schöne Witwen. Lasse ein Schiff ausrüsten, und wenn wir glücklich dorthin entkommen, dann leben wir ewig vereint."

Ines ließ sich dieses nicht zwei Mal sagen; unter dem Vorwande, eine Handelsspeculation ihres verstorbenen Mannes zu vollführen, ließ sie wirklich ein stattliches Schiff ausrüsten, belud es mit all ihren beweglichen Schätzen, stieg zuletzt mit ihrem Geliebten darauf und entkam glücklich bei Nacht und Nebel. Ein günstiger Wind blähte die Segel, bald hatten sie die offene See erreicht; hier trieben sie viele Tage und Nächte umher, kämpften mit Sturm, Wetter und Wellen, bis sie endlich nach vielen Gefahren an einer nebligten Küste landeten. Sie stiegen aus und bauten ein schönes und hohes Haus, legten daneben einen anmuthigen Garten an, und umzogen diesen mit einer hohen Mauer, um Blumen, Sträuche und Bäume vor den rauhen Winden zu schützen; und in diesem Asyl erreichten sie ein hohes Alter und lebten stets glücklich und zufrieden."

„Nun, und sie heiratheten sich doch?" fragte die Mutter der drei Töchter.

„Allerdings," entgegnete die junge Frau, „daran

zweifle ich gar nicht, da wir sämmtlich von ihnen abstammen — ich meine mich und meine Sippschaft."

„Ha, bravo!" rief der Commerzienrath. „Solch ein Ausgang ist nach meinem Sinne. Ja, eine Geschichte, wo Alles zum Guten abläuft, ist doch immer am erquicklichsten für Herz und Gemüth; und wie selten hat man jetzt eine solche Freude; man sucht ordentlich etwas darin, Alles mit Noth, Tod, Unglück und Verwirrung enden zu lassen."

„Ja, wie denn überhaupt nicht zu läugnen," meinte der Ehemann en question, „daß ein ganz verkehrter Geschmack in der Literatur eingerissen. Nothwendig müßte dem Unwesen gesteuert werden — ja, wäre ich so glücklich, das Präsidium in einer hohen Versammlung zu führen, würde ich ein Gesetz in Vorschlag bringen, wonach dem Dichter zwar alle mögliche Freiheit verstattet — das versteht sich, denn Freiheit ist das Element der Poesie — nur müsse er verpflichtet sein, die alterirte Moral stets durch eine fröhliche Hochzeit zu versöhnen, und eine glückliche Ehe gleichsam als Balsam auf die Herzenswunden zu streichen, die er den Liebenden vorher geschlagen."

Mit wenigen Ausnahmen stimmte die Gesellschaft ein; und Alle bedauerten, nicht Mitglieder einer hohen Versammlung zu sein. Da jedoch die Stunde zum Schlafengehen da war, suchte vorerst Jeder seine Ruhestätte, um am nächsten Morgen mit frischen Kräften, seinen vereinzelten Interessen nachzugehen.

Auflösung des Palindroms in Nr. 136.

Lodi, umgekehrt: Idol.

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Frln Bauer — Hr. Ludwig Löwe.]

Bei dieser Unterscheidung aber stehen bleiben und sie auf eine einzelne Erscheinung, die noch nicht das Höchste, was sie vermag, erreicht hat, beziehen, hieße irre gehen. Hier wird weit weniger von einem großen Styl, als von Manieren in der Spielart die Rede sein müssen. Und in dieser Beziehung muß man an den Leistungen des Frln. Bauer rühmlichst anerkennen, daß sie in einer Manier gehalten sind, die gar keine Manier ist. Bei Madame Crelinger, Madame Haizinger, Frln. v. Hagn kann man in der That von Manieren reden, von großen, interessanten und liebenswürdigen, womit sie zu effectuiren im Stande sind, und mir fällt dabei das Wort der Catalani über die Sonntag ein, von der sie sagte, sie sei groß in ihrer Manier, aber ihre Manier sei nicht groß. Frln. Bauer hat in ihrem Spiel den eigenthümlichen Vorzug, keine effectuirende Nebenrücksichten zu kennen, ihr Spiel geht wesentlich aus dem Verständniß des Dichters hervor und tritt niemals aus dem Rahmen heraus, der ein Kunstwerk zu einem Ganzen gestaltet. Künstlerische Persönlichkeiten dieser Art erhalten ihre wahre Stellung recht eigentlich nur in einem allseitig durchgebildeten Ensemble, dessen Zusammenspiel nur den Zweck hat, ein echtes Kunstwerk zur vollendeten Erscheinung zu bringen. Wolff mußte sich immer erst seine Mitspieler erziehen, damit sie ihm so, wie es zu einem Totaleindruck nöthig war, in die Hand spielten. Devrient bedurfte kaum talentvoller und convenabler Mitspieler, er riß in seinen großen Momenten alles mit sich fort und zwang auch den Stumpet, wie ein willenloses Werkzeug ihm zu folgen. Von effectuirenden Momenten ist bei Frln. Bauer eigentlich keine Spur. Mag das Bedingung ihres Naturells, oder Ergebniß ihres poetischen Verständnisses, oder Beides sein: so brillant ihre Erscheinung auf der Bühne genannt werden kann, so wenig besteht ihr Spiel aus brillanten Einzelnheiten. Sie scheint selbst auf Kosten der Wirksamkeit nur einen Totaleindruck zu erzielen. Es liegt hierin etwas sehr Schönes und echt Künstlerisches; allein wieviel Rollen, selbst gute Rollen gibt es nicht, deren Werth nur in der Entwickelung dieses oder jenes Momentes beruht! Stände Frln. Bauer immer in einem kunstfertig ausgebildeten Ensemble, und brächten unsere Bühnen immer nur Classisches, so würde das Talent dieser Künstlerin wohl niemals seiner Wirksamkeit entbehren. Wie schön ist in den betreffenden Scenen ihr Zusammenspiel als Julia mit der humoristisch-solidungsvollen Werth als Amme in Dresden. Auf unserer Bühne hatte sie mit ihrer Amme förmlich zu kämpfen, und der Hoheit ihrer musikalischen Stimme in den Balconscenen zerbrach fast an einem wortkargen Romeo, dem der Soufleur mit seinem Kasten hätte nachlaufen müssen in die grüne Schattenlaube. Durchaus glänzend und von dem Effect, den die Dichtung hervorruft und will, aber nicht darüber hinaus, war der große Monolog, nach welchem Julia den Giftbecher leert. In der Scene mit dem alten Capulet (unserem trefflichen Baudius) war ihr Kampf zwischen Liebe, Schmerz, Verzweiflung und kindlicher Ergebung meisterhaft. Dagegen erschien sie in der Todtengruft zu kühl. Wie sehr ihr Spiel jedoch selbst mit Aufopferung des Effectes dem poetischen Verständniß huldigt, davon unter vielen Belegen nur die Art und Weise, wie sie in der Scene auf dem Ball die Worte: Ihr küßt recht noch der Kunst — von jeder sonst üblichen Betonung verschieden, zu geben wußte. Diese Worte lassen sich im Sinne der Julia kaum recht deuten; man weiß nicht, wie Julia zu dieser auffälligen Rede kommt. In der Regel toppen die Darstellerinnen über diese Schwierigkeit sehr oberflächlich hin. Frln. Fournier schlägt wie erröthend den Blick dabei zu Boden. Frln. v. Hagn sieht dem Romeo dabei listig ins Auge, sowie denn diese Schauspielerin überhaupt dem Charakter einen Beigeschmack von moderner Coquetterie gibt, von der das Shakspeare'sche Mädchen nichts weiß. Beide Darstellerinnen effectuiren aber mit dieser Auffassung der Stelle. Frln. Bauer spricht die Worte gewissermaßen ganz harmlos ins Blaue, wie ein junges Ding einmal Gehörtes gedankenlos nachplaudert. Mich dünkt, Shakspeare habe so und nicht anders seiner Julia dergleichen in den Mund gelegt.

An Frln. Bauer als Donna Diana ist vielerlei als Mißgriff zu bezeichnen. Der ganze Charakter war mädchenhaft deutsch, nicht spanisch, nach ihrer Auffassung. In der Eifersucht war sie mehr die empfindlich Gereizte, als die Leidenschaftliche, vor deren Liebesschmerz die Säulen des Stolzes zusammenbrechen. Ihre Leidenschaft drohte sie nicht zu verzehren, sie wurde nur gereinigt von dem Gefühl der erwachten Liebe. Der ganze Charakter wird von der Darstellerin durchaus deutsch gefühlt und gegeben mit allen Nüancen weiblicher Empfindsamkeit, weiblicher List und mädchenhafter Lust zu triumphiren. In den ersten Acten mußte der Stolz pointirter, in der Gartenscene die Coquetterie raffinirter gehalten werden. In beiden ist die Crelinger bedeutsamer, während sich in ihrem Spiele wieder das verwischt, was Frln. Bauer, die an der Naturtreue allgemein menschlicher Auffassung festhielt, durch den Reiz elegischer Rührung hervorruft. Meines Wissens war die zu früh für die Kunst gestorbene Sophie Müller

diejenige Diana, welche den spanischen Typus mit dem allgemein poetischen Grundelement des Charakters am richtigsten vereinte. Die helleren Farben des Gemäldes waren in der Darstellung des Frln. Bauer viel zu sehr durch Lieblichkeit und mädchenhafte Grazie vertuscht. Als Hedwig im „Ball zu Ellerbrunn" gab sie ein vortreffliches Bild der modernen Salondame. Als Suschen und Walpurgis entfaltete sie die ganze Spielerei einer ersten jungfräulichen Neigung in allen ihren Stufengängen von der erwachenden Lust bis zur listigen Verschlagenheit. Wie die unbefangene Seele sich überraschen läßt von ihrem eignen Gefühle, trat in diesen Bildern einer idyllischen Gemüthswelt als ganz besonders glücklicher Moment hervor. Als Goldschmieds Töchterlein ließ sie den Zug einer religiösen Stimmung nicht außer Acht und sprach das Gebet vor Schlafengehen, das andere Darstellerinnen in falschverstandener Auffassung dieses Charakters fortlassen, mit jener echten Naiveinfalt des Gemüthes, die bei Rollen dieser Art so leicht in Coquetterie umzuschlagen pflegt. So hob sie auch ihres Vaters Rang als Altbürger von Ulm gegen den Ritter-Pilger ganz besonders hervor und gab der Walpurgis dadurch jene Beimischung von mittelalterlich-bürgerlichem Stolz, der diese Figur von aller modernen Naivetät abscheidet. Als Margarethe (in den Hagestolzen) war sie eine Erscheinung, wie sie Claude Lorrain in seinen Gemälden eines idyllischen Friedens so gern zeichnete. Ihr Käthchen war von ganz besonderem poetischen Verdienst. Diesen mittelalterlichen Charakter sieht man oft mit einer Sentimentalität versetzt, die ihn völlig vernichtet. Weil das Mittelalter schwärmte, glaubt man, es sei auch sentimental gewesen. Heinrich v. Kleist war ein zu tiefer Poet, um so fehlzugreifen. In dem Unbewußten, magisch Räthselhaften des innern Dranges liegt die Romantik des Mittelalters, und diese dunkle Entzückung zeigte der Dichter in der spiegelreinen Mädchenseele. Dies ist die unverwüstliche Poesie in diesem Käthchen von Heilbronn. Frln. Bauer war in jeder Beziehung das lebendige Bild dieser Dichtung.

Mit glänzendem Erfolg gab Hr. Ludwig Löwe, vom wiener Burgtheater, eine Reihe von Gastrollen. In den äußern Mitteln des Mimen liegt immer die Bedingniß seiner geistigen Leistungen, denn sowie die Kunst sich von der Natur nicht entfernen darf, so darf auch der Künstler selbst nicht über sein Naturell hinaus. Wir haben an Hrn. Löwe vor allem eine höchst künstlerische Entfaltung seiner äußern Mittel anzuerkennen. Er beherrscht die Kraft seiner Physis mit einer sichern Gewandtheit, die sich geradezu als männliche Grazie bezeichnen läßt. Sein Muskel- und Gliederspiel ist bewundernswürdig, seine Attitüden auf das Feinste berechnet, ohne daß sie gesucht erscheinen, sein ganzes äußeres Wesen bestrickt durch ebensoviel edle Würde als einschmeichelnde Anmuth. Seinem Organ fehlt es an tiefen Tönen, deshalb erschien es im Fieska und im Tragischen überhaupt nicht ganz ausreichend, wenigstens kommt es der Erschöpfung nahe; sein Correggio war auf die Dauer etwas eintönig larmoyant gehalten. In allem, was die conversatorischen Elemente einer Rolle betrifft, ist er meisterhaft. Hier entfaltet sich sein Organ zu angemessener Weite und die gesunde Genialität seiner rüstigen Natur reißt hin. Seine Mimik ist unbedeutend, desto vollkommner sein Mastenspiel. Dies muß man wohl unterscheiden. Wenn er als Garrik (in dem Deinhardtstein'schen Lustspiel voll impertinenter Langerweile) den alten hinkenden und eindugigen Johnson so vortrefflich gibt, so ist das nur Mastenspiel, mehr nicht. Mimik ist die Ausprägung der wechselnden Affecte im Gesicht und ganzen Habitus. Hierin sind alle wiener Künstler mehr oder weniger unbedeutend. Löwe's Hamlet steht in dieser Beziehung nicht über der Linie des Gewöhnlichen. Ueberhaupt war sein Hamlet, obwohl eine sehr gute theatralische Leistung, keineswegs der Shakspeare'sche. Die Scenen mit den Höflingen und Schauspielern waren meisterhaft wie immer das Conversatorische. In den Monologen, dem eigentlichen Nerv der Entwickelung des Charakters, fehlte die bleiche Melancholie, die nervenlähmende Verzagtheit und die Grübelei der Reflexion, die den Hamlet zu diesem aus Sanftmuth blöden, thatunfähigen passiven Helden macht. Wolff war in diesen Zügen unerreichbar groß. Löwe's declamatorische Ausmalerei, — überhaupt eine Eigenthümlichkeit der wiener Schule — zog Hamlet's Grübelei ins Breite statt ins Tiefe. Seine ganze Auffassung der Rolle widerstreitet der dichterischen Intention. In Löwe's Darstellung waren blos Zufall und Schicksal diejenigen Charaktere, die seine That verhindern; deshalb ist er auch bemüht, jeden Moment, wo sich die Anregung zum Handeln zeige, ganz besonders zu accentuiren; in der Scene mit der Mutter verleitete ihn diese Benutzung des Momentes fast bis zur Ausartung in Rohheit. Man sah nie in Löwe's Hamlet, wie der Grund zur Passivität dieses Helden in dessen Gemüthszustande liegt. Reflexion und Melancholie haben Hamlets Herz durchhöhlt und diese Thatunfähigkeit erzeugt. Dieser Zug war in Löwe's Darstellung ganz verwischt. Demnach war auch sein Spiel nach dem Verschwinden des Geistes im ersten Acte viel zu stürmisch. Wer so theatralisch stürmt, kann unmöglich seinen Muth in dem Entschluß, er wolle beten gehen, zerschmelzen lassen. Wie gesagt, Löwe's Hamlet war nicht Shakspeare's Hamlet. Durchaus vortrefflich war sein Fiesco. (Baudius gab als Mohr einen abermaligen Beweis seiner in der That künstlerischen Richtung. Er war in der Maske, in den Tönen seiner Sprache und seines Lachens der echte Afrikaner, bis auf den Gang, der Seidelmann's afrikanische Affensprünge vermissen ließ.) Hr. Löwe beschenkte uns außer dem erbärmlichen Deinhardtstein'schen Lustspiel voll lauter Handwerksinteressen aus dem Leben eines Dichters und Schauspielers, auch noch mit zwei andern aufgewärmten Stücken, für die wir ihm wenig Dank sagen können. Ziegler's „Welttau und Herzensgute" und Beck's „Schachmaschine" gehören zu den antiquirten Misèren, die dem Repertoir des Burgtheaters unverwüstlich ankleben. Der Künstler producirte sie blos, um sich zu produciren, und so war denn auch besonders sein Karl v. Ruf eine höchst liebenswürdige Erscheinung. Löwe's flotter Humor, die gesunde, und gleichwohl noble Feinheit seiner Komik ist im Verein mit seiner gediegenen Gewandtheit im Conversationsstück vielleicht seinem tragischen Talent noch vorzusetzen. Zu großem Dank sind wir ihm für die Bekanntschaft mit der „Griseldis" von Friedrich Halm verpflichtet. (Man bezeichnet diesen Pseudonymus als einen jungen Hrn. von Münch-Bellingdausen in Wien.) Wir hofften auf eine Wiederholung des Stücks und versäumten die erste Aufführung. So können wir nicht selbst über dasselbe unsern Lesern Rede stehen und geben den Bericht eines literaturbewanderten Theaterfreundes, der freilich die Schwächen des jugendlichen, aber allem Anschein nach auch in seinen Fehlern nicht unbedeutenden Werkes ganz besonders hervorhebt. (D. B. f.)

Notiz.

Ein französisches Blatt erzählt, zu Münster habe ein Wettrennen zwischen einem Rennthier und mehreren Pferden Statt gefunden, das Rennthier habe alle besiegt, nur ein Hengst habe ihm den Preis abgelaufen. Die Bewohner von Münster werden sehr erstaunt sein, diese Neuigkeit zu hören.

S.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 148. — den 30. Julius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Galerie zu Shakspeare's dramatischen Werken.

In Umrissen erfunden und gestochen von Moritz Retzsch. Dritte Lieferung. Romeo und Julia. Herausgegeben von Ernst Fleischer. Leipzig, London und Paris. 1836.

Um den ganzen Zauber von Poesie, den Shakspeare's hoher Genius über dies Gedicht ausgegossen hat, wiedergeben zu können, müßte der bildende Künstler mit eben so staunenswerthen Gaben ausgerüstet sein, als es der unsterbliche Dichter war. Ein Gedicht wie Romeo und Julia existirt nur einmal auf Erden, und es ist kaum zu hoffen, daß irgend ein Jahrhundert diese Fülle von Geist und Leben je wieder den Worten einer Sprache einzuhauchen im Stande sein werde. Es gibt Thaten, die nur einmal geschehen können; eben so gibt es auch Gedichte, bei denen sich eine Wiederholung nicht denken läßt. Unter diesen steht „Romeo und Julia" oben an.

Retzsch hat in seinen Umrissen zu „Hamlet" und „Macbeth" Dankenswerthes geleistet. Er hat sich möglichst bemüht, in das tiefste Leben jener Gedichte einzudringen, und frühere Bestrebungen dabei mindestens übertroffen. Diese neuesten Umrisse zu „Romeo und Julia" sind, wie es uns scheint, die schwächsten unter den bisher von ihm erschienenen. Hamlet und Macbeth boten dem Künstler bei weitem ein reicheres Feld der Erfindung dar. Seine Phantasie konnte schaffen, sobald sie des Gedichtes Sinn gefaßt hatte; das Entsetzliche, das Geister- und Hexenwesen, das in jenen Gedichten seinen Spuk treibt, ließ sich auf die mannichfachste Weise ergreifen und bot den reichsten Stoff zu geistreichen Erfindungen, die dem Gedichte als erläuternder Commentar dienen konnten. Bei Romeo und Julia war dies weit schwieriger; Musik läßt sich nicht zeichnen, sie will gehört und empfunden sein. Das Wesen der Liebe ist zu zart, als daß es sich in seiner ganzen unschuldvollen Heiligkeit bildlich darstellen lassen kann. Hieran müßte das größte Genie scheitern, und nur der Ton oder das Wort sind die geeigneten Werkzeuge, welche wie Himmelsklänge, wie Seelenharmonieen, das Herz der gesammten Welt bewegen können.

Retzsch hat in dem Entwurfe der vorliegenden Umrisse mit Fleiß und Einsicht gearbeitet, aber er ist weit hinter dem Ideal, das er zu erreichen strebte, zurückgeblieben. Damit soll kein Tadel über das Gelieferte ausgesprochen sein; das Nichtgelingen lag in der Natur des Gegenstandes. Zwar scheint es uns, als sei er, selbst von der Schwierigkeit der Aufgabe zurückgeschreckt, zuweilen in seinem Fleiße ermattet, und habe dadurch weniger Ausgezeichnetes als in den frühern Heften gegeben. Selbst die Blätter, worin dem Künstler freier Spielraum für seine Erfindung gegeben war, können sich mit ähnlichen in den Umrissen zu „Hamlet" und „Macbeth" nicht messen. Gleich die erste Tafel zeigt diesen Mangel an künstlerisch-schöner Erfindung, so geschickt auch die Gruppen geordnet sind. Die Schlägerei

Digitized by Google

trägt gar zu sehr den Charakter einer gemeinen Balgerei, in den Gesichtern ist zu wenig Charakterausdruck; es sind Dutzendgesichter. Nur die beiden Hauptfiguren, Montague und Capulet, tragen ein eigenthümliches Gepräge, wenn wir auch den Typus der italienischen Menschennatur in ihnen nicht entdecken können. Auf Tafel 4. zeichnet sich die Figur Romeo's aus. In seinem Gesichte erblicken wir den Hauch einer glühenden Liebe, die Alles um sich her vergißt und jeden Reiz der Erde nur in der Geliebten wieder findet; dagegen ist die Figur der Julia kaum ein bleicher Schatten von der unaussprechlichen Liebesanmuth, womit Shakspeare seine „Julia" umkleidet hat. Die übrigen Figuren sind mehr oder minder gelungen zu nennen. Unter die ausgezeichneteren Blätter gehört Nr. 5., wo der Pater Lorenzo die Liebenden zur Trauung ruft. Hier ist es dem Künstler gelungen, sich in einem rein poetischen Momente zu einem innigen Verständniß des Dichters zu erheben. Romeo und Julia, verloren in Liebe, scheinen ihre Seelen in unsichtbarem Kusse wechseln zu wollen, und vergessen die mißliche Lage, in welche sie durch ihre Liebe versetzt worden. Dagegen liegt auf dem Gesichte des Mönchs das drohende Unheil wie der Traum eines ungeheuren Schicksals verborgen. Auch Tafel 6., wo Romeo von Julia scheidet, ist zart gedacht und mit Sorgfalt und inniger Anmuth ausgeführt. Glücklich ist Gestalt und Ausdruck, namentlich das vor Entsetzen starr ins Leere blickende Auge der Julia, als nahe sich der ermordete Tybalt, umgeben von Schrecknissen des Todes auf Tafel 8, in dem Momente, wo die unglücklich Liebende den Schlaftrunk an den Mund setzen will. Auch Tafel 9. ist lobenswerth ausgeführt. Der alte Capulet, neben ihm der Mönch und die an der Thür lauschenden Musikanten sind größtentheils glücklich gezeichnete Figuren, die von Verständniß des Dichters zeugen. Tafel 10. ist höchst unbedeutend, und auf der folgenden kann uns die Gruppirung nicht ansprechen, weil Romeo in dieser Stellung alles Ausdrucks ermangelt. Dagegen bot sich dem Künstler hier wieder die Gelegenheit dar, seinen christlichen Sinn bildlich auszusprechen, was er gern thut. Der Gedanke, das im Hintergrunde des Grabgewölbes befindliche Crucifix durch den aufsteigenden Rauch der am Boden liegenden Fackel verhüllen zu lassen, ist glücklich. In jeder Beziehung am gelungensten gedacht und ausgeführt sind die letzten beiden Tafeln, deren erste den Moment darstellt, wo Julia den Dolch auf ihre Brust zückt, als sie das Geräusch der Kommenden hört. Das Haupt des todten Romeo ruht auf ihrem Schooße, mit dem tief schmerzlichen Zuge eines an Gift Gestorbenen im Gesichte, zur Seite liegt die Leiche des Paris, und über Romeo gebeugt, Entsetzen in Blick und Geberde, erhebt die unglückliche Julia den bewaffneten Arm zum Todesstoß. Wieder zieht der Rauch von der glimmenden Fackel am Gewölbe hin und verhüllt jetzt den obern Theil des Crucifixes, als wolle der Erlöser die rasche That nicht bemerken, oder über die dem Schmerze und Wahnsinn Hingegebene trauernd sich abwenden. Sehr wohl gerathen ist auf der letzten Tafel die, Gruppirung zu nennen. Romeo und Julia liegen todt am Boden, und über die Leichen Beider reichen die zerknirschten Väter, Montague und Capulet, sich die Hände. Der Fürst mit vorwurfsvollem Blicke steht zur Seite, und die meisten der übrigen zahlreichen Personen sind nicht ohne eigenthümlichen Ausdruck gezeichnet. Nur die Haltung der leider bisher feindlichen Parteihäupter will uns nicht gefallen. Sie scheinen uns einen leisen Anflug von Komik zu haben, wozu vielleicht der großgeblumte Schlafrock des Capulet etwas beitragen mag.

Karl Borromäus von Miltitz hat zu diesem Hefte, wie zu den früheren der verstorbene Böttiger, dankenswerthe Erläuterungen geschrieben, wenn wir ihm auch nicht unbedingt in dem Lobe beistimmen können, das er dem talentvollen Künstler im Uebermaße spendet. Auch diesem Hefte ist die meisterhaft erfundene Apotheose Shakspeare's wieder beigefügt und das Werk der regierenden Königin von England, Adelaide, gewidmet. Eine Fortsetzung, die mit immer tieferem Sinne den Dichter zu verstehen sich bemüht, wird allen Freunden Shakspeare's erwünscht sein. Die Ausstattung ist, wie bei den früheren Lieferungen, höchst glänzend. W.

Historische Tabletten.

Ludwig XVI. besuchte im März 1790 mit seiner Gemahlin und von Lafayette, damaligem Generalcommandanten der französischen Nationalgarden, begleitet, die große Spiegelfabrik in der Vorstadt Saint-Antoine, und wurde bei dieser Gelegenheit vom Beifallsrufe der Bewohner jenes Stadtviertels begrüßt, wo Unruhen schon nichts Seltenes waren.

Lafayette nahm davon Gelegenheit, gegen die Königin zu bemerken: „Da sehen Sie, Madame, wie gut dieses Volk ist, wenn man ihm entgegen kommt!"

„Ja," entgegnete Marie Antoinette, „allein Sie wissen wohl, daß es nicht eben so ist, wenn es uns entgegen kommt!"

Digitized by Google

Sehr ernſt erwiederte Lafayette: „Darum, Madame, iſt es gefährlich, das zu erwarten.“

Kurz vor dem Bundesfeſte auf dem Marsfelde zu Paris (14. Julius 1790) hatte der ins Ausland verwieſene Herzog Louis Philipp von Orleans von Ludwig XVI. die Erlaubniß erhalten, nach Frankreich zurückzukommen. Trotz dieſes Actes königlicher Milde beſtand aber der Groll gegen den Herzog nach wie vor, und als er bei Hofe erſchien, fand er eine geringſchätzende, faſt wegwerfende Aufnahme. Ihn zu beleidigen, ſchien nicht einmal blos Sache des Gebietenden, ſondern man mußte glauben, es ſei der Dienerſchaft jede Art erlaubt, wo nicht gar befohlen worden. Konnte der Herzog ſpäter grauſam vergeſſen, bemerkt Touchard-Lafoſſe hierzu in ſeinen Souvenirs d'un demi-siècle (Paris 1836), daß Ludwig XVI. ſein Verwandter war, ſo hatten ihn die vom Hofe erlittenen Beſchimpfungen längſt dazu gereizt. Als ein Beleg dazu diene folgendes:

Im November 1790 begab ſich der Vetter des Königs eines Tages ins Schloß, als dort offene Tafel war. Kaum bemerkte einer von den mit Ab- und Zutragen der Speiſen beſchäftigten Diener ſeine Anweſenheit, als er zu ſeinen Kameraden laut genug ſagte, daß es der Herzog hören konnte:

„Paßt auf Eure Schüſſeln auf, der Herzog von Orleans iſt da!“

Dieſe Aeußerung war eine Loſung für die anweſende Menge, ſich um den Herzog zu drängen und ihn rückſichtslos hin und her zu ſtoßen; ein hinter ihm her Gehender trat ihn ſogar recht abſichtlich wiederholt auf die Ferſen.

„Legen ſie es darauf an, mich zu beleidigen?“ fragte der Herzog, ſich kalt gegen den Unbekannten wendend, der ihm frech erwiederte:

„Wenn Sie noch zweifeln, was muß man dann thun, um Sie zu überzeugen!“

Leicht errieth der Herzog, auf was dieſes Benehmen eines ſonder Zweifel gedungenen und gewiß ſorgfältig ausgewählten Händelmachers berechnet ſein könne, hielt es aber ſeiner Ehre nicht angemeſſen, dem mordluſtigen Degen deſſelben ſeine Bruſt auszuſetzen. Als er daher den eben eintretenden Lafayette gewahr wurde, wendete er ſich an dieſen mit der Bitte, ihn durch die bewaffnete Macht vor Beleidigungen ſchützen zu laſſen.

„Nationalgarden!“ rief lächelnd der Generalcommandant derſelben; „beſchützt den Prinzen, der ſich nicht ſelbſt ſchützen kann.“

Leipziger Chronik.

(Beſchluß.)

[Griſeldis, Mad. Düringer, die Puritaner, Mad. Schodel.]

Griſeldis. Dramatiſches Gedicht von **Friedrich Halm.**

„Unſere dramatiſche Literatur iſt ſo arm, daß wir nach dem Mittelmäßigen, nach dem Verfehlten ſelbſt, gierig greifen müſſen und es für einen Leckerbiſſen halten in dem Schwalle wäſſeriger Gerichte, die uns geboten werden. Daher erklärt es ſich, daß das obige Gedicht, welches neben mangelhafter Anlage und Durchführung unverkennbare Spuren eines ſchönen und reichen Talentes zeigt, Aufſehen erregen mußte. Betrachten wir den Inhalt, um das Ganze zu beurtheilen:

Percival von Wales, ein rauher unbändiger, aber gutherziger Ritter, der mit dem Namen „Rieſentödter“ charakteriſtiſch bezeichnet wird, hat die Grille gehabt, ſich in ein ſchönes Köhlermädchen zu verlieben und ſie zu ſeiner Frau, i. e. im Mittelalter zu ſeiner bevorzugten Magd zu machen. Griſeldis, ſeine Frau, nun iſt ſo gut und liebenswürdig, daß ſie den Wilden feſtbannt in den Kreis der Häuslichkeit und vom Hofe ganz zurückhält. Endlich zieht ein glänzendes Feſt ihn dennoch an den Hof des Königs Artus; hier beginnt das Stück. — Percival, der die Etiquette nicht achtet, und unter den geputzten Gäſten in ſeiner Bärenhaut umhergeht, fällt allgemein auf; man erzählt ſich ſein Leben und Treiben. Die Königin Ginevra mit ihren Frauen, abſcheuliche Figuren, in denen man nur die fadeſten klatſchluſtigſten Theeſchweſtern erblickt, beſpötteln beſonders ſeine romantiſche Heirath und verhöhnen ſeine Frau. Hierüber empört, beleidigt Percival die Königin. Dieſe verlangt und jener verweigert Satisfaction. König Artus, ein dürftiger Kopf, ſucht den Streit zu ſchlichten, ohne es zu können. Endlich kommt man überein, daß Percival beweiſen ſoll, was er ſagte; nämlich: Wenn Gerechtigkeit herrſchte in der Welt, ſo wäre Griſeldis Königin von Schottland und Ginevra läge vor ihr auf den Knieen. So werden denn drei Proben verabredet, um die Liebe und Güte der Griſeldis darzuthun: Erſtens ſoll ſie ihr einziges Kind ohne Murren der Liebe zu Percival zum Opfer bringen; zweitens ſoll dieſer ſie verſtoßen und zurückweiſen in ihre Dürftigkeit und ſie muß das ruhig ertragen; drittens ſoll ſie nach dieſer empörenden Behandlung noch ihr Leben dem Gatten opfern. Beſteht Griſeldis dieſe Proben, ſo ſoll die Königin vor ihr knien und Percival keine Genugthuung ſchuldig ſein; beſteht ſie dieſelbe nicht, dann umgekehrt. Dieſes niedliche Spiel wird contrahirt und von dem Könige beſtätigt. Damit ſchließt der erſte Act, oder wenn man will das Stück, denn wir winden uns jetzt durch ein Gewebe, deſſen Enden ſchon vor uns liegen. Im zweiten Acte gibt Griſeldis ihr Kind; im dritten wird ſie verſtoßen; im vierten verflucht von ihrem alten Vater, der ſie verkennt; in ihrer Köhlerhütte verbirgt ſie den ſcheinbar verfolgten Percival und bietet ihr Leben für das ſeinige. So iſt die Probe beſtanden und im fünften Acte wird ſie zurückgeführt in den glänzenden Ritterſaal. Dort ſagt ihr im Freudentaumel die Königin: „Mein Kind, dein unendliches Weh war nur ein Faſtnachtsſpiel!“ Ginevra kniet nun vor Griſeldis und Percival will ſie mit neuer und erhöhter Liebe umfangen. Dieſe aber ſagt: ich danke für ſolche Spiele, und kehrt zurück in ihre Köhlerhütte; Percival will verzweifeln und der weiſe König ſagt: ja, ſie hat Recht. — finis coronat opus! Bedarf es einer weitern Kritik des Stückes, das weder die Erſchütterung der Tragödie, noch die Befriedigung des Schauſpiels gewährt? Ein ſo grauſames, fürchterliches Spiel mit dem Heiligſten des Menſchen; dieſe kalte gräßliche Zermalmung des edelſten Weſens kann unmöglich mit dieſem Ausgange Vorwurf eines Gedichtes ſein. Mit einem tragiſchen oder verſöhnenden Ende iſt der Stoff bereits in einem arabiſchen Mährchen, einer kleinen Erzählung und der Oper „Griſelda“ benutzt und man muß bedauern, daß die Wahl des talentvollen Verf. gerade darauf gefallen iſt. Er hat den Percival und die Griſeldis

Digitized by Google

sehr schön charakterisirt, hat die einzelnen Situationen mit wahrer dramatischer Kraft gestaltet und die blühende, treffliche Diction beurkundet einen Dichter im ganzen Sinne des Wortes. Aber das Stück ist verfehlt; es ist das Bild eines Jammerkolosses in einem Rahmen von Papiermaché. Ein barbarisches Spiel mit den heiligsten Empfindungen ohne Ziel und Zweck zerreißt unser Inneres, ohne uns Theilnahme abzugewinnen. Es ist ein Fastnachtsspiel voll blutigen Ernstes, eine Tragödie voll possenhafter Wagestücke. Bei alle dem berechtigt das Werk zu großen Hoffnungen. Vielleicht kann sich nur ein wirklich großes Talent so verirren.

Die Darstellung war in jeder Beziehung zu loben; Hr. Löwe wußte die unfreundliche Erscheinung des wilden, rohen und stolzen Percival durch die Farben natürlicher Herzensgüte und wahrer Liebe, die wie freundliche Sonnenstrahlen durch das dunkle Bild brachen, zu mildern und anziehend zu machen. Frln. v. Zahlhas hatte die Griseldis mit allem Fleiße studirt und wirklich tief erfaßt; nur zuweilen trat die natürliche Kraft der Künstlerin etwas zu stark hervor und verdrängte durch heroische Schwingungen das leidende Weib. Einige Ruhe und Mäßigung mehr, so würde ihre Griseldis eine in der That vollendete Leistung gewesen sein. Wir bedauern, daß Frln. v. Zahlhas zum October unsere Bühne verläßt, auf der sich freilich für ihr Talent zum Tragischen wenig Spielraum bietet. Von den sonstigen Rollen ist nur der Köhler Cedric, Geiseldens Vater, bemerkenswerth, welcher in Hrn. Baudius einen würdigen Darsteller fand."

Unsere Oper hat zu bedeutsamen Leistungen eigne wie fremde Kräfte entfaltet. Der beschränkte Raum dieser Blätter nöthigt zur Kürze. Mad. Düringer (von der deutschen Oper in Amsterdam) sang mit großem Erfolg den Sextus und den Tancred. Der volle, warme Violoncellton ihrer Altstimme machte sich in diesen Mezzosopran-Partieen mit würdigem dramatischen Vortrag auf das erfreulichste geltend. Es wäre zu wünschen, auch den Romeo von ihr zu hören. Das heimische Personal unsrer Oper brachte die Puritaner zur Aufführung. Dies letzte Werk Bellini's ist so wie seine andern als lyrisches Oratorium zu nehmen, von dramatischer Charakteristik ist bei seinen Tönen (einige Pièeen in der Norma ausgenommen) nie die Rede. In dieser letzten Oper, zum Theil aus Reminiscenzen der übrigen bestehend, zeigt sich jedoch die musikalische Melancholie dieses lyrischen Tonsetzers höchst monoton. Sein Genius war in sich fertig, in seinen Puritanern fehlen alle Gegensätze zur Grundstimmung seiner Muse, er gewinnt hier nur sehr selten einen Aufschwung aus dem Gewühl seiner süßen schwermüthigen Betäubung. Die Melancholie hat über dies Product ihre Mohnbüchse geschüttet. Als zu diesem seltnen Aufschwung gehörig können das Duett zum Finale des zweiten Actes und das erste Finale bezeichnet werden. Das letztgenannte bietet eine merkwürdige lyrische Situation. Elvire (Mad. Franchetti-Walzel) ergießt bald staccato, bald in langgezogenen Wehetönen ideen Wahnsinn, während der Chor sein düsteres Gesumme dazwischen ertönen läßt. Das Duett im ersten Act zwischen Elaice und Georg (Franchetti-Walzel und Pögner) machte sich in dem gediegenen Vortrag sehr schön. Das Terzett im zweiten Act wird durch die eintönige Länge fast widerwärtig; Bellini schwelgt hier förmlich in der herzzerreißenden Elegie des Wahnsinns. Das Maß der Schwermuth hatte er in den süßesten Tönen schon früher erschöpft; in seinem letzten Werke erreichte seine Musik die äußerste Stufe in ihrer Richtung, den Wahnsinn aus verunglückter Liebe. An eine Erkräftigung, an einen Aufschwung zu neuer Tendenz war bei Bellini nicht zu denken. Der letzte Act der Puritaner zeigt völlige Ermattung. Das Duett zwischen Elvire und Arthur, das die Singenden sich herabgesetzt hatten, klang schwächlich verzerrt. Die Transponirung war um so verunglückter, da Mad. Walzel in den tiefen Tönen keineswegs stark ist.

Diese Oper hat in Berlin auf beiden Bühnen eine förmliche Tortur erlebt. Hr. Schneider, der sie im Opernhause dirigirte, strich die Fermaten und vergriff den Sängern zu Gefallen die Tempos. Mad. Seidler war mißgelaunt, Hr. Zschiesche sang den Georg mit seiner pedantischen Kälte. Mantius war der Einzige, dessen Töne die sentimentale Weichheit des Italieners zu Ehren brachten. Wir wissen dies aus sehr glaublichen Berichten. Auf der Königstadt waren zwei Hauptpartieen transponirt. Frln. Hähnel sang die Tenorpartie und der Tenor sang den Richard (hohen Baß). Es ist erklärlich, daß dies zur Corrumpirung einer italienischen Oper nicht wenig beitragen muß.

Gegenwärtig erfreut sich Leipzig an den Tönen der Madame Schodel, von der wiener Oper. Mad. Schadel ist eine Sängerin erster Potenz. Ihr Ton hat eine penetrante Kraft, in der Mittellage eine glänzende Fülle, ihre Intonation ist vortrefflich, im Portament verräth sich die größte Virtuosität, in Coloraturen scheint sie schwächer. Sehr zu rügen ist aber die Willkür, womit diese Sängerin selbst bei Mozart das Tempo nimmt. Sie weidet sich zu sehr an ihren schönen Mitteltönen und treibt mit diesen auf Kosten des musikalischen Charakters einer Arie eine unmäßige Ausmalerei. So war ihr großes Recitativ als Donna Anna völlig verzogen, um nicht verschleppt zu sagen. Nicht minder ihr Duett als Pamina mit Papageno, das sie zu einer ganz falschen Sentimentalität zerdehnte. In Hrn. Pfeiser aus Hannover, der den Tamino sang, haben wir einen sehr guten Tenor von sicherer Schule und schönem Naturell erhalten. Als Königin der Nacht brillirte Madame Franchetti-Walzel mit ihren hohen Tönen. Hr. Pögner, immer vortrefflich, wo die warme und tiefe Fülle seines Organs sich ruhig ausströmen läßt, gab als Sprastro und Comthur neue Beweise seiner Virtuosität.

Unsere unermüdlich fleißige Theaterdirection läßt jetzt an den Decorationen zu Meyerbeer's Hugenotten malen, die wir im September hören werden, wahrscheinlich wiederum als die Ersten in Deutschland. Unser Trauerspiel ist traueig, unser Lustspiel meist nur burlesk. Gute Sachen in dieser Sphäre erhalten wir oft erst spät, z. B. den Oheim erst in diesen Tagen. An Frln. Wagner verliert das Conversationsstück seine beste weibliche Stütze.

Notiz.

[Der Oberst aus Liebe.]

Es gibt Bücher, worin die Kunst gelehrt wird, in 24 Stunden vollkommen französisch oder italienisch oder englisch zu lernen. Ich habe sogar eine Broschüre gesehen, aus welcher man lernen konnte, in sechs Monaten unfehlbar ein reicher Mann zu werden. Aber dergleichen Schnellmittel für das militairische Avancement sind noch nicht vorhanden, außer auf den Schlachtfeldern. In Turin ist jetzt der Prinz von Savoyen-Carignan, ein Seitenverwandter des Königs von Sardinien, über Nacht aus heiler Haut Oberst geworden, und zwar aus Liebe. Madame Albertazzi sang im königlichen Theater. Der Prinz sah sie, hörte sie — und liebte sie. Seine Leidenschaft war so heftig, daß der König ihn dafür auf der Stelle zum Obersten ernannte, mit dem Befehl, sich binnen 24 Stunden in die Garnison zu begeben. Zum Unglück liegt das Regiment in der Provinz, weit von Turin, wo Madame Albertazzi so hinreißend singt. 6.

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 6. — den 16. Juli 1836.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Schönwissenschaftliche Schriften.

Mit großem Vergnügen benachrichtigt die unterzeichnete Verlagshandlung die Freunde einer gewählten schönwissenschaftlichen Lectüre von dem Erscheinen nachstehender Werke:

Bülow (Eduard von), das Novellenbuch, oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erster bis dritter Theil. 1834 — 36. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Die allgemein günstige Aufnahme, welche diese Sammlung im Publicum gefunden hat, bestätigt am besten die vortheilhaften Urtheile, die darüber einstimmig gefällt sind. Es ist dem Herausgeber gelungen, in seinen Bearbeitungen das eigenthümliche, reizende Colorit jenen Novellen zu bewahren, obgleich die Sprache und Form manche Aenderungen erfordereten, wenn das Ganze den Ansprüchen eines feinern Geschmacks genügen sollte. Tieck's gehaltvolle Vorrede, namentlich über das Geschichtliche der Novelle, verleiht dem Buche eigenthümlichen Werth.

Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Venetianische Nächte. 8. Geh. 1 Thlr.

Der Frau Verfasserin im vergangenen Jahre erschienenen „Gedichte" (1 Thlr. 12 Gr.), wie die kürzlich herausgegebenen „Neuen Gedichte" (1 Thlr. 4 Gr.) hatten sich einer so ausgezeichnet günstigen Aufnahme zu erfreuen, wie wohl wenige Erzeugnisse auf dem viel bebauten Felde der poetischen Literatur. Sie verdanken sie jenem Werthe, der auch dieser neuesten und zugleich umfangreichsten Dichtung innewohnt.

Hauch (J. C.), Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. 8. Geh. 20 Gr.

Der Verfasser, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden dänischen Dichter, verdient es auch dem deutschen Publicum bekannt zu werden. Im J. 1834 erschien bereits von ihm ein Trauerspiel in 5 Aufzügen: „Die Belagerung Maastrichts." (20 Gr.)

Koenig (H.), die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Es bedarf wohl nur der einfachen Anzeige des Erscheinens dieses neuen Romans von dem Verfasser des im Jahre 1833 herausgekommenen Romans: „Die hohe Braut." (2 Theile. 4 Thlr.), um die Aufmerksamkeit gebildetere Leser darauf zu lenken, welche das frühere Werk mit so ungetheiltem Beifalle aufnahmen. In jedem Falle dürfte es auch interessant sein, den gewandten Verfasser auf dem Felde der dramatischen Poesie in seinem Trauerspiel: „Die Bußfahrt" (16 Gr.) zu beobachten.

Rellstab (L.), 1812. Ein historischer Roman. Zweite Auflage. Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

Es bleibt immer eine seltene Erscheinung in der Literatur, wenn ein so dändereiches Roman nach zwei Jahren schon eine neue Auflage erlebt; sie ist der beste Beweis der dauernden und wohlerworbenen Gunst des Publicums.

Rellstab (L.), empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1833. Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

In einer andern, heiterern Form, als in dem Roman „1812", zeigt sich in diesen geistvollen Reiseberichten das Talent des gewandten Verfassers, aber auch sie wird den zahlreichen Freunden seiner Schriften wohl behagen.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frankreich

in

socialer, literarischer und politischer Beziehung.

Von

H. L. Bulwer,

Parlamentsmitglied.

Aus dem Englischen übersetzt

von

O. v. Czarnowski.

Zweite Abtheilung.

3 Bände.

8. geh. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Die erste Abtheilung dieses ausgezeichneten Werkes ist bereits mit so großer Anerkennung aufgenommen worden, daß wir über diese, auch für sich allein bestehende Fortsetzung nichts zu bemerken haben, als daß sie neue Seiten der französischen Zustände mit Tiefe und Scharfblick auf das Angenehmste beschreibt und erörtert.

Polytechnisches Centralblatt,

1836. No. 31—36 (der Jahrgang 3 Thlr. 12 Gr).

Analyse der gebräuchlichsten Holzarten, von Petersen und Schödler. — Graner, das Seilbohren zu Roche la Molière. — Ueber die Gefährlichkeit der neuen Phosphorfeuerzeuge (Streichfeuerzeuge). — Die St. Etienne-Lyoner Eisenbahn. — Dampfkraft gegen Pferdekraft. — G. J. Greene's, J. O. Baeehes', W. Gammen's Verbesserungen im Glasmachen. — Maw's rauchverzehrende Vorrichtung - Verbesserungen an den Walzendruckmaschinen für Papier, Kattun e. s. w. von J. Buehnaan. — Schmelzen mit erhitzter Luft. — Marshall's fortlaufende Eisenbahnen. — Die pneumatischen Giesskannen von Ceesain und Lafosse. — Van Hoetem's Zuckerraspel. — Seidenfabrikation in England. — Verwüstungen des Holzwurms. — J. Cockerill's Etablissements. — Elijah Galleway's rotirende Dampfmaschine. — Zustand der Runkelrübenzucker-Fabrication in Frankreich. — Die Nürnberg-Fürther Eisenbahn. — Elias Carter's Vorrichtung zum Regaliren von Gas oder andern Flüssigkeiten, welche durch Röhren hindurchgehen. — John Robison's neue Fassrolle für Tische. — Literarische Nachweisungen. — John Hearle's verbesserte Maschinenpumpe. — Metallene Leuchtthürme. — J. Ames' Verbesserungen in der Papierfabrikation. — Avery's rotirende Dampfmaschine. — Die Wiener-Bochnia Eisenbahn. — Grimpé's Armarière. — Jopling's Oberbau für Eisenbahnen. — Hyne's patentirte Wagenachsen und Büchsen. — Davis Embree's Benutzung des Dampfes von Hochdruckmaschinen zum Heizen, Destilliren u. s. w. — Ueber Eisenbahnschienen und Räder. — Gaserleuchtung auf Dampfschiffen. — Ueber Abdampfapparate für Runkelrübenzucker-Fabriken. — G. E. Dunisthorpe's und H. Rawsen's von Leicester Maschine zum Wollkämmen. — Schalder's Pumpe (fountain-pump.) — James Whitelaw's Spindeln am Drosselstuhle. — Augustes Brackenbury's Eudiometer. — Jesse Fox' Speisung der Dampfkessel. — Martin's Sicherheitslampe. — Ueber die catalanischen Schmieden Südfrankreichs, von Marrut. — James Leeming's Verbesserungen an Wasserrädern und Ruderrädern. — Joseph Barker's Verbesserungen in der Construction der Regen- und Sonnenschirme. — Unschädlichkeit des Neusilbers (Argentans) für Haus- und Küchengebrauch. — Matthias W. Baldwin's verbesserte Räder an Dampfwagen. — John Lesh's Verbesserungen am Walzendruck. — Das eiserne Sparrwerk auf dem Kanonenbohrwerke zu Cassipore in Indien. — Die Liverpool-Manchester Eisenbahn. — James Hunter's Maschine zum Behauen der Steine. — Alfred und Robert Charlton's Verbesserungen an der Maschine zum Appretiren gewebter Zeuge. — Amasaa Stone's Verbesserung an mechanischen Webstühlen (powerlooms.) — Baraco's Presse. — John Ramsey's Notenblatumwender. — Barlow über Eisenbahnen. — Die Eisenbahn von Brüssel nach Antwerpen. — Sicherheitszünder. — Richard Sheppard's verbesserte Dachziegel. — Webestuhl von Leboucher-Villegaedin. — Bergin's Verrichtung zum Verhüten der Stösse beim Abfahren und Anhalten von Eisenbahnwagen. — Ueber die Branntweinerzeugung aus Kartoffelstärke, von A. Kasperewski. — Ueber Kartoffelstärkmehl, von Geérin Verry. — Ueber das Springen der Schleifsteine, von Chovallior. — John Oxford's Firniss. — Nicell's Patentdampfwagen.

Bei C. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Joh. Minckwitz. Nebst e. Anhange von Briefen Platen's an G. Schwab u. e. Facsimile Platen's. 8. broch. 22 Gr.

Schmidt, J. A. E., Gespräche über die vorzügl. Gegenstände des gewöhnl. Lebens, in deutscher, russischer und französischer Sprache. 12. broch. 22 Gr.

— — dieselben in deutscher, neugriechischer und französ. Sprache. 12. broch. 22 Gr.

Digitized by Google

Ortlepp, die Geächteten, oder: Valerio und Isidora. Ein histor. Roman. 2 Bde. 8. 2 Thlr.

Die heilige Schrift A. und N. Test. in 100 Kupfertafeln; nach der Reihenfolge der bibl. Bücher dargestellt. Nebst hist. Erläuterungen von D. J. Lindner. qu. Fol. 3 Thlr 8 Gr.

In der Chr. Belser'schen Buchhandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorrätdig:

Stirm, C. H., Ober-Consistorialrath und Hofkaplan, „Apologie des Christenthums in Briefen für gebildete Leser." Eine von der evangelisch-theologischen Fakultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift. 2 Bde. gr. 8. broch. Subscript. Preis 3 Fl. 45 Kr. rhein. oder 2 Thlr. sächs.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tag und Nacht.

Erzählungen

von

C. Spindler.

2 Bände. 8. br. 3 Thlr. 6 Gr. oder 5 Fl. 24 Kr.

(Sämmtliche Werke: 44ster und 45ster Band.)

Inhalt des ersten Bandes: Der Liebestrank. — Der Talisman.

Inhalt des zweiten Bandes: Der Weber an der Wand. — Bublerischer Liebeszauber. — Zigeuner-Idylle. — Faschingsfreude. — Die Geleitstage.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Abfall

der Belgischen Provinzen

von Oesterreich.

Von

Louis Lax.

8. Geheftet. Preis: 1 Thlr. 12 gGr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Wir übergeben hier dem Publikum ein Werk, welches die Geschichte einer Zeit behandelt, die, trotz ihrer Neuheit nur wenig bekannt, dennoch von dem höchsten Interesse ist, indem sie ein scharfes Licht auf Verfassung, Charakter und Bildung der Belgischen Nation wirft, und zu bemerkenswerthen Vergleichen mit den Ereignissen unserer Zeit Anlaß gibt. — Das nach neuen Quellen unparteiisch bearbeitete Werk bietet eine eben so anziehende als unterrichtende Lectüre.

Eckermann und Falk über Goethe.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823 — 1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dies Werk nimmt in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Deutschen, der Freunde ihrer Literatur und der Verehrer des großen Dichters im In- und Auslande in Anspruch. Der Verfasser theilt uns aus seinem Tagebuche in unbefangener und einfacher Weise den Inhalt der Gespräche mit, die er in jenen Jahren mit Goethe fast Tag für Tag zu pflegen das Glück hatte, wie er das in seiner Umgebung Erlebte aufzeichnet. Groß und bedeutend sind die Aeußerungen und Urtheile, welche der Verfasser uns von Goethe überliefert, wie sie das Höchste im Leben, Literatur und Kunst betreffen, und somit die wichtigsten Beiträge zur Charakteristik und Kenntniß des großen Dichters bieten. Sehr glücklich ergänzt die gegenwärtige Schrift des Dr. Eckermann, mit dem Jahre 1823 beginnend, das bekannte Buch von

Johannes Falk:

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt.

Ein nachgelassenes Werk,

welches mit dem Jahre 1824 schließt. So eben ist auch von dieser Schrift, die längere Zeit im Buchhandel fehlte, die zweite Auflage (geh. 1 Thlr. 12 Gr.) in meinem Verlage erschienen.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Bei K. F. Köhler in Leipzig, so wie in allen Buchhandlungen sind nachstehende Werke L. Rellstab's zu haben:

Rellstab, L., Sagen und romantische Erzählungen.

3 Thle. 3 Thlr. 12 Gr.

1r Thl. enth.: Waldhulde oder der Wolfsbrunnen. Elsbeth.

Digitized by Google

eine Sage von Ilfenſtein. Theodor, eine muſikaliſche Skizze. Kaiſer Maximilian.

2r Thl. enth.: Jaromir, das Hochzeitsfeſt, eine italieniſche Sage. Marie und Franzesko.

3r Thl. Der Goldſchmied von Augsburg. Julius, eine muſikaliſche Novelle. Edmund, eine muſikaliſche Skizze.

Rellſtab, L., Algier und Paris. 3 Thle. 4 Thlr. 12 Gr.

1e Band. Die Aventüre. 2r und 3r Bd. Die Julitage. 2 Thle. 3 Thlr.

Deſſelben Gedichte. 1r Band. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Scott, W., das Leben und die Schriften der berühmteſten, vorzüglich engliſchen Romandichter, überſetzt und mit einem Anhange verſehen von L. Rellſtab. 3 Bände. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt. Fielding, Smollet, Leſage, Johnſtone, Sterne, Goldſmith, Johnſon, Mackenzie, Walpole, Clara Reeve, Richardſon, Cervantes Saavedra (v. Smollet) Anhang zu Goldſmith's Leben, Swift, Page Cumberland (Anna Radcliffe).

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Biographiſch-hiſtoriſche

Studien.

Von

C. Münch.

Erſter Band. 8. br. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl.

In dieſer Sammlung wird eine Reihe berühmter Charaktere und anziehender Erſcheinungen aus verſchiedenen Zeiträumen der Geſchichte, bearbeitet nach Quellen, dargeboten, wie ſie nach Zeit, Muße und Luſt aus der Feder des Verfaſſers, theils zum erſten Male hervorgegangen, theils nach frühern Skizzen und Verſuchen völlig umgeſtaltet von ihm zu Tage gefördert worden ſind. Bei weitem der größere Theil iſt neu.

Dieſer erſte Band enthält: 1. Sir Walter Raleigh. 2. Die Liebe des Pfalzgrafen Friedrich III. und Leonorens von Oeſtreich. — 3. König Chriſtiern II., das Täubchen von Amſterdam und Mutter Siegbrit. — 4. Giulio Ceſare (Lucilio) Vanini. 5. Die Agna Tofana in Rom unter Papſt Alexander VII. und der Todtengräber zu Güran in Nieder-Schleſien. — Nachtrag zur Biographie Walter Raleigh's.

Stuttgart.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

Das erſte praktiſch und wiſſenſchaftlich bewährte Werk über Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen.

So eben iſt bei J. Volckmar in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die Dampfmaſchine,

faßlich beſchrieben und erläutert,

insbeſondere

in ihrer praktiſchen Anwendung

auf Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt

nebſt Winken über Eiſenbahn-Anlagen.

Von

Dr. Dionisius Lardner.

Nach der fünften umgearbeiteten Auflage aus dem Engliſchen überſetzt.

Mit veranſchaulichenden Abbildungen broſch. Preis 2 Rthlr.

Ueberſetzungsanzeige. Nächſtens erſcheint von dem, dem Anacharſis an die Seite geſetzten Werke:

Rome au Siècle d'Auguste par M. L. Charles Dezobry

eine deutſche Bearbeitung von Theod. Hell,

welches zur Vermeidung von Colliſionen hierdurch anzeigt

J. C. Hinrichs'ſche Buchh. in Leipzig.

Wohlfeilſte Ausgabe.

Um den vielfach ausgeſprochenen Wünſchen zu entſprechen, haben wir von

William Hogarth's ſämmtlichen Kunſtwerken,

74 Blätter in groß Folio,

eine Ausgabe veranſtaltet, welche mit compiett in einem Bande, ganz ſchön ausgeſtattet, zu dem beiſpiellos billigen Preiſe von nur 6 Thalern verkaufen, um dieſes claſſiſche Werk auch Unbemittelten zugängig zu machen; für die frühere Ausgabe in 12 Lieferungen hingegen wird der Preis von 18 Thlr. beibehalten.

Leipzig im Juli 1836.

C. Pönicke und Sohn.

Bei Beck und Fränkel in Stuttgart iſt erſchienen:

Bojardo's, M. M., verliebter Roland, zum erſten Male verdeutſcht und mit Anmerkungen verſehen von J. D. Gries. 2r Theil. 8. geh. 2 Thlr. 8 gGr. oder 4 Fl.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

August 1836.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Politische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberstr Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 149. Immermann und die Epigonen. Von Th. Mundt.
Correspondenz. Aus Dresden.
Notizen.

No. 150. Eine Ehestandsgeschichte. Aus den Memoiren des Freiherrn v. B.
Immermann und die Epigonen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 151. Immermann und die Epigonen. (Beschluß.)
Eine Ehestandsgeschichte. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 152. Eine Ehestandsgeschichte. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus Dresden. (Beschluß.)
Notizen.

No. 153. Aug' und Meer. Von F. G.
Eine Ehestandsgeschichte. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus Hannover.
Notizen.

No. 154. Eine Ehestandsgeschichte. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Eine Saison in London. Von Victor Lenz.
Notiz.

No. 155. Eckermann's Gespräche mit Goethe. Von K.
Eine Ehestandsgeschichte. (Beschluß.)
Ermuthigung. Von Manfred.
Deutsche Romane.
Correspondenz. Eine Saison in London. (Fortsetz.)
Notiz.

No. 156. Auszug aus Aegypten. Von Karl Beck.
Eckermann's Gespräche mit Goethe. (Fortsetz.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Eine Saison in London. (Forts.)
Notiz.

No. 157. Die ältere französische Oper.
Eckermann's Gespräche mit Goethe. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Eine Saison in London. (Forts.)

No. 158. Die ältere französische Oper. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Eine Saison in London. (Forts.)

No. 159. Ephraim Moses Kuh. Ein biographisches Gemälde.
Deutsche Romane.
Correspondenz. Eine Saison in London. (Forts.)
Notizen.
Berichtigungen.

No. 160. Ephraim Moses Kuh. (Fortsetzung.)
Auf Carrel's Tod. Von Ludwig Wihl.
Deutsche Romane.
Correspondenz. Eine Saison in London. (Beschl.)
Notiz.

No. 161. Ephraim Moses Kuh. (Fortsetzung.)
Historische Tablette.
Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 162. Rahel's Religiosität. Von W.
Ephraim Moses Kuh. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 163. Ephraim Moses Kuh. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

Digitized by Google

No. 164. Das ältere französische Theater
Ephraim Moses Kuh. (Fortsetzung.)
Englische Romane.
Correspondenz. Aus Berlin
Notiz.

No. 165. Ephraim Moses Kuh. (Fortsetzung.)
Das ältere französische Theater. (Fortsetzung.)
Englische Romane.
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 166. Das ältere französische Theater. (Beschluß.)
Ephraim Moses Kuh. (Fortsetzung.)
Englische Romane
Correspondenz. aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 167. Ein Sommerspaziergang nach Syrien. Von 10.
Ephraim Mies Kuh. (Beschluß.)
Englische Romane.
Correspondenz. Aus Hamburg.
Notiz.

No. 168. Ist das Lachen beim Komischen etwas Zufälliges?
Von St. Schütze.
Ein Sommerspaziergang nach Syrien. (Beschluß.)
Englische Romane.
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschluß.)
Notizen.

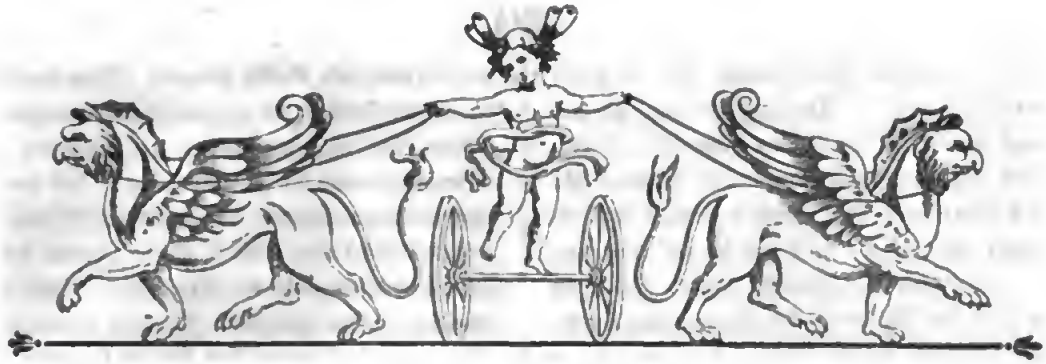
No. 169. Armand Carrel. Von J. K.
Englische Romane.
Notizen.

No. 170. Armand Carrel. (Beschluß.)
Historische Tablette.
Mondnacht. Von Karl Beck
Englische Romane.
Notizen.

Hierbei ein Intelligenzblatt.

Leipzig gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 149. — den 1. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Immermann und die Epigonen.

Von Th. Mundt.

Immermann gehört zu den einsamen Talenten unserer Periode, zu den Geistern, die sich sondern von den allgemeinen Zuständen sowohl als von den Personen, er gehört auch zu Denen, welche glauben, daß sie nicht in der rechten Epoche geboren, die ihrem Dichterberufe angemessen. Diese gegen den Stachel der Geschichte leckenden Naturen sind überzeugt, sie würden das Allerhöchste gewirkt haben, wäre ihr Genius nur um funfzig Jahre früher in Deutschland aufgegangen. Eine Ansicht, die historisch wie individuell ein Irrthum ist, weil die Zeit und die Personen so genau zusammengehören wie Leib und Seele, und man annehmen muß, daß kein Talent außer dem Dunstkreise der Epoche, die es hervorgebracht, auch nur existiren würde. Aber das Heldenthum jeder Zeit ist nicht dasselbe, bald führt es Schwert, Scepter, Leier, Feder, bald besteht es nur in einer reinen Negation, oder in der höchsten Virtuosität, als zersetzender Geist den Mischungen der Geschichte zu dienen. In einer sich auflösenden Zeit ist Einer im Zweifeln groß und meint, daß er es in einer andern bessern auch im Handeln gewesen wäre, aber das Napoleonstalent der Skepsis, das gewisse Epochen immer hervorbringen, bedingt für eine andere rückwärts liegende noch keinen Napoleon der That. Windet sich ein dichterisches Gemüth qualvoll in deutschen Abstractionen umher, geißelt sich das poetische Jugendherz mit den Dornen nationeller Metaphysik, so ist doch der Seufzer vergeblich, daß unter dem schönern poetischen Himmelblau Griechenlands ein großer productiver Dichter statt dieser innerlichen Schwankungen entstanden wäre. Es ist lächerlich, seinen Stern in der Vergangenheit anzubeten. Das Individuum ist bis auf einen gewissen Punct zeitlos, wo es in die Zukunft hineinreicht, denn es kann ein Geist mit idealer Anschauungskraft allerdings seiner Epoche voraus sein. Aber er darf dennoch sein Loos nicht beklagen, stellt er auch nur das Himmelszeichen vor, durch das andere, ihn überdeckende Weltkörper ihren Durchgang nehmen.

Wozu diese Betrachtungen? Sie sollen Ruhe einflößen gegen eine Ansicht in Deutschland, welche die überwiegende Größe der Vergangenheit, die auf der heutigen Menschheit eher drückend als erhebend laste, beklagt! Immermann hat einen ganzen händeringenden Roman in drei Bänden auf diese Weltansicht gebaut. Der Text dieser Leichenpredigt heißt: die heutigen Menschen sind alle nichts als Epigonen!

Was sind Epigonen? Sind es banquerotte Götter, Halbmenschen, arme Teufel, die invalid gewordene Seele der Menschheit? Im zweiten Buche des diesen Namen führenden Romans heißt es im zehnten Capitel: „Man muß noch zum Theil einer andern Periode angehört haben, um den Gegensatz der beiden Zeiten, deren jüngste die Revolution in ihrem Anfangspuncte bezeichnet, ganz empfinden zu können. Unsere Tagesschwätzer sehen mit großer

Verachtung auf jenen Zustand Deutschlands, wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte, und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab. Er kommt ihnen schal und dürftig vor; aber sie irren sich. Freilich wußten und trieben die Menschen damals nicht so vielerlei als jetzt; die Kreise, in denen sie sich bewegten, waren kleiner, aber man war mehr in seinem Kreise zu Hause, man trieb die Sache um der Sache willen, und, daß ich bei der Schutzrede für die Beschränkung mit einem recht beschränkten Sprüchlein argumentire: der Schuster blieb bei seinem Leisten! Jetzt ist jedem Schuster der Leisten zu gering, woher es auch rührt, daß kein Schuh mehr uns bequem sitzen will. Wir sind, um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsere Väter von ihren Hütten und Hüttchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen, wie mit geborgtem Gelde, wer mit fremdem Gute leichtfertig wirthschaftet, wird immer ärmer" u. s. w.

Bei diesem Raisonnement, das viele Halbheiten der Gegenwart richtig trifft, ist nur Eines vergessen, was ein Dichter und Seher am wenigsten vergessen sollte, nämlich — die Zukunft! Immermann bangt zurück nach der Vergangenheit, aber die Menschheit bangt vielmehr nach der Zukunft. Was rückwärts liegt, so groß und unerreichbar es sein mag, ist doch nicht so groß, als das, was noch zu gewinnen steht, Immermann müßte denn einen völligen Banquerott des heutigen Menschengeschlechts mit seinem Epigonenroman haben bezeichnen wollen. Ich glaube, es muß uns unsere Tradition weniger drücken und beschämen als unsere Ideale. Reichen wir Epigonen denn gar nicht hinan gegen unsere Väter, die Helden? Diese hatten einen glücklich eingefriedigten Raum zum Schaffen, unser Schaffen besteht vor der Hand in unserm Begreifen. Wir begreifen unsere Heldenväter, und dadurch werden wir ihnen ebenbürtig, aber wir begreifen auch, was uns selber eigenthümlich frommt, und darin sind wir Idealisten. Wir haben die Ernte unserer Vergangenheit aufgezehrt und in unser Fleisch und Blut verwandelt, dies Erbtheil kann uns nur fördern und groß machen, nicht durch seine unsere Kleinheit überwiegende Größe lähmen. Man darf aber den provisorischen Zustand der gegenwärtigen Menschheit die Individuen nicht entgelten lassen, wie es dieser Roman Immermann's durch die Intention thut, alle Personen in einem unseligen Zustande schwankender Vielthuerei und Charakterlosigkeit hinzustellen. Darin geberden sich alle bei ihm auftretenden Figuren als Epigonen. Eine unangenehme, fruchtlose, aller poetischen Idealität zuwiderlaufende Aufgabe, an die Immermann die jetzt so gewichtige Reife seines Talents rein verschwendet hat! Eine tiefer greifende psychologische Behandlung hätte aber hier dennoch auch bei den einzelnen Charakteren zu andern Resultaten hinführen müssen. Man blicke den erfolglos sich bewegenden Charakteren dieser Zeit nur tiefer ins Herz, man combinire ihre zersplitterten Kräfte mit den allgemeinen Situationen. Man wird in ihrem Innern die gegebene Möglichkeit höherer idealer Erfolge wahrnehmen, deren Existenzlosigkeit das Tragische, aber nicht das Verächtliche und Kleinliche an ihnen bildet. Die historische wie die ideale Situation der Personen läßt Immermann gänzlich dahingestellt. Sein Roman hat darin eine materielle Härte, daß er, ohne bis auf die allgemeinen Zerwürfnisse und Hemmnisse der Ideen zu gehen, die Zerfahrenheit der modernen Charaktere nur als eine individuelle Haltungslosigkeit vor Augen führt. Das heißt, die Individualität einer Epoche mißachten, ohne das Wesen der Epoche selbst, ihre ehrwürdigen Schmerzen, ihre berechtigten Hoffnungen, ihre Anwartschaft auf die Zukunft, zu ergründen.

Immermann ist allerdings ein Epigone der deutschen Literatur, und einer der bedeutendsten. Sein Talent ist auf die Vergangenheit basirt und kam, hinanstaunend zu den Meistererzeugnissen einer abgelaufenen Zeit, zur Welt und in Bewegung. Er gehört nicht zu den Blasen, welche die modernen Wirren aufgeworfen haben, und darin zeigt sich sein gediegenes Schrot und Korn, die pralle Leiblichkeit seiner Muse, die ihr immer eigenthümlich war; aber er gehört auch nicht mit dem abgemessenen Wellenschlage seines Talents in die Strömung des Weltmeers, die er weder bezeichnen noch richten hilft. Seine literarische Mittelstellung hat unangefochtenen Ruhm und Frieden genug, um so viel erfreuende und erquickliche Gebilde, als jetzt nur irgend möglich wäre, zu erzeugen, aber die allgemeine Stimmung des unbefriedigten Hinundhergreifens scheint ihn, trotz seiner gesunden hartschalligen Selbstgenügsamkeit, doch zu verfolgen und in seine abgeschlossene Werkstatt einzubrechen. Immermann begann als Schüler, um sich zum Meister zu voll-

Digitized by Google

enden, wenn es irgend seinen Ansichten entspricht, daß ein Epigone Meister werden kann. Die beiden Granitpfeiler seiner Bildung gründete er sich in einem genialen Studium Shakspeare's und Göthe's. Seine ersten dramatischen Dichtungen traten keck und eckenhaft auf mit ihren von Shakspeare's Riesenstamm gepflückten Ablegern. Sogar Diction und einzelne Redensarten gehörten dem nachgeformten Meister, aber die Auffassung des Schülers war frisch, voller Naturkern, und man glaubte an seinen verwegenen Geberden die ersten Wehen eines Originalgenies zu erkennen. Es gab eine Coterie in Berlin, welche man die Holtei-Häring'sche nennen könnte, die in Immermann damals einen Messias des deutschen Dramas begrüßte. In mehrern Journalen entstand ein feierliches Glockengeläute über den Namen Immermann; Willibald Alexis zog am allerheftigsten den Strang. Wie Bugenhagen bei der Theilung des deutschen Reichs sich Mecklenburg vorbehalten hatte, so nahm sich Willibald für die neue Literaturepoche den Roman in Anspruch, an Immermann trat er das Drama großmüthig ab. Immermann ließ sich Alles gefallen, und kam auch gemalt auf die berliner Kunstausstellung, mit einem Lorbeerzweige bewaffnet. Auch Heine verherrlichte damals den Tragöden Karl Immermann. Der Reisebilder ersten Theil zierte unter Andern ein Motto aus Caedenio und Celinde. Wußte da nicht Immermann schon denken, er sei ein großer Mann? Es traten damals vornehme Falten in sein Gesicht, er hüllte sich in die stolzverbrämte Toga eines literarischen Patriziers. Einer seiner berliner Freunde nannte ihn in einer Correspondenz im Morgenblatt, „den zum Dichter eheros heranreifenden Immermann.“ Es war Schade, daß Immermann damals den Namen der Epigonen noch nicht aufgebracht hatte für die Bezeichnung unserer Epoche. Als Epigone durfte Immermann den Namen eines Dichterheros nicht annehmen. Aus einem Epigonen kann und darf nach seinem eigenen Romane nimmermehr ein Heros werden.

Sein Verhältniß zu Goethe hatte er nun durch die Briefe über die Wanderjahre bezeichnet. Seine eigene Productionskraft aber gestaltete sich zusehends in immer gediegneren und selbstständigern Schöpfungen. Die allzu krasse Manier seiner Shakspeare-Nachahmungen erhielt bald einen gesetzten Niederschlag, und was Immermann aus dieser Schule gewonnen, wurde ihm immer mehr zur eigenen Natur. Sein „Kaiser Friedrich“, sein „Trauerspiel in Tyrol“, sein „Tulifäntchen“ sind Gebilde einer tüchtigen, geregelten, markigen Kraft, die ihre Höhe und zugleich ihre Gränzen gefunden. Kühne Blitze des Talents scheinen oft großartige Perspectiven einer originellen Schöpfungskraft zu eröffnen, aber es ist nichts Lebenzeugendes und Welterschütterndes, sondern nur ein momentanes Wetterleuchten des Genius. Seltsam aber bleibt, daß Immermann nun, wo er klar, sicher und schön durchbildet geworden, anfing, allein dazustehen, und unter einem gewissen Betracht immer mehr vereinsamte. Willibald Alexis beurtheilt ihn zwar noch perennirend in den Blättern für literarische Unterhaltung, aber es ist kein Standpunct für Immermann da, von dem man ihm eine weitdringende Wirksamkeit, namentlich auf das Gemüth und die innere Bewegung seiner Zeitgenossen, nachweisen könnte. Man sieht, literarische Freundeskreise, die nicht auf Principien gestützt sind, zersprengen sich und verlieren heut zu Tage ihren Einfluß auf die Meinung des Publicums. Wo es sich um die Angelegenheit der Ideen handelt, mag man gegenseitig auch seine Personen unterstützen, so weit sie als Trägen derselben Wichtigkeit haben, aber die Verbindungen, die das bloße Talent feiern sollen, fruchten nichts mehr auf einer Stufe, wo die Literatur mehr eine Tagesdemonstration als eine Production ist, und erschrinen eitel. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Concerte. Emil Devrient der Abgott der Frauen.]

Durch unsere Landestrauer war die Badesaison unterbrochen worden, d. h. nämlich die Zeit, wo bei uns im Theater am Bade, einem sehr häufig besuchten Vergnügungsorte, gespielt wird. Hier ist nun vom Tage der ersten Vorstellung an drei Mal in der Woche Concert, abwechselnd von dem Musikchore der Communalgarde und des Leibinfanterieregiments anerkennungswerth gut exercirt, aber unter einer abscheulichen schmutzigen Baracke, die man Pavillon zu nennen pflegt, weil es der Wirth so haben will. Bellini und Strauß, Strauß und Bellini, und am Abende blos Strauß — das ist der musikalische Rosenkranz, der, wenn schönes Wetter ist, von zwei bis zehn Uhr abgebetet wird. Dies gilt indessen mehr von Sonn- und Feiertagen. In den Wochenconcerten sind die Stücke mannichfaltiger gewählt, das Publicum ist besser, d. h. feiner, i. e. an Zahl geringer und routinirter im Besuchen öffentlicher Wirthschaften, es trinkt lieber Thee, Limonade, Zuckerwasser — man trinkt im allgemeinen jetzt sehr viel Zuckerwasser — als Bier, hat mehr äußerlichen Habitus, flüstert etwas lauter, trägt viel Lorgnetten, behandelt die Marqueure vornehmer und weiß ihrer Namen u. s. w. Die Herren sehen aus, als amüsirten sie sich mit Rauchen, die Damen sehen aus, als ob sie sich gar nicht amüsirten, und ich glaube, sie affectiren nicht, denn sie machen erstaunlich absichtslose Mienen. Dieser Ausdruck ist überhaupt, wie's scheint, den Dresdnerinnen eigen, gewöhnlich schauen sie, so zu sagen, ins Blaue hinein, ohne den Blick auf einen gewissen Punct zu fixiren. Thun sie dies einmal, und ein Herr hat das Glück, in diesen Augpunct zu treten — husch! sind die Augen nieder, wenn er's merkt, und um den Mund spielt ein süß vertragener Zug. Keine Regel aber ohne Ausnahme. Denn wie nach — ich weiß nicht,

Digitized by Google

welcher mißverstandenen philosophischen Theorie nur bevorzugte Geister ins Paradies kommen und alle Himmelsfreuden aus der ersten Hand genießen, so gibt's auch bei uns in Dresden einige wenige Glückliche, denen der Frauenhimmel weit geöffnet steht, denen jeder Blick unverstohlen entgegenfliegt, vielversprechend, vielverlangend — was sag' ich, einige Wenige?

Einen zu bereichern unter Allen,

mußten sämmtliche Genossen seines Geschlechts in den Hintergrund treten; seit er sich hier aufhält, ruht auf jedem Manne der Fluch, einen Nebenbuhler zu haben. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt: für ihn schwärmt unsere ganze Damenwelt, und es gehört bei ihr zum guten Tone, dies frei und öffentlich zu bekennen. Wehe der Unglücklichen, die es wagte, anderer Meinung zu sein, aber sie würde sich wohl hüten, es merken zu lassen, der Bannstrahl wäre unvermeidlich, „ihr würde Thee, Licht und Butterbrot untersagt!" Man kann keiner Dame, sei sie verheirathet oder ledig, eine größere Schmeicheleі sagen, als wenn man sie „mit ihm neckt," neben dem keine Götter flammt werden. Mit einem Worte, ich meine den Herrn Emil Devrient, das gefeierte Mitglied unserer Bühne, den beneideten Gatten der liebenswürdigen „kleinen" Doris, geb. Böhler, den weiland Schwager der berühmten Schröder-Devrient, der geschiedenen Gemahlin des Herrn Karl Devrient, der jetzt in Karlsruhe an unsers Weimar's Stelle engagirt ist, und die älteste Tochter der Mad. Neumann-Haizinger heirathen wird. Wie viele Namen von gutem Klange doch jener Eine im Gefolge hat! Man verliert fast den Athem über das Herzählen. Ich würde von der allgemeinen Herzensangelegenheit der Dresdnerinnen nicht gesprochen haben, wenn sie nicht erstlich eben so notorisch wäre, dann aber auch, wenn sie nicht einen ziemlich bedeutenden Einfluß auf die Richtung unsers Theaterpublicums hätte! Davon ein andermal weitläufiger; vor der Hand nur so viel, daß Herr Emil Devrient in jeder Rolle gefällt, und auch gefallen würde, wenn er sich einmal vornähme, nachlässiger, als man an ihm gewohnt ist, zu spielen. Man würde darin unaussprechliche Feinheiten erblicken, und er könnte aufs Hervorgerufenwerden rechnen, denn auch das männliche Publicum vergöttert ihn — man sieht, wie wenig hier die Eifersucht Mode ist — und nennt Alles ohne Unterschied an ihm gut und vortrefflich. Die Gunst, in welcher der geliebte Künstler steht, ist eine feste Burg, auf die er trotzen kann! Aber leider nicht vielleicht sein künstlerisches Studium dabei? Doch, wie gesagt, ich behalte mir vor, über diesen Punct zu sprechen. Herr Devrient ist in der That ein schöner Mann. Die edlen Züge seines blassen Gesichtes, sein großes Auge voll Enzio-Schwermuth (ich sage mit Willen nicht Hamlet-Schwermuth, um das falsche Verständniß des Hamlet, in dem man so häufig nichts als einen träumerischen Schwärmer erblickt, noch mehr Mode zu machen), sein Anstand, seine Sprache — Alles in Allem ist zum gewissen Siege gemacht! Dazu nun im Besitze der bestechendsten Rollen zu sein — welcher talentvolle Schauspieler sollte nicht unter solchen Umständen sich die günstigste und lohnendste Stellung erwerben, die in seinem Fache möglich ist? Zu den vornehmsten oder besten Gesellschaften hat Herr Devrient Zutritt, ich weiß sogar einen Fall, wo er von einer der hochgestelltesten Familien der Stadt zu einem Festin, ohne mit ihr vorher bekannt gewesen zu sein, eingeladen wurde, um den Glanz des Tages durch seine Gegenwart zu erhöhen, und man versicherte mich, daß die Einladung auf besondere Veranlassung der Damen geschehen sei. Doch das ist nichts. Eine liebenswürdige Dresdnerin hat sogar seinen Namen aus dem Komödienzettel geschnitten und ihn als Dessert bei Tische gegessen! Wem fiele hier nicht eine Stelle aus einem Gedichte von Heine ein? Seit dieser Zeit präsentiren die Herren nicht mehr Düten voll Bonbons, sondern voll gedruckter Blättchen, auf welchen mit goldenen Buchstaben: Emil, oder auch: unser Emil, steht. Genug. Man wird glauben, wie groß jetzt die Sehnsucht nach dem Theater sei! Erst hatte der Gefeierte Urlaub, während dessen er in Wien gastirte, als er zurückkam, trat die Landestrauer ein, und so ist Herr Devrient seit der Mitte des April nicht auf der Bühne erschienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

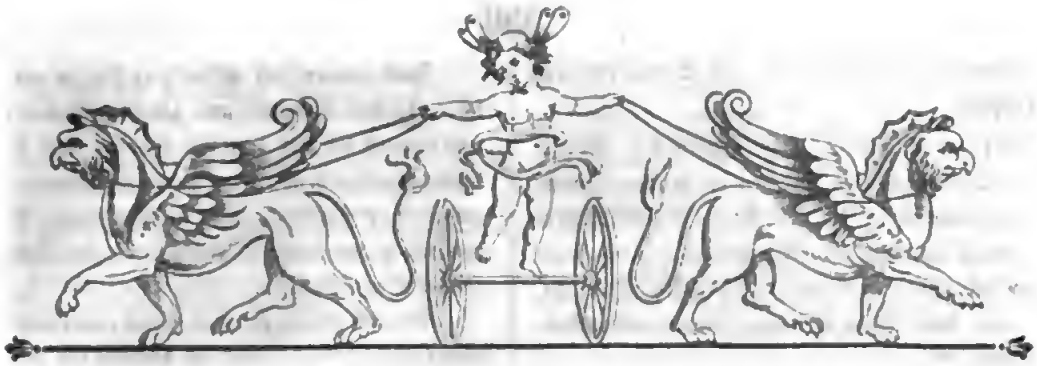
[Die Liebhabertheater in Frankreich.]

Die Liebhabertheater kommen immer mehr in die Mode. Das Hotel Castellane, von welchem ich Ihnen bereits früher berichtet habe, hat eine Berühmtheit in dramatischen Darstellungen erlangt. Wirklich verdunkelte es im vorigen Winter das Théâtre français und das Gymnase dramatique. Aber auch der Sommer hat diese Belustigungen nicht unterbrochen. Selbst auf dem Lande, in den Schlössern der Großen und Reichen werden jetzt dramatische Vorstellungen gegeben. Auf dem Schlosse Royaumont bei Chantilly ist man in voller Thätigkeit. Royaumont war ehedem eine reiche Abtei, die Ludwig der Heilige stiftete, und an deren Mauern er selbst, als Maurer gekleidet, arbeitete. Jetzt gehört das Kloster einem Herrn Bellisen, und in dem Refectorium, wo sonst die frommen Mönche sich durch die Süßigkeiten dieser Welt zu den ewigen Freuden vorbereiteten, wird Komödie gespielt. Und zwar nicht nur die Prosa des Hrn. Ancelot und der Madame Sophie Gay, wie im Hotel Castellane, sondern sogar an große Opern wagt man sich. Bellini's „Puritaner" wurden am 26. Juni vor zweihundert eingeladenen Zuschauern von Dilettanten gesungen. Man hatte das Refectorium (ein weites Gewölbe) mit theatralischen Verzierungen verbrämt, hinter denen die geistlichen Embleme wunderlich genug hervorgucken. Ein treffendes Bild der Zeit, der nichts heilig ist. Die Kühnheit der Dilettanten reizte die Neugier der Zuhörer, unter denen die Matadors aus dem Faubourg Saint Germain die zahlreichsten waren. Auch viele Dichter und Gelehrte waren zugegen, unter andern Eugène Sue. Alle hatten die Oper von einer Grisi, einem Lablache, Rubini, Tamburini singen hören. Selbst Robert, der Director des Théâtre italien, fehlte nicht. Vor diesem gefürchteten Gerichtshof wurde Bellini's lyrisches Drama mit einer Sicherheit, einem Aufwand an Talent und einem Zusammenspiel aufgeführt, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Der Beifall war ungeheuer. — Das hätte sich Ludwig der Heilige vor 600 Jahren nicht träumen lassen. S.

[Die weibliche Interpunction.]

Frauen haben eine schlechte Orthographie und noch schlechtere Unterscheidungszeichen in Briefen und Schriften. Börne nennt dies an Bettinens Briefen die größte Liebenswürdigkeit. Wie schlimm jedoch eine fehlerhafte Interpunction sein kann, entnehme man aus Folgendem. Vom Hofprediger Franz Theremin in Berlin erschien ganz kürzlich: „Die Sünde — eine Krankheit. Eine Predigt gehalten im Dom" u. s. w. Eine geistvolle Berlinerin machte mich schon vor dem Erscheinen des Heftchens darauf aufmerksam und empfahl mir ungeziemlichst: „Die Sünde — eine Krankheit — eine Predigt von Theremin." — Perruque miraculeuse! in aller Unschuld, blos aus falscher Interpunction!

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 150. — den 2. August 1836.

Redacteur: Dr. Z. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Ehestandsgeschichte.

Aus den Memoiren des Freiherrn v. B.

Ich heiße Adolph, Freiherr von Buch; ich war einst jung, reich und gesund, und doch würde ich mich, wenn dies schon in meiner Jugend Mode gewesen wäre, gewiß todtgeschossen haben. Aber auf solche Gedanken verfiel man damals noch nicht. Dagegen erschoß sich an meinem Hochzeitstage einer meiner Freunde — mein Jugendfreund, mein liebster Freund, was mir sehr unangenehm war. Das Alter macht schwatzhaft, und ich will mir und auch Andern erzählen, wie dies zuging. Mein Freund war in G. geboren. Sein Vater war ein Bauer, dessen Gut am Fuße des alten grauen Schlosses Stawanger lag, das im Mondschein ganz schauerlich aussieht. Ich habe oft auf den Zinnen seiner Thürme die Geister der Ritter zu erblicken geglaubt, die hier ehemals hausten, und mein Freund Gustav liebte den nächtlichen Verkehr mit ihnen. Aber sein Vater war kein Sonntagskind; er konnte keine Geister, ja nicht einmal ein Gespenst sehen.

Gustav war ein schöner Junge mit blühenden Wangen, strahlenden Augen und lockigem Haar; dabei gesprächig, fröhlich wie eine Lerche, frei wie die Luft, und doch war er schon in einer Welt der Träume und der Ahnungen einheimisch; doch lebte er in einem dichterischen Elemente, dessen Natur und Dasein wie andern verständigen Leute nicht begreifen. Er konnte den Feldarbeiten seines Vaters keinen Geschmack abgewinnen; er hatte kein Geschick und keine Fähigkeit dazu. Seinen Vater war dies sehr ungelegen; er überlegte es sich lange hin und her, was er mit dem Jungen denn nun eigentlich recht machen solle, und meinte am Ende, er werde sich am besten zu einem Prediger schicken.

So ward Gustav mein Schulkamerad, später mein Universitätsfreund. Nach beendigten Studien kam Gustav zu seinen Eltern zurück, um sich auf sein Examen vorzubereiten. Gewohnt, in einer idealen Welt zu leben, fand er sich hier wie eingeklemmt; sein Vater war kein norwegischer Bauer, wie Steffens ihn uns schildert, kein Landmann, wie wir sie in Romanen auftreten sehen, er war ein ganz schlichter, wirklicher Bauersmann, der in seinem Leben viele tausend Mal die Sonne hatte auf- und niedergehen sehen, ohne etwas Anderes dabei zu denken, als daß der Tag diesem und jenem ländlichen Geschäfte günstig oder ungünstig zu werden versprache.

Aber es gibt eine Zeit in unserm Leben, wo wir uns von den Verhältnissen der Außenwelt unangefochten fühlen, weil sie für uns nicht da sind, und wir in Gedanken und Empfindungen leben, die uns, wie in dem Heiligthum eines Tempels eingeschlossen, gegen ihre Angriffe schützen.

Gustav's ganzes Dasein war ein solcher Tempeldienst der Jugend, der Poesie und der Schönheit. Der Haken und der Pflug seines Vaters, seine prächtigen Düngerhaufen, seine Ochsen und Pferde waren für ihn nicht da; er wohnte in dem krystallhellen Palaste seiner Phantasie, um-

Digitized by Google

ſchwebt von himmliſchen Idealen, die auf Sonnenſtrahlen um ihn her tanzten.

Guſtav war ein Dichter. Das Zittern der Mondſtrahlen auf der Silberfläche des Sees — die grünen Inſeln mit ihren Theänenweiden — die tiefe Bläue des nördlichen Himmels — die Einſamkeit der Felſenthäler, in denen er oft Tage lang zubrachte, ohne ein menſchliches Weſen zu erblicken, wiegten ſeine Seele in ſelige Träume und füllten ſie mit Entzücken. —

Guſtav kam nach Jahresfriſt nach Stockholm, um ſich examiniren zu laſſen; ich hatte ihn lieb und freute mich, ihn wiederzuſehen. Ich lebte in der großen Welt, und da Guſtav ein Dichter war, konnte ich ihn auch, trotz ſeines Standes, in dieſe einführen.

Als ich in die Welt trat, hatte man gefragt: wer iſt denn dieſer junge Freiherr von Buch? — und man hatte geantwortet: es iſt der Neffe des Miniſters und der einzige Erbe eines reichen Vaters. — Als ich Guſtav in die Welt einführte, fragte ſie wieder: wer iſt denn dieſer junge Menſch? — die Antwort lautete: es iſt ein junger Dichter, deſſen Talent zu glänzenden Erwartungen berechtigt.

Mich hatte die große Welt wie einen Angehörigen ohne Umſtände, gleichſam im Negligé, empfangen; Guſtav nahm ſie aber wie einen Fremden, einen Gaſt auf — ſie putzte ſich für ihn, ſie machte ſich hübſch; die Frauen waren ſehr artig, die Männer ſehr höflich gegen ihn, denn die große Welt macht ſich gern das Compliment, geiſtreiche, talentvolle Menſchen zu feiern, inſofern dies ohne Unbequemlichkeit, ohne Verſtoß gegen die Convenienz geſchehen kann, weil man vorausſetzt, daß Geiſt nur vom Geiſte gewürdigt und anerkannt werden kann.

Guſtav gefiel ſich in dieſen Kreiſen. Ihn hatten ja goldene Träume eingewiegt, deren poetiſcher Zauber all' Kleinlichkeiten des Menſchenlebens zu verhüllen vermochten, und keine Ahnung von Nichtswürdigkeit und Seelendürre in ihm aufkommen ließen. Er wußte noch nicht, welcher Fluch auf dem Daſein jedes Menſchen ruht, der vom Leben mehr begehrt als Thierdienſt und Thierweide. — Er verband mit dem Gemüthe eines Kindes den tiefen männlichen Ernſt wiſſenſchaftlicher Forſchung; aber ihm fehlte die Energie der Thatkraft; er ſchien geſchaffen, das Leben wie ein Schauſpiel bei ſich vorübergleiten zu laſſen, und bedachte nicht, daß ſeine Geburt ihn dazu beſtimmt hatte, in dieſem Drama die Rolle eines tüchtigen Arbeiters zu übernehmen.

Nach einiger Zeit verliebte er ſich in ein junges, hübſches, reiches Mädchen und glaubte ſich mit der den Dichtern eigenen Einfalt von ihr geliebt, weil ſie ſeine Unterhaltung geiſtreich und ſeine Verſe ſchön fand. Er hüllte dieſen Roman ſeines Herzens in das tiefſte Geheimniß und machte ſich ein Gewiſſen daraus, mir den Namen ſeiner Angebeteten zu verrathen.

Plötzlich erhielt er einen Brief von ſeiner Mutter; ſein Vater war ſterbend, und ſie forderte ihn auf, nach Hauſe zu kommen.

Der Tod iſt zuweilen groß, erhaben, feierlich. Der Geiſt des Sterbenden bleibt oft unbewölkt — ſein Blick wird heller und ſein Grab erſcheint uns von dem Glanze der Ewigkeit verklärt.

Doch Guſtav's Vater ſtarb, wie er gelebt hatte, und ſeine Todesſtunde glich einem Eismeere, das ſich über ein warmes Blüthenthal in Guſtav's Seele breitete.

Guſtav hatte noch nie Jemand ſterben ſehen, und, o, wie leicht, wie ſchön ſchwebte ihm oft das Bild des holden Genius mit der umgeſtürzten Fackel vor, der ſo liebend und leiſe die Roſenkrone von unſerm Haupte nimmt und das wunde Herz ſtillt, das dann nie wieder blutet!

(Die Fortſetzung folgt.)

Immermann und die Epigonen.

Von Th. Mundt.

(Fortſetzung).

Einen Uebergang von der ſtreng-Shakſpeare'ſchen, dramatiſchen Form zu epiſchen Geſtaltungen innerlicher, moderner Intereſſen bildet bei Immermann ſchon ſein Merlin. Hier aber zeigt ſich ſeine ſpröde Natur gegenüber dem ſpeculativen Mythus allzuhart und nicht in Fluß zu bringen. Das Tiefſinnige, das Ideale, das Prophetiſche, das Schwerenöthige der heutigen Speculation hat Immermann nicht aus ſich heraufbeſchworen. Die ſpeculative Innerlichkeit des Merlin bleibt an lauter phantaſtiſchen Dornen und Hecken hängen, es tritt nicht aus dem Rahmen einer mittelalterlichen Phantasmagorie heraus. Eine völlige Klärung des Phantaſtiſchen in wirkliche und uns nahe ſtehende Lebensgebilde zeigt ſich bei Immermann zum erſten Male in ſeinen „Epigonen.“ Aus dieſem Romane ſpricht der Grundton Goethe'ſcher Ruhe, Behaglichkeit und Ueberſchaulichkeit. Der Dichter hat in ſeinem Plane, in der Gruppirung und Beherrſchung ſeines Stoffes, offenbar den Wilhelm Meiſter vor Augen gehabt, oder vielmehr einen Wilhelm Meiſter der modernen Verhältniſſe ſchreiben wollen.

Digitized by Google

In jeder Hinsicht erscheinen aber die Epigonen im Verhältnisse zum Wilhelm Meister als ein Epigonenprodukt.

Wilhelm's Lehrjahre gehen auf die Erwerbung einer sichern und harmonischen Bildung, der es gelinge, die Ständeunterschiede des achtzehnten Jahrhunderts zu überwinden. Es wird eine Einheit der Lebensexistenz erstrebt, als Grundlage für das Hervorgehen der reinsten und geläutertsten Persönlichkeit, die sich zum Besitze jedes Guten, Schönen und ihr Gewährn erzieht. In den Epigonen ist es dagegen, statt der Einheit die Vielheit, welche als die gesuchte Basis des gegenwärtigen Lebens erscheint, aber die Individuen, an denen diese beiden entgegengesetzten Richtungen sich ausspinnen, haben die größte Aehnlichkeit miteinander. Hermann, der Held der Epigonen, ist in seiner Charakterlosigkeit, die ihn wetterfahnenartig allen möglichen Richtungen zuführt, eben so schwankend und zerfließend als Wilhelm Meister, der sich nur in der Lern- und Wißbegierde, mit der er sich Alles aneignen möchte, von ihm unterscheidet. Hermann gibt sich mehr willenlos, mit der eigenthümlichen modernen Blasirtheit, an das Vielerlei der Tendenzen hin. Er will sich nicht bilden, wie Wilhelm, sondern er tritt schon mit der Fertigkeit und Sättigung jener geistreichen, eleganten und sich selbst auswendigwissenden Bildung auf, die nur um Ziel und Zweck verlegen ist, um sich irgendwie auf etwas Bestimmtes zurückzuführen. Während Wilhelm Meister alle Weltobjecte in die Persönlichkeit veredeitrt, um, wenn er auch noch keine besitzt, sich wenigstens eine daraus zu erbilden, findet sich bei Hermann ein beständiger Zwiespalt der Person und der Verhältnisse ein, der mit einem gewissen coquettirenden Bewußtsein der Zerrissenheit festgehalten wird. Hierin charakterisirt sich die verschiedene Zeitstimmung beider Romane sehr prägnant.

Hermann erscheint in den vielfachen Verhältnissen, die sich an ihm abspinnen, eben so wie Wilhelm Meister, fast immer kleinlich, wird bei der Nase herumgeführt und macht sich lächerlich. Wilhelm hat bei dem allen seinen bestimmten Bildungsplan, mit dessen Verfolgung er sich schmeicheln und trösten kann gegen alle Ironie der Situationen; Wilhelm Meister hat die erhebende Aussicht, einmal Meister, entweder in der Kunst, oder, was noch besser, im Leben zu werden. Weit übler ist der Epigone Hermann daran. Die bedienstenhafte Stellung, in der er zu den meisten übrigen Personen des Romans und zu allen Verhältnissen steht, gleicht sich bei ihm durch keinen der Rede werthen Gewinn des Geistes oder der Persönlichkeit aus; er wird in seiner Vielthuerei so abgerieben, daß man ihm alle Augenblicke eine Ruhestelle im Hospitale wünschen möchte. Diese encyklopädische Vielfältigkeit des Treibens und Bewegens, die der Roman anschaulich zu machen sucht, soll in ihrer zersetzenden Wirkung auf die Individualität am schlagendsten den heutigen Epigonencharakter bezeichnen. Diesen traurigen Effect hat sich aber der Dichter gar zu leicht gemacht, indem er kein einziges bedeutendes und originell begabtes Individuum in Conflict setzte mit dieser unglücklichen Universalität, sondern fast lauter schwache, halbe und von vorn herein zum Erliegen bestimmte Naturen in diesen Kampf führte. So nimmt sich diese Epigonendichtung wie eine Heerschau von Untüchtigen und Krüppeln aus, deren Erfolg nichts für das Allgemeine und für uns Alle beweisen kann. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Fortsetz.)

[Signora Romanini's Vorstellungen auf dem Drahtseile. Theater-Misère.]

Aller Hoffnung richtet sich jetzt auf die nächsten Tage, in welchen die Concerte wieder anfangen und von neuem das Theatre geöffnet wird. Seit dem Beginne der Saison haben wir ziemlich diätisch leben müssen — der Mai hat uns wenig Neues gebracht. Der hier noch nicht gesehene „alte Feldherr," von Heltei, wurde in kurzem oft wiederholt und mit einem gewissen Enthusiasmus aufgenommen. Herr Heckscher gibt die Titelrolle vortrefflich, und die Maske des Napoleon wird vom Herrn Chordirector Fischer mit überraschender Wahrheit dargestellt. „A. B. C.", Lustspiel nach dem Engl. vom Schauspieler Kettel, gefiel mit Recht wenig. So glücklich das Sujet für unsere Zeit ist, so trivial ist es behandelt. Außerdem verdienen die Tanzvorstellungen auf dem Drahtseile von einer Signora Romanini, ehemaligen Ballettänzerin der Königin von Spanien, rühmliche Erwähnung. Man muß hier an keine gewöhnliche Seilspringerei denken, es war mehr Pantomime. Die Geberden eines spanischen Ritters, der bei seiner Donna um Liebe fleht, von ihrer Sprödigkeit gekränkt wird, gegen einen Nebenbuhler mit Gefahren zu kämpfen hat u. s. w., waren sehr anständig und charakteristisch; vorzüglich schön war die Behandlung des Mantels. Mancher Schauspieler hätte von der Dame für die plastische Darstellung viel lernen können. Unsere Direction wird uns gewiß für die Statt gefundene Unterbrechung hinlänglich entschädigen, denn die Einsicht und der Eifer derselben ist unverkennbar. Man sehe nur unser Repertoir im vorigen Winter an, um sich davon zu überzeugen; ich glaube nicht, daß das größte deutsche Theater Besseres bieten kann. Wenn unsere Bühne nur Beurtheiler fände! Ein Unternehmen des hiesigen Advocaten Winter, ein dramaturgisches Blatt für Dresden herauszugeben, ist verunglückt, wenn man so sagen darf, denn man hatte keine großen Erwartungen davon, und der Dichter und Maler Lyser (der, beiläufig gesagt, die Dichterin Karoline Leonhardt geheirathet) hat neulich so gar in irgend einem Blatte gemeint, es würde doch nichts weiter geworden sein, als eine gewöhnliche Theaterrecensentenfaselei. Wenn das auch nicht seine Worte sind, der Sinn ist's. Freilich, wenn man bedenkt, daß die Dresdner Morgen-Zeitung, welche in den Jahren 1827 und 1828 Herr Bibliothekar Dr. C. Konstantin Kraukling redigirte, trotz dem, daß selbst Tieck

Digitized by Google

fortlaufende dramaturgische Blätter dazu gab, nicht genug Unterstützung gefunden, so möchte man daran verzweifeln, ob überhaupt in unserer Residenz ein Blatt, in dem vorzugsweise unsere Bühne besprochen werden sollte, aufkommen und fortbestehen könne, wenn nicht die Direction etwa eine Summe zu diesem Zwecke bewilligte, was aber auch wieder bedenklich sein würde. Durch unmäßiges Schimpfen oder Lobhudeln würde sich höchstens ein Blatt einige Zeit erhalten, aber damit wäre nichts gebessert. Tieck scheint das Vertrauen, mit Erfolg über das Theater zu sprechen, verloren zu haben. Eben so ging es dem Lessing mit seiner Dramaturgie. Erst nach seinem Tode hat man einsehrn gelernt, was er damit genützt. Bei seinen Lebzeiten wollte man Früchte vor den Blüthen genießen, die Reformation der deutschrn Bühne sollte in dem kurzen Zeitraum von einem Jahre vollendet sein! Nun frage man jetzt wieder nach! Sind wir denn bedeutend vorgeschritten? Die Schauspieler sind auf schlimmern Wegrn, eitler und eingebildeter, als früher, und das Publicum — — Und doch dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben. Wir haben einen langen Paroxismus durchgemacht, wir sind noch nicht wieder so gesund, wie vor demselben, aber wir sind auf dem Wege, stärker zu werden, als vorher; wir haben mehr Erfahrungen gemacht — es ist eine große Periode durch unsre Literatur gegangen — wir haben gelernt, wir sind nationeller geworden, ungeachtet des Geschmacks an französischen Theorien, an den süßlichen Melodramen und ephemeren Vaudevilles! Es regt sich endlich die Sehnsucht wieder nach dem Soliden — an Einem fehlt's nur noch der neuestrn Zeit — an dramatischen Dichtern, besonders für das Lustspiel. Wie erfreulich ist's, wenn unter solchen Verhältnissrn ein Talent sichtbar wird, dem man es ansieht, daß es das Bessere will. Hierbei hab' ich vorzugsweise die Verfasserin von: „Lüge und Wahrheit" — „der Oheim" — „der Landwird" — und anderen Stücken vor Augen, die, obgleich von ungleichem Werthe, doch sämmtlich einer würdigeren Beurtheilung und Prüfung werth wären, als sie bisher mit wenigen Ausnahmen (wohin die Broschüre des Hofrath Dr. Carus und ein Aufsatz in der Mitternachtszeitung gehören) erhalten haben. Denn die vielen zärtlichrn, süßen, oft bündischen Phrasen in vielen Correspondenzartikeln und dergleichen, die so plump lieben, daß es ein wahrer Jammer ist, sind wahrscheinlich der hohen Dichterin, wenn sie dieselben zu lesen sich die Mühe genommen, höchst abgeschmackt vorgekommen und gewiß unangenehm gewesen. Andere ehrliche Leute aber müssen über solche Schmeicheleien — denn das sind sie schon der Form wegen — eben so indignirt sein, weil's scheint, als getraute sich Niemand gegen eine fürstliche Dichterin die Wahrheit zu sprechen, welche doch gerade einer solchrn am willkommensten sein muß, je seltner sie dieselbe vernimmt. Uebrigens gilt die geistreiche Dame für höchst emancipirt von Vorurtheilen, und mich deucht, ihre dramatischen Producte beweisen dies zur Genüge. Möchten wir doch bald wieder eine neue Erscheinung von ihr zu sehen bekommen; beim Redacteur der Abendzeitung liegt, wie man sagt, noch Mehreres berrit. Vermuthlich werden wir bis zum Herbst uns gedulden müssen. Die Bühne am Bade hat einmal das Recht, ein Bischen ungezogen zu sein, wir müssen schon einmal die eine oder andere Posse hinnehmen, die keinen andern Zweck hat, als Lachen zu erregen. Wenn nur alle diesrn Zweck mit einem gewissen Anstand erfüllten! Nur keine Nachfolger von Erdgeschoß und Belle-étage. In Stuttgart ist es durchgefallen, hat wenigstens nicht zum zweiten Male wiederholt werden dürfen. Recht so! Das muß man unter die Leute bringen! Auch bei uns hat man mehr Neugierde, als wahrhaftes Wohlgefallen dafür gezeigt, und die Direction soll sich nur mit Mühe entschlossen haben, es auf die Bühne zu geben. (D. Z. f.)

Notizen.

[Le comédien de salon.]

Im Varietés-Theater zu Paris ist ein Vaudeville unter dem Titel Le comédien de salon, von Rochfort, mit Erfolg gegeben worden, in welchem die jetzt herrschende Manie der Liebhabertheater, besonders der Darstellungen im Hotel Castellane (von denen in diesen Blättern einige Mal die Rede war) auf eine feine und witzige Art parodirt wird. Es war natürlich, daß das Hotel Castellane, da es mit so großem Erfolg und Zudrang der ganzen vornehmen Welt in Rivalität mit den öffentlichen Theatern trat, der Kritik seiner Nebenbuhler nicht entgehen konnte. Hr. Rochefort, der Verfasser des Vaudevilles, hat sich seines Rechtes bedient, jedoch mit vielem Anstand und mit gutem Ton, wie sich's für Leute von der vornehmen Gesellschaft schickt. Ein Herr von Versac ist der Held des unterhaltenden Witzspiels, ein liebenswürdiger und geistreicher Gesellschafter, ein talentvoller Schauspieldilettant, die Seele der Salons, und einer der Matadors in den Liebhabertheatern, mit einem Wort, der Comédien de salon. Dieser Versac macht sich häufig das Vergnügen, seine Freunde zu mystificiren, sie in Lagen zu bringen, wo sie wider Willen zu komischen Theaterfiguren werden, und ihm zum Amüsemente dienen. Ein Rittmeister Namens Darancey ist oft sein Opfer geworden und hat sich fest vorgenommen, sich bei nächster Gelegenheit zu rächen. Die Gelegenheit erscheint bald. Versac soll heirathen und kommt auf dem Schloß seiner Braut an, die er noch nicht gesehen. Er trifft sie in Mannskleidern und hält sie für einen jungen Anverwandten der Familie. Sogleich improvisirt er eine Komödie, deren Schlachtopfer der Rittmeister Darancey werden soll. Der junge Cousin wird beredet, Damenkleider anzuziehen und Darancey in sich verliebt zu machen. Der Streich ist allerliebst, und Versac freut sich, daß es etwas zu lachen geben wird. Alles wird nach seiner Angabe ausgeführt. Aber Darancey und Celine, die sich früher geliebt hatten, aber entzweit gewesen waren, erkennen sich. Versac, dem man weißgemacht hat, der junge Cousin sehe einer früheren Geliebten des Rittmeisters unbeschreiblich ähnlich, meint nun, dieser verwechsele beide miteinander, und will sich todtlachen. Er räth zur Versöhnung. Man versöhnt sich, und Darancey spricht von Heirath. Versac will platzen vor Vergnügen, treibt den Spaß aufs Aeußerste und stellt den Rittmeister förmlich dem Vater der Braut vor. Nun geht aber der Lärm los, wie leicht zu denken. Alles fällt über Versac her, er sieht, daß er Niemanden als sich selbst gefoppt hat, und kommt obendrein um seine Braut. Dieses reizende Vaudeville voll Handlung und Witz wird wohl bald den Weg nach Deutschland finden. Wenn es dort auch gewandte Darsteller findet, so muß es Glück machen. 6.

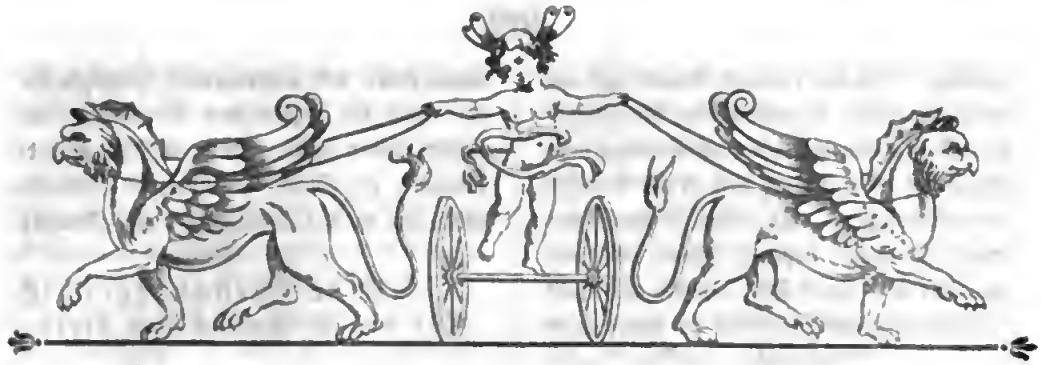
[Notabilitäten auf Reisen.]

Horace Vernet ist nach Petersburg abgereist, um dort vier Gemälde für den Kaiser von Rußland zu liefern. Für jedes derselben erhält er 50,000 Franken.

Die edle Prinzessin, die man als die Verfasserin des Oheims und mehrerer anderer mit so vielem Beifall vom Publicum aufgenommenen Dramen nennt, ist nach Italien gereist und wird längere Zeit in Florenz lebrn.

Mendelssohn-Bartholdy, der in Frankfurt a. M. den Cäcilien-Gesangsverein leitete, ist nach dem Seebade Scheveningen gereist.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 151. — den 4. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Immermann und die Epigonen.

Von Th. Mundt.

(Beſchluß.)

Hermann erſcheint uns auch häufig in denſelben Situationen und Umgebungen als Wilhelm Meiſter. Die Mignon dort wird hier durch eine wunderliche mährchenhafte Geſtalt, Flämmchen, vertreten, die wie ein geſpenſtiſches Irrlicht den Helden, der ſie magiſch an ſich gefeſſelt hat, begleitet. Was der Dichter mit dieſer Figur für einen Eindruck bezweckt, geht nicht klar hervor; das elementare Naturweſen, das er in ihr geſchildert, ſteht der bürgerlichen Romantik der Verhältniſſe nicht mit gleicher Bedeutſamkeit gegenüber, als der große geheimnißvolle Schmerz Mignon's, der einen eigenen geiſtigen Hintergrund von Poeſie ausbreitet. Vielleicht wollte Immermann den Geſchmack eines verſtoſſenen Jahrzehends an Hoffmann's Elementargeiſtern noch in dieſer Geſtalt in ſein Gemälde mit einzeichnen. Das Verhältniß Wilhelm Meiſter's zur Gräfin ſtellt ſich durch ein ähnliches, in dem ſich Hermann der Herzogin gegenüber befindet, dar, worin zugleich die ariſtokratiſchen Situationen der Zeit berührt werden. Dann beginnt, darum und daneben, die Vielbeweglichkeit der Richtungen und Lebensanforderungen, von denen Hermann wie ein wandernder Odyſſeus umhergetrieben wird. Die hauptſächlichſten Elemente, die angeſtreift oder erſchöpfender behandelt werden, ſind das religiöſe im Pietismus und in der Schwärmerei, das politiſche im Demagogismus, der ridiculiſirt wird, das induſtrielle, das in den gewerblichen Unternehmungen des alten Oheims mit Recht einen breitern Raum einnimmt, und dem der äſthetiſch vornehme Epigonenheld nur mit Widerſtreben ſeine Aufmerkſamkeit zuwendet. Die ländliche Philologenfamilie, die im erſten Theile ſehr gut und neu geſchildert wird, eine wahre Schulmeiſteridylle, berührt die pädagogiſche Seite, namentlich iſt der Widerſtreit altclaſſiſcher und reinvolksthümlicher Grundſätze in der Erziehung mit treffender Laune parodirt. Auguſt Wilhelm von Schlegel, als gelehrſamkeitsſtolzen Hindu, mit ſeiner Spiegeldoſe, plötzlich in dieſen Kreis eintreten zu ſehen, macht, obwohl die Situation etwas Unwahrſcheinliches hat, eine ergötzliche Wirkung, das Portrait iſt meiſterhaft. Die Kunſtintereſſen werden in den vortrefflich gezeichneten Verhältniſſen des norddeutſchen Reſidenzlebens vorübergeführt.

In ſeiner Löſung zeigt ſich der Roman auf friedliche und verſöhnliche Wendungen bedacht. Die Erwerbung eines großen Grundbeſitzes und ein ſchönes Band der Ehe heften den Epigonenhelden zu einer ruhigen und ſichern Lebenserfaſſung an die Scholle feſt. „Zuletzt, ruft Hermann aus, nach allen Irrfahrten, Abenteuern, Widerſprüchen des Denkens und Handelns, iſt dem Menſchen, welcher ſich nicht ſelbſt verloren ging, gegeben, mit dem Einfachſten ſich zu begnügen, und alle Fieber der Weltgeſchichte werden endlich wenigſtens in dem einzelnen Gemüthe von zwei treuen Armen

Digitized by Google

und Augen ausgeheilt.“ In den ererbten Gütern des industriellen Oheims, die früher Eigenthum der herzoglichen Familie gewesen, und jetzt dem zwischen allen Ständen umherschweifenden Hermann anheimfallen, wird etwas Symbolisches sinnreich veranschaulicht. „In unsern Geschichten,“ heißt es abschließend im letzten Capitel, „spielt gleichsam der ganze Kampf alter und neuer Zeit, welcher noch nicht geschlichtet ist. Fürchterlich hatte der Adel an seiner eigenen Wurzel gerüttelt, seine Laster brachten trostlose Zerrüttung in die Häuser der Bürger. Der dritte Stand, bewehrt mit seiner Waffe, dem Gelde, rächt sich durch einen kaltblütig geführten Vertilgungskrieg. Aber auch er erreicht sein Ziel nicht; aus all dem Streite, aus den Entladungen der unterirdischen Minen, welche aristokratische Lüste und plebejische Habsucht gegen einander getrieben, aus dem Conflicte des Geheimen und Bekannten, aus der Verwirrung der Gesetze und Rechte, entspringen dritte, fremdartige Combinationen, an welche Niemand unter den handelnden Personen dachte. Das Erbe des Feudalismus und der Industrie fällt endlich Einem zu, der beiden Ständen angehört und keinem.“ — Die industrielle Richtung wird jedoch von Hermann entschiedener abgelehnt und zurückgewiesen als die aristokratische, der er im Gegentheile Zugeständnisse macht, indem er die Fabriken und Gewerbsanstalten, mit denen sein Oheim das aristokratische Besitzthum überdeckt hatte, aufhebt, um die eigenste Natur eines Grundbesitzes wieder hervortreten zu lassen: „Vor allen Dingen sollen die Fabriken eingehen und die Ländereien dem Ackerbau zurückgegeben werden. Jene Anstalten, künstliche Bedürfnisse künstlich zu befriedigen, erscheinen mir geradezu verderblich und schlecht. Die Erde gehört dem Pfluge, dem Sonnenscheine und Regen, welcher das Saamenkorn entfaltet, der fleißigen, einfach arbeitenden Hand. Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen, und diese Insel so lange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Wogen befestigen.“

Im Ganzen hat uns Immermann mit seinem neuesten Romane, bei allem Trefflichen und Anziehenden der einzelnen Partien, keinen Dienst erwiesen. Um in unsern peinlichen Wirren uns eine Satisfaction zu schaffen, müßte die moderne Dichtung nachzuweisen suchen, daß die Individuen heut besser sind, als die Verhältnisse, und daß, wenn auch die ausgezeichnetsten Individualitäten verkümmernden und aussaugenden Verhältnissen erliegen müssen, doch der persönlichen Begabung ihre Anerkennung gezollt bleiben muß. Wie schlecht aber der Dichter der Epigonen die Sache der modernen Individualität geführt, haben wir an den Individuen dieses Romans gesehen.

Eine Ehestandsgeschichte.

Aus den Memoiren des Freiherrn v. B.

(Fortsetzung.)

Was sah er aber nun am Sterbebette seines Vaters? — einen bleichgelben, dürren Körper, tiefliegende, gläserne starrblickende Augen, die schon alle Sehkraft verloren hatten; hohle Wangen, blondbleiche, halbgeöffnete Lippen — erkaltete Hände die noch von Zeit zu Zeit krampfhaft zuckten — und nun neben dem Sterbebette einen dicken, pfiffigbackigen Pastor, der mit näselnder Stimme Gebete herplapperte, die der Sterbende nicht mehr hören und verstehen konnte — dies war der Anblick, der Gustav bei seinem Eintritte in das elterliche Haus erwartete! —

Sein Vater röchelte noch einige Minuten dumpf und schwer — dann war er gestorben.

Ein solcher Tod, ohne alle Ahnung, alle Hoffnung eines andern Lebens machte auf Gustav einen ihn fast vernichtenden Eindruck. Er kam nach Stockholm zurück — aber in seiner Seele war ein furchtbarer Zweifel erwacht, vor dem aller Glanz des Daseins erblich, und der ihn zum Selbstmord zu führen drohte. Doch ein Blick, ein Wort aus dem Munde der Geliebten verscheuchte die finstern Dämonen, das Leben nahm ihn wieder schmeichelnd in den Arm und die Liebe wiegte ihn mit süßen Liedern, wie die Mutter das kranke Kind, ein.

„Gustav,“ sagte ich ihm eines Tages, „Du bist ein Narr. Du willst mir die 18jährige Schönheit nicht nennen, die Dir den Kopf verdreht und thust gut daran; aber noch besser wäre es, wenn Du selbst ihren Namen vergessen wolltest. Ich bitte Dich, Gustav, wie kannst Du nur so thöricht sein! In Deinem Alter, ohne Vermögen, ohne bestimmte Aussichten, und sie, wie Du sagst, reich und vornehm! — Bist Du denn ganz verrückt, Dir so tolles Zeug in den Kopf zu setzen?“

Gustav seufzte und stützte, ohne mir ein Wort zu erwiedern, den Kopf auf die Hand.

„Es klingt hart, was ich Dir sage, Gustav, aber gewiß, ich habe Recht. Sieh, Gustav, als wir Beide noch in die Schule gingen, sagte ich mir immer, wenn Du bei jeder Prüfung stets den ersten Preis bekamst, und unser

Digitized by Google

alter Rector Dich so freudestrahlend ansah und Dich uns allen als Muster aufstellte: Wir werden es Beide in der Welt zu etwas Rechtem bringen! — Denn gewöhnlich wurde nur der zweite Preis zu Theil. Aber ich bin stehen geblieben, weil ich auf meinem Wege eine Erbschaft von 200,000 Thalern fand; sie fiel mir zu, und von diesem Augenblicke an habe ich meine Seele dem Teufel des Müßiggangs verkauft. Aber Du, Gustav, Du hast das Glück, ein armer Teufel zu sein — Dich stacheln Noth und Mangel — Du mußt es nun für uns Beide zu etwas Rechtem bringen und darfst Deine Kraft nicht an diese weichlichen Träumereien verschwenden, und Deine ganze Zukunft einer Liebelei opfern."

Gustav fuhr hier ungeduldig auf.

„Es ist doch wahr, Gustav; man muß immer mit dem Anfange anfangen, mit Arbeit, sauter, undankbarer Arbeit, wenn man weiter kommen will. Aber Ihr jungen Leute wollt jetzt alle nicht mehr klein und fleißig anfangen. Ihr redet in hochtrabenden Worten von großen Dingen, und möchtet gern Alle, wenn Ihr von der Universität kommt, gleich Minister oder doch wenigstens Präsident werden, oder Euch als Jünglinge schon mit dem Lorbeerkranz geschmückt sehen, mit dem man ehrfurchtsvoll das Haupt des Dichtergreises umwindet. Ihr habt nur Augen, um in die Sonne zu schauen, und nicht um die Fußangeln zu sehen, in die Ihr fallet."

„Ach, Buch!" seufzte Gustav, „ich bin sehr unglücklich!"

„Weil Du Dir einbildest, es zu sein. Du hast Dir einen großen Fehlgriff zu Schulden kommen lassen, Du hast Dir das Studium Deiner Berufswissenschaften nicht ernst genug angelegen sein lassen. Du weißt viel, sehr viel, aber vielleicht das, was Du am Gründlichsten wissen solltest, nicht zum besten. Du hast den heilsamen Einfluß, den das Studium einer sogenannten Brotwissenschaft auf unser ganzes Sein und Wesen hat, nicht hinlänglich erkannt, und hast Dich einem gewissen träumerischen und romantischen Hinschlendern ergeben, das in unsern Zeiten vielen jungen Männern verderblich wird. Täusche Dich aber nicht länger; alle diese literarischen Beschäftigungen sind gemeinhin nur oberflächlicher Natur: die Wirklichkeit macht ihre Ansprüche gebietend an uns geltend; sie ist der Boden, in der sich die Tüchtigkeit des Mannes erprobt. Zwänge Deinen Genius in eine bestimmte Bahn ein — lehre den Pegasus die gehörige Reitschule machen — bilde Dir feste Lebensverhältnisse, die Dir ein gutes Einkommen sichern. Wehre diesen Pendelschwingungen Deines Geistes und richte Deine Thätigkeit auf ein bestimmtes Ziel. Das wird Dich nicht blos zu einem Manne reifen, sondern Du wirst dann auch diese thörichte Leidenschaft vergessen, die jetzt so viel Gewalt über Dich hat."

„Mein Vater ist todt, Buch; ich habe kein Vermögen, keine Aussicht, ich komme mir wie ein armer Flüchtling vor, für den das Leben keine Heimath hat — wenn sie mich nicht liebt, mag ich nicht mehr leben."

„Gelten Dir denn Deine Freunde gar nichts, Gustav? — vermögen alle meine Bitten und Vorstellungen nichts über Dich, ob ich mir gleich den Hals trocken rede, Dich eines Bessern zu überführen? — Wie ganz verschieden denken und fühlen wir doch! — Ich heirathe, Gustav, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich in meine künftige Frau auch nur so viel verliebt bin! — Mein Onkel wünscht diese Verbindung; es ist eine gute Partie; das Mädchen hat Geld, sie ist von guter Familie, hübsch —"

„Wie heißt Sie?" fragte Gustav lebhaft.

„Ach, das ist mein Geheimniß. Du hast mir den Namen Deiner Schönen nicht gesagt und sollst nun auch den Namen der meinigen nicht eher erfahren, als bis ich sie Dir als meine Braut vorstelle. Willst Du eine Cigarre rauchen, Gustav?" (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Fortsetz.)

[Ueber Schauspiel u. Schauspieler. Jubelhochzeit. Tieck's Geburtstag.]

Wenn jetzt die Schauspieler ernstlich *wollten*, sie hätten eine schöne Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu wirken, sie haben eine Zeit vor sich, aus der sich was machen ließe. Nur glaube man nicht, daß z. B. selbst Seidelmann auf der richtigen Bahn sei! Halte man sich vielmehr an die Andeutungen, welche über Schrödee, Fleck u. A. hier und da gegeben worden sind. Die Vorzüge dieser Männer sieht man jetzt nur noch meist an Veteranen, wie an unserm Burmeister und Werdy. Von denen spricht kein Mensch mehr, und doch sollte man recht viel über sie sprechen. Solche Leute sagen nicht: „Guten Morgen, mein Freund!" mit einem Tone, als ob sie ausriefen: „Hört mich, ihr ewigen Götter!" Ja, ja! Gerade deswegen auch brauchen wir gute Originallustspiele, damit die Schauspieler in der Sprache des gewöhnlichen Lebens richtig reden und sich den ungehörigen, unnatürlichen Pathos abgewöhnen lernen! Aristoteles sagt: Die Alten ließen ihre Personen in der Sprache des *bürgerlichen Lebens*, die heutigen Dichter, *rhetorisch* reden. Diese Worte auf die Darsteller anzuwenden, so müssen diese erst die Sprache des bürgerlichen Lebens zu sprechen verstehen, ehe ihnen die *pathetische* Declamation gelingen wird. Gegen den falschen Pathos wird besonders Eins der neuerlich engagirten Mitglieder unserer Bühne, das für das Lustspiel nicht ohne Talent ist, tüchtig noch zu kämpfen haben! Alle Uebertreibung ist störend und kann nur einem falschen Geschmack, einem verdorbenen Gefühl gefallen oder ein weniger gebildetes Auge einige Zeit bestechen. Schlimm, daß der mimische Künstler den *Moment* zu sehr für

sich hat — das verleitet ihn nur allzuoft zu Spiegelfechtereien. Auch der gebildetere Zuschauer wird frappirt, überrascht, betäubt, die Menge klatsche, er klatscht vielleicht unwillkürlich mit, und später erst, wenn er sich gesammelt, besinnt er sich, daß er lieber hätte pochen sollen. O, wie rohe streift der Schauspieler durch solches Haschen nach sogenannten schönen Momenten an die Taschenspielerei, die doch noch ehrlich zu Werke geht, indem sie sich für nichts mehr ausgibt, als sie wirklich ist! Die Schauspieler haben jetzt so häufig nicht die ganze Rolle im Auge, sondern ein gewisses dastiges Spiel, welches sich mehr und mehr einschleicht, zerreißen dieselbe in Fetzen und berechnen nur den Eindruck jeder einzelnen Scene. Wem es von den Mitgliedern der hiesigen Bühne um die Wahrheit zu thun ist, hat in dieser Beziehung in Ludwig Tieck einen untrüglichern Lehrer! Wie manches Talent hat sich in dieser Schule gebildet! Doch genug für jetzt vom Schauspiel. Es wird sich Gelegenheit finden, einmal die einzelnen Kräfte unsres Theaters zu würdigen.

Schließlich will ich jetzt noch einige Worte über den letzten Mal dieses Jahres hinzufügen, der, zumal für Dresden, von bedeutendem Interesse war. Es feierte nämlich an diesem Tage der hiesige Conferenzminister Hr. von Nostitz und Jänckendorf (Aethur von Nordstern), dessen Sohn, nebenher erwähnt, für den Herrn von Korlowitz, welcher das durch Müller's Tod erledigte Cultusministerium übernommen hat, Minister des Innern geworden ist, seine goldene Jubelhochzeit, bei welcher nicht weniger als 33 Enkel zugegen gewesen sind. Das Fest hat hier allgemeine herzliche Theilnahme erregt. Am Morgen desselben soll die nunmehrige Königin die Jubelbraut besucht und beschenkt haben. Außerdem aber fällt bekanntlich auf den 31. Mai Ludwig Tieck's Geburtstag, welcher nicht allein in des Dichters Hause, sondern auch hier und da von seinen Verehrern feierlich begangen wurde. Ich selbst hatte Gelegenheit, in einem Kreise junger Leute zugegen zu sein, die zu diesem Zwecke zusammengekommen waren, und ich kann mich nicht enthalten, ein wenig aus der Schule zu schwatzen. Man begann mit einer Rede, deren Gang ungefähr folgender war: Nachdem der Vortragende eine Skizze von dem äußern Leben des verehrten Dichters gegeben hatte, wobei er besonders auf desselben innige Jugendfreundschaft mit dem zu früh verstorbenen Wilhelm Heinrich Wackenroder (geb. zu Berlin 1772, also ein Jahr früher als Tieck) hinwies, suchte er die Verdienste, welche Tieck um die deutsche Literatur und insbesondere um die Romantik sich erworben, ins Licht zu stellen. Natürlich konnte er hierbei die beiden Gebrüder Schlegel nicht ohne rühmliche Erwähnung lassen. Darauf bemühte sich der Sprecher, die Eigenthümlichkeit des Tieck'schen Gemüthes zu beleuchten und die äußern Umstände anzuführen, welche jene weiter ausgebildet haben möchten. Als einen fast durch alle Werke unsers Dichters wiederklingenden Ton, theilte er das schöne Lied mit,

Die Geliebten und die Schönen,
Weinen ꝛc.

welches der bekannten Sammlung der Minnelieder (mit Vorrede) beigedruckt ist. Die hohen Verdienste Tieck's um Shakspeare berührte der Redner nur kurz und verwies sowohl auf das Urtheil der berühmtesten deutschen Autoritäten, als auch der Engländer selbst, welche sich über ihren größten Dramatiker den besten Rath erst von unserm deutschen Kritiker haben holen müssen, um jenen so zu verstehen, wie er verstanden werden muß und wie sie ihn vorher nicht verstanden hatten. Zuletzt schilderte der Vortragende Tieck in seinem Hause, in der Unterhaltung mit seinen Gästen, seine Art und Weise, sich im Kreise der Geselligkeit zu bewegen u. s. w. Daß hierbei die Rede von seiner Meisterschaft im dramatischen Vortrage sein mußte, versteht sich von selbst. Uebrigens machte der Redner darauf aufmerksam, wie hochachtbar es sei, daß Tieck's Haus gleichsam eine Meisterschule sei, in welcher der Lernbegierige Herz und Geist stärken könne, wo der Unterschied der Stände völlig unbemerkt bliebe und von der die Frauen auch nicht ausgeschlossen seien! Darauf schloß er mit dem im Namen Aller ausgesprochnen Vorsatze, solchen edlen Vorbildern, wie Ludwig Tieck, der eben so hochzuverehren sei als dichterischer Genius, wie, nach den glaubwürdigsten Zeugnissen, als Mensch, kräftig nachzustreben! Nachdem eine geraume Zeit mit Gesprächen über den Gefeierten dingegangen war, wurde demselben ein herzliches Lebehoch ausgebracht, wobei die Gläser im Kreise lustig zusammenklangen. Ein Anderer nahm jetzt das Wort, um den Anwesenden ein Gedicht: „Der letzte Mai des Jahres 1773. An Ludwig Tieck. Von Anton Dietrich" mitzutheilen, welches in der obenerwähnten dresdner Morgenzeitung (Nr. 100. 3. Juni 1828) befindlich ist, und das durch seine gediegene und gemüthvolle Sprache allgemeinen Anklang fand.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

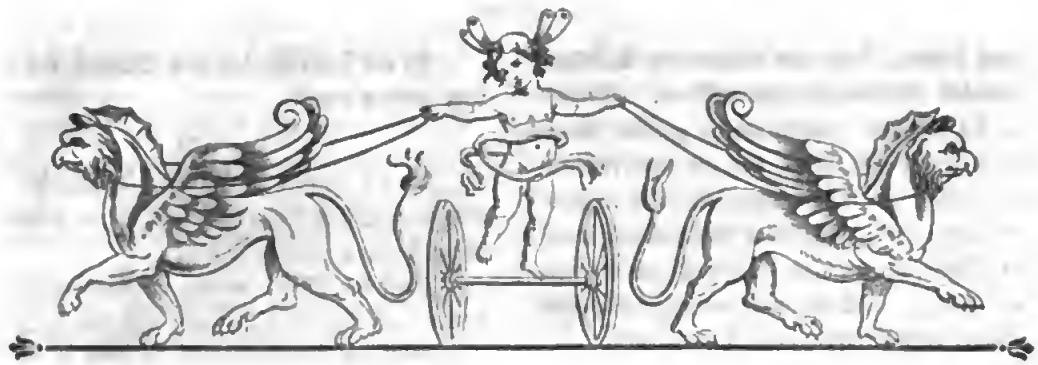
[Charles Dupin und Thiers gegen die Eisenbahnen.]

Es verdient bemerkt zu werden, wie der als wissenschaftlicher Techniker und in gewisser Beziehung auch als Staatswirth berühmte Charles Dupin, und der persid scharfsichtige Thiers auch in Beziehung auf die großen Angelegenheiten der Industrie ihre Nation von den Fortschritten des Jahrhunderts zurückzuhalten sich bemühen. Was der anmaßende Thiers, der in der letzten Deputirtenkammer behauptete, er spreche en pleine connaissance de la cause, an Gründen gegen die Eisenbahnen zu Gunsten der Fuhrleute, Schiffer und Handwerker verbrachte, ist in Deutschland schon längst widerlegt, wenn nicht dem Spotte preisgegeben. Frankreichs Aufgabe scheine es nicht zu sein, auf dem Felde der industriellen Nationalkräfte, auf dem sich jetzt das Jahrhundert sein Basis sucht, eine bedeutende Rolle zu spielen. Frankreich sinkt nach allen Seiten hin; es geht einer völligen Ermattung entgegen.

[Wie die Deutschen alles bei der Hand haben!]

Wohl nie sind die Deutschen durch ein Ereigniß so überrascht worden, wie durch den kühnen Einfall Custine's im October 1792. Man erwartete den Einzug der verbündeten Heere in Paris und erfuhr dagegen die Einnahme von Mainz und Frankfurt durch die Franzosen! Jetzt schien beinahe nichts mehr unmöglich zu sein. Der Schrecken war so groß, daß man in den Gasthöfen zwischen Frankfurt und Leipzig nicht einmal silberne Theelöffel erhalten konnte, denn alles Geräthe von Werth hatte man aus Vorsicht eingepackt. Mitunter soll man auch aus derselben löblichen Vorsicht schon französische Nationalcocarden in den Taschen getragen haben. In einem kleinen Dorfe beschlossen die Einwohner für mögliche Fälle eine Freiheitsfahne bereit zu halten. Der Einfall schien gut, aber die Ausführung war schwierig, denn Niemand hatte je eine solche Fahne gesehen. Man erinnerte sich endlich, daß die Franzosen, eben wie die Türken, Erbfeinde der Deutschen seien und folglich auch wohl respectiren würden, was diesen für bedeutend gelte, und so befestigte man einen halben Mond von Goldpapier oben auf der Fahne. 22.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 152. — den 5. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Ehestandsgeschichte.

Aus den Memoiren des Freiherrn v. B.

(Fortsetzung.)

Zwei Monate später heirathete ich die Gräfin Silferhielm. Sie war ein reizendes Geschöpf, tanzte vortrefflich und ging gern mit geistreichen Leuten um. Unsere Hochzeit wurde mit einem prächtigen Feste gefeiert. Ich hatte Gustav dazu eingeladen, aber er kam nicht. Am andern Morgen brachte man mir einen schwarz gesiegelten Brief und ein Packet an mich adressirter Papiere.

Der Brief enthielt folgende Zeilen:

„Du hast mir vortreffliche Rathschläge gegeben, mein „Freund, und ich begreife jetzt, daß dem Freiherrn „von Buch daran gelegen sein mußte, mich von meiner „Leidenschaft zu heilen. Ich sehe auch ein, daß Du „Recht hast, und danke Dir dafür. Wir leben nicht „mehr in den Zeiten, wo die Königinnen Schäfer hei„ratheten und die Thiere redeten. Ich sende Dir hier „statt eines Hochzeitgedichtes einige Papiere.

Ganz Dein Gustav."

Ich gestehe, daß ich diesen Brief nicht verstand. In den Papieren fand ich grosses Wehklagen über eine unglückliche Liebe, einige Gedichte gleichen Inhalts und einige Aeußerungen über seine Lage und Verhältnisse, die ich mittheilen will, weil sie beweisen, daß nicht blos die Liebe ihn zum Selbstmörder gemacht hat.

1.

Wenn man bedenkt, wie viel fähige, gescheidte Kinder man in den Volksschulen findet, und es überlegt, daß das Volk bei der großen Ueberzahl seiner Masse gegen die andern Classen der Gesellschaft doch auch eine verhältnißmäßige Ueberzahl von Talenten und Fähigkeiten liefern muß, so erstaunt man, nach Verlauf von 20 Jahren von allen diesen guten Köpfen keinen in unsern Collegien, oder unter den höhern Offizieren oder sonst auf irgend einem ausgezeichneten Standpunct in der bürgerlichen Gesellschaft wieder zu finden. Die lange nicht so zahlreichen Classen der Begüterten und Gebildeten liefern allein und zwar dürftig genug die Subjecte, diese zu besetzen, und alle geistigen Fähigkeiten der Volksclasse verlieren sich in den Scheunen und Casernen, höchstens in der Werkstatt eines Handwerkers. Das kommt daher, weil der Mensch vor allen andern Dingen etwas zu essen haben muß. Man rede noch so viel von Menschenwürde, Aufklärung und Menschenrechte — das erste und wieder das allererste Bedürfniß des Menschen ist und bleibt es, daß er sich satt essen kann; ehe dieser Thierdienst befriedigt ist, gibt es für ihn keine Gedankenwürde. Nun gibt es freilich Menschen, die an immer voller Krippe leben; diese werden dann Denker, Leute von Talent; sie haben vom Morgen bis zum Abend nichts zu thun, als zu denken, zu dichten und zu träumen, und von Jugend auf werden sie auch nur dazu abgerichtet.

Erziehung und Verhältnisse bringen einzig und allein

Digitized by Google

dieſen Unterſchied hervor, denn wir werden den Ständen nach alle mit gleicher Bildungsfähigkeit geboren. Nehmt den Sohn eines Tagelöhners, wickelt ihn in geſtickte Windeln, pflegt ihn, hätſchelt ihn, haltet ihm die erforderlichen Lehrer, um ihn gehörig zu- und abzurichten, und er wird ein Dichter, Künſtler, Gelehrter oder Staatsmann werden, ſo wie der Sohn eines Königs, wenn es ihm am gehörigen Heu und Hafer, an Stall und Wartung fehlt, ein Tagelöhner, Bauer oder Straßenräuber werden wird.

Das muß nun einmal ſo ſein. Wißt Ihr denn aber wohl, welche Folgen Eure Aufklärungsſucht, Eure Volkslehrer, Eure Sonntagsſchulen nach ſich ziehen?

Ihr weckt Gedanken in den Köpfen von Menſchen, deren Magen leer iſt; Ihr gebt Menſchen, die kein Brot haben, Bücher in die Hände, und lehrt ſie leſen und ſchreiben; Ihr ſtößt Menſchen, die nur dazu beſtimmt ſind, Euch die Leiter zu halten, den Wunſch ein, dieſe gleichfalls zu beſteigen — und bei dem jetzigen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft muß ſie, ſobald die untern Volksclaſſen denken und empfinden lernen, eine Schaubühne werden, auf der Tiger, Löwen und Hyänen ſich gegenſeitig zerfleiſchen. O, Ihr armen Seelen und Geiſter, deren höchſtes Glück es ſein muß, in der dumpfen Lebensluft einer Hütte, einer Caſerne, oder einer Werkſtatt in träger Thierheit hinzuſchmachten! —

Weh dem Armen, der das Strohdach ſeines Vaters verläßt, um ein Menſch werden zu wollen! Weh dem Unglücklichen, der zu denken wagt, wenn er keinen Biſſen Brot zur Stillung ſeines Hungers hat! Sein Geiſt hat ſich mit Adlerflug zur Region des Lichts hinaufgeſchwungen — das unermeßliche Reich des Gedankens liegt vor ihm ausgebreitet — die Schönheit, die himmliſche Schönheit hat ihn angeblickt — Nektar und Ambroſia ſind ſeine Speiſe geweſen — und nun hat er kein Brot! nun muß er zurück in die dumpfe Enge der Bauernſtube ſeines Vaters, ſoll pflügen, hacken, dreſchen — — Nein, er kann es nicht! — Er eilt in die Welt zurück, kommt aber in irgend einem Winkel um, verſchmachtet ungekannt, oder wird auf die Feſtung geſetzt und heimathlos von einem Lande in das andere gehetzt, bis er in irgend einem Volksauflaufe ſein elendes Leben verliert!

Iſt es denn nicht tauſend Mal beſſer, eine Gans, ein Eſel, ein Ochſe, ein Dienſtknecht, ein Leibeigener oder ein Sklave zu ſein, als keins von dieſen ſein zu können, weil man ſich ſeiner Seele bewußt geworden iſt, und doch auch nichts anderes werden zu können, weil man keinen Schilling im Vermögen hat?

Iſt der Tod nicht der beſte Ausweg, den man in ſolcher Lage wählen kann?

2.

O, wie empört mich dieſe jämmerliche Grundurſache alles menſchlichen Thuns, dieſer immerwährende Refrain: ich muß etwas zu eſſen haben!

Fragt den Dieb, warum er geſtohlen hat? — er antwortet: ich muß eſſen! — und wird ins Zuchthaus geſchickt.

Fragt den Straßenräuber, warum er raubt und mordet? — ich muß eſſen! — lautet die Antwort, und er muß das Blutgerüſt beſteigen.

Fragt das Freudenmädchen, warum ſie ſich ſo ſchmählich preis gibt? — auch ſie muß eſſen, und muß im Hoſpital ſterben!

Alle dieſe Menſchen nennt man nun Nichtswürdige, Böſewichter, Verbrecher, und man muß daraus ſchließen, daß die ſogenannten ehrlichen Leute alſo die Menſchen ſind, die etwas zu eſſen haben. — Wenn Gott ſo richtet wie die Menſchen, ſo wird die Sache am jüngſten Tage ſchnell abgemacht ſein: — die reichgewordenen Dürftigen kommen ins Fegefeuer — die Armen, die arm geblieben ſind, in die Hölle, und die Reichen ins Paradies! —

3.

Aber meine Mutter, meine arme Mutter verlaſſen, die mich ſo oft ihren Troſt, ihre Stütze nannte! ſie weint noch um den Tod meines Vaters, und nun ſoll ſie auch mich verlieren! — ſie liebt mich ſo herzlich! — ſie hofft von ihrem Erſtgebornen ſo viel! — ach, auch ich wiegte mich einſt in goldenen Hoffnungen! — gute Mutter, Deine Hoffnungen werden zu Nichts werden, wie die Hoffnungen Deines Sohnes! — ich habe ja noch einen Bruder — er wird Dein Troſt, Deine Stütze ſein, denn wozu kann Dir mein Daſein nützen? —

Mein Bruder kann pflügen und eggen; er wird den Acker im Schweiß ſeines Angeſichts bauen und ſein Tiſch wird für Dich gedeckt ſein. —

Aber ich?

Ich kann nur denken, dichten, träumen, lieben und — verzweifeln.

Die Menſchen haben Recht, wenn ſie mich einen Thoren nennen. Ich bin nichts als das, aber ich fühle, was ich hätte ſein, was ich hätte werden können. —

Lebe wohl, meine Mutter, meine treue, geliebte Herzensmutter, lebe wohl. Ich habe Dich ſo innig geliebt — nicht, weil Du mir ein Leben gegeben haſt, das ich verab-

Digitized by Google

ſchene, ſondeen weil Du mich geliebt haſt, wie kein anderes Heez auf Erden liebt. —

Steeben! ſterben! — meine Augen füllen ſich mit Theänen, wenn ich an den Tod denke! es iſt ein ſo dunkles Geheimniß! — Warum ſchaudere ich aber voe einem Augenblicke zueück, dee ja doch unvermeidlich feühee odee ſpätee kommen würde? — Soll ich dem Leben Zeit laſſen, mich zu entſtellen, eh' der Tod mich entſeelt? — Habe ich nicht ſchon zu lange gelebt? — Adieu! Adieu!

Ich legte dieſe Blättee, deren Inhalt ich, wie ſchon geſagt, nicht recht verſtand, wieder zuſammen, verſchloß ſie und beſann mich, ob es ſich jezt wohl geziemen möchte, meiner jungen Frau guten Morgen zu ſagen. Sie wae ein ganz ſeltſames Weſen, meine Frau. Ich habe nie aus ihe recht klug werden können, aber es iſt mie immer voegekommen, als betrachte ſie ihre Veeheirathung mit mir nur als ein Capitel aus einem Romane. Ein Schmeez, ein Opfee, ſtill geweinte Theänen, waren füe ſie ein Bedürfniß; eine ſo ſchöne, eeiche, ſchwermüthige, eomantiſch geſinnte Heldin wie ſie, bedurfte eines albernen, gutmüthigen, eeichen und höchſt peoſaiſchen Mannes, um ſelbſt einen Roman zu eeleben und zu ſpielen, und dies wae, wie ich glaube, dee Geund, warum ſie mich geheirathet hatte.

Ich habe mie das Alles ſelbſt aach und nach ausgerechnet und begriffen, denn dumm bin ich nicht, und wenn ich einige Gläſer Punſch getrunken nad einige Eigarren geraucht habe, kaan ich eben ſo gut ſchwärmen als alle dieſe ſogenannten poetiſchen Seelen. Ich liebe, wena ich an einem ſchönen Sommertage im Graſe, oder bei ſchlechtem Wettee auf meinem Sopha liege, die Poeſie eben ſo gut wie ein Anderer, aber nue da, wo ſie hingehört, und wenn ich ſie außerhalb eines Theaters anteeffe, oder iegend wo anders als Schwaez auf Weiß gedruckt umhertaumeln ſehe, möchte ich ſie gleich aufgeeifen laſſen, um ſie ins Tollhaus zu ſenden. Es fehlte mie auch nicht an Sinn für ſentimentale Liebe — vor der Ehe macht man ſo etwas mit — abee in der Ehe wußte ich mit ihe nichts anzufangen. Meine Feau wae abee ganz anderer Meinung.

Als ich am Hochzeitsabende in das Schlafzimmee trat, kam ſie mie eatgegen. „Ich habe eine Bitte an Sie," ſagte ſie mie ganz freundlich, „und zwae die, mich allein zu laſſen, Heer von Buch —"

„Aber, mein Engel —"

„Sollten Sie wirklich ſo unzart ſein, auf die Gunſt einer Frau, die Sie fußfällig von ihree Liebe erbitten ſollten, als Eheherr Ihe Recht geltend machen zu wollen? Ich liebe Sie noch nicht, Heee von Buch, ich kenne Sie ja faſt gae nicht."

Meine Feau wae hübſch und ich nicht furchtſam; ich glaubte, ſie könne gleich anfangen, mich zu lieben, aber ſie wurde ſo wild wie eine Löwin und ſchwur, daß ſie ſich umbeingen werde, wenn ich nicht augenblicklich das Zimmer veelaſſe. (D. F. f.)

Deutſche Romane.

1. Learoſa, die Männerfeindin. Ein Roman von Emerentius Scävola. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Seit laager Zeit iſt uns kein Raman von dee Bedeutſamkeit des vorliegenden zu Händen gekammen. Während die meiſten madernen Ramandichter entweder nur das ideelle Leben erfaſſen und es auf dem Wege romantiſcher Darſtellung künſtlerlich geſtalten, oder ſich rein an das hiſtoeiſche Materiai haleen, und dem rohen Stoff eine nicht minder rohe und ungeſchlachte Farm geben, greift Scävola in beide Regionen zugleich und ſucht ſie mit einander zu verbinden. Scävola gehört nicht den Strebendea der neueſten Zeit an. Seine Tendenzen mögen vielleicht hin und wieder mit jenen auf einem guten Fuße lebea, an ein Fraterniſieen iſt nicht zu denken. Er ſteht nicht im Kampfgewühl des Tages, kümmert ſich wenig um das Ordnen ſocialer Uebelſtände, dennoch aber hat er in dieſem Werke ſo tief auch in das Leben des Tages gegriffen, daß maa „Learoſa" ſehr wohl einen Roman der Gegenwart nennen kann. Was Andere kritiſch und poiemiſirend zu verbeſſern ſuchten, nimmt Scävola hier zur Folie eines Romans, wie er vielleicht bis jezt einzig in der deutſchen Romanliteratue daſtehe.

Der Dichter zeigt, wie ein ſchuldloſes weibliches Gemüth durch den blaßen Schein der Schuld zu einem dem Weibe unnatürlichen Haſſe gegen die geſammte Männerwelt getrieben werden und in dieſem ſich immer ſteigernden Haſſe alles Lebensglück verlieren muß, bis ein jammervolles Ende der ſteten Quai eine Grenze ſezt. Dieſe Aufgabe iſt eine große uad erhabene, aber, um ſie würdig zu löſen, bedarf es der vollen Kraft eines Dichters. Scävola iſt ausgeſtattet, wie Wenige. Ihm ſteht eine Erfindungsgabe zu Gebote, die nie ermattet, nie um neue Situationen verlegen iſt, uad eher zu viel als zu wenig gibe. Er beſitzt eine Leidenſchaft, die man oft gezügelter wünſchen möchte, weil ſie ohne Raſt und Ruhe iſt, und kaum auf flüchtige Momente verkühlt. Scävola gibt faſt Alles, was dem deutſchen diſtoriſch-pſychaiogiſchen Romane bisher mangelte — ſcharfe Auffaſſung der Zeit, eine bunte Menge oft mit Meiſterhand durchgeführter Charaktere, eine Erfindung, gegen welche die für beiſpiellos geachtete Walter Scott'ſche zurückſtehen muß, und dabei eine Leidenſchaft, die ſelbſt der Dictian zuweilen Eintrag thut. Nach dieſen Andeutungen ſollte man glauben, dem maderneo Romaae ſei damit aufgebaiſen. Aber wir wollen uns nicht täuſchen. Scävola hat einen Schritt vorwärts gethan, der, glücklich verfolgt, zur Entſtehung eines neuen Romans, wie ihn maderne Zuſtände und Bildung fordern, führen kann; eben ſo leicht jedoch iſt auch ein Rückſchritt möglich, und Niemand ſteht dieſem näher, als Scävola ſelbſt. Die Erfindung droht alles Uebrige bei ihm zu erdrücken, die Leidenſchaft ſtreift an krankhafte Gereiztheit und dem ganzen umfangreichen Werke fehlt es an dichteriſcher Ruhe, ohne welche kein Kunſtwerk denkbar iſt. Dabei liebt es Scävola, immer ins Ungeheuerliche, um nicht zu ſagen, Fratzenhafte, zu erfinden. Eine dämoniſche Macht ſcheint ſich des Dichters bemächtigt zu haben, die ſeiae

Digitized by Google

Gedanken geißelt und unter der Folterqual der Schmerzen sie zum Erfinden stachelt. Man wird von dem Interesse, das er zu erregen weiß, fortgerissen und hat keinen eigenen Willen mehr. Denn der Dämon, der anstatt des Genius den Dichter treibt, bemächtigt sich auch des Lesers, und so seufzt und stöhnt man unter der wollüstigen Folter, die er uns bereitet, und liest und liest, bis man ermattet, zitternd an Seele und Leib, bis zur letzten Seite kommt und doch das Buch unbefriedigt aus der Hand legt. Scävola fehlt nichts, als das Maß. Könnte er hundert andern unserer Schriftsteller einen Theil von seinem Reichthume abgeben, dann würde er eben so viel gewinnen als jene. Es wäre beiden Theilen geholfen. Scävola käme zur Poesie und jene hätten von demselben Glücke zu sagen. — Es fehlt Scävola nicht an poetischen Intentionen, die Intention ist aber noch lange nicht die Poesie selbst. In dieser „Leorosa" fehlt es weder an Stoff, noch Gedanken, noch Bildern, noch sonst irgend etwas, was Poesie hervorrufen kann, aber die schöne Gestaltung, das Bewältigen ist nicht zu finden. Machte die Erfindung und die Leidenschaft allein den Poeten, so stünde Scävola oben an. So ist er ein geist- und talentvoller Schriftsteller, aber kein Poet. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschluß)

[Tieck's Geburtstagsfeier.]

Weiteren Stoff boten nun für die würdige Feier des Tages die dramaturgischen Blätter von Tieck, aus welchen besonders die Abschnitte: „über die neuern französischen Stücke auf den deutschen Theatern" und über die Bestrebungen Schiller's vorgelesen wurden. Nächstdem wurde folgendes Lied gesungen:

Zauberhafter, holder Dichtung
Duft- und lichtumflossne Räume,
Oeffnet euch vor unsern Blicken!
Heil'ger Ahnung selge Träume,
Wehe höheres Entzücken
Geistermächtig durch das Herz!

Ha, ihr nahet, schöne Bilder!
Wie sie mild durch Thränen lächeln!
Auf den mondbeglänzten Auen
Liebeslüftchen lieblich fächeln,
Und aus Lilienkelchen schauen
Engelsköpfchen still hervor!

Welch' geheimnißvolles Tönen?
Feen und Elfen tanzen, singen
Nächtlich auf den duft'gen Wiesen,
Auf der Haide Schwerter klingen,
Riesen kämpfen gegen Riesen,
Zwerg und Gnomen lachen drein!

Haltet, zaubrische Gestalten,
Lasset euch ins Antlitz sehen!
Von dem Himmel erdwärts nieder
Silberschleier glänzend wehen,
Mächt'ger tönen süße Lieder
Andacht, Liebe, Schmerzenslust!

Seht! vom Schlummer auferwachend,
Lächelt eine schöne Feene,
Und aus ihrem keuschen Schooße
Blüht, umglänzt von Maienthaue,
Eine reine Purpurrose!
Kennt ihr, Brüder, kennt ihr sie?

Und dem Weib mit hehrem Antlitz
Sinkt ein Jüngling nun zu Füßen:
Dich will ich unsterblich machen!
Und so weih' ich dich mit Küssen,
Zu verkünden mein Erwachen —
Singe! — und der Jüngling sang!

Dich, o hoher, theurer Sänger,
Dem wie freudig nachgerungen,
Feiern zu geweihter Stunde,
Von Begeisterung durchdrungen,
Wir im Jünglings Brüderbunde!
Weih' uns, Geist, der uns umschwebt!

Freunde! O der Geist der Weihe,
Mög' er nimmer von uns weichen,
Daß, wenn einstens wir im Leben
Uns, wie heut, die Hände reichen,
Würdig nenne unser Streben
Unser Herz — vielleicht die Welt!

Unter den Trinksprüchen, welche im Verlauf der Festlichkeit ausgebracht wurden, sind vornehmlich zu nennen die auf die Gebrüder Schlegel, auf die deutsche Kritik und auf Tieck als Minnesinger. Allmählich hatte sich bei Allen die frohste Laune und Heiterkeit eingestellt und nach manchen herzliches Lachen erregenden Scherzen trennte sich die Gesellschaft erst spät in der wahrhaft südlich schönen Nacht zum ersten Juni 1836.

Notizen.

[Memoiren des Friedensfürsten.]

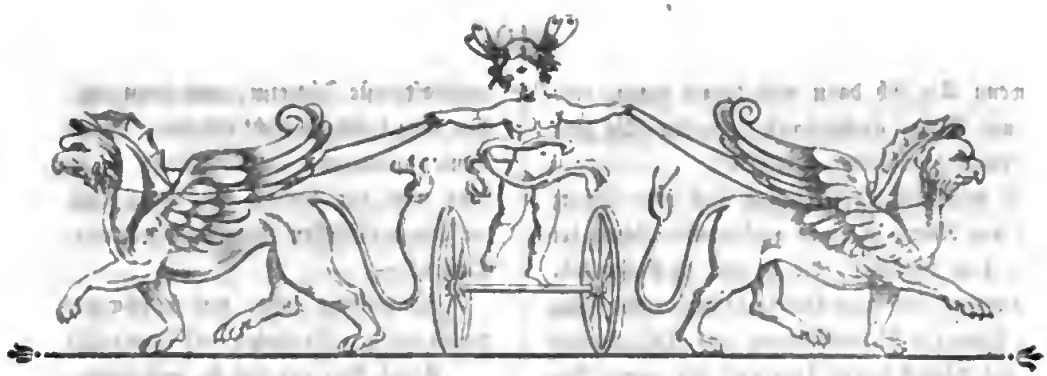
Von der Uebersetzung des Dr. Diezmann (Leipzig, Kollmann) ist nun der zweite Band mit dem Bildniß Karl's IV. erschienen. Interessant ist die neuliche Aeußerung Don Manuel Godoy's als Entgegnung auf die Kritik seiner Memoiren im National. „Der Kritiker Ihres Blattes", schrieb der Friedensfürst an den Redacteur, „spricht die Ansicht aus, meine Gesinnungen seien nie sehr constitutionell gewesen. In der That rühme ich mich auch nicht, meiner Zeit und Nation vorangeeilt zu sein. Ich begnügte mich, der Bewegung zu folgen, ohne dieselbe zu übereilen."

Mich dünkt, ein sehr kluger, und auch menschlich wohrer Wahlspruch, keineswegs blos das Erzeugniß diplomatischer Pfiffigkeit. Die Anforderung lärmender, müßiger Köpfe, der Einzelne solle seine Zeit, ihre Hemmnisse und Bedingungen überfliegen, geschieht meistens im Interesse der anmaßendsten Ignoranz. Haben doch leere Polterer, rodicale Flachköpfe, selbst dem O'Connel die Klugheit, sich in allem Thun und Wagen vor den Händen der Justiz unantastbar zu erhalten, zum Fehler oder Verbrechen angerechnet.

[Eisenbahnen in Amerika und in Deutschland.]

Die Grund- und Boden-Entschädigungen sind in Amerika geringer als in Deutschland. Dagegen wird dieser Vortheil durch den bei weitem größeren Arbeitslohn, welcher im Durchschnitt 1½ preuß. Thaler beträgt, weit aufgewogen. Die Kosten des Holzes und Eisens sind, nach Hrn. List's Angabe im Eisenbahnjournal, ungefähr dieselben.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends **153.** den 6. August 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aug' und Meer.

Ich sank in einen tiefen See,
Der Himmel dehnt sich darüber,
Ich rang die Hände wund und weh,
Die Wellen stürzten mir über.

Dein Auge ist der blaue See,
Der Himmel dehnt sich darüber;
Ja, meerestief ist Liebesweh,
Die Wellen stürzen mir über.

O, läg' ich still im Meeresschooß,
Bis daß ich friedlich entschliefe! —
Doch, ach! die Welle reißt mich los
Hinauf aus dunkler Tiefe.

Da lieg' ich dicht am Meeresschlund
So still, so bleich und so todt.
Doch Sonne küßt mir Herz und Mund
Und küßt die Wange mir roth.

O, sei Du mild wie Sonnenlicht
Und neig' die Lippen herüber;
Ins tiefe Meer versänk' ich nicht,
Die Wellen stürzten nicht über.

J. G.

Eine Ehestandsgeschichte.

Aus den Memoiren des Freiherrn v. B.

(Fortsetzung.)

Was blieb mir übrig, als ihr nachzugeben? Aber nun an andern Morgen, nachdem ich Gustav's Papiere verschlossen hatte, zog ich mich so sorgfältig als möglich an; ich übte mir vor dem Spiegel einige Stellungen, Blicke und Mienen ein, ließ fragen, ob sie meinen Besuch annehmen könne, und trat nun mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt zu ihr ein.

„Pfui, Herr v. Buch," sagte sie, sobald sie mich erblickte, „Sie haben ja ganz röthliche Haare. Ich kann diese durchaus nicht ausstehen, und werde Sie nie lieben können, wenn Sie sich nicht eine schwarze Tour machen lassen. Nur einen Mann mit dunklem, lockigem Haar kann ich lieben. Sein Sie so gütig, sich nicht eher wieder vor mir sehen zu lassen, bis Sie eine solche Tour haben.

Ich war ein ganz vortrefflicher, herzensguter Mensch, und meine Frau so hübsch. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu einem Friseur zu eilen, mir die Haare abschneiden und schwarze Locken aufkleben zu lassen.

Ich ließ auch meinen Backenbart und meine Augenbrauen schwarz färben, und dies kleidete mich so gut, daß ich mir, als ich mich in dem Spiegel sah, gestehen mußte, ich sei noch einmal so hübsch als vorher mit dem semmelfarbenen Haar; denn rothe Haare habe ich, auf Ehre! nie gehabt; es war nur eine Grille meiner Frau, sie so finden zu wollen.

„Herr v. Buch," sagte meine Frau, „nun müssen Sie auch noch das weiße Halstuch ablegen und eine schwarze Binde umthun. Ich will auch, daß Sie immer ganz schwarz angezogen gehen sollen; Sie sind so hübsch dann

und lang — wenn Sie ſich dann noch darauf legen, eine ſanft ſchmachtende Miene anzunehmen, werden Sie ganz wie der Lord Oswald in Corinna ausſehen."

Ich kleidete mich vom Kopf bis zum Fuß rabenſchwarz und erſchien ſo am Abend in einer großen Geſellſchaft bei meinem Onkel, dem Miniſter, die er uns zu Ehren gab. Ich ſeufzte aus meiner ſchwarzen Halsbinde hervor und blinzelte unter den ſchwarzen Augenwimpern und Augenbrauen ſo ſchmachtend als möglich meine Frau und alle meine Bekannten an. Der Tod meines armen Guſtav's, von dem ich Niemand ein Wort geſagt hatte, kam mir dabei vortrefflich zu Hülfe. Ich ſah wirklich ganz ſentimental aus, wenn ich an ihn dachte. Wer mich anſah, lachte, und ich erinnere mich wirklich nicht, daß ich je in einer großen Geſellſchaft ſo viel und ſo herzlich habe lachen ſehen. Meine Frau allein hatte die Miene eines Engels angenommen, der ſich meſalliirt hat; ſie ſeufzte, Thränen ſtanden ihr in den Augen, und ihr Betragen gab zu manchem boshaften Lächeln, manchem heimlichen Geziſchel, mancher meinem Ruf nachtheiligen Deutung Anlaß.

Als wir nach Hauſe kamen, führte ich meiner Frau ſehr geſchickt das Opfer zu Sinne, das ich ihr mit meinen Haaren, meinen Augenbrauen, meinem Backenbarte, meinen Augen, meinem Anzug meiner Luſtigkeit, kurz, mit meiner ganzen Perſon gebracht hatte, und ſagte ihr, indem ich ihre Hand ergriff, ſie werde heut Abend gewiß Mitleid mit mir haben und —

Aber ſie hatte mir ihre Hand ſchon wieder entzogen.

„Sie benutzen dies Opfer ſo ſchnell, einen Anſpruch darauf zu begründen, daß es dadurch in meinen Augen ſeinen ganzen Werth verliert."

Sie klingelte hier ihrer Kammerjungfer, und begab ſich, nachdem ſie mich mit einer ſehr vornehmen, würdevollen Kopfneigung verabſchiedet hatte, in ihr Zimmer.

Deine Frau hat Dich zum Beſten, ſagte ich mir, doch gleichviel! Du biſt kein Kind, du wirſt die Partie nicht aufgeben und ſie endlich doch gewinnen. Aber ich ſehe wohl, ich muß nun nach der Hochzeit erſt recht ordentlich anfangen, ihr den Hof zu machen, ſo ungewöhnlich und ſeltſam dies auch iſt.

Meine Frau machte in der großen Welt ganz außerordentliches Aufſehen, nicht ſowohl durch ihre Schönheit, als durch ihr ſeltſames Betragen. Oft ſprach ſie Tage lang kein Wort, und dann zündete wieder eine hingeworfene Aeußerung von ihr wie ein Blitzſtrahl — heut war ſie nicht blos die ſchönſte, ſondern auch die unermüdlichſte, leidenſchaftlichſte Tänzerin, und dann ließ ſie ſich wieder Wochen lang durchaus nicht erbitten, auch nur den Fuß zum Tanze anzuſetzen. — Oft ſprach ſie mit wahrer Begeiſterung von der Liebe, dem Tode, und von der Seligkeit der geheimnißvollen Vereinigung zweier Seelen zu Einem Daſein. —

Ich verſtand nicht, was ſie ſchwatzte, aber ich kam zuweilen auf den Gedanken, daß ſie verrückt ſei.

Eines Morgens ließ ſie mich rufen.

„Herr von Buch," ſagte ſie mir, „das Stadtleben bekommt mir nicht; ich habe es ſatt. Wie wäre es, wenn wir auf Ihr Gut reiſten? — und das heute noch — heut Abend — heut Mittag — jetzt gleich. — Werden Sie mir die Erfüllung dieſer Bitte verſagen?"

Zwei Stunden ſpäter ſaßen wir im Wagen, um nach Roſkiöld, dem Stammſitze meiner Familie, zu fahren.

Das alte Schloß hatte noch Thürme und Mauern und Zinnen; es ſtieß an einen Wald, in deſſen Tiefe kein Sonnenſtrahl einzudringen vermochte, und aus den Fenſtern ſah man auf den unabſehlichen Silberſpiegel des Wener-Sees.

Mir war es recht lieb, mit meiner Frau hier zu ſein. Nun war ſie mit mir allein; nun mußte gewiß der günſtige Augenblick kommen, auf den ich noch immer harrte.

„Ich bitte Sie, Herr von Buch, allen unſern Leuten ſchwarze Livreen machen zu laſſen," ſagte ſie mir.

„Aber —"

„Ich will künftig auch nur mit ganz rabenſchwarzen Pferden fahren."

„Was dieſen Wunſch betrifft —"

„Auch will ich oben im Thurme das Eckzimmer bewohnen, in dem Ihre Mutter geſtorben iſt." —

„Es iſt ſo dunkel, meine Theure, und —"

„Wollen Sie mich etwa in der Wahl meines Zimmers beſchränken? Sie können das freilich; wenn Sie aber glauben, daß ſolche Widerſpenſtigkeit mich dazu bringen wird, Sie zu lieben, ſo irren Sie ſehr."

„Sie ſind die Gebieterin dieſes Schloſſes," antwortete ich ihr, „und es iſt mir eine angenehme Pflicht, alle Ihre Wünſche zu erfüllen."

Wir führten in dem alten Schloſſe ein ſonderbares Leben. Am Vormittage ſah ich meine Frau nie; ſie verließ erſt gegen Mittag ihr Zimmer.

Wenn es regnete oder ſtürmte, ſo ließ ſie unten in dem alten Rittersaale eine einzige Lampe anzünden und ging dann ſchweigend darin auf und ab, oder ſie erzählte mir

Digitized by Google

auch Geiſtergeſchichten, declamirte und ſang mit ihrer wunderherrlichen Stimme ſchaurige Balladen und teufelige Lieder.

War das Wetter heiter, ſo faßte ſie mich unter den Arm und ich mußte mit ihr am Geſtade des Sees Stunden lang umherwandeln, ohne daß ſie auf mein Geſpräch zu achten ſchien. Es kam mir oft vor, als führe ſie mit Mond und Sternen, mit den Wellen des Sees und den Wipfeln der tauſendjährigen Walddäume geheimnißvolle Geſpräche. Sie war auch eine tollkühne Reiterin — in vollem Galopp ſprengte ſie auf ihrem rabenſchwarzen Roſſe die Felſen hinauf und hinunter, daß ich ihr nicht zu folgen vermochte und ſie oft nicht lebend wiederzuſehen fürchtete.

Eines Abends war die Luft ſo lau, ſo ſüß ſchmeichelnd; der Duft der Roſen und des Jasmins drang durch die geöffneten Fenſter in das Zimmer; leichte Wölkchen ſchwammen am Himmel, und der Abendwind liſpelte und flüſterte leiſe in den Wipfeln der Bäume und in den Gebüſchen des Gartens. Der Mond erhellte die Gegend mit ſeinem ſchwermüthigen Lichte. Meine Frau wollte eine Waſſerfahrt machen und ich ſollte ſie rudern, weil ſie keinen unſerer Leute um ſich haben wollte.

Wir gingen an das Geſtade des Sees hinab; ich löſte den Nachen vom Ufer los, und wir glitten nun leiſe über die ſanftgekräuſelte Silberfläche des Sees hin. Die hohen Bäume am Ufer hüllten uns zuweilen in ihre, den See verdunkelnden Schatten ein — der Ruderſchlag erweckte einen Waſſervogel aus ſeinem Schlummer — ein Froſch hüpfte ins Waſſer — ſonſt alles ſo ſtill, ſo lieblich ſchweigend. — Nun fing meine Frau an zu ſingen — ſüß klagend, wie eine Nachtigall — unſer Nachen glitt jetzt aus dem Schatten des Ufers hervor — die Strahlen des Mondes fielen auf ihr Geſicht, und ich fand ſie in dieſem Augenblicke ſo ſchön, daß ich zu rudern aufhörte.

Sie ſchien ſehr bewegt — ihre Augen waren feucht — ihre Stimme bebte — ſie hörte auf zu ſingen. —

Der Augenblick ſchien mir günſtiger als irgend ein Anderer. — „O," ſagte ich ihr mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit, „wenn Sie wüßten, welchen Eindruck Ihr Geſang auf mein Herz macht! Die Sterne — die Nacht — der Mond — der See — alles dies — ich bin meiner Empfindungen nicht mehr Herr — einen Kuß müſſen Sie mir wenigſtens geben." — Ich bog mich zu ihr hin, verlor aber das Gleichgewicht, der Nachen ſchwankte und ich fiel kopfüber ins Waſſer.

Als ich wieder in die Höhe kam, war das Boot ſchon weit weg; meine Frau ruderte es ans Land — ich ſah, wie ſie aus Ufer ſprang und wie ein Reh davon eilte, ſo daß ich, als ich das Ufer erreichte, ſie nicht mehr zu erblicken vermochte.

Drei Tage ſchloß ſie ſich nun in ihr Zimmer ein, ohne mich ſehen zu wollen. Am vierten erhielten wir Beſuch. Es waren drei reiſende deutſche Schriftſteller, deren Anweſenheit in Stockholm meine Frau erfahren und ſie zu uns eingeladen hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſche Romane.

1. Learoſa, die Männerfeindin. ꝛc. ꝛc. (Beſchluß.)

Die Heldin „Learoſa" leidet an einem einzigen Fehler, an einer Unmöglichkeit, wie es uns dünkt, die auf einem pſychologiſchen Irrthum beruhe. Scävola daſirt ſeinen Roman auf den Verführungsverſuch, den ſich ihr eigener Schwager gegen ſie zu Schulden kommen läßt. So kritiſch es iſt, eine ſolche Situation zu ſchildern, ohne das ſittliche Gefühl zu verletzen, ſo muß man doch dem Verfaſſer das Zeugniß geben, daß er ſowohl dieſe, als mehrere ähnliche Scenen im Verlauf des Romans nie ſo feinem Tact entworfen und dargeſtellt hat, daß nur ein verdorbenes Gemüth Gift daraus ſaugen könnte. Nun aber ſetzt Scävola voraus und hält dies zwei ganze Bände hindurch feſt, Learoſa bleibe nach all den Verſuchungen noch immer daſſelbe naive, ſchuldloſe Kind, das ſie bei dem erſten Angriffe Pellgram's war. Dies iſt eben ſo undenkbar als pſychologiſch unrichtig, und liegt außer dem Charakter und Weſen der Weiblichkeit. Learoſa iſt noch dazu eine heftige, leicht erregbare Natur, wie konnte dem Verfaſſer einfallen, auf eine bloße Chimäre das Gerüſt ſeiner Dichtung zu bauen! — Außer dieſer Unrichtigkeit leidet namentlich der dritte Theil an zu raffinirten und überflüſſigen Erfindungen; darunter zählen wir vornehmlich die pietiſtiſchen Beſchwörungsſcenen und das ganze gewaltſam herbeigezogene Ende des Romans. Der Dichter mußte ſich hier beſchränken und ſeinen bloßen poetiſch-phantaſtiſchen Launen den Zügel kurz halten. Warum Learoſa unter die verworfenen Heären Londons werfen? War es nicht ſchon genug, daß ſie der ſcheußlichen, obwohl gut motivirten Verſuchung Martin's, ihres vermeinten Bruders, unterlag? Beides war zu vermeiden, ohne dem Roman dadurch Abbruch zu thun. Er würde im Gegentheil an Schönheit gewonnen haben, was er an Willkürlichkeit verlor. —

So viel nun auch nach dem Angedeuteten gegen Einzelnes eingewendet werden muß, und ſo genöthigt wir uns ſelbſt ſehen, den Grundſtein des Gebäudes als einen auf pſychologiſchem Irrthum ruhenden zu betrachten; ſo müſſen wir doch unumwunden bekennen, daß Scävola eine Fülle von Kraft und einen Reichthum congruirender Talente in ſich vereinigt, die ihm, wie Keinem befähigen, wenn nicht ſelbſt der Schöpfer eines neuen, den modernen Zuſtänden angemeſſenen Romans zu werden, doch weſentlich mit dazu beizutragen. Er ſchafft feſte, beſtimmte Geſtalten voll Fleiſch und Blut und Leidenſchaft. Die Welt ſpiegele ſich im Conflict der Sinnlichkeit mit den geiſtigen Intereſſen des Menſchen, der einzige Weg, die Poeſie wieder in unſere erſchlafften, ſittlich-matten und von philoſophiſch-kritiſchen oder dialektiſch-reflectirenden Raiſonnements theilnahmlos gemachten Zuſtände

Digitized by Google

einzuführen. Jedem Gebildeten, der mehr verlangt als kanig gewordene Gedankenkalkschale, können wie daher dies Werk dringend zur Lectüre empfehlen. —

Correspondenz.

Aus Hannover.

[Marschner's Oper: „Das Schloß am Aetna."]

Das schönste Gedicht, falsch betont und schlecht vorgetragen, wird selbst dem gebildetsten und einsichtsvollsten Zuschauer unverständlich und deshalb langweilig erscheinen; dem besten Gemälde, in ein falsches Licht gestellt, wird es kaum gelingen, bei dem Beschauer Interesse zu erwecken, und die geistreichste Musik, übel aufgefaßt und wiedergegeben, wird selbst beim Kenner kaum eine Ahnung ihres Werths aufkommen lassen. — Es geschieht sehr häufig, daß ein Werk an einem Orte enthusiasmirt, während dessen man an einem andern die Wirkung nicht begreifen kann. Dies liegt fast allein in der Darstellung dramatischer Werke, und es ist schon eben so oft der Fall dagewesen, daß unbedeutende Werke durch die Darstellung gehoben wurden, wie es geschehen ist, daß auch die besten verunstaltet worden sind. Letzteres Loos scheint Marschner's obengenannte neueste Oper in Leipzig getroffen zu haben, wo sie nur wenig angesprochen und nur in jenen Momenten gesiegt zu haben scheint, wo es unmöglich wird, durch äußere Umstände die Wirkung des Genius zu vernichten *). Ein solches aber waltet unwidersprechlich in diesem Werke echt deutscher Kunst, was schon durch den überaus glänzenden Erfolg hiesigen Orts erwiesen werden dürfte. — Das hiesige Publicum ist ein bescheidenes, in seinen Urtheilen auf fremde, gewichtige Autoritäten sich gern stützend. Der leipziger Erfolg dieser Oper war hier bekannt und nur mit schwachen und bangen Hoffnungen trat man vor das Werk hin. Aber bald gab dies Bangen dem freudigsten Erstaunen Raum, das sich schon am Schluß der Ouverture durch einen seltnen stürmischen Beifall Luft machte. Das Publicum ward durch dieses schöne Musikstück in eine so günstige Stimmung versetzt, daß es von nun an jeder Nummer gleichen Beifall spendete. Selbst die Chöre, die meist ohne Zeichen des Beifalls aufgenommen, wurden nicht ausgeschlossen. Kurz, die Oper machte in Wahrheit ein solches Glück, daß der Componist es wagen durfte, sie schon nach zwei Tagen zu seinem Benefice zu wiederholen, wo sie ein möglichst noch größerer Erfolg krönte. — Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, scharfe Charakteristik im Tragischen, wie im Komischen, schöne Melodie und interessante Behandlung des Orchestees finden wir in allen Werken Marschner's. So auch hier. Aber es will uns scheinen, als habe Marschner nirgends einen so reichen Quell von Melodien sprudeln lassen, wie in diesem „Schloß am Aetna." Eine verdrängt die andere; durch sie allein aber dringt man zum Herzen, und ist sie auf schöne und correcte Harmonieen basirt, der Situation wie dem Charakter analog (wie uns dies im „Schloß am Aetna" der Fall zu sein scheint), so verleiht sie einem musikalischen Kunstwerk nicht nur den schönsten Reiz, sondern auch denjenigen Werth, der unvergänglich ist und in allen Zeiten, von aller Welt am willigsten anerkannt wird. Solche Anerkennung aber kann Marschner's neuestem Werke nirgend entgehen, wo es, wie hier, mit Würde und Liebe vor Aug' und Ohr gebracht wird.

Der Klingemann'sche Text ist nicht besser oder schlimmer als die meisten andern. Mindestens hat er das Verdienst, daß er, zusammenhängend und scenisch gut geordnet, dem Tondichter allerdings mannichfache Gelegenheit darbietet, die verschiedenartigsten Gefühle in Tönen zu schildern. An einigen interessanten Scenen und Situationen, so wie an Aufzügen und Tänzen, ohne die heute einmal keine Oper bestehen soll, fehlt es nicht, und so wollen wir dem längstverstorbenen Klingemann und seinem Buche auch die gutmüthige Nachsicht schenken, mit der wir über die Texte zu Robert, Jüdin, Straniera u. s. w. hinwegsehen müssen, und die schlechte Textwahl den deutschen Componisten so lange nachsehen, bis evident erwiesen ist, daß sie untadelige, meisterhafte Opernte uncomponiet liegen lassen. G. Harros.

*) Diese als Behauptung hingestellte Vermuthung ist ganz falsch. Marschner's „Templer und Jüdin" wurden noch während der letzten Messe in Leipzig von denselben Kräften der hiesigen Oper zu wiederholten Malen bei vollem Hause und mit dem größten Erfolg zur Darstellung gebracht. Die Sache liegt ganz wo anders. D. R.

Notizen.

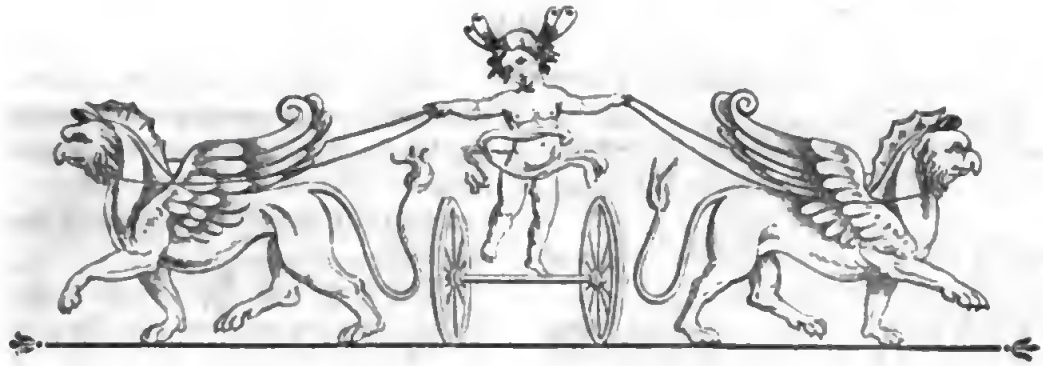
[Canäle und Eisenbahnen in Pennsylvanien.]

Aus der Botschaft des Gouverneurs von Pennsylvanien an beide Häuser der Gesetzgebung erhellt, wie dieser Staat, abgesehen von den vielen Canälen und Eisenbahnen, die auf Kosten von Privatpersonen dort erbaut wurden, im Laufe der verflossenen 8 Jahre über 33,000,000 preuß. Thaler auf Canäle und Eisenbahnen verwendet hat; daß das Einkommen dieser Unternehmung die Zinsen der Schuld bereits voll deckt, und daß der Staat in einer nicht sehr entfernten Zukunft ein mehrere Millionen betragendes reines Einkommen von diesen großartigen Unternehmungen zu erwarten hat.

[Schamloser Nachdruck.]

Zum Schaden der deutschen Original-Zeitungen und Journale erscheinen in Deutschland in kleinen Provinzialstädten nichtsnutzige Winkelblätter, die von jenen schmarotzen. In jedem Neste trifft man solche mißgeartige Tagesblätter, die dem Sinne für literarisches Eigenthumsrecht Hohn sprechen. Oft sind es Buchdrucker, nicht selten Buchbinder, die ein Wochenblatt führen und während diese Herren Redacteurs auf diese oder jene Originalzeitung in lästerlichen Redensarten schimpfen, halten sie es doch nicht für ehrlos, ihren Gehalt auszusaugen. Hier nur einige Züge von wirklich übertriebener Benutzung der „Zeitung f. d. eleg. W." Im vorigen Jahre gaben wir unsern Lesern eine ziemlich umfangreiche Erzählung von Ludwig Rellstab „die Venetianer." In Düsseldorf fand ich in dem obscuren Localblatt „Scherz und Ernst", das der düsseldorfer Zeitung gewissermaßen als trockne Knochenbeilage mitgegeben wird, diese Novelle vollständig abgedruckt. Es ist dies ein schamloser Eingriff in das Eigenthum des Verfassers. — In Zittau gibt ein Buchbindermeister ein Blatt heraus, ich glaube, Abendunterhaltungen betitelt. In der Dämmerung seiner Abendunterhaltungen treibt dieser Buchbindermeister gleiches Metier. Im Januarhefte steht eine Erzählung von Fanny Tarnow: „Die Herr von Lafertoff" abgedruckt, welche wir unsern Lesern rechtmäßig mitgetheilt haben. Ich erzähle dies nur, um neue Belege dafür zu geben, wie rechtlos in Deutschland der Literat dasteht, sei's in Bezug auf seine Person, oder in Bezug auf sein Eigenthum. Bald behandelt man ihn so ängstlich wie ein unmündiges Kind, bald gibt man ihn bloß und schließt ihn aus von dem Schutz der Gesetze.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 154. — den 8. August 1836.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Ehestandsgeschichte.

Aus den Memoiren des Freiherrn v. B.

(Fortsetzung.)

Ich machte gute Miene zu bösem Spiel und empfing sie ganz artig, aber von diesem Augenblicke an war das Schloß voll Teufelsspuk. Man hörte von nichts als von Mordthaten, Ehebruch, Blutschande, Brudermord, Vatermord, Königsmord, Kindermord, von Vampyren und Hexen, und Kirchhöfen, Doppelgängern, Gespenstern, Teufeln und allem nur ersinnlichen Höllenspuk reden. Die drei Dichter erzählten mit hohler Stimme Geschichten, bei denen selbst die Mauern des Schlosses zu erbeben schienen. Dabei ließen sie es sich vortrefflich schmecken und der beste Wein aus meinem Keller mundete ihnen herrlich, ob ich sie gleich alle drei heimlich zum Teufel wünschte.

Es ist aber ein gutes Zeichen, dachte ich, daß meine Frau sie eingeladen hat; sie fängt an, sich vor dem Alleinsein mit mir zu fürchten — sie muß sich also wohl ihrer selbst nicht mehr so ganz sicher fühlen, und es wird hoffentlich bald zu einer Capitulation mit ihrer närrischen Sprödigkeit kommen. — Doch gestehe ich, daß ich mich auch oft fragte, ob meine Frau nicht verrückt sei und es von Tag zu Tag mehr werde.

Eines Abends sprach man von der Ehe und vom Ehebruch. Der Eine sagte, die Frauen seien göttlicher Natur — der Andere, ein berühmter deutscher Physiolog, Burdach, habe bewiesen, daß die Thierbildung mit dem Manne ende und mit dem Weibe die Bildung und Oeganisation einer höhern Wesenreihe beginne, und der Dritte, eine Frau werde durch nichts so interessant, als wenn sie unglücklich verheirathet sei. Alle drei waren überdies einstimmig in der Behauptung, die Liebe habe viel heiligere Rechte als sie die Ehe einem Manne geben könne.

„Ich habe eine Freundin," sagte meine Frau, „die sich selbst dazu verurtheilt hat, eine höchst sonderbare Rolle zu spielen. Sie liebte einen jungen Mann und gestand diese Liebe ihren Eltern, die ihr zuschwuren, daß ihre Verbindung mit ihm sie Beide tödten werde. Sie versicherte ihnen dagegen, daß die Verbindung mit einem andern Manne ihr Tod sein würde, und daß sie, wenn sie ihre Einwilligung zur Verbindung mit dem Geliebten nicht erhalten könne, unvermählt bleiben wolle. Die Mutter weinte, der Vater wurde zornig. Es fand sich ein reicher Freier; man bestürmte sie mit Bitten, Drohungen und Befehlen; sie gehorchte, aber sie beschloß, dem Geliebten treu zu bleiben, dem Gatten die Treue zu bewahren, die ihr Mund ihm vor dem Altare geloben werde, und dem Geliebten die Treue, die sie ihm in ihrem Herzen gelobt hatte. Ihr Mann hält sie für verrückt, und sie bietet Alles auf, ihn mehr und mehr zu überzeugen, daß sie es wirklich ist. Diese Rolle einer Nina ganz neuer Art hat es ihr aber möglich gemacht, ihrem Geliebten eine reine,

unverletzte Treue zu bewahren. Wie gefällt Ihnen meine Freundin, meine Herren!"

„Sie thut recht daran," sagte der Eine, „ihrem Mann Alles zu versagen, aber dem Geliebten müßte sie Alles gewähren."

„Am klügsten wäre es," sagte der Andere, „wenn sie Mann und Liebhaber gleich glücklich machte."

„Mir würde sie viel besser gefallen," sagte der Dritte, „wenn sie den Mann in der Hochzeitsnacht erwürgt oder erdolcht und dann mit ihrem Geliebten die Flucht ergriffen hätte."

„Und Sie?" fragte mich meine Frau.

„Ihre Freundin ist ein großsinniges, edles Weib," sagte ich warm und eifrig.

Meine Frau stand auf, gab mir die Hand, drückte die meine und sagte mit Thränen im Auge: „Sie sind ein guter, ein braver Mensch."

Die Unterhaltung spann sich fort, aber ich konnte keinen Theil mehr daran nehmen. Meine Frau hatte mich gelobt, zum ersten Male in meinem Leben gelobt! Das verdrehte mir den Kopf. Endlich hat sie sich verrathen! — dachte ich — sie liebt mich! — und dieser Händedruck! diese Thränen! Kein Zweifel mehr! —

Ich stand auf, ich öffnete das Fenster — ich fuhr mit der Hand durch meine schwarze Haartour und ging dann den Saal auf und nieder. —

„Welche schöne Mondnacht!" sagte ich endlich so sentimental als möglich. — „Der Mond! der Vollmond! — und sein Wiederschein auf dem See! — O, müßte es nicht eine wahre Wonne der Wehmuth gewähren, jetzt noch einen Spaziergang durch den Garten zu machen? Ist es Ihnen gefällig, meine Herren?"

Nun liebten aber die drei Herren, wie ich schon aus Erfahrung wußte, solche nächtliche Spaziergänge nicht, da sie sich in der Abendkühle leicht erkälteten. Meine Frau neckte sie sehr anmuthig mit ihrer Verweichlichung, und ich führte sie allein mit einem wahren Triumphgefühle in den Garten.

Als wir in die Schatten der großen Lindenallee eintraten, fühlte ich ihren Arm in dem meinigen erbeben. Muth gefaßt, sagte ich mir, der entscheidende Augenblick ist da.

„Fühlen Sie nicht auch," sagte ich zärtlich und schmachtend, „wie diese laue Luft, diese Stille, dies Schweigen um uns her die Seele den süßesten Eindrücken öffnet, und —"

Aber sie hatte mir ihren Arm schon entzogen, tanzte vor mir in der Allee hin und trällerte ein lustiges Volkslied.

„Wahrhaftig!" rief ich zornig, denn mir ging endlich die Geduld aus, „Sie werden mich auf den Gedanken bringen, daß Sie mir gegenüber die Rolle Ihrer Freundin spielen wollen, und daß Sie auch in irgend einen armen Schächer mit leerer Geldbörse und durchlöchertem Rocke verliebt sind!"

Diese Worte machten auf meine Frau einen wunderbaren Eindruck. Sie kam zurück und stellte sich gerade vor mir hin.

„Ich liebe Niemand," sagte sie, „ich habe nie Jemand geliebt — wer hat Ihnen gesagt, daß ich einen Andern liebe! — Sie beleidigen mich — es ist unwürdig, mir dies Schuld zu geben! — Reden Sie, wen soll ich lieben oder geliebt haben — ich will es wissen." —

„Vergeben Sie mir," bat ich demüthig, „ich habe gefehlt; es war ein Scherz, den ich mir gegen sie nie hätte erlauben sollen. Lassen Sie uns seiner nie wieder erwähnen. Erlauben Sie mir aber, da wir nun einmal, was seit 14 Tagen nicht der Fall war, allein sind, offenherzig mit Ihnen zu reden. Ich fürchte, daß Sie zu viel von unsern neuen Romanen und Schauspielen gelesen haben, und daß dies ungünstig auf Ihre Stimmung einwirkt, und diese deutschen Schriftsteller, die Sie zu uns eingeladen haben, scheinen mir nun vollends ganz dazu geeignet, unser Haus zu einem Narrenhause zu machen. Sie erzählten vorhin von Ihrer Freundin — nun, ich hatte auch einen Freund, der als ein Opfer dieser verschrobenen Welt- und Lebensansichten und aller dieser überspannten Ideen und Gefühle gestorben ist. Er war ein Mensch von den herrlichsten Anlagen, voll Geist und Talent, der es im Leben weit hätte bringen können, wenn er sich nicht in diese Nebeleien und Schwebeleien vertieft hätte; von seiner Kindheit an hatte er die Sucht, Verse zu machen, was schon seinem Fortkommen hinderlich genug war; nun verliebte er sich aber noch vollends in eine junge Person, deren Namen ich nie erfahren habe, und die wahrscheinlich seine Liebe nicht erwiederte, denn der arme Gustav schoß sich, gerade an unserm Hochzeitstage, eine Kugel durch den Kopf."

„Was sagen Sie?" rief meine Frau; — um Gotteswillen! von wem reden Sie? — wer hat sich erschossen? Nennen Sie mir den Namen noch einmal —"

„Gustav H.," antwortete ich, ganz erstaunt über den Antheil, den meine Frau an der Geschichte nahm.

„Ach!" sagte sie und verdeckte mit der Hand die Augen. — „Er war ein Narr," setzte sie nach einiger Zeit hinzu, — sich aus Liebe zu erschießen! Wer läßt sich heut zu Tage so etwas noch einfallen! —"

Digitized by Google

Und mit diesen Worten fing sie so laut, so gewaltig an zu lachen, daß sie sich einen Augenblick niedersetzen mußte, denn sie konnte sich nicht aufrecht erhalten.

„Der arme Schelm hat es in seinen letzten Stunden auch genug bedauert, seine Zeit mit solchen Nichtigkeiten verschleudert zu haben. Ich habe noch einige von ihm geschriebene Blätter, die Sie lesen müssen; Sie werden manche Lehre daraus nehmen können."

Meine Frau stand auf.

„Lassen Sie uns hinuntergehen," sagte sie, „mich friert; das Gras ist so feucht, geben Sie mir Ihren Arm."

Sie hatte Recht, denn sie zitterte sichtbarlich. — Als wir in die Hausthür traten, sagte sie mir, sie sehe ein, daß ich Recht habe und wolle sich auch ändern. — „Ich will die Papiere Ihres Freundes lesen," setzte sie hinzu, „und das noch heut Abend. Meine Kammerjungfer soll sie Ihnen abfordern — Sie haben sie doch hier?"

Ich bejahte es. Am folgenden Morgen verabschiedete meine Frau unsere Gäste. Ich freute mich darüber. Meine Erschichte hat gewirkt, sagte ich mir, sie wird nun so gesetzt und ordentlich werden, wie andere vernünftige Menschen.

„Ich wünsche, daß mein Zimmer schwarz ausgeschlagen wird, Herr von Buch," sagte sie.

Ach, Gott! dachte ich, da verfällt sie wieder von neuem auf ihre abentheuerlichen Gedanken! sie ist, meiner Seel', doch verrückt! —

Von nun verließ sie ihr Zimmer nur selten. Sie aß auch nichts mehr, und trank nur noch von einigen Tassen Thee, die sie Abends trank. Sie wurde zusehends magerer — sie hustete — ihre Augen bekamen einen schwarzen Rand. Mit mir sprach sie nur noch hin und wieder ein Wort, und wenn ich mich nach ihrem Befinden erkundigte, antwortete sie mir mit einem erzwungenen Lächeln, es gehe von Tag zu Tag besser. Ihr Zustand beunruhigte mich, ich ließ einen Arzt kommen. Dieser schrieb ihr Diät, Bäder und Zerstreuungen vor. Es sei eine Nervenkrankheit, sagte er, als er wieder fortfuhr. (D. B. f.)

Deutsche Romane.

2. Die Kreolin und der Neger. Galerie romantischer Bildwerke. Von Emmentins Scävola. Erste Galerie. Der Königsenkel. — Die Kreolin. — Dessalines. — Frankfurt am Main. Sauerländer. 1836.

Alles, was uns in „Learosa" mächtig ergriff, begegnet uns hier wieder. Dieselbe immer neue, sich nie erschöpfende Erfindung, derselbe Glanz der Sprache, verbunden mit einem oft hinreißenden Zauber der Darstellung. Diesmal aber hat Scävola einen Stoff gewählt, der uns aufs neue auf die Vermuthung bringt, seiner ganzen Natur habe sich etwas Krankhaftes bemächtigt. Auch in der Wahl der Stoffe verräth sich die Natur des Dichters. Scävola liebt das Gewaltsame. Wo alle Leidenschaften am zügellosesten toben, da fühlt er sich am wohlsten. Etwa weil er selbst von Leidenschaften verzehrt wird? Wir glauben dies nicht. Vielmehr will es uns scheinen, seine Natur verlange eine Recompense; er müsse sich gewaltsam aufregen, um physisch existiren zu können. Ein aufgestachelter Geist stärkt oft einen kranken Körper, wie umgekehrt körperliche Anstrengungen das geistige Gleichgewicht wieder herstellen.

Die vorliegenden drei Bände, denen wahrscheinlich noch eine gleiche Anzahl nachfolgen wird, schildern den Aufstand der Neger auf der Insel St. Domingo. Die Hauptfiguren sind die Gebrüder Rondelier, zwei reiche Pflanzer, Juina, der Abkömmling des durch Krieg und Sklavenhandel zu Grunde gegangenen Negerstammes von Whida, ein Charakter, worin sich Scävola als echter Dichter gezeigt hat, Carlota, die Tochter des jüngern Rondelier, und Jayuk, der nachmalige Dessalines und erster Kaiser von Hayti. Der Gegenstand ist reich an Stoff und eignet sich zu einer romantischen Behandlung. Jedoch bei einem Stoffe, der so übervoll ist mit Grausamkeiten, der in Blute schwimmt und die Hyänen-Natur des Menschen nur zu deutlich herauskehrt, kann man billig verlangen, daß der Dichter das Scheußliche nicht noch durch neu erfundene Gräulichkeiten vermehre! Schon in Learosa mußten wir der Lust, Grauenhaftes zu häufen, an Scävola tadeln, hier sehen wir uns genöthigt, diesen Tadel noch weit schärfer auszusprechen. Es gibt eine Gränze im Erfinden für den Dichter; dies ist die Schönheitslinie, die wir nicht definiren wollen. Man kann eben so gut unschön in der Erfindung werden, wie in der Darstellung. Man muß sich zügeln, wenn man Dichter sein will. Scävola überläßt sich aber nur zu sehr seiner wirklich grausamen Erfindungslust. Er umstrickt uns mit seinen unerschöpflichen Erfindungen, wie mit Boaschlangen, und macht uns zu Laokoonen. Wir möchten gern schreien, aber wir können nicht. Scävola läßt uns ganz und gar keine Zeit dazu. Aber nicht genug, daß er den Leser dadurch zu ersticken droht, sein eigenes Werk wird von Erfindung beinahe erdrosselt. Man sieht recht, daß Reichthum ein Unglück sein kann. Scävola stirbt an seinem Ueberflusse, wie Andere am Mangel umkommen. Mein Gott, könnte er doch andern Schriftstellern der Mark und allerwärts sein poetisches Zuviel geben, sein „Tischlein deck' dich" der Erfindungen, er behielte noch genug übrig, um uns Schönes und Bleibendes zu schenken!

In diesem Werke kommt uns Scävola oft vor, wie ein Mensch, der seine Gedanken galvanisirt. In der Learosa geißelte er sie nur, aber hier bekommen sie wiederholte Stöße von den Batterien der Volta'schen Säule. Wir zittern mit ihm; unser Herz pulsirt nicht mehr, es bebt. Wir leiden an Herzbeben, wie manche Menschen am Herzdrücken. Scävola zwingt uns auf sein Folterbett, um uns wollüstige Getränke einzuflößen. — Seine Poesie ist nicht mehr die heitere Göttin mit den Psycheschwingen, auf die der feine Schmetterlingsstaub der Anmuth und Unschuld Figuren der Schönheit zeichnet; sie hat sich in einen scheu umherflatternden Nachtvogel verwandelt, der uns mit Eulen- und Fledermausflügeln in die Augen schlägt. —

Wir sprechen dies aus, weil wir Scävola's großartiges Talent achten und bewundern, und weil wir in ihm eine Stütze für die neue Umgestaltung des deutschen Romans erblicken. — Es gibt Scenen in diesen drei Bänden, die an Schönheit ähnlicher in „Learosa" weit übertreffen. Wir nennen nur den Aufenthalt Carlota's und Juina's auf den Teufelsinseln. Scävola weiß das Leben in seinen geheimsten Tiefen zu belauschen, und die scheinbar unbedeutendsten Momente zu den größten und dabei poetischsten Wirkungen zu benutzen. Solcher

Scenen, die uns der Raum zu nennen verbietet, finden sich mehrere. Und in der Zeichnung von Charakteren, wie Dessalines und Muchru, nebst mehreren Andern, möchte es ihm kaum Walter Scott gleich gethan haben. Wo die Leidenschaft furienartig tobt und fast jeden Schein der Menschlichkeit dem Ebenbilde Gottes abstreift, da versteht es Scävola noch immer, seine Kraft auf das Glänzendste darzulegen. Eben dies Bewußtsein seiner Kraft schadet ihm. Er delustigt sich darin und wird unschön, um nicht zu sagen häßlich, wo er bei minderem Kraftaufwande schön und poetisch geblieben wäre.

Es kann eintreffen, was wir bei Learosa aussprachen, Scävola kann eben so viel schaden als nutzen. Dabei wird er selbst immer groß bleiben: denn seine Fehler sind die Schatten eines Riesen. Schaffen wir aber denn nur für uns selbst? Dem Dichter muß die Kunst noch höher stehen als sein Talent, und würde sie sich auch stets ehrerbietig vor Scävola neigen, so würde dies doch nur die Huldigung einer mißhandelten Freundin sein, die es nicht mehr wagt, ihn zu umarmen. Scävola hat die Kraft, das Größte zu leisten, möchte er auch die Gewalt über sich besitzen, das Dämonisch-Krankhafte seines Wesens nach und nach zu besiegen! —

Druck und die Ausstattung wären zu loben, wenn das Buch nicht durch eine große Anzahl Druckfehler entstellt würde. W.

Correspondenz.

Eine Saison in London. Von Victor Lenz.

1.

[Frühlingsleben in England. Verstoß gegen die Sitte.]

In England lebt man nur einen Monat des Jahres, nämlich vom 15. Mai bis zum 15. Junius. Die übrigen eilf Zwölftel desselben speculirt und reist man. Hieraus folgt, daß wer so glücklich ist, die sogenannte Epoche des Lebens und Wirkens dort zuzubringen, gewöhnlich vollkommen für den Verlust der übrigen entschädigt wird; er fühlt sich angenehm getäuscht in seinen Erwartungen von mechanischen Automaten, Porter- und Sindemagogen*), und er weiß sich kaum zu fassen unter all den lilienweißen, lieblich gelockten aristokratischen Schonen, die wie Cytherens Nymphen oder Dianens Amazonen im Hydepark und in den Theatern glänzen, all überall die monotone Gesellschaft des rothnasigen männlichen Geschlechts würzend.

Im Frühlingsmonde sind die britische Politik, die britische Literatur und Kunst vorzugsweise activ. Man findet darin die Kammern geöffnet, alle Gerichtshöfe in den Schranken, den Lord-Mayor in Procession und die Innungen präsidirend. Es versammeln sich die Gesellschaften und Clubs, es werden die Meetings gehalten, die Theater verdoppelt und die Kunst- und Industrieausstellungen veranstaltet. Endlich ist dieser Monat noch derjenige, in welchem alle höhern Stände das Land und die Provinz verlassen, in der Hauptstadt Bälle und Festins geben und in der berühmten Ebene von Epsom ihre Pferde laufen lassen. Diese sind in der Nobility durchaus mitbegriffen.

Im Vorbeigehen muß ich hier bemerken, daß die horses von ganz edler Race überall ihrem Stande gemäß behandelt werden. Die Ställe des Königs sind bei weitem größer und schöner als der Palast von St. James, der gewissermaßen das schwarzgrauste und miserabelste große Haus in London ist, und der Hippodrom von Brighton, welcher eine Glaskuppel, groß wie St. Peter's Dom, neben Sr. Majestät persischem Kiosk in die Lüfte hebt, gleicht so ganz der Residenz eines Elfenkönigs mit seinen Minarets und pittoresken Schießscharten, daß ich noch jetzt mich über die Antwort des Lohnbedienten wundere, der mir das Geheimniß entplauderte. Wenn ich kein deutscher Publicist wäre und schon den Zaum der allerwohlthätigsten Censur besäße, ich wollte ein Pferd in England sein.

Der Secretair der geographischen Gesellschaft, an den ich speciell empfohlen war, erwies mir den besondern Freundschaftsdienst, mich mit den hauptsächlichsten londoner Vorurtheilen bekannt zu machen, und ein gewisser Sir Palmer Esq., den ich weiland in Neapel kennen lernte, that das Seinige, mir Unterricht bezüglich des schönen Geschlechts und des britischen Dandysmus zu ertheilen, woran ich so vollkommen genug hatte, daß ich mit stoischem Gleichmuthe sehr interessinnte Empfehlungen, z. B. an den Virtuosen Moscheles, an den famosen Architekten Brunel (des Tunnels Erfinder) und den berühmten Maler David Willin gar nicht brauchte, und die Stunden und Vierteltage aufrichtig bedauerte, die ich mit vergeblichen Besuchen verthändele.

Es ist eine abgeschmackte Zumuthung, daß sich ein Fremder, der nur sehen und lernen will, die schönste Zeit des Tages zu einem fashionablen Dejeuner vorbereiten soll, Alles in der Voraussicht, den ganzen Nachmittag unleidlich galant und geistreich sein, und des Nachts bis zwei Uhr in Frack und Manschetten paradiren zu müssen.

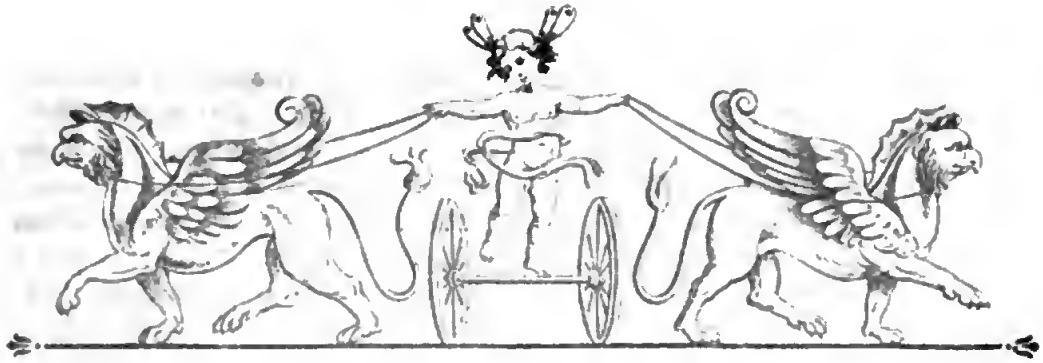
Die erste Unschicklichkeit, die ich beging, und an der eigentlich der Professor von Raumer Schuld ist, weil ich seinem Beispiele und gedruckten Werke folgte, bestand darin, daß ich in einem Gasthause der City und nicht im respectablen West-End einkehrte, welcher Stadttheil vorzugsweise von allen denen besucht wird, die keine grobe Industrie und Handelsgeschäfte treiben — Gentlemans sind. So oft ich meine Adresse abgab, bemerkte ich bei dem Empfänger eine kleine Aversion, die die Verletzung seines touristischen Stolzes ausdrückte und mich fühlen ließ, daß er mich für einen Plebejer ansehe. Ein sehr unterrichteter Tourist, den ich auf dem Dampfschiffe von Dieppe kennen lernte, und der mich angelegentlich bat, in London sein Haus zu besuchen, blieb mir ohne Zweifel dieses nichtigen Umstandes wegen die Gegenvisite schuldig. (D. F. f.)

*) Gin, bekanntlich der beliebte Wachholderbranntwein.

Notiz.

[Die Freiheit und die Kühe.]

In der Hauptstadt eines fruchtbaren Ländchens am Rhein befand sich eines Tages ein Engländer im Gasthof an der table d'hôte. Das Gespräch hatte eine politische Wendung genommen, und der Engländer wurde nicht müde, die Verfassung seines Vaterlandes zu loben, und alle Staaten des Continents herunterzusetzen. Das dritte Wort war die Freiheit, und immer wieder die Freiheit. Man ließ ihn reden und blieb ziemlich kalt. Dies erhitzte ihn noch mehr, und er fing an, Verschiedenes, was er in Deutschland gesehen hatte, bitter zu tadeln. „Da kam ich gestern", sagte er, „auf einem Spazierritt durch ein Dorf. Der Hirt trieb eben die Heerde von der Weide zurück, und ich bemerkte mit Staunen, daß das Vieh nicht, wie bei uns in England, in einen großen Pachthof einzog, sondern daß es sich in unzählige Bauernhäuser und Meiereien vertheilte, so daß fast in jede elende Strohhütte wenigstens eine Kuh einkehrte. Wie kommt das nur?" — „Das will ich Ihnen sagen, Herr Engländer", versetzte einer der Gäste, der bisher ganz still geschwiegen hatte. „In England haben die Bauern die Freiheit, und in Deutschland haben sie die Kühe. — 10.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 155. — den 9. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eckermann's Gespräche mit Goethe *).

Bevor wir den Dichtergreis nach seinen Aeußerungen übee sich selbst ins Auge fassen, um die Endfäden seines ablaufenden Denkens und Fühlens über seine in sich fertige, von einer neuen Zeit überflügelte Erscheinung zusammenzuschlagen, höeen wir seinee Weisheit noch in einigen Aussprüchen zu, um sein Verhalten zu Andern, das ee mit so staunenswerthee Klarheit und Sicherheit übersah, in noch einigen Zügen zu vergegenwärtigen. Eckermann ist in der willenlosen Hingebung hier wie immer das lauteeste Gefäß dessen, was ee empfing. Auf die Treue dee Copie Goethe'schee Gedanken und Maximen können wie ruhig schwören, selbst wenn dee Verf. dieses Tagebuchs in dee Vorrede behauptet, dies sei sein Goethe, den er dee Welt darbiete.

Goethe übee Tiedge.

„Von Tiedge's Urania habe ich nicht wenig auszustehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts gesungen, nichts declamiet wurde als die Ueania. Wa man hinkam, fand man die Ueania auf allen Tischen; die Urania und die Unsterblichkeit wae der Gegenstand jedee Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdanee zu glauben; ja ich möchte mit Loeenzo von Mediei sagen, daß alle diejenigen auch füe dieses Leben todt sind, die kein andeees hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglichee Betrachtung und gedankenzerstöeender Speculation zu sein. Und ferner: wee eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im Stillen, aber ee hat nicht Ursache, sich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedge's Urania indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen, eine gewisse Aeistokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich übee diesen Punct auf eine sehe dünkelhafte Weise examinirte. Ich ärgerte sie abee, indem ich sagte: es könne mie ganz eecht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mie ausbitten, daß mie deüben Niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen wüeden um mich herumkommen und sagen: haben wir nicht Recht gehabt? haben wie es nicht vorheegesagt? ist es nicht eingeteoffen? Und damit wüede denn auch deüben der Langeweile kein Ende sein!"

„Die Beschäftignng mit Unsterblichkeitsideen," fuhr Goethe fort, „ist füe voenehme Stände nnd besonders für Frauenzimmee, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch abee, dee schon hiee etwas Oedentliches zu sein gedenkt, und der dahee täglich zu streben, zu kämpfen nnd zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und

*) Vergl. Nr. 123.

Digitized by Google

ist thätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeitsgedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum Besten weggekommen sind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hätte er auch bessere Gedanken."

Goethe über Platen.

„Man sieht an Platen's Schauspielen die Einwirkung Calderon's. Sie sind durchaus geistreich und in gewisser Hinsicht vollendet; allein es fehlt ihnen ein specifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehalts. Sie sind nicht der Art, um im Gemüthe des Lesers ein tiefes und nachwirkendes Interesse zu erregen, vielmehr berühren sie die Saiten unsers Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der, auf dem Wasser schwimmend, keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche sehr leicht getragen wird. — Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von Allen so hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platen's sehr tüchtigem Charakter, allein das kommt, wahrscheinlich aus einer abweichenden Kunstansicht, hier nicht zur Erscheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geist, treffenden Witz und sehr viele künstlerische Vollendung, allein damit ist es, besonders bei uns Deutschen, nicht gethan. Ueberhaupt, der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publicum hervor, nicht die Künste seines Talentes. Napoleon sagt von Corneille: S'il vivait, je le ferais Prince! — Und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von diesem sagte er es nicht. Deshalb steht auch der Lafontaine bei den Franzosen in so hoher Achtung, nicht seines poetischen Verdienstes wegen, sondern wegen der Großheit seines Charakters, der aus seinen Schriften hervorgeht."

Goethe über Tieck.

„Ich bin Tiecken herzlich gut," sagte Goethe, „und er ist auch im Ganzen sehr gut gegen mich gesinnt, allein es ist in seinem Verhältnisse zu mir doch etwas, wie es nicht sein sollte. Und zwar bin ich daran nicht schuld, und er ist es auch nicht, sondern es hat seine Ursachen anderer Art. Als nämlich die Schlegel anfingen, bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten sie sich nach einem Talente umsehen, das sie mir entgegenstellten. Ein solches fanden sie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publicums genugsam bedeutend erscheine, so mußten sie mehr aus ihm machen, als er war. Dies schadete unserm Verhältnisse; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es sich eigentlich bewußt zu werden, in eine schiefe Stellung. Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung und es kann seine außerordentlichen Verdienste Niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mit gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakspeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke, und das ich zu verehren habe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Ehestandsgeschichte.

Aus den Memoiren des Freiherrn v. B.

(Beschluß.)

Eines Abends ging ich im Garten spazieren. Es war eine milde, warme Nacht, wie sie in unserm Lande höchst selten sind. Plötzlich schlugen die Töne eines Pianoforte an mein Ohr — es waren so sanfte, wehmuthsvolle Klänge, daß mir ganz betrübt zu Sinne wurde. Die Töne schallten vom Schlosse her und ich näherte mich ihnen; in dem Zimmer meiner Frau stand ein Fenster auf; es war, wie sie gewollt hatte, ganz schwarz ausgeschlagen, und gegen diese schwarze Draperie sah ich sie, vom Scheine der Lampe beleuchtet, wie eine Erscheinung schweben. Ihre schwarzen Haare flossen auf Hals und Schultern nieder — ihr Gesicht war schneeweiß wie ihr Gewand — nun erhob sie auch ihre Stimme, die ich nie so silberrein und hell gehört hatte; sie sang ein altes mir wohlbekanntes französisches Liedchen:

Le ciel est chaud, la mer brille,
Toi, tu chantes, jeune fille.

Moi, sans espoir,
Je me tiens sur la grève,
Le vent du soir
Sur moi d'abord se lève.
Un froid linceul,
Voilà mon plus doux rêve,
Car je suis seul.

Le ciel est chaud, la mer brille,
Toi, tu chantes, jeune fille.

La mer, le ciel,
Sont pour moi sans lumière

Digitized by Google

Les lis sans miel,
Le vnilon sans chaumière.
Je vais m'asseoir
Et sur ce lit de pierre
Mourir ce soir.

Hier schwieg die Stimme. Sie spielte die einfache Melodie noch einmal durch — noch ein Accord — nun war alles still — die Lampe verlöschte, und ich hörte nur noch aus der Ferne das leise Murmeln der Wellen des Sees, die sich am Ufer brachen.

Ich konnte die Nacht nicht schlafen; dieser klagende Gesang, diese so wunderbar verhallenden Töne schwebten mir noch immer vor den Ohren. Eine unerklärliche, geheimnißvolle Betrübniß lastete auf meinem Herzen, und ich mußte weinen, ohne zu wissen warum.

Mitten in der Nacht trat mein Kammerdiener in mein Schlafzimmer.

„Herr Baron," sagte er, „die gnädige Frau ist todt."

Ich stieg den Thurm hinauf. Meine Frau lag in ihrem weißen Kleide bleich und kalt auf ihrem Lager, mit geschlossenen Augen. Sie sah so still, so sanft, so ruhig aus — um ihre Lippen schwebte ein Lächeln — die eine Hand lag auf der Brust. Sie athmete nicht mehr. Man hatte zu beiden Seiten des Bettes zwei Wachskerzen angezündet — ihr Kammermädchen betete knieend zu den Füßen des Bettes. Ich trat näher und erblickte in der Hand, die sie auf das Herz gelegt hatte, eine Rolle Papier — es waren Gustav's hinterlassene Blätter! — — O, mein Gott! dachte ich, sie hat ihn geliebt! —

Ermuthigung.

Sturmgetrieben, ohne Mast
Fern dem Ziel ersehnter Landung,
Treibt ein Schiff in Todeshast
Durch der Klippen wilde Brandung.

Bei des Wetters Ungestüm
Sieh', an Takelwerk und Segel,
Suchen Rettung doch bei ihm
Sturmverschlag'ne Wandervögel.

Ohne Compaß, ohne Mast,
Durch das Weltmeer, das erboste,
Wankt dein Herz, und sieh' es paßt
Andern immer noch zum Troste.

Manfred.

Deutsche Romane.

3. Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit von Friedrich Ludwig Bührlen. 2 Theile. Leipzig 1830, bei F. A. Brockhaus.

Ein Lebens- und Sittengemälde der neuesten Zeit, besonders wenn es die politischen Wirren und den Meinungskampf unserer Tage anschaulich machen soll, muß meines Erachtens mitten aus der Bewegung eines Volkes aufgefaßt sein und den ganzen Schauplatz der Bewegung darstellen, nicht aber, wie im vorstehenden Buche, beschränkt sein auf den engsten Schauplatz, in welchem das Leben keinen Raum und die Zeit keine Zeit zum Verweilen hat, wo die Ereignisse der Zeit nur reflectirt werden von dem kunstlich gefärbten Spiegel eines philosophischen Stilllebens und daher weder in ihrer wahren Größe noch in ihrer eigenthümlichen Farbe erscheinen können. Wer die Zeit malen will, muß mit ihr fortellen, denn die ewig Flüchtige hält keinem stillsitzenden Maler aus, bis er sie porteaitirt hat; das Leben ist ein muthwilliges hüpfendes Kind, das sich nicht festbannen läßt auf eine Studierstube; wer es beschreiben will, muß ihm den Arm bieten und seinen Sprüngen nachgiebig folgen. Der Verfasser des obigen Buches muß freilich anderer Meinung sein; er nimmt eine recht liebenswürdige Aristokraten-Familie — sein eigener Ausdruck, setzt diese in den Vogelbauer gänzlicher Abgeschiedenheit, auf ein einsames Dorf, sondert sie durch einen eben so starken Wall von Herkömmlichkeiten, als durch eine Unmasse von herrlichen Wäldern, Wiesen, Bergen ꝛc., von der übrigen Welt ganz ab, setzt sich mitten in diesen Kreis mit seiner Staffelei und ersucht das Leben und die Zeit, sich in dieser trauten Stille portraitiren zu lassen; die Zeit sendet ihm im Fluge einen flüchtigen Blick, den er begierig aufschnappt und zu Papier bringt und das Leben guckt von der äußersten Gränze der angelegten Verschanzungen einmal flüchtig hinein, findet die Sache langweilig und verschwindet; der Maler aber läßt sich nicht irre machen, portraitirt seine Umgebung und malt die fliehende Zeit und ein Stück von dem Gewande des davoneilenden Lebens auf den Hintergrund seines Bildes, welches er nun für ein Gemälde des Lebens und der Zeit ausgibt: — Hätte der Verf. sich nue nicht mit den Conflicten der Meinungen befaßt, so möchte sein Buch recht viel Verdienstliches haben; aber die ganz verfehlte Daestellung der politischen Verhältnisse und die daraus hervorgehenden vagen und schiefen Ansichten und Urtheile verleiden dem aufmerksamen Leser alles Gute, was er sonst findet. Daß er seine Aristokratenfamilie, als Repräsentanten der Erhaltungspartei, mit allen nur möglichen Tugenden schmuckt, das ist Sache der Neigung und des Geschmackes; es ist Wahrheit daein, denn es gibt wirklich Leute dieser Partei, die so aussehen und so handeln, und man kann höchstens einwenden, daß die Repräsentanten nicht geeignet sind, die verschiedenen Nüancen ihrer Partei zu versinnlichen. Daß er aber den Gegensatz, die demokratische Bewegungspartei — oder wie man sie sonst nennen will — durch einen Wahnsinnigen, einen Mörder und den zehnjährigen Buben eines Tagelöhners repräsentiren läßt, das ist mindestens läppisch und lächerlich, und zeugt von einer Weitansicht, wie sie nicht leicht bei einem Sextaner zu finden sein möchte. — Wohl mögen die Ultras, die Destructeurs — auf den Namen kommt's ja nicht an — auch Verrückte unter sich zählen, die dem Flüchtling Hofer gleichen; aber wenn man nach diesen die ganze Partei abschätzen könnte, so wären die Wirren der Zeit längst geschlichtet und bei den Vernünftigen wenigstens hätte alles Meinungskampf ein Ende. — Die so charakterisirten Parteien geraiden nun im Laufe der Erzählung in Conflict; es gibt ein Volksfest, Reden, Kämpfe, Arrestationen und Flucht; alsdann wird alles vermittelt und verlöhnt und das Bild ist fertig. — Mitten in diese Bewegungen hat der Verfasser einen Geheimenrath von Gotter gestellt — als Charakterbild ist diese Figur vortrefflich; es ist darin ein jüngst ver-

Digitized by Google

storbener deutscher Dichter in seinem Leben und seinen Ansichten täuschend ähnlich copier — der über jede Erscheinung der Zeit philosophirt und ihre Folgen vorhersagt; ein Mann, der so voller Weisheit steckt, daß ein Conversations-Lexikon gar nichts ist gegen ihn und dem nichts mangelt, als daß seine Philosophie sich selten oder gar nicht für das praktische Leben eignet. — Abgesehen von diesen Mängeln hat das Buch — ich wiederhole es — recht viel Gutes; treffliche Naturschilderungen, reife Kunsturtheile und gesunde Ansichten über die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens werden darin in einer reinen und gewandten Sprache vorgetragen; außer dem Geheimenrath ist auf die Charakteristik wenig Fleiß verwendet; selbst der Stoff des Romans fesselt die Aufmerksamkeit, obschon er bei der Tendenz des Buches in den Hintergrund gestellt werden mußte. K. B.

Correspondenz.

Eine Saison in London. (Fortsetzung.)

[Londons unermeßlicher Reichthum.]

„Ist's möglich," sagte zu mir der Capitain Macardnar, obbesagter Secretair der geographischen Societät, Sie logiren in der Lombard-Street, gegenüber der Bank und der Börse, wo alle Makler und Kaufleute des Continents einkehren — ich versichere Sie, in dieser Straße hat in hundert Jahren kein englischer Mann von Welt und Stand Haus gehalten."

„Aber," erwiederte ich, „das Quartier ist doch bekanntlich das reichste von London, und der Mittelpunct des regsten Lebens."

„Der Speculation, wollen Sie sagen, des Geldverkehrs, des Matrosenthums."

„Mir gegenüber ist Lord's weltberühmtes Kaffeehaus, nahe dabei der Palast des Lord-Mayors, Eures originellen Königs der City, Mansion-House, und nicht weit davon die berühmte Guilddall, die Paulskirche und der Tower, der Tower, in dem allein die Geschichte von einem Jahrtausende begraben liegt."

Der Mann hatte zehn Gründe gegen die meinigen, um mir zu beweisen, daß ein honetter Mann, worunter er zweifelsohne die Müßiggänger, die Künstler, Literaten, Deputirten, Staatsmänner, Rentner und andere Leute verstand, nicht in der Nachbarschaft der Bank wohnen dürfe. Er wußte dafür keine andere Entschuldigung, als das Herkommen und meinte aufrichtig: Vorurtheile hege deswegen doch Niemand gegen die Goldschmiede und Banquiers. Was mich betrifft, ich wollte, ich besäße die Pfunde meiner unfashionablen Nachbarn, es sollte mir nicht in den Sinn kommen in der Regentsstreet oder Pall-Mall ein Hotel zu beziehen und mein Mittagessen, das um nichts besser geworden, noch einmal so theuer zu bezahlen.

Die Schätze der Welt sind hier dermaßen um mich her aufgeschichtet, daß ich mich fast schäme, ein armer Mann zu sein und keinen Palast zu haben. Man geräth in Verlegenheit, wenn man zu einem Geldwechsler kommt, um seinen Bettel von Napoleons umzusetzen, denn das Metall ist in diesem Lande schon Bagatelle geworden und Millionen schlummern vornehm über seinen Säcken in Banknoten und Staatseffecten, die auf eine miraculöse Weise den Capitalfond der Gesellschaft vermehren; man wagt es nicht, bei Juwilieren um einen Schmuck oder eine Kette zu handeln, da man in dessen Boutike stündlich schmutzige Commissionnaire sieht, die Krondiademe der feinsten Perlen, in ein Schnupftuch verpackt, zu Markte bringen und dafür funfzig tausend Franken und darüber wie einen Pfifferling einstreichen. Von den Barren Goldes in der allen Menschen geöffneten Bank und von ihren tausend Commis, die Billette einnehmen und ausgeben, das Gold wägen und einsacken, von der unbegreiflichen Maschinerie, deren Räder und Gewichte die Beamten sind, und deren Feder und Kette die Politik Europas ist, von dem merkwürdigen Locale, das in London ein Zauberwort und das Herz des Verkehrs, ja selbst der Mittelpunct alles öffentlichen Fuhrwerks geworden, von dem Papiermarkt in der Börse, wo ganz schlichte Leute die Fäden des Staats in den Händen halten und pünktlich um vier Uhr ihre Rechnung schließen, von den funfzig Dampfschiffen, die jetzt in meiner Nähe, an dem Customhouse *) und der Londonbrücke täglich aus allen Gegenden landen, und von dem dreißig Meilen langen Mastenwalde, der die Themse hinab bis nach Ramsgate reicht, die Güter von fünf Welttheilen in die unermeßlichen Docks tragend — davon will ich gar nicht sprechen; denn das Auge hat keine Sehkraft für die Geldsäcke, die den Bergen gleichen und Magazine genannt werden.

Es fragt sich danach: wie weit wird und kann es gehen mit dieser Prosperität eines Landes, das keinen Grund und Boden hat für sein Volk und für seine Waaren! Eine Bangigkeit könnte mich befallen, wenn ich Engländer wäre, wenn ich in London wohnte, das erweislich seit dem Jahr 1801 seine Population verdoppelte **) und sein Vermögen mit ihr. Darf ich mich so ausdrücken, so sage ich: diese Hauptstadt ist eine Gewitterwolke, die über Europa, über der Welt gelagert ist, sie hat eine Zeit der Entledigung, die wohlthätig auf den ganzen Continent wirkt und diese Zeit ist die Zeit der Emancipation von Deutschland, Griechenland, Italien, America und — Indien. Ohne den Engländern Uebels zu wünschen und ohne ihre Residenz mit Karthago zu vergleichen, habe ich darin nichts mehr als die Nothwendigkeit ihres Unterganges gefühlt. —

London muß zerstöret werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Seltsamer Einfall.]

Einen der sonderbarsten Einfälle hatte unstreitig der übrigens verdiente Dichter Göckingk, als er auf Göthe's Götz von Berlichingen folgendes Gedicht machte:

Du mein gutes Schauspiel bist
Unter allen Dramen deutscher Bühne,
Was die Königin Christine
Unter allen Königinnen ist.

Man sieht im ersten Augenblick nicht ein, ob das Lob oder Tadel oder vielleicht beides zugleich sein soll. Nur wenn man sich an die hohe Verehrung erinnert, welche der Dichter gegen das Andenken König Gustav Adolph's, des Vaters der bizarren Christine, an den Tag gelegt hat, muß man es wahrscheinlich finden, daß jene Aeußerung für ein Lob habe gelten sollen. Dazu kommt noch der Umstand, daß vor 50 oder 60 Jahren, wo Göckingk schrieb, weibliche Gelehrsamkeit noch mehr geschätzt und geachtet wurde als in unsern Tagen, daß auch die großen Schwächen Christinens wohl minder allgemein bekannt waren und der Dichter deshalb leicht zu einem günstigern Urtheil über sie bewogen werden konnte, als sie in der That verdiente. 22.

*) Die Douane.

**) Die Bevölkerung betrug 1801: 1,031,000; 1811: 1,220,000, 1821: 1,481,000, 1831: 1,776,000 und 1836, wie man glaubt, beinahe 2,000,000.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 156. — den 11. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Auszug aus Aegypten.

In das schwarze Aug' der Nacht
Schau' ich trüb' und immer trüber,
Eine wüste Bilderschlacht
Wälzt sich heiß an mir vorüber.

Träume, die in Joch und Band
Der Melancholie verbluten,
Mach' ich frei; sie zieh'n vom Strand
Durch des Herzens rothe Fluthen.

Erst durchzieht der Ruhm die Fluth
Als der kühnste Stamm vom Volke,
Vor die ewigrege Gluth,
Nach des Neides Staubeswolke.

Nach dem wilden Traum von Ruhm
Zieht der zarte Traum von Liebe
Mit dem Allerheiligthum
Durch des Herzens Fluthgetriebe.

Ueberlegung ist nicht weit,
Naht, und will die Träume schlagen,
Mit dem Schwert der Wirklichkeit
Mit des Zweifels Sensenfragen.

Ob sie zürnt, ob freundlich winkt,
Ob sie trotzt auf ihre Speere,
Mag sie zürnen — sie ertrinkt
In des Herzens rothem Meere.

Doch die Schar der Träume zieht
Ruhig durch die Wasserwüste,
Singend ein Befreiungslied
Auf der kühnerrung'nen Küste.

Nun so zieht denn Hand in Hand
Meine Träume in Gemeinden!
Hin, bis ins gelobte Land,
Kämpft ihr noch mit vielen Feinden.

Ich, der euch befreit vom Weh,
Euch erzählt von jenen Auen —
Ach, ich werde schwerlich je
Der Verheißung Länder schauen.

Zieht ihr einst in Frieden ein,
Hin zum Licht aus Finsterniffen —
Eures Führers Grabesstein
Meine Gruft — wer wird sie wissen?

Karl Beck.

Eckermann's Gespräche mit Goethe.

(Fortsetzung).

Um Herrn Eckermann zu seinem Rechte und auch zu der Anerkennung kommen zu lassen, er sei auch nicht weniger befähigt, fremde Erscheinungen zum ruhigen Gepräge auf sich einwirken zu lassen, theilen wir die Stelle mit, wo er (Bd. 2.) von einer Vorlesung spricht, welche Tieck im Goethe'schen Hause hielt. Zu fremden Erscheinungen gehörte nämlich für ihn Alles, was nicht Goethisch war. Goethe'n selbst war er so zu eigen gegeben, daß er auch umgekehrt das

Bild, das ee von Goethe entwirft, sein eigen nennen darf. Sophistisch wollen wie nicht sein.

Tieck las den Clavigo.

„Ich hatte das Stück oft gelesen und empfunden," sagt Eckermann, „doch jetzt erschien es mir durchaus neu und that eine Wirkung, wie fast nie zuvor. Es war mir, als hörte ich es vom Theater herunter, allein besser; die einzelnen Charaktere und Situationen waren vollkommen gefühlt; es machte den Eindruck einer Vorstellung, in der jede Rolle ganz vortrefflich besetzt woeden. Man konnte kaum sagen, welche Partieen des Stücks Tieck besser gelesen, ob solche, in denen sich Kraft und Leidenschaft der Männer entwickelt, ob ruhig klare Verstandesscenen, oder ob Momente gequälter Liebe. In dem Vortrag letztere Art standen ihm jedoch ganz besondere Mittel zu Gebot. Die Scene zwischen Marie und Clavigo tönt mir noch immer vor den Ohren; die gepreßte Brust, das Stocken und Zittern der Stimme, abgebrochene, halb erstickte Worte und Laute, das Hauchen und Seufzen eines in Begleitung von Thränen heißen Athems, alles dieses ist mie noch vollkommen gegenwärtig und wird mir unvergeßlich sein. Jedermann war im Anhören versunken und davon hingerissen; die Lichter brannten trübe, Niemand dachte daran oder wagte es, sie zu putzen, aus Furcht vor der leisesten Unterbrechung; Thränen in den Augen der Frauen, die immer wieder hervorquollen, zeugten von des Stückes tiefee Wirkung, und waeen wohl der gefühlteste Tribut, der dem Vorlesee wie dem Dichter gezollt weeden konnte. — Tieck hatte geendigt und stand auf, sich den Schweiß wischend, die Hörenden aber waeen noch immer wie gefesselt auf ihren Stühlen; jeder schien in dem, was ihm so eben durch die Seele gegangen wae, noch zu tief begriffen, als daß er passende Worte des Dankes füe Den hätte bereit haben sollen, der eine so wunderbare Wirkung auf Alle hervoegebracht hatte."

Noch eine Aeußerung über Schillee (im 2. Bande) verdient Beachtung. So lange Schiller nntee den Lebenden und Strebenden war, heerschte zwischen beiden Dichtern ein Rivalismus im größten Sinne des Worts, ein unbewußtes Aneinanderdringen und gegenseitiges Bekämpfen, dem sich Goethe nue durch das ruhige Waltenlassen seines Naturells zu entwinden wußte. Er gab Manches hin und empfing eben so viel, duech Schiller's Tendenzen ließ ee sich sogar wieder für die Bühne gewinnen; allein der Besiegte blieb Schiller, sein in kreisender Bewegung begeiffenes Talent war nicht so langathmig als Goethe's ruhig in sich geglie-derte centrale Entwickelung. Als ee aber todt war, stand sein hohes Bild übee Goethe's Scheitel wie ein heiliges, verklärtes Gestirn, und er huldigte dem Gestorbenen mit einer eegreifenden, höchst großartigen Demuth der tiefsten Empfindung. Schon der Gedanke im Epilog zur Glocke: er ging dahin als der schneller Vollendete, ohne daß die Hinfälligkeiten des alternden Lebens sein Wollen erlahmten und langsam abschwächten, — war von eegreifender Wirkung hier, da Goethe sonst, selbst beim Tode des Großherzogs und seines Sohnes, schnell wieder die behäbige, centrale Haltung fand, um des Lebens Wechsel ruhig andauern zu lassen, so lange der Muth in ihm selbee blieb. Im folgenden Zugeständnisse liegt eine Satisfaction von bedeutsamer Art. Es ist davon die Rede, wie Schillee sich in einem Abendzirkel gezeigt hatte.

„Schillee erscheint hier, wie immer, im absolnten Besitz seiner eehabenen Natur;" sagt Goethe, als fühlte er die Wirksamkeit eines Gegenwärtigen, „ee ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrathe gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken heeab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und *so sollte man auch sein!* — *Wie Andern dagegen* fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns einen Einfluß; der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold ist, da ee von Silber sein sollte, und so, durch tausend Rucksichten paralysirt, kommen wir nicht dazu, was *etwa* Großes in unseeer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände, und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben."

Heer Eckermann macht hiezu ein ziemlich insipides Gesicht. Wie still, wie öde mußte es um den alten Weisen sein, wenn er solche Aussprüche gleichsam testamentarisch machte, in denen sich das Gefühl einer Auflösung seines Natueells, die Ahnung der Endschaft seines geistigen Wesens verrieth! Es war Niemand mehe um ihn, dee ihm imponirte. Mit der Grazie jugendlichen Uebermuthes hatte der blühende Wolfgang einst in frühern Tagen sich allen ihm contrastirenden Gestalten, der Merck'schen, der Herder'schen, der Klinger'schen, schlank und leicht entwunden. Behäbige Vornehmigkeit half ihm weitee duech, überlegenes Selbstgefühl ließ ihn allen Ansprüchen von andern Geistesrichtungen her mit Sicherheit ausbeugen; es wae in die-

Digitized by Google

sem Entwickelungsprocesse einer großen Eigenthümlichkeit durchaus ein naturgemäßer Gang der Dinge; Goethe mußte sich selbst erfassen, selbst mit Aufopferung eines tiefern Zusammenhanges mit dem, was die Nation und der Sinn des neuen Jahrhunderts erheischte. Schon glaubte er als Sieger des gesammten Daseins seiner Zeit sich fertig. Da regirte ihn von neuem ein ungeahnet großer Geist, der in zitternder Hast des tiefsten Dranges mit Gewalt den höchsten Zielen entgegenstürmte. Durch das Theater sich eine Nation zu schaffen, war ein Gedanke, der Goethe's Kunstrichtungen die Stirn bot. Schiller verzehrte sich an dem, was Goethe'n wohl turbirte und von neuem in seinen Wurzeln erfaßte, aber nicht für die Dauer aus ihm herauszutreiben vermochte. Es kam dazu, daß diese ideale Drang die Natur des echt Menschlichen nicht zu ihrem Rechte brachte, und den Bereich des Menschenlebens nur auf wenige großartige Richtungen einengte. So wurde Schiller's heißer Sturm durch die langathmige Ruhe einer breitern, lieblichen und bequemer basirten Dichtereigenthümlichkeit bezwungen. Aber wie der genialste, geistig größte Epikuräer, in dessen Brust die Ströme des reichsten Lebens zusammenschlugen, und der Genuß alles echt Menschlichen zum Bewußtsein kam, doch tief in seinen Nerven sich geschüttelt fühlt, wenn er an die Grabstätte tritt, welche einen höhern, wenn auch nicht so reich begabten stoischen Geist so früh verschlang; so mußte auch in Goethe, wenn ihn das Andenken an den verklärten Freund überkam, eine wunderbare Rührung und die Mahnung an höhere, wenn auch nicht so glückliche Wesen und Genien aufsteigen. Merkwürdig überhaupt ist es, daß die letzten Bekenntnisse des Mannes, wie sie im Zelter'schen Briefwechsel und in den Eckermann'schen Mittheilungen am Tage liegen, vielfach diese Nöthigung offenbaren, Gewalten anzuerkennen, denen er mit allen weithingreifenden Kräften seines Geistes nicht gewachsen war. Diese Anerkenntnisse sind eine Genugthuung an den Weltgeist, ohne die er nicht aus dem Leben scheiden mochte. Sie versöhnen wieder mit ihm, denn sie verklären seine eigene echte und große Natur. Er hat diese Zugeständnisse, mit denen sich seine Eigenthümlichkeit als beendet und als allerdings commensurabel abgeschlossen hinstellte, zwei Naturseelen, Zelter und Eckermann, anvertraut, von deren hülfsbedürftiger Naivetät nie eine Opposition, ein Festhalten entgegengesetzter Richtung, zu gewärtigen war. Und so mußte er denn, einsam und von diesen Naturen nur für Einzelnes angeregt, was die Augenblicke des so langen Lebens fristete, sein eigener Opponent sein und das aus sich frei herausstellen, was kein Imponiren fremder Eigenthümlichkeit von ihm erpreßt hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Romane.

4. Der junge Tischlermeister. Novelle in sieben Abschnitten von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Berlin bei Reimer. 1836.

Aus der dem zweiten Theile angehängten Vorrede erfahren wir, daß der Plan zu dieser Novelle bereits im Jahre 1795 in dem Autor entstanden ist. Ein deutsches Sprichwort sagt „was lange währt, wird gut" und als ehrliche Deutsche sind wir sehr gern bereit, uns, so viel es gehen will, an ihre gutgemeinten Sprichwörter zu halten. Bisweilen jedoch thut Abwechselung Noth, und es kann eine Abweichung von den guten Lehren unserer Vorvordern zur löblichen Tugend werden.

Wir gehören zu den aufrichtigsten Verehrern Tieck's; wir schätzen alles Vortreffliche, was er der Nation gegeben hat, aber das Grillen- und Launenvolle, das seit einiger Zeit seine Feder in Bewegung zu setzen scheint, können wir unmöglich loben und preisen. Diese neuvolle Novelle nahmen wir mit frohen Erwartungen und ängstlichen Besorgnissen in die Hand. Wir hofften der ganzen früheren Fülle des Tieck'schen Geistes zu begegnen und wir sahen uns bitter getäuscht. Mit Mühe und Noth arbeiteten wir uns durch den ersten Band hindurch und nahmen unbefriedigt und ermattet den zweiten vor. Hier hofften wir anfangs für die überstandenen Strapazen belohnt zu werden, aber auch diese Hoffnung ward uns bald wieder benommen. „Jedes gute oder schlechte Werk recensirt sich selbst" sagt der verrückte Magister Fülletreu in diesem Buche, und wir sind vollkommen derselben Meinung, aber ein Werk, das weder gut noch schlecht ist, recensirt sich nicht selbst, es will recensirt sein. Nach der Ansicht gewisser Leute gibt es zwar einen Zustand, der zwischen den Extremen mitten inne liegt, und diesen preist man als den rechten der Welt an. Es ist das beliebte Juste-milieu. Wäre der Grundsatz richtig, so müßte ein mittelmäßiges Buch, indem es weise beide Extreme vermeidet, ein ganz vortreffliches sein. Unglücklicherweise können wir uns nicht zu dieser sublimen Weisheit erheben und müssen daher, als Nichtanhänger des Juste-milieu-Wesens die vorliegende Novelle deshalb tadeln, weil sie nach diesem Zuschnitt gemacht worden ist. Tieck fängt jetzt an groß im Minutiösen zu werden. Wer will läugnen, daß er einen tiefen Fond von Poesie in sich trägt, den selbst seine Grillenhaftigkeit nicht ganz vertilgen kann? Poetisch also muß er sein und bleiben, und sollte er die Poesie in den verschiedenen Holzarten, oder in der Verhörnerung der Fingerspitzen, oder sonst in irgend etwas anderem suchen. Wir lassen uns dies Alles gefallen, es sind Liebhabereien; nur sind wir so unglücklich construirt, daß wir uns nicht dafür interessiren können, wenn sich ganz andere, gewaltigere Interessen an unser Herz schmiegen, und von ihm gehegt und gepflegt sein wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Eine Saison in London. (Fortsetzung.)

2.

[Die Volksversammlungen. Duldsamkeit der Polizei.]

Ich wünsche Deutschland weder ein London noch ein Paris, dagegen hoffe und erwarte ich, daß die Zauberkraft der Dämpfe und Maschinen und mit ihnen die Praxis, Massen zu bewegen, zu dirigiren und zu beurtheilen, welche a dato

die Exploitation jeder guten Idee, jeder Erfindung und die Vervielfachung des Staatsvermögens möglich macht, nicht langt mehr vergeblich das eigentliche Vaterland der Wissenschaften aufsucht. Zwischen dem Rhein und Ural ist ein solides Terrain für eine große Nation, sobald einmal die Politik der Einsicht geworden ist, daß die Agricultur in allen Staaten der vernachlässigte und gedrückte, und daß die Industrie wegen zu viel Bedarfs der Hände und der auswärtigen Producte ihr gegenüber die beglücktere und daher vorgezogene Theil war. Die Maschinen, für Dampfschiffe, die Eisenbahnen und ähnliche Erfindungen neuerer Zeit sind nicht darum wichtig und nützlich, weil sie persönliche Vortheile gewähren, sie sind es, weil sie allmälig die Hände und Köpfe, die dem Landbau entzogen wurden, zu ihrer ursprünglichen, schönsten und erhabensten Bestimmung zurückführen, indem sie, selbst die gesteigerten Luxusbedürfnisse mit geringem Kraft- und Zeitaufwand befriedigen, und eine große Quantität von Arbeitsthieren und Handwerkern ganz und gar entbehrlich machen.

Ich bilde mir ein, daß England länger leben würde, wenn London nicht wäre. Die Concentrirung aller politischen und commerziellen Kräfte auf diesem Weltmarkt ist die Ursache der schwerfälligen Bewegung des Volks und des unbegreiflichen Mangels der einfachsten und natürlichsten Gesellschaftsrechte. London ist ein Land, London ist eine Armee, London ist eine Festung zur immerwährenden Vertheidigung der Vorurtheile und Privilegien.

Seitdem ich hier bin, sind eine Menge Dinge geschehen, die ich, wenn ich für draußen in Deutschland gelesen haben würde, für Hebel und Fundamente zu großen Begebenheiten angesehen haben würde. Nicht eine Maus hat sich darob gerührt in den Gassen. Die Lords haben die irische Communalbill verworfen und damit neuerdings und zum hundertsten Mal dem Rechte und der Billigkeit Hohn gesprochen; O'Connell, der große Agitator, hat einen Brief an die Engländer gerichtet und aller Orten Volksversammlungen ausgeschrieben, ein Meeting wurde gehalten, worin viel Tausende stürmisch vom Parlament die Unterdrückung des Zeitungsstempels verlangten, um endlich ganz das Wort frei zu machen; originelle Intriguen, sagt man, untergruben das Ministerium und gedächten Lord Durham an die Spitze zu stellen — dazu große Feste in den benachbarten Ortschaften, wo sich Hunderttausende versammeln und ohne die geringste Polizei und Patrouille die in den Tag hinein Fuchs trinken und tanzen. Wenn der zehnte Theil davon bei uns geschähe, glaubte man Behufs der Ordnung und öffentlichen Sicherheit einige Armeecorps detaschiren und ein Paar Specialcommissionen organisiren zu müssen.

Ein Demagoge ist hier ein ebenso unschädlicher und folglich ebensowohl tolerirter Mensch denn ein Gaukler, Schwarzkünstler oder Charlatan. Er erbaut sich ein Gerüste, Hustings genannt, zeigt in den Zeitungen an, daß er eine Vorstellung geben wolle und läßt besondere Anschlagzettel an die Fensterladen der Kuchenbäcker und Schnapswirthe kleben, und damit ist die Sache abgethan. Wer Lust hat zu kommen, der kommt, der applaudirt und ruft und unterschreibt; denn gewöhnlich handelt es sich um das Unterzeichnen einer Petition an die Kammern oder die Minister, welches man constitutionell die Kundgebung des souverainen Willens nennt und einer Drohung, Gewalt zu brauchen, wenn nicht willfahrt wird, gleich achtet. Ich war in acht Tagen zwei Mal so glücklich, mit auf das Schlachtfeld der Discussion zu kommen und bei der Gelegenheit — in der Crown and anchor tavern — sogar den famosen Demagogen von Irland und die Deputirten Hume und Bulwer zu hören.

In diesem wunderbaren Land der Oeffentlichkeit hält es der erste Staatsmann des Parlaments nicht unter seiner Würde, eine Gesellschaft von Schmieden und Schuhmachern über ihre Interessen aufzuklären.

Ich bin genöthigt, allen Caricaturbildern und Charakterstilen von O'Connell zu widersprechen, sein Aeußeres ist würdevoll und einen Mann versprechend, seine Sprache ist schlicht und gefällig und sein Benehmen überaus rücksichtsvoll und höflich. Mehr als einmal unterbrachen den Redner die anwesenden Tories und als endlich einer derselben die Ungebühr so weit trieb, daß die Masse zu murren anfing, äußerte der Deputirte mit sarkastischem Lächeln, es thue ihm leid, nicht in Irland zu sein, um den Beleidiger als Fremdling vor den unfashionablen Controversen derber Fäuste sicher stellen zu können.

Wenn der Meeting aus ist, bricht man die Gerüste ab, sammelt die Scherben und Krüge und bläst die Lichter aus — Letzteres, wenn die Versammlung nicht im Freien Statt hatte, wie jetzt ein paar Mal geschah. Innerhalb drei Stunden geht gewöhnlich das imposanteste Schauspiel der Volks-Ebbe und Fluth vorüber, dergestalt, daß, wenn auch die Behörde sich einmischen wollte, ihr in den meisten Fällen kaum Zeit dazu würde.

Die Polizei in London ist aber auch in Bezug auf Alles, was Politik heißt, die vorsichtigste und bescheidenste von der Welt. Es fällt ihr gar nicht ein, sich dem Haufen zu widersetzen, der das Versammlungsrecht hat, und noch weniger gedenkt sie denselben zu provociren, wie es häufig in Paris geschieht, wo man zuerst das Verbrechen und dann die Correction will. Die Engländer sind in Bausch und Bogen Beamte der öffentlichen Sicherheit, für bezahlen 10,000 Constabler, nicht ihrer Verfassung, sondern ihrer Personen und ihres Gridbeutels wegen, welches ich sehr plausibel und in der Ordnung finde. Ein Fremder hat dabei alle Tage Gelegenheit, die richtige Application des Worts „individuelle Freiheit" zu sehen; denn diese Freiheit, die allein vernünftig unter der Despotie des veralteten Besitzthums, des Eigenthumsrechts — man denke an die tausend Uebel der Priesterprivilegien in Irland — sie tritt ihm entgegen in allen Docks, auf allen Märkten, in den Kirchen und Theatern, selbst auf der Promenade, wo man seine neuen Livreen, seine Pferde und Hunde sehen läßt. Es leidet kein Engländer, daß ein Mensch in seiner Gegenwart, der vernünftigerweise nichts verbrechen und sich nur der Rechte eines Bürgers unter Beschränkung der Gesetze bedient hat, von einem Privaten oder einem Beamten mißhandelt wird. Blos das Boxen an öffentlichen Orten hat man angefangen, als der Civilisation unwürdig, zu degoutiren und die Constabler finden, so oft sie respectable Faustkämpfer auseinanderjagen, keinen Widerstand mehr, wie das anfangs des Verbots zu geschehen pflegte. Declamiren und Predigen mag, wer Lust hat, auch betrinken kann sich Jeder bis zur Ungebühr, dafern er keine Excesse verübt und die Leute ungeschoren läßt.

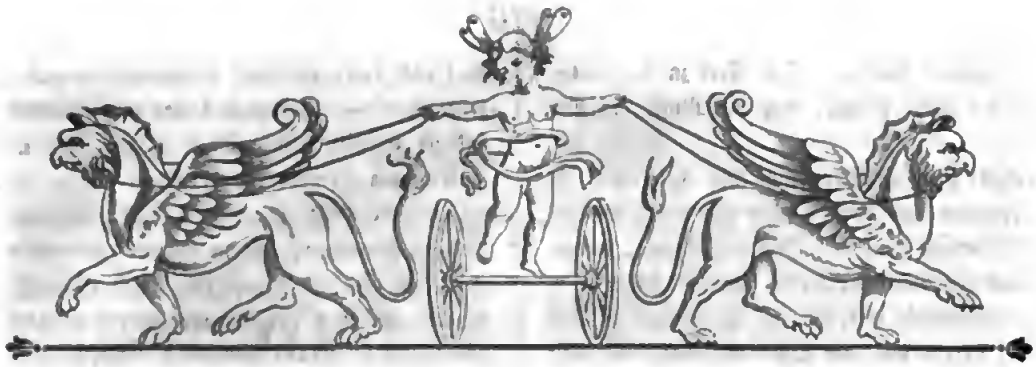
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Dr. Marbach's Manfred.]

Auf der leipziger Bühne geht nächstens eine Hohenstaufen-Tragödie von Dr. Marbach: „König Manfred" in Scene. Das Stück ist in einem guten dramatischen Styl geschrieben und kann sich mit dem gleichbenannten von Raupach um so mehr messen, als dies unter den Raupach'schen Hohenstaufen-Dramen geradezu das schwächste ist.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 157. — den 12. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verlegee: Leopold Voß.

Die ältere französische Oper.

Als unter Anna von Oesterreich Mazarin der Allgewaltige wae, wollte er einen Lieblingszeitvertreib seines Vaterlandes auch in Paris genießen, und ließ daher eine Gesellschaft Operisten kommen und ihnen einen Platz einräumen, um dort ihe Theatee aufzuschlagen.

Schon um mehe als ein Jahrhundert frühee besaß Italien Singstücke, die freilich von dee heutigen Oper verschieden sein mochten. Die ersten, welche man um 1440 in Rom spielte, hatten ihren Stoff aus der heiligen Schrift und der Legende gezogen. Erst am Schlusse des Jahrhunderts kamen profane Gegenstände an die Reihe, die zu bearbeiten sogae Päpste nicht veeschmähten. Die Musik dazu wae mit dem Gesange unisono. Im Nachsinnen übee die musikalische Declamation dee Griechen erfand Emilio Cavaliero den Contrapunct, und fing an, sich in seinen Compositionen freiee zu bewegen.

Als erste vollständige Oper kann man Eurydice ansehen, die zue Vermählungsfeier der Marie von Medicis mit Heinrich IV. von Frankreich in Floeenz gespielt wurde. Sie hatte schon Recitativ, Ritornell, Arien und Chöre. Eine einleitende Symphonie ging voran, in dee sich, wie in dee ganzen Opee, vielerlei Instrumente, zum Theil jetzt ungebräuchliche, vernehmen ließen. Jede Hauptperson hatte ihe ausschließliches Instrument, das sie im voraus verkündigte. So begleiteten die Contrabässe den Orpheus, die Violinen Eurydice, die Trombonen den Pluto eine kleine Orgel, Regal, den Apollo. Die Blasinstrumente galten den Nymphen und Schäfern, und die Lauten, seltsam genug, dem Charon. Der Gesang wae schon so weit ausgebildet, daß die Theatersängee Läufer und Trillee anbrachten. — Auch das Decoations- und Maschinenwesen wae in gutem Stande.

Die Opera buffa schreibt sich von 1597 her, wo Orazio Vecchi in seinem Anti-Paenasso den Arlequino, Brighella, Pantalone und den spanischen Capitano einführte.

Mit solchen Elementen ausgerüstet, konnten die italienischen Operisten in Paris ganz stattlich auftreten. Sie debütirten mit dee Finta pazza, woraus in dee Folge Regnard seine Folies amoureuses, und noch später Rossini seine gleichnamige Opee schuf. In den Zwischenacten gab's Tänze von Affen und Bären, Straußen und Papageien, die vermuthlich aus dem Orpheus mit herübeegekommen waren, wo sie, wie in dee Zauberflöte, nach Orpheus Leiertönen tanzten. — Abee bald wueden Ballette mit dem Gesange und dem Dialoge der Oper verbunden, und durch das gesungene und gesprochene Wort die Bedeutung des Tanzes ausgedeückt. Das ballet chanté gab Paris das komische Singspiel. Schon in der Andromeda zeigte sich 1682 ein vierfüßigee Actene mit großem Beifalle, ein als Pegasus maskirtes Pferd.

Allmälig entstand das Verlangen nach einee französischen Oper, die zuerst im Doefe Issy, bei einem reichen

Digitized by Google

Musikliebhaber gespielt wurde. Den Text zu La pastorale verfertigte der Abbé Perrin, und die Musik der Organist Cambrot.

Perrin erhielt 1669 die Erlaubniß, eine Académie de musique zu errichten und darin Opern für das Publicum aufzuführen. Cambrot stand der Orchesterführung, andere den Finanzen und dem Maschinenwesen vor, aber da die Eintracht keine Theilnehmerin war, ging die Sache bald auseinander, obgleich Perrin mit der Oper Pomona, die acht Monate durch gespielt wurde, 30,000 Livres gewonnen hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Eckermann's Gespräche mit Goethe.

(Beschluß.)

Höchst bezeichnenswerth sind unter andern folgende Bekenntnisse an Eckermann:

„Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all' meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer schweige. Dieses würde nun in der That ein sehr schlechter Spaß sein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Andern denken, aber sie nicht wie ich."

„Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte."

Ueber den Umgang mit Fürsten spricht er ein von ihm sehr tief gefühltes Wort, dessen Gewicht für unsere und die kommenden Zeiten sich jedoch nach Maßgabe des Fortschreitens oder Nichtfortschreitens der menschlichen Dinge ermäßigt.

„Wer wie ich," sagte Goethe einmal, „sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, dem ist der Umgang mit Fürsten nicht schwer. Das Einzige dabei ist, daß man sich nicht durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen Convenienz halte."

Ueber das Fundamental-Element seiner Natur sagt er: „Hätte ich in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich oben gehalten." — Natürlich hängt auch hiermit der Mangel anderer Elemente zusammen, welche nicht minder Grundsäulen zum Tempel des deutschen Lebens sind. Dies ist die moderne Prüderie vor dem Mittelalterlichen, dem Katholisch-Magischen, einem Grundkeime des deutschen Wesens, aus dem nicht nur bedeutsam ansprechende Richtungen der deutschen Poesie, sondern der ganze Blüthengarten der deutschen Musik erwuchs. Goethe konnte in seiner klar-verständigen Classicität nur Musiker leiden, die in ihrer Kunst nicht mehr als beschränkte Handwerksnaturen waren, wie Zelter; vor der schwärmerischen Entzückung eines musikalischen Naturells, wie Bettina war, hatte er gar eine prüde Apathie. Jean Paul hatte er in früherer Zeit ein würdiges Denkmal zu setzen sich nicht entschlagen können; er hatte in seinen westöstlichen Divan Gelegenheit, in dem vermeintlichen Orientalismus dieses Dichters einen Anknüpfungspunct zu finden. Jetzt aber erfahren wir aus Eckermann's Berichten beiläufig, daß Jean Paul's „Wahrheit aus meinem Leben", als ein Ueberheben über die Goethe'sche „Dichtung und Wahrheit" getadelt und mit der hingeworfenen Bemerkung beseitigt wird: „Was kann die nackte Wahrheit und Wirklichkeit dieses deutschen Poeten anderes bringen, als die Philisterei seines Lebens!" Wittern wir ein Element dieser Art aus Jean Paul's Wesen heraus, das im Contraste mit seiner ideellen Geistesgröße eher einen rührenden als zur Verachtung aufregenden Eindruck macht, so ist es uns nur widerwärtig, dies aus dem Munde eines deutschen Dichters zu vernehmen, der, allerdings der bürgerlichen Philisterei enthoben, doch die Freiheit höchster Entfaltung als geadelter Fürstendiener einbüßte und seine eigene Weisheit, „der Poet verliere, was der Mensch gewinnt", sehr wohl begriff und fühlte.

Merkwürdig ist Goethe's Furcht vor Zersplitterung der Geisteskräfte in consequenzloser Hinneigung zu dieser und jener Richtung. Er weiß den Pflegling Eckermann nicht genug davor zu bewahren, wohl wissend, wie im Gewirre verschiedentlichster Tendenzen, die seiner Nation allen festen Typus für das Drama und den Roman entzogen, sein eigener Genius sich abmattete, so daß er den Faust zu vollenden alle Grillen und Reizmittel des greisen Alters bedurfte, an der Fortsetzung der natürlichen Tochter scheiterte, die größte Stylosigkeit im Drama einführte, auf der Bühne bald versuchsweise shakspearisirte, bald voltairisirte, bald hellenisirte, und den Nationalroman unvollendet stehen ließ, man müßte denn die treulose Verkehrung aller ideellen Le-

Digitized by Google

benseichtungen in geistesmatten Materialismus für eine Art Schluß des Wilhelm Meister trostlos hinnehmen.

Den Unterschied zwischen Classischem und Romantischem legt sich Goethe auf die wohlfeilste und ihm bequemste Weise auseinander, indem er Heren Eckermann erklärt, das Classische sei das Gesunde, das Romantische das Kranke, ohne zu fühlen, daß dadurch eine Scheidewand gesetzt sei zwischen ihm und seiner Nation, der die Elemente des Romantischen eben so tief incarnirt sind als die Religion und Philosophie. Durch die Trennung von Religion und Leben, Christenthum und Philosophie — ein längst schon wissenschaftlich überwundenes Dilemma — ist ein neuer Bruch zwischen Goethe und der Nachzeit begründet. Bei alledem fühlt er trotz seiner verständig befriedigten, classisch ruhigen Gemüthsverfassung sich gedrungen, am Spätabende seines Lebens dem vor ihm andächtig lauschenden Jünger viel und wiederholt von der dunklen Gewalt eines Dämonischen anzudeuten, dessen räthselhaften Einflüssen er in Napoleon, Shakspeare, Mozart und Schillee huldigen muß.

Herr Eckermann versteht das gar nicht, was der Alte vom Dämonischen radotiet, und es ist auch unverständlich, wenn man die Wurzel seines Bewußtseins lediglich in Goethe, statt in dem Geiste seiner Nation und seines Jahrhunderts oder im allgemeinen Weltgeiste selber hat. Herr Eckermann nimmt dies als einen bloßen Fatalismus, zu dem er einen allerdings höchst fatalen Beleg gibt. Er findet es z. B. dämonisch, daß Goethe's Schwester bei bevorstehenden Feierlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Anschlage im Gesichte heimgesucht wurde. Und siehe! der Alte lachte nicht, sondern neigte, über jede Zustimmung erfreut, sein ehrsames Haupt. Ein einziges Mal, wo der gemüthliche Schüler zu opponiren wagt, weil er in Bezug auf die Farbenlehee eine Erfahrung gemacht zu haben glaubt, die die Goethe'schen Resultate kreuzt, macht ihm der Greis so zu sagen ein böses Gesicht.

Völlig trivial aber werden Goethe's Gedankenmaximen, wenn er sich auf die Dinge der Außenwelt wendet, in die der Sinn des Jahrhunderts sein inneres Leben hinüberzutragen begonnen hat. Trivial ist nämlich jeder Zeit das absolut Altbackene. Was man so Politik nennt, hatte den alten weimarischen Weltweisen immer gewurmt. Er lobt, um Kleinigkeiten aus Eckermann's Berichten mitzutheilen, unter andern den spanischen Feldzug des Herzogs von Angouleme im J. 1823. Er ist der Ansicht, die große französische Revolution sei meist nur durch Bestechungen in Gang gesetzt. Später wird über den Unfug der Preßfreiheit und über den Dünkel der jungen Welt, ihr Heer den großen Erscheinungen des äußern Lebens entgegenschlagen zu lassen, in geeistger Abmattung der Seele ein wohlgemeintes Woet gesagt.

Goethe, dünkt mich, erklärte mit alledem den Banquerott seines großen, aber keineswegs unerschöpflichen geistigen Fonds. K.

Deutsche Romane.

4. Der junge Tischlermeister. ꝛc. ꝛc. (Beschluß.)

Dieser junge Tischlermeister, Leonhard, dem die Novelle ihren Namen verdankt, konnte eben so gut auch ein Zimmermann sein. Bekanntschaften mit adeligen Personen bewirken, daß er dem Baron Eisheim auf sein Gut folgt und dort ein Theater baut. Eine bunee Gesellschaft führt nun zuvörderst den Götz von Berlichingen auf. Förster, Schulmeister, Oekonomen und anderes Volk sind dabei thätig, man spricht unendlich viel, Leonhard verliebe sich in ein Mädchen Charlotte und wird unter dem Titel Professer, um nicht Anstoß zu geben, bei der meist adligen Gesellschaft eingeführt. Auf den Götz folgen die Aufführungen von „Was ihr wollt", „Wie es euch gefällt", Schiller's „Räubern" Ueber jedes Stück wird ein Langes und Breites gesprochen und zwar, wie wie dies von Tieck wohl erwarten können, mit Einsicht und Geist. Endlich reist Leonhard wieder ab, kommt nach Nürnberg; wo er in die Gesellschaft einer Clique geräth, deren einzelne Mitglieder alljährlich einmal verrückt werden. Da gibt es nun Einen, der den Ofen einreißt und aus dem alten Lehm Kugeln knetet, die er als Universalmittel an alle Welt vertheilt. Ist der Paroxysmus vorüber, so ist der Mensch wieder kerngesund. Ein Anderer bildet sich alljährlich ein, irgend etwas besonderes zu sein. Diesmal, wo ihn Leonhard trifft, ist er gerade Prätendent des preußischen Thrones und nebenbei Jude, was ihn hindere, seine Ansprüche auf die Krone Preußens geltend zu machen; ein Dritter hängt sich einen feuerfaebenen Schlafrock um und hat ein duzend Teufelsgelüste in sich. Dazu kommen noch Kopfhänger, Fromme und Bekehrer und so fort, und der ganze Spuk ist eben so unerquicklich als nnnöthig zu dem innern Leben der Novelle. Zuletzt endigt das Ganze damit, daß der Magister Füllerey, der sich während Leonhard's Abwesenheit in dessen Gattin Friederike verliebe hat, wie der junge Meister in Charlotten, jener die tollsten Briefe schreibt, in denen mancherlei Gutes steht, und im Narrenhause die Kinder unterrichtet. Endlich essen Meister, Gesellen und Baron in Leonhaed's Hause, und man findet, daß der Geruch der frischen Breter, das Hobeln und Hämmern der arbeitenden Gesellen etwas Hochpoetisches sei.

In all diesem liegt nun freilich eine gewisse Wahrheit, aber die Art und Weise, wie es der Autor durchführt, können wir bei einzelnen Vorteefflichkeiten doch nur verunglückt nennen. „Wildelm Meister" fällt uns unwillkürlich bei dieser Lectüre ein und, so sehr man sich auch dagegen sträubt, man ist zuletzt doch genöthigt, zu glauben, Tieck habe sich jenen Roman zum Muster genommen und eine sehr schwache Nachahmung desselben in dieser Novelle geliefert. —

Es thut weh, zu sehen, wie ein so reicher Geist ermattet, ohne es zu wissen und zu glauben, oder mit Vorbedacht und aus krankhaftem Eigensinn die Poesie in burlesken Einfällen sucht, wo sie im Leben nicht zu finden ist. Tieck's jetzige Produkte tragen alle mehr oder minder etwas Koboldartiges, Fratzenhaft-Phantastisches an sich. Man kommt dabei zu keinem Genuß. Seine Laune hat sich des Genius in ihm bemeistert und läßt jetzt ihre Sulcansgelüste an ihm aus. Nennt er die junge strebende Welt eine „ungestüme" und ruft

Digitized by Google

ihe altklug lächelnd zu, er habe schon an den Schuhsohlen abgelaufen, wonach sie mit tiefem Seelenschmerz ringt; so müssen wir doch offen bekennen, daß Lieck in einem argen Irrthume befangen ist. Wir sind jedoch nicht so ungerecht, wie er meint; wir ehren seinen Genius, können es aber nie über uns gewinnen, den faselnden Spukgeist eines Kobeldts, der jetzt in ihm sein Wesen treibt, für die heilige Flamme des Gottes anzuerkennen, die seinen früheren Werken das Siegel der Unsterblichkeit aufdrückte. W.

Correspondenz.

Eine Saison in London. (Fortsetzung.)

[Betrachtungen. Sitte der Nobility. Vergnügungen während der Saison.]

Vor einigen Tagen stieß ich in Hydepark auf einen Knäuel von Spaziergängern, den ein Improvisator der Gottesgelahrtheit verursacht hatte. Ein Polizeidiener glaubte, es sei ein Taschenspieler oder Gauner und drang mit seinem bleiernen Stock in den Kern, um den schwarzen Mann beim Ellenbogen zu greifen und vor dem Friedensrichter zu führen. Als dies das Publicum sah, widersetzte es sich einstimmig und zwang den Blaurock zur Einsicht seines Unrechts, worauf der Proselytenmacher sein albernes Gerede fortsetzte. An der Seine hätte die Polizei von 1836 ohne allen Zweifel in dem Prediger einen verkappten Republicaner gewittert und ihm das Handwerk in dem Arresthaus der Präfectur gelegt, wo er sich dann vor den Untersuchungsrichter hätte rechtfertigen und die gesprochenen Worte als unstaatsgefährlich analysiren müssen.

Am besten wäre es freilich, wenn man die Narrenstreiche, sowohl in der Politik als in der Religion verböte und factisch verhinderte, doch müßte dies unbeschadet der Narren selbst geschehen. Die Gesammtheit, welche die Gesetze macht, soll klüger sein als der Einzelne, aber nicht grausamer.

Ich will nun wieder auf die londanee Saison zurückkommen und die Dinge, die flüchtig an mir vorüber gingen, so viel geschehen kann, an einen Faden reihen. Ich absolvire täglich soviel und so vielerlei, daß ich ernstlich des Abends erstaune über meine Arbeit beim Nichtsthun. Auch bin ich gewöhnlich gegen ein Uhr Nachts, wenn ich heim komme, so müde und lahm und schläfrig, daß ich gegen alle Gewohnheit nicht zehn Seiten mehr zu lesen vermag; das heißt: ich wandle gleich hinüber in die Welt der Träume, wo es allein noch ein größeres London, aber, ich hoffe es, ohne Steinkohlen, ohne Ziegelsteine, ohne Branntwein und — mit einem italischblauen Himmel gibt. Die Atmosphäre der Riesenstadt ist der Alp, der jedes Reisenden Brust beklemmt und ihn endlich, aller Schätze und Schönheiten ungeachtet, forttreibt übre den Canal in das stille, arme, aber freundliche und zufriedene Vaterland.

Wenn man die Themse nicht mehr sieht, so glaubt man, die Welt habe sich verjüngt und ein anderes rasenfarbenes Kleid angezogen, ein Flügelkleid griechischer Musen, und es däucht Einem, als sei man vom Himmel näher, weil man dem Räderwerk der Mathematik entflohen und der Poesie näher gekommen ist. O sagt mir nichts davon, daß England große Dichter habe, das Land ist ein Land der Speculanten und Rechenmeister, die taub und fühllos sind für die Kunst. Was die Aristokratie den Töchtern des Zeus abgewann, das erbeutete sie wahrlich nicht in der Zeit der commerziellen Culmination, es war vielmehr die Frucht des Studiums und Anschauens classischer, poetischer Gegenden des Alterthums.

Un so bitte ich dabei und sage zum andernmale: Shakspeare war ein Grieche, verurtheilt in Albion geboren zu werden, Byron wollte wenigstens nicht darin sterben und liegt darum in Missolunghi begraben.

3.

Der Italiener ist ein Sklave seines Klimas, des dolce far niente, der Türke ein Sklave der Tabakspfeife, der Franzose ein Sklave der Mode, der Deutsche ein Sklave der Zufriedenheit und der Engländer — ein Sklave der Zeit. Was sich hier nicht in einer gewissen Periode macht, in einer gewissen Stunde, an einem gewissen Tage, in einer gewissen Saison, das macht sich gar nicht; ich glaube, John Bull selbst, wenn er einmal den Moment versäumte, in dem er zu tafeln pflegt, er verzichtete auf seinen Roastbeef, weil die Essenszeit vorübergegangen. Inzwischen sind die industrieusen Classen weit weniger an diese Art Vorurtheile gebunden als die fashionablen, wozu alle Individuen gerechnet werden, die blos von ihrem Gelde oder Talente leben.

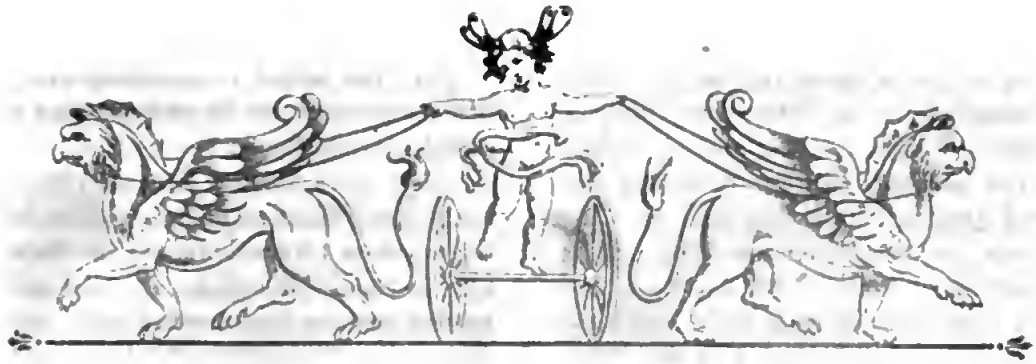
Ein britischer Fashionable muß wenigstens während der Saison, die jetzt ist, in London sein. Befand er sich bis dahin auf Reisen, und sei es in Palästina, so foedert es die gute Sitte der Nobility, wenn er anders nicht der Heimath Valet sagen will, an die Themse zurückzukehren und Freunden und Standesgenossen die Gewißheit von seiner Existenz zu verschaffen. Die Journale sind schon darauf angewiesen, dem Publicum unter besondern Rubriken dergleichen „fashionable arrivals" sowie später die Abreisen, departures, anzuzeigen. Wer sich nur eben sehen ließ bei einem Lever in St. James und einer Soirée der großen Häuser, der ist seiner Pflicht entbunden und mag wieder umkehren.

Es ist die Wirkung der Saison, welche London ausnahmsweise vor allen andern Städten im Mai und Juni zum Sammelplatz aller Künstler und Virtuosen Europas macht; denn in diesem Augenblicke, wenn anderswo Theater und Concerte verrinsamen und sterben, öffnet man hier zu den gewöhnlichen Häusern noch besondere Sommertheater, namentlich die englischen Opern. Es spielen die Italiener von Paris im Kingstheater, Mad. Malibran singt in Drury-Lane, der Zauberer Thalberg gibt Morgenconcerte, der neue Paganini Ole bull Abendconcerte, und so ungefähr noch ein Dutzend, bis herab zu den Beduinen, die sich von der pariser Ponte St. Martin in den Regent-Park verirrten und daselbst im Colosseum auf der arabischen Riscapaute musiciren.

Sie irren sich aber, wenn Sie glauben, daß blos Bühnenkünstler und Virtuosen die beglückte Epoche an der Themse benutzen, um ihre Chatoulle mit Guineen zu füllen, auch die Wissenschafe und Neugier des Continents treibt ihre — Genies und Sommersprossen. Wer in Deutschland oder Frankreich eine Idee hat, wer eine Reise in ferne Länder machte, wer sich die Briten besehen will, der kommt jetzt herüber und debütirt in den Clubs und Academien, in den Abendzirkeln und Morgengesellschaften. Ich begegnete innerhalb einiger Tage außer verschiedenen poetischen Schongeistern blos zufällig dem berliner Professor von Raumer *) und dem frankfurter Afrikanee Rüppell, und das will in einer Stadt von ein Paar Millionen Menschen viel sagen. Deutsche bildende Künstler mögen wohl am seltensten sich einfinden, und daran thun sie sehr Unrecht, wie ich mich aus der Kunstausstellung in Somersethouse und Londons Architektur überzeugte. Man hat gar zu viel Geld in England, um nicht in allen Branchen etwas Geistreiches, oder Gefälliges zu produciren. (D. Z. f.)

*) Hr. v. Raumer will in diesem Jahre den Pendant zu seinem Werke vorigen Jahres, nämlich England v. 1836, schreiben.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 158. — den 13. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die ältere französische Oper.

(Beschluß.)

Nach einigem unfördernden Wechsel in den Directoren übernahm Lulli die Opernbühne. Lulli, ein zu seiner Zeit nicht unberühmter und gewiß nicht unverdienstlicher Mann, war als Knabe vom Ritter von Guise aus der Gegend von Florenz nach Frankreich mitgenommen, und der Prinzessin Montpensier übergeben worden, die, weil er nicht hübsch war, ihn in die Küche verwies, worauf sein musikalisches Talent ihn bald wieder im Salon erhob. Aus ihrem Dienste wegen eines verübten Muthwillens gestoßen, nahm sich Ludwig XIV. seiner an, und stellte ihn an die Spitze einer Musikbande, die man les petits violons nannte, die bald den Sieg über die grands violons davon trug, die sich das Recht erkauften, bei jeder feierlichen Gelegenheit am Hofe aufzuspielen, oder vielmehr zu kratzen, denn es war ein elendes Stümperwerk mit ihrer Musik, die sie nie zusammen einübten. Sie bestand aus Violinen, Violoncells und Bratschen, der Baß kam erst später dazu. Die Blasinstrumente waren für sich besonders, man nannte ihre Ensemblestücke Concerte. Die Fanfaren der Kavallerie sind ein solches Concert. Lulli vereinigte sie mit seinen Musikern, wurde Intendant der Kammermusik, und dirigirte, nach vielen Streitigkeiten mit den Geistlichen, auch die Kirchenmusik; der Erzbischof wollte nur Gesang und die Orgel in der Kirche dulden.

Als Operndirector war er überaus thätig und einsichtig. Er gewann Quinault zum Dichter, dem er für jeden Operntext 4000 Franken zahlte, wozu der König noch 2000 fügte. Dagegen mußte sich der Dichter vom Könige und vom Componisten vielen Tadel gefallen lassen, und so lange umändern, bis es dem Geschmack von Jenem, den musikalischen Erfordernissen des Textes von Diesem genügte. Lulli unterrichtete seine Musiker selbst, und ließ sie allmälig vom Leichteren zum Schwereren übergehen. In Amor's Triumph brachte er zuerst Tänzerinnen auf die Bühne, deren Stellen vorher verkleidete Knaben versahen. Auf der Privatbühne des Hofes hatten schon länger die Damen das Vorurtheil überwunden, hatten getanzt und gesungen. Vielleicht war dies mit Ursache, daß das Opernpersonal höher gestellt wurde als das des recitirenden Schauspiels, und nicht excommunicirt wurde, wie dieses. Früher excellirte Lulli als Violinist, als er aber geadelt, reich und angesehen wurde, gab er das Violinspiel auf, denn das Vorurtheil seiner Zeit gestattete nur die Laute, Theorbe, Viole und das Clavecin, als Instrumente, der Ehre würdig, von Vornehmen gespielt zu werden. Der überaus bewegliche Lulli bildete nicht allein die Musiker, sondern auch Sänger und sogar Tänzer. Bei jeder neuen Oper entwickelte er den Repräsentanten der Hauptfiguren den Begriff ihrer Rollen, er sagte sie ihnen Wort für Wort vor, und begleitete dies mit den nöthigen Geberden und Stellungen, letzteres geschah auch für die Tänzer und Pantomimisten, de-

Digitized by Google

nen er so wenig überflüssige Pirouetten, als den Sängern unnöthige Ausschmückungen im Gesang und Grimassenschneiden erlaubte. Er richtete die Pas nach den Verhältnissen ein, ja er componirte nicht blos die Ballette, sondern er gab auch Inhalt und Ausführung davon an. Dabei sorgte er dafür, daß Sängerinnen und Sänger tanzen, und letztere auch fechten lernten. Bei den Decorationen und Maschinen bewährte er nicht allein seinen erfinderischen Geist, sondern er legte auch thätig mit Hand an. Wenn es fehlte, spielte er nicht nur in der Oper, sondern auch im Lustspiele mit, wo er als Pourceaugnac die Komikee von Molière's Gesellschaft verdunkelte. In seinen spätern Compositionen versuchte er mitunter, wie Tönen zu malen, wie er in der Oper Isis das Rauschen des Rohres bei der Verwandlung der Syrinx durch die Muse nachahmen wollte, u. dergl. m. Sein sicherer Takt ließ ihn jedoch nur selten sich in Spielereien verirren. Er wußte recht gut, was sich geziemte, und als er einst vermocht wurde, ein Choe in eine Motette einzuschalten, das ihm hier unziemlich dünkte, sagte er: „Herr Gott, verzeihe, ich componirte es nicht für Dich, sondern für die Oper."

Der beste Tenorist war Dumenil, sonst ein Koch, der beste Bassist Thevenard, dem sein vieles Trinken weder an der Gesundheit, noch an der Stimme schadete, doch mußten beide vor der Aufführung Caffee genießen, um sich einigermaßen zu ernüchtern. Das Publicum übte große Nachsicht gegen die lockern Gesellen, noch größere ließ Ludwig XIV. seinem Lieblinge Boucelon zufließen, der öfters Gefängnißstrafe erlitt; damit die schlechte Kost nicht seine Stimme verdürbe und die lange Weile ihm nicht die gute Laune benähme, schickte ihm der König Speisen von seiner Tafel, erlaubte ihm auch, sechs bis zwölf Gäste zu seinen Mahlzeiten einzuladen. Die ausgezeichneteste Schauspielerin und Sängerin war Marthe le Rochais, die sich auch auf Toilettenkünste vortrefflich verstand. Die ersten Subjecte wurden im Vergleich mit jetzt gering bezahlt, sie bekamen 1500 Livres, die Choristen dagegen standen sich besser, denn 400 Pf. vor 160 Jahren war mehr als heut zu Tage 800 Franken. Ein Reglement vom Jahre 1713 setzt für die Oper 9 Sänger, 6 Sängerinnen, 22 Männer, 2 Knaben, 12 Mädchen für das Singchor fest, für das Ballet 12 Tänzer, 6 Tänzerinnen, und dem Orchester waren 47 Musiker bewilligt, dem ganzen Operupersonal 67,100 Franken jährlich vergabt. Componisten und Dichter waren zu allem Anfange auf einen guten Fuß gesetzt, und ihnen unter Lulli's Nachfolgern ein Theil der Einnahme bewilligt, doch mußten die Vorstellungen des Stücks zehn Mal ununterbrochen vor sich gehen, und dann noch zehn Mal wiederholt werden können.

Nach Lulli's Tode war Campra der beliebteste Componist. Seine Balletopee l'Europe galante machte Furore. Sie bestand in 4 Acten, deren jeder ein Ganzes ausmachte, und für sich gespielt werden konnte, was auch hier und bei mehrern ähnlichen Sing- und Tanzspielen geschah. So gab man aus den Elementen das Feuer noch lange nachher, als jenes Stück vergessen war. Der Stoff des Feuers ist der der Vestalin. Aus vier bis sechs Operntrogmenten setzte man ein neues Singspiel zusammen, welches Zurechtmachen an 60 Jahr Mode blieb, und uneingestanden es wohl noch ist.

Lulli hatte das Privilegium über alle Operngesellschaften in Frankreich. Keine durfte spielen ohne seine Genehmigung, und ohne sich mit ihm abzufinden. Er verschmähte keinen Vortheil, sein Vermögen zu vergrößern, das selbst in unsern Tagen nicht unbedeutend gewesen wäre.

Sein Nachfolger und Schwiegersohn Francini verstand das Dirigiren und Wirthschaften nicht wie er. Die Operisten widersetzten sich nicht selten der Uebernahme von Rollen; es hielt schwer, das Repertorium für die Wintervorstellungen in der Osterwoche, die für den Sommer im November zu bestimmen, wie es ehedem geschah; bald war die Oper mit Schulden belastet, die Einnahmen verringerten sich, bis ein neuer Componist Rameau wieder die eingeschlummerte Theaterlust erweckte. Die Oper wurde unter die Aufsicht des Oberkammerherrn gestellt, unter dem Directoren standen, die, trotz alles Bemühens, nie dahin gelangten, die Ausgabe mit der Einnahme ins Gleichgewicht zu bringen. Die ersten Versuche, die Musiker von der Bühne zu entfernen, wo sie im Costüme des Personals sich diesem zugesellten, scheiterten anfangs, bis sie selbst es bequemer fanden, herabzusteigen.

Das Ballet nahm allmälig mehr Raum ein, National- und Charaktertänze wurden aufgeführt, worin wie in allen übrigen die Camargo um 1730 sich auszeichnete, die mit der größten Kraft ungemeine Grazie verband, und ihren ausdrucksvollen einnehmenden Tanz nie durch die Kunststücke einer Gauklerin erniedrigte. Im Jahre 1716 wurde der erste maskirte Ball im Operuhause gehalten, und damit zum guten Gewinn für die Casse fortgefahren. Die Ausdauer des singenden Personals ist allein der mäßigen Begleitung, den nicht Gewaltiges begehrenden Compositionen beizumessen, denn der Sänger und Sängerinnen waren nicht viele, und die Oper hatte eine Reihe von Jahren durch jähr-

Digitized by Google

lich nur 25 Tage Ferien. Freilich gab's nicht oft Neues einzulernen, denn eine Oper mit und ohne Ballet, welche gefiel, mußte lange vorhalten. Kaum war das Theater eröffnet, als auch die Hauptpersonen zur allgemeinen Aufmerksamkeit und zu zärtlichen Abenteuern Veranlassung gaben, die jedoch bei Lulli's Lebzeiten in Geheim getrieben wurden, indem er sehr auf äußern Anstand bei seinen Untergebenen hielt. Die machte Glück durch ihre Schönheit, Jener und Jene durch Talent und Kunst, eine kleine niedliche Tänzerin Mlle. Petitpas erwies sich spröde, so daß einer ihrer feurigsten Anbeter sich als Livreebedienter verkleidete und sie bediente, nur um das Glück des Anschauens in der Nähe zu genießen. Die Art der Befriedigung des Verlangens hat sich vor wenig Jahren wiederholt. Nicht so die Allgewalt Lulli's, der die zischende Hydra der Kabale in engen Banden hielt, für die, von neuem zu bannen, sich bis jetzt kein Beschwörer gefunden hat.

Deutsche Romane.

5. Der fahrende Schüler, von Wilhelm von Chezy. Drei Theile. Zurich, bei Orell, Füßli und Comp. 1835.

Man würde sich getäuscht sehen, wenn man unter diesem fahrenden Schüler das Leben eines jener derumwandernden jungen Menschen zu finden glaubte, wie sie in den Zeiten des Mittelalters unter diesem Namen zahlreich Deutschland nach allen Richtungen durchzogen. Der „fahrende Schüler" des Verfassers ist das düstere Gemälde einer Volkssage, die in Salzburg und dessen Umgegend bis auf die neuere Zeit sich erhalten hat. Aus den Grundzügen dieser Sage hätte sich eine sehr anmuthige Dichtung gestalten lassen, wenn der Verf. überhaupt zu gestalten verstände. Es geht ihm wie so vielen andern talentvollen poetischen Gemüthern. Sie greifen irgend einen Gegenstand, der sie anspricht, auf und glauben genug gethan zu haben, wenn sie ihm ein flatterndes Formenkleid überwerfen. Dies ist aber der sicherer Tod aller Poesie und vorzugsweise des Romans. Man muß jetzt, wo sich's Jeder bequem zu machen sucht, auf feste Gestaltung dringen; denn ohne sie wird alle Poesie unerquicklich. Die schönsten Gedanken, die köstlichsten Erfindungen, die reizendsten Sagen schlottern jetzt in dem sogenannten Gewande des Romans herum, wie Gerippe in einem zerrissenen Schlafrocke. — Auch Chezy hat sich diesen Fehler zu Schulden kommen lassen. Seine Erfindungen sind zu lobea, nur die Verwickelung, die viel zu wirr und wüst ist, taugt wenig und die Einkleidung verdirbt das Buch und macht es ungenießbar. An Talent mangelt es dem Verfasser nicht, wovon einzelne Stellen seines Buches einen schönen Beweis abgeben. Sollte er uns wieder begegnen, so wünschen wir einen gediegenen Kern in einer durchsichtigen schön geschliffenen Schale zu erblicken.

W.

6. Die Waldenser. Ein Roman von H. Koenig. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Wir wollen, um den Charakter dieses Romanes anzudeuten, unsere Leser an das im Junihest des vorigen Jahres hier von uns mitgetheilte Bruchstück erinnern. Es war weniger eine Episode als die Introduction des Romanes, was unter dem Titel: „Der Hexenspruch" in unserer Zeitung als eine Probe dargeboten wurde, wie der geistreiche Verf. der hohen Braut sich diesmal auf dem Terrain des Mittelalters geirrt würde. Zwei ritterliche, sich befreundete Helden haben einen und denselben Gegenstand der Zuneigung, und um ihr verschlungenes Geschick zu lösen, klopfen sie an die Pforte der Zukunft; Konrad und Maregold lassen sich von der Hexe eine Perspective stellen. Inzwischen ist für den Verlauf des Romans der Hexenspruch nicht von der geistigen Bedeutsamkeit, daß wir ihn festgehalten und daran die Faden der Interessen geknupft sähen. Konrad erweist sich als der getreue biedere Jüngling, Maregold, eine welchere, verzärtelte Natur, sucht das Glück der Liebe, das für jenen sich immer unwandelbarer gestaltet, im Arme einer Buhlerin zu vergessen. Das Verhältniß zwischen Konrad und Mergardis zieht sich mit einer mattherzigen Langmuth durch den ganzen Roman, und das blasse Colorit dieser soliden Ritter- und Damentreue ist nicht dazu geeignet, diese Situationen, welche sich als die hauptsächlichsten herausstellen möchten, für gelungen oder anziehend zu halten. Dem Ritter Konrad klebt ein gut Stück Befangenheit an, die fast an Stupidität gränzt; dies macht ihn um so weniger befähigt, das Interesse eines Romanhelden mit Glück in Anspruch zu nehmen. Mergardis liebt ihn Anfangs nicht. Er gesteht ihr, die Hexe über die Zukunft seiner Liebe befragt zu haben, und Mergardis nimmt sich das Recht, ihn darob zu schelten. Nur die Treue seiner Neigung flößt ihr Gegenliebe ein. Diese ganze Poetie des Romanes hat etwas Steriles. Die beiden Gestalten sind zu inhaltleer, um sie als Centralfiguren eines Gemäldes zu postiren. Was nun aber die Gruppirung um sie herum betrifft, so haben wir hier ein ausgezeichnetes Charakterbild der mittelalterlich deutschen Zeit. Wir sehen den Pfaffenkönig Heinrich Raspe der Hohenstaufischen Partei gegenüber, die päpstlichen Machinationen, die mönchischen Ränke im Gegensatze zu der banausischen Bürgerlichkeit der Zeitgenossen. Mitten im Gewühle einer dumpfen Verstockung die Secte der Waldenser, die mit der Einfalt der Seele und der Spürkraft gesunder Forschung dem ossifizirten verschlammten Leben einen neuen Anfang eröffnen. Ihre Zusammenkünfte, ihre Reden und Thaten — im Contraste mit dem bis zum Witz aufgestachelten Aberglauben der schwülen Orthodoxie, die sich von welschen Köpfen leiten und mißbrauchen läßt. Turniere, Volksfeste, Volksauflaufe und Balgereien des Pöbels mit Pfaffen und Hexen sind meisterhaft geschildert; es sind vortreffliche Genrebilder aus dem deutschen Mittelalter. Höchst anmuthig ist die Erscheinung der Studenten, ihre Theilnahme an dem Schicksale der verketzerten Waldenser und von vorzüglichem Werthe unter andern die Rede des Studenten Wuerten über Pfaffen, Spießbürger und Hintersiedler. An solchen Figuren, welche ein Gemälde in seinen Nebenpartieen voll und reich machen, ist eher ein Ueberfluß als Mangel. Zu diesen gehört der junge Priester Egil, der einem braunen Waldmädchen nachläuft und dafür vom Guardian des Klosters mit Peitschenhieben bestraft wird. Nicht minder bedeutsam und zeitcharakteristisch ist der Pater Borglas, besonders in der Sterbestunde. Er liegt auf dem Lager und seine letzten Worte werden eine halbe Prophezeihung, zu welcher das Gebet eines neben ihm knieenden paternosternden Laienbruders im vortrefflichen Contrast steht. Die Schilderung der Ketzergerichte, bei denen der schreckhafte Magister von Marburg präsidirt, verräth eine Theorientreue, bei der die Poesie, die hier abermals ein treffliches Genrebild liefert, keineswegs zu kurz kommt. Von Nebenfiguren müssen der schwankende Abt von Fulda und der Ritter Langenschwarz, der als Waldenserfreund den Scheiterhaufen besteigt, noch besonders hervorgehoben werden. Bringt man dazu den Reiz einer höchst kunstfertigen Erzählungsweise, die dem Verf. eigen ist, und dies alterthümlich gehaltene Colorit eines musterhaften Styls in Anschlag, der in seiner Sauberkeit und gediegenen Kraft die einzelnen Scenen und mittelalterlichen Lebensbilder so fertig abgerundet und ausgemeißelt hinstellt; so dringt sich uns das Bekenntniß ab, der Roman sei von einem ganz eigenthümlichen Werthe. Aber Genrebilder,

Digitized by Google

selbst wenn man sie neben einander häuft und sie in einander schiebt, machen noch kein historisches Tableau, in dem sich große Persönlichkeiten mit überwiegender Bedeutsamkeit hervordrängen. Unter der zahllosen Menge von Figuren, die der Verf. in sein Gemälde bringt, bleibt keine einzige haften, und gerade die hauptsächlichsten haben am wenigsten innere und äußere Physiognomie. Dazu kommt die zu sehr gedehnte Detaillirung der fuldaischen Streitigkeiten, welche Aebte, Bischöfe, Grafen und Ritter mit einander verführen. Dies gibt dem Romane vollends ein chronikenartiges Gepräge. Der historische Roman kann und darf auf Chronik basirt sein, aber er muß, soll er ein Kunstwerk sein, aus dieser Sphäre heraustauchen. In der Chronik sind die einzelnen Figuren nur Strichelchen auf der großen Tafel des Begebenheitlichen. Das Menschlich-Individuelle hat erst der Dichter im Romane zu seinem Rechte zu bringen. K.

Correspondenz.

Eine Saison in London. (Fortsetzung.)

[Das Parlament. Zwanglosigkeit in demselben. Art zu plädiren.]

Die Engländer haben eine Tugend vor andern Nationen voraus, die man sehr rühmen muß: sie sind keine Pedanten. Das dübscheste dabei ist, daß sie nichts destoweniger sich in das alte Costüm aller Pedanterei kleiden und unerschütterlich fest an Zöpfen, Perücken, Institutionen und gothischen Buchstaben halten. Sie denken, das Wohl des Reichs und jedes Individuums hänge am Wollsack des Parlaments und die ganze Gerechtigkeit an den Locken der Allongenperücke. Diese kleinen Schwächen abgerechnet, herrscht überall die größte Freiheit und Ungebundenheit, selbst in den Gerichten und Kammern, wo man die Hüte aufbehält, die Beine kreuzt und sich wie ein Moslim ausstreckt.

Als ich vor einigen Tagen die berühmte Westminsterhall besah, welche unstreitig das schönste und imposanteste gothische Local zu einer Repräsentantenversammlung ist, besuchte ich die sechs verschiedenen mit derselben in Verbindung stehenden obersten Gerichtshöfe, in denen jetzt die Sitzungen aus dem oft wiederholten Grunde — der Saison — gehalten werden. Ich bewunderte in ihnen besonders die so oft gerühmte Einfachheit und Wohleinrichtung. Die Richter, deren mit Ausnahme der Kanzlerhofe überall vier sind, welche robe, fast Kardinalmäntel und große Allongenperücken tragen, saßen auf einer thronartig erhöhten Tribüne unter einem gothischgeschnitzten und mit dem Nationalwappen verzierten Baldachin, vor ihnen in einer Vertiefung die Secretaire und Huissiers, und denselben gegenüber die Advocaten und das sogenannte Barreau mit dem Publicum, welches unbegreiflich klein ist, da in England Jedermann seinen Geschäften nachgeht und kein Mensch so neugierig ist wie ein Pariser.

Die Jury, welche auch in diesen nichtcriminellen Instanzen die Basis des Urtheils gründet, und einzig und allein vor den Schranken des Kanzlers fehlt, der ganz allein anstatt des Königs, den Hut auf dem Kopf und einen Thronsessel occupirend, hinter einem ungeheuren goldenen und mit Blumen verzierten Scepter sitzt, hat gewöhnlich ihren Platz in den Querbänken zur Linken und Rechten des Hofes, wo auch die Parteien sind. Alle Pulte sind mit Büchern und überdies noch einige Schränke in der schön getäfelten Wand mit Acten und Gesetzbüllerins angefüllt. Die Decoration der Säle ist sehr zweckmäßig, ohne alle Farbe, blos Holz in Holz. Das Licht fällt von oben durch Kuppeln und Bogenfenster, die von Galerien durchschnitten werden.

Wenn man daran gewöhnt ist, wie in Deutschland und Frankreich, in einem Gerichtssaal und vor den Richtern selbst eine ehrfurchtsvolle Scheu, eine gewisse Furcht und Bangigkeit zu haben, weil die Herren wie Rhadamant und Minos in der Unterwelt dasitzen und von dem Scheitel bis zur Zehe Gravität und Ceder sind; so fühlt man sich fast komisch bewegt, wenn man hier plötzlich in einen Kreis der ungebundensten Menschen und vor einen Richter tritt, der eine Art lonaler Conversation mit den Parteien und Advocaten führt. Es wollte mir eine Unmöglichkeit dünken, als mir die Leute in schwarzen Simarren und doppeltgezopften Perücken, die sich Rechtsgelehrte nannen und in Temple Bar ihrer Schule machten, sagten, der Mann im schwarzen Ueberrocke und kirschbraunen Hosen, der da unterm purpurnen Baldachin sitze und einen weißen Filzhut auf dem Kopf habe, sei Lord Melbourne, der Minister, der Staatskanzler und souveraine Richter, vor dem Deputirte plaidiren. Erst später, als ich die Statue desselben Mannes in Sommersethouse und sein Portrait von David Wilkin gemalt sah, verstand ich den Spaß und merkte, daß es Ernst war. Wäre der Lordkanzler nicht der Lordkanzler, so hätte er ohne Zweifel anstatt seines weißen Hutes ex officio eine Beutelperücke der alten britischen Themis tragen müssen.

Die allergrößte Zwanglosigkeit herrscht in den Kammern. Hier ist auch kein Schatten von Ceremoniel und Etikette, nicht einmal eine Autorität sichtbar. Bestallte Huissiers sind angewiesen die Stille unter den Zuhörern zu erhalten, welches aber auch überflüssig ist; denn alles Gerede, das kein allgemeines Interesse unter den Commoners erregt, geht so geräuschvoll und spurlos, wie ein Recitativ in Italiens Opernhäusern vorüber. Die Mitglieder gehen herüber und hinüber und es ist gar keine Tribüne, worauf gesprochen wird, außer der des Präsidenten (Sprechers) vorhanden, der eine Art Universitäts-Katheder occupirt und allein die Last des antiken Kostüms auf dem Wollsack trägt. Wer spricht, der spricht von seinem Platze oder geht in den Vordergrund an die Seite des Sprechers und haranguirt dort so gut es gehen will. Hieraus folgt, daß Canning, Pitt und Fox und vor allem O'Connell in Rom und Griechenland sehr schlechte Redner gewesen wären, weil sie kein — Portmunto hatten.

O'Connell, sagt man, bewege sich am meisten, wenn er declamirt und doch bewegt er sich sehr wenig. Die Minister alle sprechen meistens wie wenn sie bei Tische wären und die Unterhaltung leiteten. Dann und wann fällt ein Witz oder ein Scherz und dann lachen die Gäste oder rufen ihr durchdringendes: „Hört, hört." Ein uneingeweihter Naturmensch könnte glauben, er sei unter eine Heerde Gänse gekommen, die von Zeit zu Zeit zu schreien anfangen.

Und doch erschien mir diese Versammlung äußerst ehrwürdig, als ich mich daran gewöhnt hatte. Einer meiner Nachbaren zeigte mir die Koryphäen der Nuancen, namentlich Burke, Soring Rice, Abercrombo (der Sprecher), Blackburne, Bulwer, Campbell, Graham, Hume, Peel, Russel und die vier O'Connell's mit ihrem sogenannten Schwanz. Es war eine interessante Nomenclatur. Von den Dingen, die verhandelt wurden, habe ich so gut als gar nichts verstanden, ein Mal weil ich des Englischen nicht sprechenskundig bin und das andere Mal, weil der Zuhörerplatz von den Rednerplätzen zu weit entfernt ist. Beide Häuser sind akustisch sehr schlecht gebaut und bedürften wohl recht sehr der zirkelrunden Form, wie sie in Paris vortheilhaftest angewandt worden.

Das neue Parlamentshaus ist in diesem Augenblicke Stadtgespräch. Ich will ein anderes Mal von dem kolossalen und prächtigen Entwurf sprechen, da ich Plan und Modell im Athenäum gesehen habe. (D. F. f.)

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 7.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 7. — den 13. August 1836.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Ankündigung und Einladung zur Subscription auf zwei Erbauungsbücher.

Die unterzeichnete Buchhandlung hofft einem oft gefühlten Bedürfnisse der Zeit und vielfach geäußerten Wünschen zu begegnen, wenn sie sich entschlossen hat, von zwei älteren, in ihrem Verlage erschienenen, seit längerer Zeit im Buchhandel fehlenden Werken eine neue, und zwar ganz unveränderte Auflage zu besorgen. Es sind die beiden in der evangelisch-lutherischen Kirche rühmlichst bekannten Werke des gottseligen Heinrich von Bogatzky, nämlich:

Des güldenen Schatzkästleins erster und zweiter Theil in eins gebracht, und zu einem biblischen Gebetbuche über alle darin befindliche Sprüche der heiligen Schrift eingerichtet, daß es auf alle Morgen und Abend des ganzen Jahres zu gebrauchen. gr. 8.

Tägliches Hausbuch der Kinder Gottes, bestehend in erbaulichen Betrachtungen und Gebeten auf alle Tage des ganzen Jahres, über die im güldenen Schatzkästlein befindlichen biblischen Sprüche. Zwei Bände in gr. 4.

Um den Besitz dieser ächt evangelischen Erbauungsbücher, von deren neuem Erscheinen wir uns die reichsten Wirkungen versprechen, den Anhängern der ächt evangelisch-lutherischen Kirche auf die möglichst erleichternde Weise zugänglich zu machen, eröffnen wir hiemit bis zur Michaelismesse 1836 eine Subscription, und bitten jeden Freund des reinen göttlichen Wortes bei dieser unserer sehr kostspieligen Unternehmung, aus Liebe zur Sache, um rege thätige Theilnahme und Unterzeichnung.

Das „güldene Schatzkästlein" wird in gr. 8. auf gutem weißem Druckpapier gedruckt und in 6- bis 7monatlichen Lieferungen à 4 Sgr. oder 5 Sgr., deren jede etwa 6 Bogen enthält, ausgegeben.

Das „Hausbuch der Kinder Gottes" soll in 20 bis 21 sechswöchentlichen Heften von je 12 bis 15 Bogen auf gutem weißem Druckpapier in gr. 4. und zum Preise von à 6 Sgr. oder 7½ Sgr. erscheinen.

Bei diesen gewiß äußerst wohlfeilen Preisen, welche nur auf einen großen Absatz berechnet, und so beide Werke nun auch den minder Begüterten zu erwerben möglich machen, dürfen wir wohl hoffen, mit recht zahlreichen Bestellungen erfreut zu werden. Der später eintretende Ladenpreis wird bedeutend erhöht.

Jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes, woselbst auch ausführliche Anzeigen und Subscriptionslisten niedergelegt sind, ist in den Stand gesetzt, sowohl kleine als auch größere Bestellungen pünktlich und prompt zu besorgen.

Buchhandlung des Waisenhauses
in Halle a. d. Saale.

So eben sind erschienen:

Gesammelte Schriften
von
C. Herloßsohn.
I. bis III. Band. Enthaltend:
Der Ungar.
Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit des Hunyades.
3 Bände. 4 Rthlr.

Gedichte
von
Julius Mosen.
1 Rthlr.

Geſchichte
des Aufſtandes, Befreiungskrieges und der Revolution
in
Spanien
von
Grafen Toreno.
1e bis 3e Band à 2 Rthlr.

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben der
Erzherzogin Maria Antoinette von Oeſterreich,
Königin von Frankreich.
4 Bände. 4 Rthlr.

Pariſer Nächte,
eine Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geſchichten der Pariſer Großen.
7e — 10e Band. 4 Rthlr.

Funfzig Jahre
der
geheimen Geſchichte Frankreichs und des Hofes von Verſailles.
4 Bände. 4 Rthlr.

Neueſter Roman
von
George Sand:
Nonne und Schauſpielerin oder Verirrungen der Liebe.
2 Bände. 2 Rthlr.

Lit. Muſeum in Leipzig.

Anzeige für Musik- und Kunstfreunde.

Nachstehende Werke sind als Eigenthum der Sing-Akademie in Berlin zum ausschliesslichen Debit bei der Buch- und Musikhandlung von T. Trautwein daselbst in Commission erschienen und durch alle Buch-, Musik- und Kunsthandlungen auf Bestellung zu beziehen:

Compositionen des Fürsten Anton Radziwill zu Goethe's Faust. Partitur. Pr. 18 Thlr.
Dieselben im vollständigen Klavierauszuge von J. P. Schmidt. Pr. 8 Thlr.

(Für beide Werke ist ein Königl. Preussisches Privilegium gegen alle und jede Arrangements ertheilt und denselben vorgedruckt worden.)

Scenen aus Goethe's Faust in acht lithographirten Bildern nach der Angabe des Fürsten Anton Radziwill zu seiner zum Faust componirten Musik, gezeichnet von Biermann, Cornelius, Hensel, Hosemann, Fürst Ferdinand Radziwill, C. Schulz und Zimmermann; lithographirt von Fichens, Hosemann, Jentzen, L'oeillot de Mars und Meyerheim. Gross Quer-Folio. Pr. 6 Thlr.

Polytechnisches Centralblatt,

1836. No. 37 — 42 (der Jahrgang 3 Thlr. 12 Gr).

Ueber Runkelrübenzucker-Fabrication in ländlichen Haushaltungen. — Ueber die Anwendung des Holzes in zwei nordamerikanischen Hohöfen, von M. Chevalier. — Thomas Baratts Verbesserungen in der Verfertigung von Maschinenpapier. — Ueber die Bleistiftfabrikation in England. — Pimont's Methode, Wolle ohne Oel zu spinnen. — Gelbe Farbe aus den Blättern der rostfarbigen Alpenrose. — Thomas Gill über die Verfertigung polirter Stahlnägel und Stahlknöpfe. — Verhütung von Explosionen an Dampfmaschinen. — Hutin's Polirsteinfabrik. — Luftständer oder Windstöcke von Stewart Hepburn und James Hunter. — Taftin's Reinigungsapparat für Federn, Wolle und Haare. — Ueber Delcschamp's Glyphogène (Aetzwasser für den Stahlstich). — Cluesmann's neues Mittel zum Stimmen der Claviersaiten. — Eisenbahn von Epinac. — Schlefe Brückenbogen. — Baumwollenspinnerei in Oesterreich. — Patente vom Jahre 1835. — Ueber Kastanienzucker von Allnaud und d'Arcet. — Sich selbst füllende Karren von Pallissard und Palmer. — Plieninger über den Chausséedampfwagen von Carl Dietz. — Oechsle's in Pforzheim Metallthermometer für Hohöfen. — Merey's Lampe. — Zegelaar's Siegellackfabrik zu Paris. — Ueber Chenal's Fabrik von Farbentäfelchen. — Mehl aus Erbsen, Linsen u. s. w. — Dublin- und Kingstown Eisenbahn. — Plieninger, Bericht über die zwischen Brüssel und Mecheln seit dem Frühjahre 1835 angelegte Eisenbahn. — Haupp's Maschine zum Aufbiegen der Radreifen. — A. J. Adie's Versuche über Ausdehnung verschiedener Steinarten. — Die Verfertigung metallener Haarröhrchen nach Roberts und Wilkinson. — Curter's Chronometer. — Starke Leistung beim Holzsägen. — Zur technischen Chemie des Stärkmehls. — James Hudson's Vorrichtung zum Uebertragen der Farbe statt des Siebes beim Handdruck. — Die Wassersäulenmaschine zu Huelgoat. — Neues Strassenpflaster. — Lenoigna's Kugelform für Flintenkugeln. — Ueber Ab-

Digitized by Google

dampfung mittels durchgeleiteter Luft von Dr. Hoff. — Ueber Anwendung heisser Luft als bewegende Kraft statt des Wasserdampfs, von Burdin. — William Bickford's patentirter Zünder zum Sprengen der Steine und beim Bergbau. — Clayton's Maschine zum Bereiten des Brodteiges. — Ueber Champagnerflaschen. — Ueber eine englische Gerbmethode. — Lory's verbesserte Carcel'sche Lampe. — Chlorcalcium zum Feuerlöschen.

Géographie de Balbi.

Mr. Jules Renouard, Libraire à Paris, va publier incessamment la troisième édition de l'Abrégé de Géographie de A. Balbi, qui était depuis long-tems attendue. L'auteur fixé à Vienne, en qualité de Conseiller impérial près de S. M. a refondu entièrement cet ouvrage déjà si estimé, et a mis la dernière main à son travail qui différera essentiellement des éditions précédentes, tant par les rectifications qu'il y avait lieu d'introduire, que par les documens précieux qu'il a su recueillir sur tous les points. Placé au centre de l'Allemagne, il a pu donner particulièrement à cette partie de son ouvrage des développemens en rapport avec l'importance de cette contrée. Enfin ce livre, tel qu'il sera livré au public, sera le précis le plus complet des connaissances géographiques.

L'éditeur par une combinaison intelligente des caractères, et en adoptant un plus grand format, a pu sans une augmentation notable de prix, faire entrer dans cette 3ème édition beaucoup plus de matière que dans les précédentes; il a de plus orné le volume d'un grand nombre de cartes et de plans de villes d'une parfaite exécution. La contrefaçon annoncée dernièrement en Belgique, presque au même prix, et copiée sur l'ancienne édition, ne peut manquer de tomber en grande défaveur, dès que la nouvelle publication de Paris commencera à se répandre.

Commissionnaire pour l'Allemagne, Mr. Leopold Michelsen à Leipzig.

Für Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Lüdemann, W. v., Monatsrosen, 12 Erzählungen, 3 Thle. 4 Thlr.

— — Fatagal, der Feenbrillenritter, Novelle. 1 Thlr. 8 Ggr.

Hoven, F. v., Frühblüten, 3 Novellen. 1 Thlr. 8 Ggr.

Kuno v. Kyburg, eine Rittergeschichte, neu bearbeitet von F. v. H. 2 Thle. 1 Thlr. 22 Ggr.

Diejenigen Bibliotheken, welche diese 4 ganz neuen interessanten Werke zusammen nehmen, erhalten dieselben durch jede gute Buchhandlung bis Ende October d. J. zum Partie-Preis von 6 Thlrn.

Friedrich von Raumer's neueste Schrift!

Beiträge zur neuern Geschichte

aus dem

britischen Museum und Reichsarchive.

Erster Theil.

Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart,

nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive.

Mit dem Bildniß der Maria Stuart.

Zweiter Theil.

König Friedrich II. und seine Zeit (1740—69).

Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive.

Von

Friedrich von Raumer.

Gr. 12. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 12 Gr.

Es ist dieses die zweite Frucht der Studien des Verfassers während seines vorjährigen Aufenthalts in England, als deren erste dem Publicum das mit allgemeinem Beifall aufgenommene Werk:

England im Jahre 1835.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

gebothen wurde. Man weiß, welches Aufsehen diese das dauerndste Interesse in Anspruch nehmende werthvolle Schrift erregte.

Ich benutze diese Veranlassung, um auf ein früheres Werk des Verfassers aufmerksam zu machen:

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts. Zwei Theile. — Erster Theil: Deutschland, Dänemark, Spanien, die Niederlande, Frankreich. Zweiter Theil: Italien und Großbritannien. Mit 8 lithogr. Tafeln. Gr. 12. 1831. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

besonders da der erste Theil der „Beiträge zur neuern Geschichte" in engster Beziehung zu diesen eben erwähnten Briefen steht.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Credner, C. A., Einleitung in das Neue Testament. Erster Theil. Erste Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Ggr.)

Feigenspan, J. C., Anleitung zu einer leichten und gründlichen Erlernung der deutschen Rechtschreibung. 8. 12½ Sgr. (10 Ggr.)

Geschichte, Neuere, der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 81stes oder 7ten Bandes 9tes Stück. 4. 12½ Sgr. (10 Ggr.)

Lesebuch, Erstes, für Bürgerschulen. Zunächst für die untersten Classen der deutschen Schulen in den Francke'schen Stiftungen. 2 Abtheilungen. 8. 10 Sgr. (8 Ggr.)

Niemeyer, A. H., Anmerkungen zu dem Lehrbuch für die oberen Religionsclassen in Gelehrtenschulen. Nebst einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts. Zum Gebrauch der Lehrer neu herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. Fünfte, vermehrte Ausgabe. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr. (2 Thlr. 16 Ggr.)

— H. A., Gedanken über die jetzige Gymnasial-Verfassung im Königreich Preußen. gr. 8. geh. 7½ Sgr. (6 Ggr.)

Plauti, M. A., Bacchides. Ad codicum Palatinorum fidem, cum integra scripturae discrepantia reliquorum librorum ed. Fr. Ritschelius. 8. maj. 1 Thlr.

— — Bacchides. Ad codicum Palatinorum fidem cum numerorum notatione edidit Fr. Ritschelius. 8 maj. 10 Sgr. (8 Ggr.)

Schmidt, Herm., Doctrinae temporum verbi Graeci et Latini, expositio historica. Part. Ia. 4 maj. geh. 10 Sgr. (8 Ggr.)

Schmidt, M., Ueber die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Herrn Dr. Lorinser. „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen." gr. 8. broch. 12½ Sgr. (10 Ggr.)

Seyffert, M., Palaestra musarum. Materialien zur Einübung der gewöhnlicheren Metra und Erlernung der poetischen Sprache der Römer. 2r Theil. 2te Abtheil. Für höhere Gymnasialclassen. 8. 20 Sgr. (16 Ggr.)

Seyffert, M., Text zu den Materialien der Palaestra musarum für höhere Gymnasialclassen. Auch u. d. Titel: Anthologie aus neueren lateinischen Dichtern. 2r Theil. 2te Abtheil. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jacob Böhme's

Leben und Lehre,

dargestellt

von

Dr. Wilhelm Ludwig Wullen.

8. 10½ Bogen Velin. — 1 Fl. oder 14 Sgr.

Stuttgart. Juli 1836.

S. G. Liesching.

In Hannover im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

König Wilhelm.

Tragödie in fünf Acten

von

Heinrich Wenzel.

8. Velinpap. geh. 1836. 1 Thlr.

Bei mir ist so eben erschienen und bereits versendet:

Der Pastor Oberlin.

Elsässische Novelle nach dem Franz. des Paul Merlin von Dr. M. W. G. Müller. Mit dem Bildniß Oberlin's. 8. 187 S. Velinpap. broch. 1 Thlr.

In dieser, Geist und Herz gleich befriedigenden Novelle ist ein der Wahrheit und dem Leben entnommenes, äußerst anziehendes Bild dieses trefflichen Mannes aufgestellt, das man nicht, ohne innig ergriffen und erhoben zu werden, beschauen kann. — Ton und Darstellung ist im höchsten Grade unterhaltend, fesselnd und spannend.

Blankenhain.

Lorenz Anholt.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 159. — den 15. August 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ephraim Moses Kuh.

Ein biographisches Gemälde.

I.

(Der Sabbath. Rabbi Chananel.)

An einem Freitag Abende des Jahres 1740 stand am Eingange der Synagoge zu Breslau eine gebückte Gestalt, den Oberkörper unstet vor- und zurückbewegend. Als das „Schemagebet" (5. B. M. 6, 4—10. und 11, 13—21.) angestimmt wurde, richtete sie sich auf den Fußzehen hoch empor, schloß die Hände krampfhaft über dem Haupte in einander und suchte in einem lang gehaltenen Athemzuge eine gewaltsame Ekstase festzuhalten. So viel man hier bemerken konnte, war es, der Kutka nach zu schließen, ein Pole von etwa zwei- bis viernddreißig Jahren. Ein reicher schwarzer Bart, der von den Schläfen an in zierlichen Locken herabwallte, rahmte ein nicht uninteressantes Bild ein. Der kleine Mund, ganz umwachsen mit pechschwarzen Haaren, die stets in Ordnung gehalten wurden, während die kirschrothen Lippen zwar mechanisch, aber doch zugleich mit einem gewissen nachdrucksvollen Behagen das Gebet hersagten; eine Habichtsnase, etwas weit hervorspringend, verlieh dem Gesichte einen eigenthümlichen, fremdartigen Ausdruck; das dunkle Auge, von langen Wimpern beschattet, verrieth eine unheimliche, aber eingedämmte Leidenschaft, während die reichen Brauen finster hereingezogen und die möglichst in Falten gelegte hohe Stirn Nachdenken und Schmerz anzudeuten schienen.

Der Vorsänger hatte, die vor Kälte trippelnde Gemeinde nicht beachtend, seine Gesänge, die ein buntes Gemisch von heiligen und profanen Melodien, mit Behaglichkeit herabgeleiert. Während er jetzt sich vor seinem Katheder hin- und herschüttelte, und dabei sein altes abgeschlapptes Filzbarett zusammenlegte, sang er den letzten Schlußgesang. Die Gemeinde aber war schon in voller Bewegung, hielt jedoch noch am Ausgange der Synagoge inne, um den Schluß des Gebetes mit einem Amen zu besiegeln. — Jetzt bewegte sich ein großer dicker Mann, an der Hand einen Knaben führend, von seinem Platze, der unmittelbar neben dem des Vorsängers, der Thüre zu. Alles grüßte ihn zuvorkommend mit einem: „Gut Schabbes", und er gab diesen Gruß gleichfalls mit freundlichem Wohlwollen zurück; am Ausgange, wo ein großes Gedränge, wich Alles ehrerbietig zur Seite. Auch der Pole grüßte demüthig. „Seid Ihr schon eingeladen?" redete ihn der Große an. „Ich bin erst kurz vor dem Gottesdienste hier angekommen, hatte also noch nicht Zeit" — antwortete der Pole in schlechtem, mit ebräischen Phrasen verziertem Deutsch. „Gut," erwiederte hierauf jener, „so kommt mit mir." — „Der hat einen wohlwollenden Aufungsgenius, der hat ein besseres Sabbathessen als wir bei unserm magern Kostherren," raunten einige wahrscheinlich fremde Bettler unter einander, als sich das Gedränge verlaufen. „Das ist das Haupt unserer Gemeinde, R. Moses Kuh, ein gar braver und mildthätiger Mann, gerade wie seine selige Frau, die eine Schwe-

ſter des reichen Ephraim in Berlin war," ſagte der Synagogendiener, indem er jetzt die Thür verſchloß, und ergetzte ſich an dem neidiſchen Schelten und Verwünſchen der mißgünſtigen Armen.

Der Pole war indeß unter verſchiedenen allgemein herkömmlichen Fragen über ſeine Reiſe und über ſein Lebensſchickſal mit ſeinem Koſtherrn in deſſen Hauſe angelangt. Der Geruch der in der Ofenröhre protzenden Speiſen hätte des Polen Eßluſt wo möglich noch verdoppeln können. Während der Hausherr, um den Tiſch herumwandelnd, ſich behaglich die Hände rieb und dabei ein ſabbathliches Empfanggebet in luſtigweinerlicher Melodie vor ſich hinſang, ſetzte ſich der Pole auf die hölzerne Bank, welche vor dem heißen Ofen ſtand, und brummte ebenfalls das Gebet leiſe vor ſich hin; dabei hatte er nun Muße, ſeine Umgebung genau zu betrachten. Gerade über der Mitte des Tiſches hing eine meſſingene Lampe, die mit vielen Schnörkeln verſehen war, und ſieben Lichter brannten an den kreisförmig ſich hervorhebenden Schnäbeln derſelben; zum Ueberfluſſe ſtanden noch zwei ſilberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen auf dem Tiſche; blank erglänzten die zinnernen Teller auf den mit rothen Blumen durchwirkten Linnen, und vor jedem Teller ſtand ein tiefbauchiger ſilberner Becher. Der Pole bemerkte, daß man von keiner Seite ſeiner Erwähnung that oder Anſtalten zu ſeiner Placirung traf. Schon grämte er ſich im Stillen über eine Zurückſetzung, die er erfahren müſſe, daß er vielleicht an einem andern Tiſche, oder gar nach der eingeriſſenen neuen Mode in der Küche eſſen müſſe. Er wußte nicht, daß es hier im Hauſe altherkömmliche Sitte war, zwei Gedecke für etwa noch eintreffende Freunde oder Arme vacant zu halten. Wie freudig war daher ſein Erſtaunen, als er nach dem Händewaſchen mit ſtummen Geberden ſeinen Platz neben dem des Hausherrn angewieſen erhielt. Jetzt wurden die Becher alle gefüllt, jeder erfaßte den vor ihm ſtehenden, ſtellte ihn in die hohle Hand, die Finger krallenförmig rings um denſelben ausbreitend. Alles erhob ſich nun feierlich, der Hausherr ſprach laut den Einweihungsſegen, und alle Anweſenden ſprachen denſelben leiſe nach, dann ſetzte man ſich wieder und trank nach abermaligem Segensſpruche einige Tropfen aus dem Becher. Hierauf that der Hausherr die vor ihm liegende Serviette weg, hob zwei länglich geflochtene Brote in die Höhe, das ſchönere wählend, ſchnitt er ein Stück davon ab, ſprach nochmals einen Segen, aß einen Biſſen davon und theilte jedem der Anweſenden einen ſolchen mit. Nun erſt durfte man wieder ſprechen und ſich nach Bequemlichkeit niederſetzen. Die am Tiſche ſitzende Magd ſtand auf, um die Suppe aus der Ofenröhre zu nehmen, ſie auf der hölzernen Bank in eine Schüſſel zu ſchütten und ſie dampfend auf den Tiſch zu ſtellen, ſo daß die Lichterchen an der Lampe nur ſchwach durch die aufſteigende Wolke hindurchſchimmerten. Auch der Hausherr war aufgeſtanden, um den ſchweren dreieckigen Hut mit der weißen Zipfelkappe und den langſchößigen Frackrock mit einem leichten Piquetwamms zu vertauſchen, die großen Schnallenſchuhe mußten grünen Pantoffeln weichen. Jetzt ſaß man endlich behaglich bei Tiſche. Nudelſuppe, ſaure Fiſche in Knoblauchſauce, Fleiſch und Würſte wurden unter traulichen Geſprächen verzehrt. Die „Schabbesmagd", eine alte, runzlige Chriſtenfrau, hatte zuſammengekauert hinter dem Ofen geſeſſen und ſich an den ihr zugetragenen Speiſen gelabt; nur hier und da kam ſie an den Tiſch, um, ihres Amtes gedenk, ungeheißen die Lichter zu putzen. Nachdem abgeſpeiſt war, wurde Waſchwaſſer herumgereicht, worauf die ganze Familie nach einer alten Melodie einige Freudenlieder abſang, dann ſprach der Hausherr das lange Tiſchgebet mit erhobener Stimme, indem er dabei den vollen Becher in der hohlen Hand emporhob, abermals wurde von dem Weine getrunken, dann leiſe das Schlußgebet geſprochen und endlich vom Tiſche aufgeſtanden.

„Man fühlt es doch recht eigentlich," redete der Gaſtfreund den Polen an, „wie erhaben die Lehre unſerer Weiſen uns das Innerſte geoffenbart, da ſie den Ausſpruch thaten: eine zweite Seele ziehe am Sabbath in den Körper ein." Der Pole fiel mit feierlichem Pathos bejahend ein, citirte ſchnell die verſchiedenſten Belegſtellen, und als er merkte, daß er keinen eigentlich gelehrten Talmudiſten, ſondern nur einen Dilettanten vor ſich habe, begann er ſchnell einige Beiſpiele zu erzählen, welche die Wahrheit jenes Satzes bis zur Evidenz erwieſen. So ſei in Glogau erſt kürzlich ein Geizhals geſtorben, der am Sabbath jedesmal die Mildthätigkeit und Freigebigkeit ſelbſt war. „Das iſt leicht und erfolglos," bemerkte hier der aufmerkſam zuhörende Knabe, Ephraim genannt, „denn man darf ja am Sabbath Niemand etwas ſchenken, oder ſich durch ein ſolches Verſprechen binden." Der Vater wies den muthwillig vorlauten Knaben zurecht, der Pole aber ſtreichelte demſelben wohlgefällig die Wange und fuhr nach kurzer Pauſe fort: „In Lemberg lebt noch eine alte Frau, die vom Beginne des Sabbaths an jedesmal über die geheimſten Lehren des Thalmuds mit den Rabbinen debattiren kann, mit dem Austritte des Sabbaths aber wieder die ſchlichte, unwiſſende Frau von geſtern iſt.

Bekannt ist, daß der Fluß Sampadion, der die ganze Woche über feurige Steine auswirft, am Sabbath ruht." — Hatte der Gastfreund anfangs mit bescheidener Demuth zugehört, so erleuchtete sich jetzt sein Antlitz, denn die Legende war sein eigentliches Lieblingsfach; er hätte die ganze Nacht hindurch seinem vielerfahrenen Gaste zuhören mögen, doch schnell erinnerte er sich, daß er diese seltene Perle von einem Gelehrten auch dem Rabbinen, der nahe bei seinem Hause wohnte, zeigen müsse. „Wir gehen noch hinüber zum Rabbinen," sagte er, indem er den Hut aufsetzte und den Rock anzog, aber sein Blick schweifte hierbei so umher, daß es schien, als ob er noch etwas Anderes damit andeuten wolle. Die alte Crescentia hinter dem Ofen verstand, schnell zündete sie ihr Licht an, stellte es in die schmuzige Laterne und leuchtete den beiden Männern voran. Am Hause des Rabbinen angelangt, läutete Crescentia an, nicht aus Vorwitz oder Zuvorkommenheit, nein, sie wußte wohl, daß Herr Moses Daniel am Sabbath keinen Glockenzug berühre. — Der alte Rabbine hatte eben emsig in der heiligen Schrift gelesen, die Hand auf das offene Buch legend, empfing er die beiden Ankömmlinge freundlich, jedoch mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl. Bald nach den ersten Begrüßungen entspann sich zwischen den beiden Schriftgelehrten eine heftige Discussion über eine auf den heutigen Wochenabschnitt bezügliche Thalmudstelle. Beide ereiferten sich sehr, und es schien oft, als ob ihre lebhaften Gesticulationen einen thätlichen Angriff zur Folge haben müßten. Moses Daniel saß in einem großen Lehnsessel in einiger Entfernung und folgte mit lebhaften Mienen den gegenseitigen Einwürfen; beruhten sie auch auf Beweisen, die seine Fassungskraft, so wie sein Wissen überstiegen, so erinnerte er sich wohl, daß es ein heiliges, verdienstliches Werk sei, auch einem nicht begriffenen gelehrten Dispute, wenn man nur seinen Willen dabei heilige, beizuwohnen; hier aber kam noch der besondere Grund hinzu, daß er sich im Stillen ergetzte, einen solchen Ausbund von Gelehrsamkeit und Scharfsinn an seinem Tische bewirthen zu dürfen. Erst spät, als ein Licht nach dem andern an der Lampe verlöschte, schied man freundschaftlich, denn der Streit beruhte weder auf Principien noch auf Tendenzverschiedenheit, es war nur eine gottgefällige geistige Fechtübung; um so bereitwilliger konnte der Rabbi der Bitte des Polen entsprechen und ihn morgen beim Frühgottesdienste einen gelehrten Vortrag in der Synagoge halten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

7. Das Testament. Roman von Wilhelm Angelstern. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing, 1836. 8.

Das Product eines jungen Talentes, welches seinen Erstling in die Welt sendet und ihn nach Kräften herausgeputzt hat, damit er gefallen möge und sich Freunde erwerbe. Man kann den Roman als Ganzes nicht loben, denn seine Schwächen überwiegen die Vorzüge; aber es offenbart sich doch eine Kraft und ein reger Wille darin, die Anerkennung verdienen und zu Hoffnungen berechtigen. Schon die Wahl des Stoffes verdient Tadel, denn er führt bei seiner Gewöhnlichkeit den Verf. im Ganzen wie im Einzelnen unwillkürlich zu Reminiscenzen, die entweder sein Verdienst schmälern, oder ihm einen lästigen Zwang anlegen. Die Charakteristik ist noch nicht fest genug, und oft läßt der Verf. den inneren Menschen ganz fallen und zeichnet nur die äußern Formen mit Fleiß und Vorliebe; dadurch erhalten die Gestalten etwas Eiliges. Auch der Humor, den der Verf. überall in sein Werk verflochten hat, oder doch verflechten wollte, ist nicht das, was er sein sollte: eine Persiflage des Wirklichen; er zerfließt bald in lyrischer Weichheit, bald speist er sich in woetreicher Derbheit und ist den Menschen nur umgehangen, wie ein Mantel. Und doch hat das Buch manches Gute. Die Darstellung ist überall frisch, lebendig und geistvoll; die Menschen sind dem Leben entnommen, und wenn sie auch im Einzelnen verzeichnet, so tragen sie doch alle den Stempel natürlicher Möglichkeit an der Stirn. Der Muth der Jugend weht erfreulich durch das Werk, und einr sich mit einem rüstigen Streben nach dem Wahren. Was der Verf. polemisirend über die historische Romantik sagt, ist ungenügend, und es ist ihm nicht klar, was er an die Stelle des zu Verwerfenden gesetzt wissen will; aber es liegt manche gute Idee in diesen Raisonnements, und dieser Forschergeist ist eine erfreuliche Erscheinung. Möchte der Verf. uns bald ein zweites Product bieten, welches Zeugniß gibt von seinen geistigen Fortschritten. R. B.

Correspondenz.

Eine Saison in London. (Fortsetzung.)

[Die londoner Routs. Festhalten der Briten am Herkommlichen.]

4.

Endlich war ich auch in einer großbritannischen Squeeze — übersetzen Sie „Quetsche" — und habe eine Stunde Liebenswürdigkeit und Langeweile genossen. Die Langeweile kam von den Männern hohen und höchsten Ranges, die ich zum Theil nicht dem Namen nach kannte, und die gleichwohl alle Equipagen mit vier galonnirten Schlingeln hatten, die Liebenswürdigkeit ausschließlich von den Frauen. Mein Herz stak den ganzen Abend wie in einer Schnürbrust, hundert Grazien hielten daran die Fäden und zogen und zogen unbarmherzig. Was konnte es helfen, ich kam zuweilen mit Augen, Mund und Busen der Venus amathusia auf Zollbreite nahe, und mußte doch Anstand und Kälte beobachten. Die Fülle der Gäste entschuldigte das unanständige Gedränge — aber kein Mensch würde denjenigen entschuldigt haben, der sich im Drange der Gefühle durch einen revolutionairen Händedruck Luft gemacht hätte.

In einigen Sälen sah ich poetische ausmunternde Blicke, die aus langen zerissenen Locken schwärmerisch in die Zuschauer fuhren, dazu nannte man mir wohlklingende, mitunter bekannte Namen, wie z. B. Lady Athol, Miß Marton, die Herzogin ——. Aber Herr von Raumer wird uns das Alles sagen, da er hier seit Jahr und Tag einen bändereichen Katalog anfertigt von den Mittagsessen, Gesellschaften und Bällen, zu denen er eingeladen worden.

Die londoner Routs sind wirklich nicht so verächtlich, wie man sie ausschreit. Ich möchte sie allen pariser Gesellschaften

von gutem Tone durchaus vorziehen. Man ist frei darin, man bewegt sich in der Masse als ein Atom, und wenn man fremd ist, so thut es Einem herzlich wohl, daß sich keine Seele um Einen kümmert, daß man Niemandem auffällt, Alle ohne Umstände betrachten, beliebäugeln, ja selbst anreden kann. Die Damen sind voll Huld und Unbefangenheit, gar nicht solche Zierassen wie die Pariserinnen, die pretentiös zuerst Bewunderung ihrer Selbst, und dann ihrer Toilette und Gesellschaftstalente fordern. Die meisten wallen wie freundliche Erscheinungen umher, die gar nichts Arges daran finden, einen Herrn um seinen Arm zu bitten, ein Gespräch anzuknüpfen, oder wohl gar gedankenlos die Hand auf den ersten besten Stuhl zu legen, um bequemer ein Concerto anzuhören oder ein Spiel mit anzusehen. Wenn man das sieht und eben aus Frankreich kommt, wo die Gassendienen selbst aus Furcht, ihre Frisur könne Schaden nehmen, das „ne me touchez pas" stets im Munde führen, so denkt man, der Himmel sei eingefallen, oder den Sterblichen wenigstens über den Hals gekommen.

Das Leben ohne Schranken und in beliebigster Freiheit ist offenbar das Beste und Originellste an der englischen Nation. Die ganze Masse, alle Stände sind darin einig, man müsse sich nicht selbst, noch weniger Andern zur Last werden. Geht, sucht und amüsirt euch, sagen sie, geht und seid wie die Kinder, die sich freuen, wenn ihr Herz lacht. Leider sind jedoch die meisten Briten Grillenfänger und Egoisten, sie lachen nur selten und bei besondern Anlässen.

Habe ich die londoner Routs recht verstanden, so dienen sie eigentlich blos dazu, um sich aneinander zu reiben. Letzteres im buchstäblichen Sinne des Worts. Diejenigen, die sich kennen, drücken sich im Begegnen die Hand oder sprechen zwei Worte. Im Ganzen aber bewegt man sich ohne Geräusch und hört die Musik und dem Geflüster der Satinkleider zu. Bekannte Personen bilden Gruppen, ausgezeichnete Schönheiten Divankreise und Klatschkränzchen. Doch Alles dies umwogt und leichtseetig umgaukelt von Dandys und Nichtsfashionables. Der gute Ton bedingt weniger das Kleid als die Eleganz. Aeußerste Sauberkeit, äußerste Einfachheit sind am gesuchtesten und auch wohl am zweckmäßigsten. Ich glaube, anführen zu müssen, daß nur wenig Ausländer sich nie bemerkbar machten, es scheinen deren nicht viel hier zu sein.

5.

Die Engländer sind ein ausgemachtes Volk überkluger Narren. An den einfachsten Dingen, an dem Alphabet der Politik eines liberalen Staates mit Vernunft- und Menschenrechten zerbrechen sie sich ein Jahrhundert lang die Köpfe. Sie haben Sprech- und Druckfreiheit, sie haben eine Habeas-Corpusacte, sie haben ein freies Parlament, das die Minister ein- und absetzt, sie haben endlich Demagogen, die wie Könige einhergehen und sich charlatanisch huldigen lassen, und doch muß man es erleben, daß nach unzähligen, periodisch seit Elisabeth wiederkehrenden Kämpfen, eine Hand voll Vorurtheile und chimärischer Privatrechte die gesellschaftlichen Bande mit Auflösung bedrohen. Ein protestantischer Kleeus, der, wenn er heute von der Liste der Lebendigen gestrichen würde, morgen nicht im geringsten vermißt würde, und ein Dutzend Lords, die sogenannte Consequenz haben und der Meinung sind: nur das Alte sei gut und ehrwürdig und alles Neue zu verdammen, halten drei Länder im Schach. Der Kaiser von Rußland, der doch ein Tyrann an der Themse genannt wird, würde sich schämen, seinen Unterthanen so wenig zu bewilligen, als die Irländer von ihren Unionsfreunden fordern, ja der Sultan selber, der doch ein Türke und den Ungläubigen Verderben schuldig ist, war in der letzten Zeit toleranter als die Pairs des britischen Oberhauses, die sich Weltbürger des Continents nennen.

Ich habe den englischen Wohlthätigkeitssinn ganz begriffen. Er ist synonym mit der Großmuth des Dey von Algier, der einmal, wie ich lese, eine Kopfsteuer sammelte, um seinen Unterthanen Geschenke zu machen. Das Parlament votirt ganze Auflagen für die Armen, läßt aber weislich die Quelle dieser Armuth ganz ruhig fließen und zum Bach und Strome werden, aus Furcht, einer alten Pergamentrolle zu schaden. Es ist wahrhaftig noch nichts reformirt worden durch die Reform, John Bull hat blos die Ehre gehabt, einigen Highteries die Fenster einzuwerfen, wofür er hernach den Glaser bezahlen mußte.

Das Alles hat seinen Grund in dem britischen Phlegma, in der übermenschlichen Geduld. So oft die Leute in Westminsterhall nur etwas Weniges nachgeben, — denn das geschieht allemal nach fürchterlichem Schießen und Fechten, so daß man glauben könnte, die Weltrare drohe darüber zu brechen — gehen die Petitioners heim und schlafen und trinken Wachholder. Sie haben ihr Recht gebraucht, sagen sie, sie haben triumphirt, denn die Lords, die Herren, haben „Concessionen gemacht." (D. B. f.)

Notizen.

[Halévy.]

An die Stelle des verstorbenen Reicha ist Halévy (Componist der Jüdin) in die Akademie der schönen Künste aufgenommen worden. 10.

[Temperatur in Frankreich.]

Die Hitze war in Paris in den ersten Julitagen fast unerträglich. Sie stieg bis auf 25 Grad. Auch aus den Departements treffen in dieser Beziehung traurige Nachrichten ein. Die Dürre versengt alle Feldfrüchte. Zu Bordeaux zeigte der Thermometer schon am 30. Juni Mittags um 2 Uhr 27 Grad. Zu Orleans war die Hitze am 1. Juli 28 Grad, welches seit dem Sommer-Solstitium der höchste Punct war. Zu Lyon fängt das Brunnenwasser an zu versiegen, und der Maire hat den Befehl erlassen, daß aller Bedarf an Wasser, das nicht zum Trinken bestimmt ist, aus der Saone und Rhone geschöpft werden solle. Ein junger Mann, der bei Agen dem Postwagen, den er versäumt hatte, nacheilte, starb vor Erhitzung trotz aller angewandten Hülfe. 10.

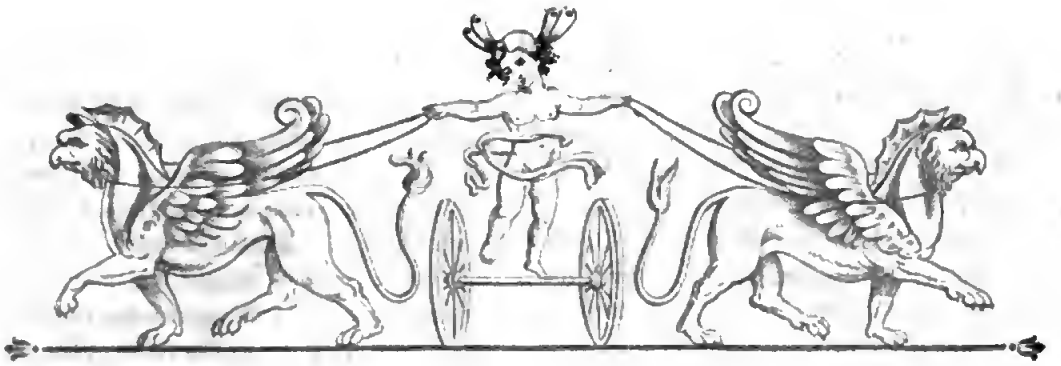
[Notabilitäten auf Reisen.]

Karl Spindler, der fruchtbare Romanschriftsteller, ist nach Zürich gegangen, angeblich, um in den dortigen Bibliotheken nach Stoff zu einem neuen Romane zu suchen.

Prokesch, Ritter von Osten, der geistvolle Verfasser der „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien", ist aus Griechenland, an dessen Hofe er als bevollmächtigter Botschafter des wiener Cabinets fungirt, nach Konstantinopel abgereist, um die schöne Jahreszeit dort zuzubringen. Möchte er Muße finden, mit den Früchten seines dortigen Aufenthalts in seiner eigenthümlichen Darstellungsweise später das deutsche Publicum zu erfreuen. 3.

Berichtigungen.

In Nr. 137. d. Z. in einer der Notizen lies quel, st. quelle; in Nr. 149 in der letzten Notiz miraculenx st. miraculeuse.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 160. — den 16. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Baß.

Ephraim Moses Kuh.

Ein biographisches Gemälde.

(Fortsetzung).

Nue eine Stimme herrschte des andern Moegens untee Denen, die jetzt die Synagoge verließen, über die ausgebreitete Gelehrsamkeit und den glänzenden Witz des fremden Polen. Moses Daniel wae nicht wenig stolz darauf, duech die demüthig geüßenden Geuppen den Polen mit zum Feühstück nach Hause zu nehmen, (denn vor dem Frühgottesdienste durfte Niemand irgend eine Speise übee seine Lippen bringen). Kaum zwei Stunden darauf setzte man sich zum Mittagsessen niedee, wo sich dann die Gebeäuche von gestern Abend mit geringen Abänderungen wiederholten.

Nach Tische befahl der Vater seinen Söhnen, die sich vorher duech Handanflegen von ihm und dem Polen hatten segnen lassen müssen, sich nun auch von letzteem examiniren zu lassen. Mit besonderem Wohlgefallen hörte der Vatee dem Vortrage seines Sohnes Ephraim zu; und als ee sich nun entfernt hatte, sagte ee zu dem Polen: „Was durch die dürftige Lage meiner Eltern an mir versäumt wurde, das will ich, da Gott mie dir Mittel dazu geschenkt, an meinem Sohne Ephraim einbringen; ee soll mir, will's Gott, Rabbine weeden, ich will dann gern meine Angen schließen, wenn ich nue meinen Sohn geehrt und hochgestellt unter unsern Glaubensgenossen gesehen habe. Sehet, hiee auf dem eesten Blatte meines Chumesch (Pentateuch) steht's, ee ist jetzt gerade neun Jahe alt, denn ee ist 5491 seit Eesch. dee W. (1731 n. Ch.) geboeen; nicht wahr, es ist noch nichts an ihm veesäumt, ee kann noch ein tüchtigee Rabbi weeden?" schloß der Vatee, einer bejahenden Antwort verlässig. Dee Pole eegoß sich nun mit geoßem Wortreichthum übee die schönen Erwartungen, zu denen die schaefsinnigen Bemerkungen, der lebhafte Geist und dir staunensweethen Kenntnisse des Knaben berechtigten. „Alles, was ee weiß," sagte Moses, „hat ee von dem alten, küezlich veestoebenen Lehrer, der jetzige ist zu gemächlich und eingebildet. Doch — ich habe mit Euch etwas zu sprechen, das ich heute nicht darf, Ihr kommt doch moegen gleich nach dem Frühgottesdienste zu mie?"

Der Pole bejahte und entfernte sich bald nachhee, als ee bemerkte, daß Moses jetzt seine Sabbath-Siesta genießen wolle. — Nicht lange voe Sonnenuntergang saßen die Notabeln der Gemeinde, und untee ihnen Moses Daniel, bei dem Rabbinen, und genossen ein einfaches Schlußmahl, das in Fisch und Beot bestand. Man wirderholte sich die heute gehörten frappanten Schriftauslegungen und kam dann natürlich auf deren Urheber den Polen selbst zu speechen, einstimmig wae das Lob über ihn, und selbst der auf seine eigene Autorität wohlbedachte Rabbine konnte sich dessen nicht eeweheen. Das bestäekte Moses Daniel nue noch mehe in seinem Vorsatze. — Des andern Moegens wae ee mit seinem Gaste bald dahin übereingekommen, daß diesee nun bei ihm bleiben, und außee gnter

Digitized by Google

Kost, Kleider ꝛc. auch noch eines mäßigen Salairs und reichliche Geschenke gewiß sein dürfe. Dafür sollt er die Knaben, vornehmlich aber den jungen Ephraim, sorgfältig unterrichten und zum Segen und Gedeihen des Hauses fleißig selbst in den heiligen Büchern studiren.

Von früh Morgens an saß nun Ephraim mit seinen Brüdern bei dem Polen, R. Chananel genannt; meist zerstreut ließen sie ihn seinen Vortrag vollenden und mußten dann stotternd und unwillig denselben verschiedene Male wiederholen; dennoch gelang es nach und nach nicht selten dem Polen, die Aufmerksamkeit seiner Schüler festzuhalten. Sein Lehrgang war ein eigenthümlicher. Wenn man früher den eigenen Inhalt der Bibel meist mit den Anlagerungen der Commentatoren zugleich, oder, mit dem Thalmud beginnend, erst aus diesem kennen lernte, so wählte er jetzt einen andern Gang. Er lehrte seine Schüler unvermerkt die Grundregeln der ebräischen Grammatik, deren Studium damals noch hoch verpönt war, und ließ dann die heilige Schrift in ein wenn gleich corruptes Deutsch, doch nach dem natürlichen Wortsinne übersetzen. Eine deutsche Uebersetzung konnte er dabei nicht zu Rathe ziehen, da, wenn man ein deutsches Buch bei ihm gefunden, er unfehlbar für einen Abtrünnigen gehalten worden wäre, auch konnte ja der Pole nicht deutsch lesen; die später so folgenreiche weil mit ebräischer Schrift gedruckte Mendelssohn'sche Bibelübersetzung war damals noch nicht erschienen. Zwar versäumte der Pole auch nicht, dem Willen des Vaters gehorsam, die verschiedenen Paraphrasen und Wortkünsteleien der Commentatoren hinzuzufügen, dennoch aber ließ er stets deutlich genug den Grundtext als Mittelpunct des Ganzen erkennen, und verlor sich nicht in müßigen Excursen und Haarspaltereien. So mochte er etwa ein Jahr lang die Knaben zur Zufriedenheit Aller unterrichtet haben; Niemand ahnte, daß hier ein Grund gelegt worden, auf dem das zu errichtende Gebäude der strengen Orthodoxie haltlos zusammensinken müsse, als R. Chananel bemerkte, daß die wohlwollende Gewogenheit seines Herrn sich in scheue Zurückgezogenheit und Kälte zu verwandeln begann. Schon stiegen düstere Ahnungen in ihm auf, und lange und vielfach überlegte er, ob er einer Erklärung seines Herrn zuvorkommen oder sie abwarten solle.

Eines Sabbath Nachmittags, nachdem Ephraim den Wochenabschnitt aus der Bibel sammt den Commentaren im Beisein des Vaters und Lehrers vorgetragen, ward er von dem Vater auf die Gasse geschickt, um dort zu spielen. „Ich bin sehr zufrieden mit Euch," redete dann Moses den R. Chananel an, „Ihr lebt religiös in meinem Hause, wie es sich einem Manne Eures Standes geziemt, Ihr unterrichtet meine Kinder, wie ich es von Euch erwarten konnte, aber schon viele wurden getäuscht, die festesten Stützen der Synagoge, die polnischen Rabbinen selbst hat man schon wanken gesehen. Die Aufgeklärten — ihr Name werde vertilgt von der Erde — nehmen stets mehr überhand und befördern den baldigen Untergang unserer heiligen Religion, wenn nur Gott, gelobt sei sein heiliger Name, mich vorher zu sich ruft, eh' ich solches an meinen Kindern erleben sollte." Die schwer verhaltenen Thränen — denn es ist Sünde, solche am Sabbath zu vergießen — erstickten die Stimme des frommen Vaters, und schweigend verhüllte er sein Angesicht. „Man hat Euch mein Lebensschicksal nur halb oder falsch erzählt, ich will offen und unumwunden zu Euch reden, und Ihr mögt dann urtheilen, ob Ihr meinetwegen solchen Befürchtungen Euch hingeben dürft," begann jetzt R. Chananel und schlug die vor ihm liegende Bibel, auf welche er aufmerksam zuhörend seinen Blick eingegraben hatte, zu. „Mein Vater," fuhr er dann mit scheinbarer Ruhe fort, „war einer der vermögendsten und angesehensten Männer unter den Juden in Warschau. Alles wurde aufgeboten, um mich von frühester Jugend an zum gelehrten Thalmudisten zu bilden; ich durfte mich nicht des geringsten Geschäfts im Hause oder in der Familie annehmen, sondern nur wechselsweise bei dem Rabbinen oder auf meinem Zimmer in den heiligen Büchern lesen. In meinem 14. Jahre verheirathet starb meine Frau nach einer vierjährigen kinderlosen Ehe, ich heirathete zum zweiten Male und hatte das Glück, zwei liebliche Knaben zu besitzen. Nicht lange nach der Geburt meines Hillel traf ich eines Mittags einen jungen Christen auf der Thürschwelle meines Zimmers eingeschlummert; als ich ihn erweckte, warf er sich vor mir nieder und küßte meine Füße als die eines Engels oder Propheten. Es sei ihm jetzt klar, erzählte er, als ich ihn endlich halb zur Besinnung brachte, es sei ihm jetzt klar, warum er seinen Oheim so sehr gebeten habe, meiner Frau das Geld für die gekaufte Waare bringen zu dürfen. Er habe es aber noch bei sich, denn die wonnigtraurige Melodie meines Vortrages habe ihn gleich beim Eintritte ins Haus mit magischem Zauber ergriffen, das sei himmlische Macht, in seinem Schlafe habe es ihm geträumt, er sei Jude geworden, habe auch in den heiligen Büchern studirt, und die Engel des Himmels seien zu ihm herabgekommen und hätten ihm die verborgensten Geheimnisse der Welt eben offenbaren wollen, als er erweckt worden. — Ich will Euch mit all' den Hin- und Widerre-

Digitized by Google

den nicht beläſtigen; es half nichts. Chulicki, ſo hieß der junge Anhänger der unterdrückten Diſſidenten, kam von nun an täglich zu mir, ſetzte ſich in den für meinen Vater bereitſtehenden Lehnſeſſel, ſchloß die Augen, und dann mußte ich ihm ein Stück aus dem Thalmud vorſagen; er verſtand nichts davon, aber der eigene Klang der Worte, ſagte er, berühre ihn wie Himmelsmuſik, und wenn ich aufhören wollte oder mußte, fuhr er oft haſtig ſtrampfend, und ſtammelnd wie aus einem Traume auf. Lange war ich über dieſes Ereigniß unklar, dennoch widerſtand ich kräftig den Bitten Chulicki's, ihn in unſere Religion aufzunehmen, oder ihn wenigſtens die heiligen Gebräuche zu lehren, damit er ſie einſtweilen halten könnte; er wollte ſich allen Prüfungen unterziehen, ich aber widerſtand. Da fiel es mir eines Tages nach ſeinem wiederholten ſtürmiſchen Verlangen wie Schuppen von den Augen, es war mir unzweifelhaft, die Seele eines wahrhaft frommen Iſraeliten iſt einer ſchweren Sünde halber in dieſen Chriſtenleib gefahren, und wartet nun der Erlöſung durch mich. Ich trug den ganzen Hergang der Sache unſerm vielerfahrenen älteſten Rabbinen vor, und dieſer beſchwor mich, doch ja nicht zu verſäumen, die ſchon 19 Jahre gequälte Seele, die vor der Rückkehr in unſere heilige Religion keine Ruhe finden könne, baldigſt zu erlöſen." (D. F. f.)

Auf Carrel's Tod.

Von Ludwig Wihl.

Am Geſchick möcht' ich mich rächen,
Das uns Armand Carrel nahm;
Fließet Thränen, fließt in Bächen,
Herz, o Herz, verblut' in Gram!

Mußte grad' das Herz erliegen,
Das für Freiheit war erglüht,
Dem nach tauſend ſchweren Siegen
Tauſend Lorbeern ſind erblüht;

Deſſen Worte Schlachten waren,
Die er für die Freiheit ſchlug, —
Deſſen Worte Schlachten waren
Bis zum letzten Athemzug.

O, daß ich nur könnt' erwecken
Solch ein Herz aus Todesſchlaf! —
Frankreich, welch ein großer Schrecken
War es, der Dich plötzlich traf!

Deine Freiheit ſteht am Grabe,
Ganz verzweifelt iſt ihr Blick;
Wehmuthstränen läßt als Gabe
Sie beim Scheiden nur zurück.

Länger als aus Erz wird dauern
Carrel's Thaten-Monument,
Und die Nachwelt wird noch trauern,
Wenn man ſeinen Tod ihr nennt.

Frankfurt a. M., Ende Juli 1836.

Deutſche Romane.

8. Anna von Koburg. Hiſtoriſcher Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack, 1836. — 8.

Keine von allen Erzählungen, die in Deutſchland dutzendweiſe zu Tage gefördert werden, dürfte den Namen eines Romanes weniger verdienen als die vorſtehende. — Aus einer Anzahl von Chroniken-Auszügen und einer dürftigen Fabel hat die Verf. das Werkchen zuſammengeſetzt, ohne ſich ſonderlich darum zu bekümmern, in wie fern die Sachen zuſammenpaſſen, oder nicht. Die geſchichtliche Epiſode iſt weder bedeutend noch anziehend genug, um das Intereſſe zu feſſeln; und was die Phantaſie der Verf. dazu gethan, iſt eben nicht geeignet, dem Hiſtoriſchen Reiz zu verleihen. Daß ſie ſich hinſichtlich der Thatſachen ſtreng an die Geſchichte gehalten, iſt allerdings wahr; aber es iſt eben ſo wahr, daß nicht jedes geſchichtliche Factum zum Romane paßt. So iſt denn der Charakter der Herzogin Anna in ſeiner hiſtoriſchen Düre eine ganz unfreundliche Figur; leichtfertige und gewiſſenloſe Weiber von dieſem Genre ſind zu gewöhnlich und alltäglich. Hat nun die Verf. nichts zur Erhebung ihrer Hauptfigur gethan, ſo hat ſie dagegen andere Charaktere, wie z. B. den Grafen Scotus, der durch ſeine Charlatanerien à la Caglioſtro eine ſo wichtige Rolle in jener Zeit ſpielte, ganz fallen und in ſich ſelbſt verſtachen laſſen. Selbſt die Sprache iſt einförmig und reizlos. Grattan hat in ſeinem neueſten, ecceſſlichen Romane „Agnes von Mansfeld" Stoff und Perſonen unendlich beſſer behandelt und dies iſt ein Grund mehr, daß die obige Erzählung ſpurlos verſchwinden wird. — R. B.

Correſpondenz.

Eine Saiſon in London. (Beſchluß.)

[Prognoſticon. Concert in der Paulskirche. Lord-Mayorzug. Schluß.]

Es iſt ein Mirakel, daß ein ſolches Volk in der Geſchichte Epoche machte und Wohlſtand und bürgerliche Freiheit, erwang, die franzöſiſchen Regierungen wünſchten ſich kein beſſeres, um zum Deſpotismus zu gelangen.

Nach meiner Meinung hält der gute Geſchäftsgang, der Handel und die Induſtrie das Staatsgebäude zuſammen, denn die Städte bilden die Phalanx in politicis und in den Städten die Krämer, Banquiers, Schmiede und Gevatter Handſchuhmacher, welche immerdar: Altengland hoch! ſingen, ſo lange ihr Schornſtein raucht. Der Lieferant befindet ſich wohl dabei, er leidet weder unter der Ariſtokratie noch unter dem Plebs, der in ſeinem Solde ſteht.

Plebs und Adel ſind factiſch allein in der Arena, und wenn ich mir den Vergleich erlauben darf, ſo ſage ich: Jener iſt der Stier und dieſer der Toreador, der mit Waffen verſehen iſt. Das Ende wird ſein, daß der Fechter eine Blöße gibt und von dem gereizten Thier durchbohrt wird, und das iſt dann der Augenblick der leibhaftigen Reform, welche die Intelligenz vergeblich reclamirt.

Bis dahin war England zu glücklich und zu reich, um nachgiebig und tolerant zu ſein. Es hat aber doch ſeinen Zuſtand legaliter verbeſſert und unter den Ständen zu paralyſiren angefangen. Was O'Connell nicht durchſetzt, erreicht einmal ein anderer Tribun, gleichviel welcher. Die Zeit läßt ſich dafür nur nicht beſtimmen.

Ich war heute in der St. Pauls Kirche, wo ich die ganze Nobility im Chor verſammelt fand, ein kirchliches Concert

Digitized by Google

zum Besten der armen Predigersöhne anzuhören. Neuer Unsinn aus alten Zeiten, daran andächtig gehalten wird, denn es ist eine bekannte Sache, daß die ganze Geistlichkeit zureichend fundirt ist und nichts weniger bedarf als der Unterstützung. Da man mir sagte, daß der Lord Mayor mit seiner antiken Suite in Paradekarossen kommen würde, das Fest mit seiner Gegenwart zu beehren und hernach einem Gastmahl der Prediger beizuwohnen, so durfte ich ein halbes Pfund nicht achten. Weniger als ein halbes Pfund geruhten die geistlichen Herrn nicht anzunehmen, vielmehr hatten sie an alle Eingangsthore Hanswürste mit Livreen gestellt, die eigne Aushängeschilder trugen und männiglich benachrichtigten, wie viel für den ersten, zweiten und dritten Platz zu entrichten sei. —

„Entrance for auditors spending Gold" *). Mit dieser Bannformel könnte man auch den musikalisch deutschen Schöngeistern die Lust vertreiben zu einem Händel'schen Oratorium. Ein solches wurde hauptsächlich gegeben und darnach psalmirt und gepredigt, wie an einem gewöhnlichen Festtag. Die Kirche kam mir so leer und prosaisch vor gegen ihr Modell die Peterskirche, daß ich vermeinte, in einer großen Scheune zu sein. Nur hier und da steht an den grauen unbemalten kahlen Wänden ein Monument eines Admirals oder Staatsmannes, um die Monotonie zu unterbrechen und den Augen etwas zu sagen. Das Aeußere des Gebäudes imponirt dagegen, auch ohne Particus, mehr denn des Papstes Dom, weil die Architektur unendlich reiner, die Säulen alle freistehend und die Linien und Simse nicht wie dort gebrochen und verbaut wurden.

Als die Majestät der City sich näherte, stand ich auf der Kirchentreppe in Mitte eines Haufens hübscher Weiber, die alle ihr Pfund Sterling dem Klerus darbeachten. Die Wagen, große antike goldene Käfige mit Purpurschabracken und Wappen, luden ihre Herrlichkeiten am Gitter aus, von wo sie dann in stattlicher Procession an mir vorüber durchs Mittelschiff der Kathedrale zogen, um Platz im Chor zu nehmen. Der Hofstaat war zahlreicher und bunter als der eines cölnischen Karnevalkönigs, der dagegen etwas lustiger ist. Sobald alle rothen und schwarzen Mitglieder postirt waren, schloß der Marschall das Gitter und stellte die lebendigen Heroldstatuen, die die Stadtinsignien, nämlich die ungeheure scepterähnliche goldene Kronkeule und das Amtsschwert tragen, vor den Eingang.

Die armen Pfarrerssöhne haben fünftausend Pfund Sterling aus ihrem Concert gezogen, und doch nur halb soviel höchstens für das darauf gefolgte „festival" bezahlt, das natürlich der nothwendigste Grund zur Anrufung des öffentlichen Wohlthätigkeitssinnes war. Es fällt in die Saison, folglich ist es Mode.

Vom gottesdienstlichen Concert, das mir zu lang dauerte, weil die Engländer noch einmal so viel Lieder singen als die Preußen, begab ich mich per Omnibus über meine geliebte gothische Abtei, die englische Persepolis, nach dem sternförmig gebauten Penitentiarkarzer Bentham's, ein Gefängniß, darin die Leute im Schweigen und Arbeiten geübt und, wie man glaubt, gebessert werden, und der schönen Vauxhallbrücke, allwo ich erfuhr, daß großer Blumen- und Weibermarkt im Thrmsetivali gehalten werde.

Wo die Frauen walten, da ist der Mai. O wie war ich froh, daß ich aus den lärmvollen Straßen der City stramab gerudert war in das grüne Paradies von Southwark. Hier schlürfte ich die Wohlgerüche und die Schönheiten von ganz Westend in einer Stunde ein, Tulpen und Herzoginnen, Nelken, Rosen, Hyazinthen, Ladies von allen Farben, eine hübscher und voller, lieblicher als die andere. Zuletzt kaufte ich mir für zwei Shilling ein kleines, kleines Töpfchen mit einem einzigen knaspenden Röschen, das eine schöne Hand verlassen hatte, und trug es verliebt nach Hause, wo es am Fenster stehen mag, bis ich wieder nach Frankreich und nach Deutschland gehe. —

Ja nach Deutschland! denn ich habe plötzlich wieder Hunger nach blauen Augen, Ehrlichkeit, Wohlfeilheit und deutscher Luft und Sprache bekommen. Lauter köstliche unschätzbare Dinge, die auch die Menschen von Albion zu lieben wissen. Sie werden sehen, an einem frühen Morgen, wenn hier die Commoners noch um des Sprechers Perücke gelagert sind und die millionen Mal debitirten Phrasen von Elend, Druck, Ungleichheit und Monopolismus den Ministern in die Schuhe gießen, habe ich mit der Civilisation von Brougham und Grey gebrochen und bin auf der Retirade zum Royalismus der Gazette de France, die in Constantinopel redigirt wird. —

Aprapos! Sie werden gelesen haben, daß der Sultan einem schmarotzerischen Pacten hundert Hiebe auf die Fußsolrn geben ließ, mit der höflichen Vermerkung, wenn er nichts Bessres zu thun habe denn Halleluja zu singen und Weihrauch zu verbrennen, als wozu der Mufti und sein Regiment besoldet würden, so könne er die Zeit fortan mit Nichtsthun verbringen.

Dem Großherrn geht es leider wie es schon vielen Königen der Erde erging, er wurde am Abende seines Reiches clairvoyant. Vielleicht lassen ihn die emancipirten Türken dafür auf einem dem Platz Louis XVI. analogen Orte ihrer Hauptstadt den Kopf abschlagen und inseriren dann die Neuigkeit in den Staatsmaniteuer drr — Republik. O eine türkische Republik! Der Gedanke ist ein Tarantelstich. Wir könnten wohl unsere bankerotten Simonisten und Utopisten in Triest und Marseille einschiffen und dafür Levanteknaster und Cypeenwein eintauschen.

Wohin bin ich von der St. Jamesbrücke gerathen? Gute Nacht Vaterland der Reflexionen, gute Nacht, Deutschland!

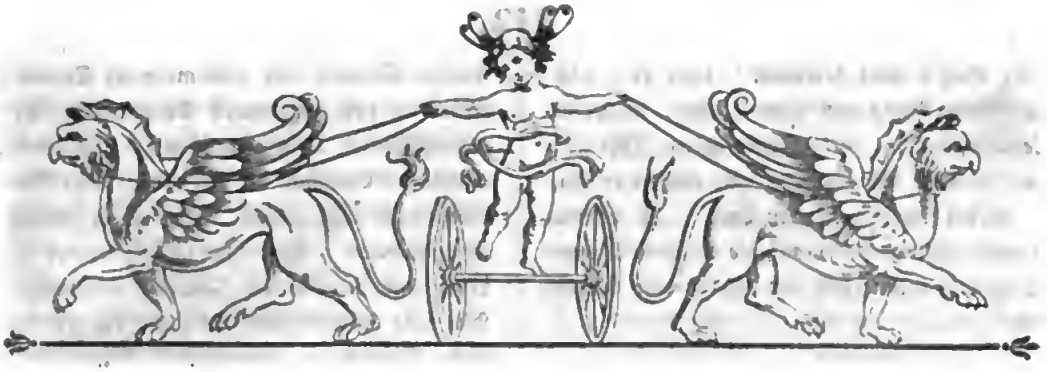
*) An dieser Thüre wird blos Gold gegeben.

Notiz.

[Die feindlichen Brüder.]

Der Prinz von Capua und seine Gattin, die schöne Penelope Smidt, nachdem sie auf allen Punkten Italiens, wo sie landen wollten, auf Befehl oder Veranlassung des Königs von Neapel zurückgewiesen worden, sind wieder in Marseille angelangt, und es scheint, daß sie ihren Wohnsitz dort so lange aufschlagen wollen, bis günstigere Umstände eintreten. Da es bekannt ist, wie sehr beide Brüder, der König und der Prinz, sich früher liebten, so fällt es auf, daß noch keine Versöhnung Statt gefunden. Allein das Räthsel löst sich, wenn man auf den ursprünglichen Grund ihrer Uneinigkeit zurückgeht. Schon vor des Prinzen Verbindung mit Penelope pflegte der König ihn oft mit seiner romanhaften Liebe zu dieser Dame aufzuziehen. Eines Tags gerieth der Prinz, der sehr heftig ist, darüber in solchen Zorn, daß er irgend ein Geräth ergriff und es nach dem König schleuderte. Die Königin, Frieden stiftend, eilte herbei und warf sich zwischen die zornentflammten Brüder. In der Hast stieß sie sich an und verletzte sich dergestalt, daß sie von diesem Tage an zu kränkeln begann und endlich in Folge dieser Beschädigung starb. Man urtheile nun, ob der König, der seine Gemahlin unaussprechlich liebte, seinem Bruder verzeihen kann, eh' eine Reihe von Jahren diesen schmerzlichen Eindruck geschwächt hat. S.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 161. — den 18. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ephraim Moses Kuh.

Ein biographisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

„Ich will es kurz machen," — fuhr Chananel fort — „nach einigen Monaten wurde Chulicki von einem kleinen Synedrium, worunter der alte Rabbi und ich, nächtlicher Weise nach einem nennmaligen Untertauchen in frisches Quellwasser in unsere Religion aufgenommen. Bald aber wurde durch die Fahrlosigkeit Chulicki's, der zu entfliehen zögerte, die Sache entdeckt, Chulicki wurde verhaftet, ich wurde für vogelfrei erklärt und mußte Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen, um mein armseliges Leben zu retten. Glücklich war ich über die Gränze gekommen, dafür aber wurde nun mein unschuldiger Vater und der alte Rabbi ins Gefängniß geworfen, man forderte ein für die Gemeinde unerschwingliches Lösegeld für sie, aber Gott der Herr erlöste sie; denn sie starben bald, und mein ganzes väterliches Vermögen wurde confiscirt. Nach vielen Leiden und Mühseligkeiten kam ich nach Berlin, wo ich von R. Isaak Nachman in sein Haus aufgenommen wurde." — „Da erzählte man mir," fiel der bisher aufmerksame Moses Daniel ein, „daß Ihr Euch öffentlich leichtfertige Aeußerungen über unsere heiligen Gebräuche erlaubt, und daß Ihr nur durch die Entfernung von Berlin dem Cherem (Kirchenbann) entgangen seid." Die vollen Brauen des Polen zogen sich bei diesen Worten finster zusammen, doch schnell fuhr er sich mit der ganzen Hand, von der Stirn bis zum Kinn, über das Gesicht, und wieder traten seine ruhigen gefaßten Züge hervor. „Ich gewann in Berlin allerdings andere Ansichten über unsere heilige Religion," sagte er, sich mit beiden Händen stolz den Bart zurechtlegend, „ich hätte allerdings meinen jungen Dissidenten jetzt anders belehret, aber meine Grundsätze sind gewiß nicht minder religiös und auf die heil. Schrift gegründet. Bei einer öffentlichen Disputation suchte ich nur die Ignoranz eines Rabbinen, die er durch Zelotismus verdecken wollte, klar darzulegen; ich siegte, und nun war ich ein Ketzer. Ich hätte mit weniger Hitze dabei zu Werke gehen sollen, aber warum sollte ich ahnen, daß man mich der Irreligiosität zeihe? Ich war fremd und schwach, mußte den Wanderstab ergreifen und gelangte in Euer gastliches Haus. Mein Blut ist seitdem kälter geworden, ich lasse die Mächtigen schalten, Gott der Herr, gelobt sei sein Name, wird's lenken nach seinem Wohlgefallen, ihm ist Alles anheimgestellt, ich will seinen Rathschlägen nicht vorgreifen, ich lebe still und ruhig, wie sich's für einen Israeliten geziemt, und lehre nichts als den reinen Inhalt unserer Religion, wie Ihr Beweise genug haben werdet." Ein besserer Physiognom als Moses Daniel hätte leicht bemerkt, daß diese rasch hinter einander ausgesprochenen Worte, von einem Zucken der Gesichtsmuskeln begleitet, wohl noch ein anderes enthüllten, als der Pole bestimmt darlegen wollte. Moses aber bat R. Chananel, der den Blick zur Erde geheftet da saß, tausend Mal um Ver-

Digitized by Google

zeihung: „Laßt Euch's nicht betrüben," sagte er, „ich konnte nie im Ernste Arges von Euch denken, ich werde gewiß den Verleumdern nie mehr Gehör geben, Ihr sollt bei mir bleiben, so lange Ihr wollt." So tröstete er ihn, und Alles ging wieder seinen bisherigen Lauf. R. Chananel blieb noch einige Jahre, bis er auf die erhaltene Amnestie in seine Vaterstadt zurückkehrte und daselbst eine Rabbinenstelle antrat.

II.

(Das Leben. Die Literatur.)

Jetzt begann auch eine der bedeutendsten Markscheiden im Leben Ephraim's. Den Sabbath darauf, nachdem er das 13. Jahr erreicht hatte, las er vor der ganzen versammelten Gemeinde den Wochenabschnitt aus der Thorah in der Synagoge vor, und bei dem hierauf veranstalteten Festmahle zeigte er in einer sorgsam einstudirten Controverse seine Kenntnisse in den gelehrten Materien. Es wurde nun berathschlagt, ob Ephraim auf die große Thalmudschule in Prag, Preßburg oder Warschau ꝛc. gesendet werden sollte, um dort die höhere Weihe rabbinischer Schriftgelehrsamkeit zu empfahen; aber dieser erklärte seinem Vater entschieden, daß er nun und nimmer den für ihn gewählten Lebensberuf mit Liebe erfassen könne. Wir lassen es dahingestellt, ob er schon damals das volle klare Bewußtsein über die Folgen dieser Entschiedenheit besaß, und welchen Antheil der Unterricht des R. Chananel hierbei haben mochte; wir berufen uns auf die Einwirkung jenes Sokratischen Daimonions, das in dem Leben so vieler ausgezeichneter Menschen sich kund gibt. Nur nach wiederholten Einreden gab Moses trauererfüllt seinen Lieblingswunsch auf. Ephraim wurde in das wohl nicht sehr regelrecht merlantilisch eingerichtete Comptoir des Vaters aufgenommen und mußte das heilige Versprechen ablegen, in den Feierstunden seine früheren Studien nicht zu verabsäumen. — An einem großen Buche saß er nun Tage lang und copirte ebräische Briefe, es war eine ganz neue Welt, die dem angehenden Jünglinge sich hier darstellte. Hatte er bisher nur gelernt, widersprechende oder unzusammenhängende Schriftstellen zu embriciren, so war jetzt für ganz andere Realitäten der gemeinschaftliche Nenner zu finden; bemaß sich ehedem die Autorität und Wichtigkeit eines Mannes nach den ihm zu Gebote stehenden Schriftstellen, so gründete sich hier das Renommé auf die zu Gebote stehenden Geldmittel; die Concurrenz zwischen dem Hause (der Schule) Samai und Hillel trat in den Hintergrund, dafür kam die mit dem gegenüber wohnenden Nachbar Samuel Levi desto mehr zur Sprache; die Fundgruben in den verborgenen Schachten der Casuistik blieben unberücksichtigt, dafür erschlossen sich nun andere. Alles das mochte auf Ephraim, der das Leben, seine Beziehungen und Bedürfnisse nicht geahnt, viel weniger gekannt hatte, mächtig einstürmen. Er mochte fühlen, was es heiße, das ganze Leben und Treiben der Jetztwelt starrsinnig zu ignoriren. Wie viele tausend Rabbinen, die den jetzt von ihm verlassenen Studiengang unverrückten Auges ihr ganzes Leben verfolgten, mußten so folgerecht alle Anforderungen der Zeit verdammen und verfluchen; der Geist der Zeit, ihnen durchaus unbekannt, erschien nur als unheiliges Gespenst, das in die Mitte der versammelten heiligen Geister hereintrage. Sie hatten sich losgeschält von der Außenwelt, lebten und webten nur auf dem Boden der Schrift. Ihre schacherenden Frauen und die sie verehrende Gemeinde mußten sie äzen, Sommer, Winter und Frühling, Krieg und Frieden gingen unbemerkt an ihnen vorüber. Es war ein geistiger Starrkrampf, in den sie der Druck von außen und die Abgeschlossenheit versetzte. Zwar hatte sich in diesem gedrückten Leben des Angenehmen noch viel dargeboten; der Eingekerkerte malt sich seine Eisengitter und Kerkerwände aus, so gut er es vermag, und findet zuletzt darin eine genugsam weite Welt. Das hörte sie aber auf damals zu sein, denn ein neuer mächtiger Geist zog über Europa einher, alle äußern Ketten und Beschränkungen zu lösen. Ephraim mag daher auch als ein Repräsentant jenes Geistes angesehen werden, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch das Judenthum und die Juden ergriff. Er war noch frühzeitig genug jener Verrenkung des menschlichen Geistes entgangen. Er erlernte jetzt Rechnen, Schreiben und Lesen; es ist aber bemerkenswerth, daß, wie sehr sich auch sein Geist bildete, er es doch nie dahin brachte, orthographisch und grammatikalisch richtig deutsch zu schreiben. Neben dem Erlernen seiner Berufsgeschäfte widmete er sich mit vieler, ja mit fast ausschließlicher Neigung dem Studium der lebenden Sprachen. Nach seinen spätern Arbeiten zu schließen, mochte er es im Französischen, Italienischen, am meisten aber im Englischen ziemlich weit gebracht haben, auch das Lateinische mußte er, wie seine spätern Bearbeitungen des Martial zeigen, gut verstanden haben, es läßt sich aber nicht mehr ermitteln, wie weit er hierbei die Uebersetzungen zu Rathe zog. Wir erkennen aber in diesem Flügelschlage des jungen Geistes eine Sehnsucht und ein Streben, über die Schranken, die das Leben des Juden bisher eingehegt, hinwegzusetzen, und dem erweiterten Handeln und Genie-

Digitized by Google

ßen der Nationen sich anzureihen. In Deutschland war das Regime Gottsched's und die Gallomanie Friedrich's II. in der vollen Macht und Fülle ihrer Ansehens. Ephraim konnte um so eher in diese verderbliche und antinationale Richtung mit hineingerissen werden, als sein bisheriger Bildungsgang ein solcher gewesen war, daß er jede von den Zeitideen geschwängerte Atmosphäre, mithin auch die vaterländische, als fremde ungewohnt finden mußte.

Mit einer Emsigkeit und einer verlangenden Gier, die sich nur aus seinem früher auf bestimmte Gegenstände eingezwängten Wissenstriebe und aus der angebornen Frische und Lebhaftigkeit seines Geistes erklären läßt, arbeitete er an seiner Ausbildung als Bürger und Mensch, und rückte hierbei allmälig in die reiferen Jünglings-, in die Mannes-Jahre. Sein Vater starb, er ward von ihm heißgeliebt und tiefbetrauert. Ein Vermögen von 6000 Thalern, doppelt beträchtlich im Vergleiche mit unserer Zeit, ward ihm zu Theil, es warf in dem väterlichen Geschäfte, an dem er nun betheiligt war, so viel ab, daß er reichlich und sorgenfrei leben konnte. — Wenn er dann den Tag über in seinem Journale oder Hauptbuche als Geschichtschreiber und Prosaist die laufenden Tagesbegebenheiten fixirt, wenn er Geschäftsbriefe jeglicher Art empfangen und beantwortet, so setzte er sich Abends einsam in sein Kämmerchen und empfing die portofreien poetischen Episteln entfernter verwandter Geister; prima vista acceptirte er die geistigen Wechsel, die die Classiker des Alterthums oder die Schriftsteller der Neuzeit auf ihn bezogen, er entschlug sich da der doppelten und einfachen Buchhaltung und legte die Schätze Anderer zu hohen Zinsen in dem Getriebe seines Geistes an. Wenn er einsam spazieren ging auf dem Felde, oder wenn er zu Hause, wenn er sich niederlegte oder wenn er aufstand (5. Mos. 6, 7.) hatte er einen seiner Lieblingsautoren bei sich, und da konnte er sich hineinversenken in den Lebens- und Liebestraum einer dahingegangenen oder fernen Seele. Heiter und lächelnd kehrte er dann auch wieder zu seinen Berufsgeschäften zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Tablette.

Ludwig XV. war als ein großer Feind jeder Beschränkung, und bei seiner Eifersucht in Bezug auf das königliche Ansehen, von Jugend auf gegen die unabhängigen Gerichtshöfe eingenommen. Er sah daher in den französischen Parlamenten seine Widersacher und gefährlichen Feinde; weit mehr fürchtete er aber die Berufung der Generalstände. Als bei Gelegenheit der Parlamentshändel im Jahre 1771 im kleinen Comité beim Könige darüber verhandelt wurde, und der Prinz von Soubise sich einfallen ließ zu bemerken: die Einberufung der Generalstände könne vielleicht nöthig werden; — ging der König sogleich auf ihn zu, faßte ihn bei einem Knopfe seines Kleides und sagte in ungewöhnlich strengem Tone:

„Wiederholen Sie mir das nicht noch einmal. Ich bin kein Blutmensch; allein hätte ich einen Bruder, welcher mir den Rath gäbe, ich würde ihn binnen der nächsten vierundzwanzig Stunden der Sicherheit der Monarchie zum Opfer bringen."

Deutsche Romane.

9. Die Eroberung Sibiriens. Historische Novelle von Eduard Gehe. Leipzig, Focke, 1835.

Goethe sagt: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten." Der Satz ist wahr; eben so gut ließ sich aber auch behaupten, daß sich aus bloßen, zusammengesetzten Worten gelegentlich ein Buch machen lasse. Man könnte hierbei ein Langes und Breites über Worte philosophiren, wir sind jedoch keine Freunde von nichtssagenden Wortphilosophemen, und müssen übrigens auch offen bekennen, daß uns bei einer Novelle, die aus nichts als Worten besteht, mögen sie nun sinnvoll oder sinnlos sein, schon himmelseelenangst geworden. Worte, Worte, Worte! nichts anderes haben wir in der vorliegenden Novelle gefunden. Der Stoff hätte Gelegenheit genug dargeboten, Bedeutsameres zu geben; wer aber aus diesem Buche irgend einen Begriff von Sibirien und dessen Eroberung zu erhalten gedenkt, möchte sich bitter getäuscht sehen. Da ist weder Charakterzeichnung, noch interessante Erfindung; es ist alles platt und schaal. Selbst die Naturschilderungen sind mißlungen. Wer sich Sibiriens großartige Natur näher gerückt sehen will, der lese den geistreichen Roman von dem Russen Kaiaschnikow „die Tochter des Kaufmanns Sdolobow." Da ist Geist, Leben, Erfindung, tief ergreifende Naturschilderung. Herrn Gehe gebricht es an geistiger Zeugungskraft, um so gewaltige Zustände darstellen zu können; bürgerliche alltägliche Hausmannsgeschichten oder historische Gegenstände, von deren Reichthum sich mit leichter Mühe irgend etwas Anziehendes abschöpfen läßt — das sind Dinge, für die seine Feder gewachsen ist. Wir würden herzlich bedauern, daß solche Bücher noch gedruckt werden können, wenn es nicht eine große Anzahl von Lesern gäbe, die gerade aus dergleichen farblosen Producten sich einen irdischen Himmel saugen. „Wahr ist's, 's ist schade, und schade, daß es wahr ist." —

Jedenfalls genießbarer ist:

10. Das Schloß Perth und die Pulververschwörung. Zwei historische Novellen von Eduard Gehe. Leipzig, 1835. Focke.

In beiden Producten sind die Charaktere wenigstens in festen Umrissen gezeichnet, wenn ihnen auch die hellen Lichter und Schatten abgehen, die man zu einer vollen menschlichen Gestalt verlangt. Am besten ist dem Verf. die Figur Jakob I. von England gelungen, was freilich keine Kunst war, da die meisterhafte Schilderung dieses Monarchen von Walter Scott in dessen Romane „Nigel's Schicksale" dem Verf. die Grundzüge zu seinem Gemälde darbieten konnte und wohl auch dargeboten hat. Beide Novellen lesen sich leicht und unterhalten angenehm, und da sie etwas anderes schwerlich bezwecken sollen, so können wir sie dem Publicum, das nur Unterhaltung sucht, bestens empfehlen. Die Ausstattung ist zu loben. W.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Berlin, den 15. Julius*).

[Jahresfest des Gartenbau-Vereins. Wollmarkt.]

Nach üblicher Monatsfrist gebe ich Ihnen meinen Retrospectus unserer berlinischen Erlebnisse und Ereignisse. Wir haben einen höchst wichtigen Zeitabschnitt durchgemacht. Zwar sind nicht französische Prinzen hier gewesen, um die Volkssouverainetät mit dem droit divin in nähere Berührungen zu bringen, und (was auch wohl sicher das letzte ist) ein wahres Juste-milieu beider Principien herzustellen; doch hatten wir vornehme Gäste genug, als englische Lords, mecklenburgische Grafen und Pferdezüchter, ungarische und österreichische desgleichen, viele Barone und Herren von Schafen und Wollsäcken — denn mit einem Wort es war Wollmarkt, Pferderennen, und, was ich fast vergessen hätte, Jahresfest des „Gartenbau-Vereins", den man die Gesellschaft für Auge, Nase und Zunge nennen könnte, da sie für die ersten beiden Sinneswerkzeuge durch Blumen und Früchte, für die letzte durch Früchte und Gemüse (also wieder eine stetige Proportion, eine mittlere Proportionalgröße, [Früchte] ein ächtes Juste-milieu) Sorge trägt. Ich lasse den Woll- und Pferdemarkt einstweilen bei Seite, und fange mit dem Blumenmarkt an. Alljährlich nämlich zur Rosenzeit, wo auch die reelleren Dinge reifen, als Kirschen, Erdbeeren, Schoten, Blumenkohl, u. s. w. ladet uns der Gartenverein an einem schönen Junissonntage zu einem Augen- und Nasenschmaus ein, dem nachher ein substantielleres folgt. Er baut nämlich in den Sälen der Kunstakademie der Natur einen Tempel, dessen Säulen herrliche Orangenbäume sind, und dessen Basreliefs, Karniese, Simse, und sonstige Ornamente, von Rosen, Nelken, Levkoyen, Lilien, Tuberosen, Georginen, Hottensien, Kamelien, Hyazinthen, Reseden, Glockenblumen, kurz von allem, was die Jahreszeit hat und nicht hat (zum letzten gehören z. B. Hyazinthen, die nur durch Kunst so lange erhalten werden können), und von allem, was da blüht und duftet, gebildet werden. Wahrlich ein reizender Tempel der Natur! Es sind die schwebenden Gärten der Semiramis in elegante Säle gebracht, und zwischen Orangenbäumen und Blüthenterrassen sieht man zwar nicht edle Marmorbilder, die da stehen und uns ansehen, aber doch schöne Gypsbüsten, die wir ansehen, und die uns in frischer Laub- und Blumenhülle die Häupter verehrter Fürsten des Sonst und Jetzt zeigen. Zu einem Tempel gehören aber nothwendiger Weise auch Altäre; der Gartenverein läßt es an diesen nicht fehlen, und besetzt sie mit den köstlichsten Opferschalen voller Früchte. Wir sehen staunend und erfreut die herrlichsten Ananas, Trauben, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Datteln, Himbeeren, Erdbeeren, Kirschen wie die Wallnüsse, kurz lauter vollkommene Früchte, so edel, wie sie nur die Rabbiner an heiligen Opfertagen vor die Bundeslade setzen können. Aeußerst schmeichelhaft muß es dabei für das eingeladene Publicum sein, daß man demselben göttliche Ehrfurcht beweist, indem man es, genau wie die Götter, nur mit dem Dufte der Früchte bewirthet. Die Früchte selber schmecken nachher den Priestern der Pomona und Flora ganz vortrefflich im Saale des englischen Hauses, wo man, wie bei jedem öffentlichen Gastmahle, damit anfängt, die Gesundheit des Königs zu trinken, und damit aufhört, seine eigene zu untergraben.

Da ich einen Bericht des Gartenvereins nicht füglich besser schließen kann, als mit dem Wort graben, so gebe ich hiermit zu den beiden W's dieser Aera Berlins, dem Wollmarkt und Wettrennen über. Man kann diese Zeit, was Verkehr, Treiben und Leben anlangt, die Sommerweihnachtszeit unserer Residenz nennen, oder ihr auch den Namen Woll- und Pferdemesse oder Schaffalon geben. Genug es strömen in den acht bis vierzehn Tagen, welche mit Vor- und Nachwehen darüber hingehen, viele tausend Fremde bei uns zusammen. Die Gastwirthe machen anfänglich freundliche, nachher unverschämte Mienen, wenn ihre Hôtels erst bis unter dem Schornstein angefüllt sind, und sie sich das Vergnügen machen können, eine ländliche Kutsche nach der andern mit der Redensart abzuweisen: „alles besetzt, alles besetzt!" Nicht besser sieht es in den Hôtel garnis, denen wir jetzt verschiedentliche besitzen, aus. Auch sind alle einzelne Zimmer um diese Zeit so besetzt, daß man mit Mühe ein Unterkommen findet. An drei Orten bemerkt man aber doch die Spuren des Wollmarktes am deutlichsten, nämlich erstens in der Klosterstraße, wo ganze babylonische Thürme und ägyptische Pyramiden von Wollsäcken aufgebaut sind, zweitens in den eleganten Restaurationen, bei Hermes, Beiermann, Jagor u. s. w., wo oft für Geld kein Beefsteak mehr zu haben ist, und in den Theatern, wo es bei allen schlechten Stücken und Opern erdrückend voll, bei allen guten erschreckend leer ist, — ein Beweis, daß der Geschmack auf dem Lande schon fast eben so schlecht ist wie in der Stadt, selbst einer Hofstadt.

Nach dieser Vorausschickung möchte ich fast glauben, daß es mir eben so wenig gelingen werde, künftig einmal als Reisender bei unsern Gutsbesitzern besonders höflich aufgenommen, als Günstling bei Hofe zu werden, ein Posten, den ich übrigens nicht ungern verwalten würde. Aber ich will alle speculirenden Ideen, die mich doch zu nichts führen, fallen lassen und rein bei Wollmarkt und Wettrennen bleiben. Wie gesagt, der Wollmarkt bringt reiche Fülle und lustiges Leben in unsere Stadt, und bereichert er die Kunst nicht gerade, so bereichert er doch die Geldbeutel, und hat jedenfalls die Majorität auf seiner Seite; denn das muß wohr sein, sind die Wollpreise gut, so lächelt halb Berlin, denn die Hälfte der Einnahmen genießt es selber. Mama vom Lande hat schon längst ein neues Ameublement für ihr Gesellschaftszimmer gewünscht, und wenn ihr Sopha einen neuen Ueberzug bekommt, so darf sie doch wohl wenigstens auf zwei Anspruch machen, und zwar so schwer seidene als möglich. Fräulein Nr. 1. hat eine goldene Kette, Fräulein Nr. 2. ein paar Armbänder besonders lieb gewonnen und Nr. 3., 4., 5. u. s. w. lauter Kleine, wollen wenigstens allerlei Kleinigkeiten. Der Junker braucht einen neuen Sattel und verschiedentliche Ueberzüge für das, was darauf sitzen soll; das kleine Bubengewürm vollends will alles haben, was es sieht. Daß dazu meine Landsleute ungemein lächeln, und nie besser in der Wolle sitzen, als wenn die Schafe sie hergeben mußten, versteht sich von selbst; besonders da auch Papa nicht karg ist, sondern sich bei Jagor mit jungen Gemüsen und alten Weinen gütlich thut, und wenn er eine Flasche geleert hat, auch gleich bereitwilliger ist, den Beutel zu leeren.

(Die Fortsetzung folgt.)

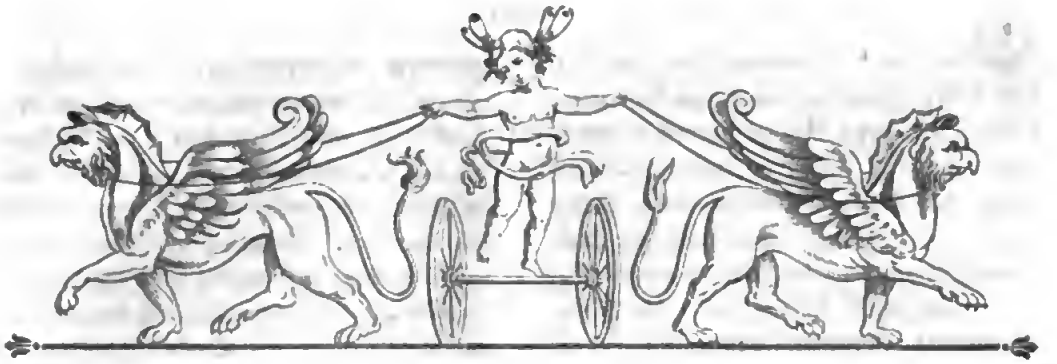
*) Bericht von Ludwig Rellstab.

Notiz.

[Meyerbeer's Krankheit.]

Meyerbeer ist von Baden wieder nach Paris zurückgekehrt, jedoch ohne von der Krankheit geheilt zu sein, die ihn schon seit den drei Jahren belästigt, in welchen er an den Hugenotten arbeitete. Seine Freunde sagen, diese Musik sei eine Perle. Seine Feinde erwiedern, die Perle sei eine Krankheit der Muschel. S.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 162. — den 19. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rahel's Religiosität.

Einer der ältern Freunde Rahel's hat mit feinem Sinne in einer kleinen Broschüre (Leipzig, bei Reichenbach) die bedeutsamsten Aussprüche Rahel's über ihr religiöses Sinnen, Denken und Leben, die dem aufmerksamen Leser in ihren zahlreichen Briefen aufstoßen, zusammengestellt. Dies Schriftchen ist ein durchaus erfreuliches, um so mehr, als einzelne dumpfe Stimmen laut geworden sind, die lieber alle Verirrungen der neuesten Literatur, wenn nicht Rahel unbedingt zur Last legen, doch aus dem Einflusse ihrer Briefe auf die Zeitgenossen ableiten möchten. Jene böswilligen Hetzer, oder mit der moralischen Alongenperücke ehrwürdig im hellen Sonnenlichte herumstolpernden frommen Heuchler und Ignoranten finden in Rahel nichts, als das geistig zersetzende Scheidewasser des am Zweifel sich aufklärenden Judenthums. Sie behaupten, kein Mensch sei weiter entfernt von der Innerlichkeit christlichen Lebens und Schauens gewesen, als Rahel. Alles an ihr sei barock, gesucht, geistescoquett, friedensarm. Sie habe geschrieben, um dem gebildeten Judenthum neuen Boden zu gewinnen. Sie gleiche einem sich sanft herumschmeichelnden Wiesel, das alle Eier der Intelligenz aufbeiße und zur Hälfte aussauge, um hintennach zu sagen, daß es eigentlich Alles nur verlegene Waare sei. Wie gewöhnlich, wo es irgend eine bedeutsame, gewaltig emporragende Persönlichkeit anzugreifen gibt, steht auch hier wieder Wolfgang Menzel an der Spitze. Der fromme Mann will jetzt durchaus Alles durch das Sieb seiner löcherichten Moral schütteln, um Spreu und Weizen genau zu sichten. Dabei kommt er freilich am schlechtesten weg; er gibt dem alten Menzel fortwährend Ohrfeigen, daß ihm die Backen aufsaufen; er schulmeistert sich selbst, und bekennt damit dem deutschen Publicum, daß er früher viele Jahre lang es mit dummen Bubenstreichen geneckt und gefoppt habe. Es hat Jeder seinen Sparren, auch Menzel. Lassen wir ihn sein Bret vor dem Kopfe herumschleppen, es gibt auch einen Spaß! — Im vierten Bande seiner „deutschen Literatur" (S. 260 u. 261) charakterisirt er Rahel folgendermaßen: „Welche Wollust ist für sie (Rahel) jede vornehme Berührung; wie kindisch glücklich coquettirt sie mit jeder fürstlichen Bekanntschaft, und wie putzt sie jeden Augenblick an ihrem Geiste herum. Kein Gedanke ist ihr fein genug, sie muß ihn noch mehr zustutzen. Und Alles im heiligen Namen Goethe's, daß man ihm nachtrachte, daß man in ihm lebe und sterbe, dem neuen Messias der Juden." — Also wieder Goethe und immer nur Goethe ist der Schatten, der gespenstisch Menzel's Schritten nachschleicht und ihm ewig aufhockt. Wo der Mann nur einen Zug in irgend eines Menschen Gesicht zu entdecken glaubt, der an Goethe erinnert, da verdammt er auch dieses Menschen ganzes Streben. Weil Rahel Goethe liebte, müssen ihre Gedanken nichts taugen, und weil Rahel aus jüdischem Stamme entsprossen war, mußte Goethe der Messias der Juden sein. Eine treffliche Consequenz. Wo hat doch der Kritikus seine Logik

Digitized by Google

hee? — Um dem Publicum, das wenigee Gelegenheit hat, den großen Geist Rahel's kennen zu lernen, eine Anschauung von der tiefen Religiosität dieser Frau zu veeschaffen, schreibe ich aus dem kleinen Büchlein einige der bezeichnendsten und aus dem Innersten ihres Wesens hervorleuchtenden Stellen ab. Rahel spricht unter andern: „Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin." Jesus erscheint ihe so heilig, daß sie über die, welche Christi Namen immer im Munde führen, empört ausruft: „Verstocktes Lumpenvolk, das sich untersteht, Christus Namen zu lästern, indem es ihn ausspricht!" Mit völliger Hingebung an den Gott des Christenthums sagt sie: „Oft entschlag' ich mich aller Sorgen und stelle dann Alles Gott anheim, als dem besten Freund und Vater, mit dem ich mich unaussprechlich gut stehe. Ja, wir sind auf einem ganz vertrauten Fuße." Und mit welcher Tiefe einer kindlich reinen Geistesunschuld setzt sie hinzu: „Er wird's schon wissen und machen," denk' ich, „und ich lehne mich ordentlich an ihn an, und schlummere so zu Füßen ein wenig, so unten an seinem Mantel." Fernee: „Der wahee Glaube, die wahre Hoffnung bestehen darin, daß es noch ganz anders kommen und sein kann, als wie es uns vorzustellen vermögen: und dies ist mein festlichstee Gedanke. Da ist Religion. Kein Bild; die leeee Tafel; wo Bilder sind, schuf Gott unsere Welt; die für uns." Als sie immee mehr von Krankheit heimgesucht ward, schried sie: „Solche Krankheit, ich fühl' es, ist jedesmal eine Gnade. Es wird einem ein Ruck gegeben, ich fühl' es, zum Besseen, zur Entwickelung. Man muß dafür danken und gute Gelübde thun." Sehr schön, wahr und mit fester Geistesdemuth einer echten Christin sagt sie: „Niemand ist gnädiger gegen uns als Gott und unser Gewissen. Weil kein Anderer uns und die Weise, wie etwas in uns voegeht, kennt. Auch wir lieben nue die, welche wir kennen, und müssen Alle lieben, die wie kennen. Gehässiges bleibt uns immer fremd; und Tadel und Haß sind nur ein gehässige Bemühung und Probe zur Liebe, die dem Leidenden sowohl als dem thätigen Gegenstande derselben wehe thut." „Ueberhaupt," schließt sie, „thäten wir gut, einander als erst Genesende zu behandeln, da wir ja Alle erst die völlige Gesundheit des geistigen Lebens zu erstreben haben. Welches wir immer vergessen!"

Diese wenigen Auszüge werden genügen, dem unparteiischen, denkenden Publicum zu beweisen, daß in Rahel der reine, heitere Geist des Christenthums unerschütterlich Platz genommen hatte. Möchten nur eecht Viele dieser ausgezeichneten, vielleicht einzigen Frau gleichen! Allerdings war ihr Christenthum nicht jenes weichliche Anschmiegen und Kopfhängen, jenes Verkriechen in den Wunden Christi, womit sich die pietistische Corruptheit oder die dumme Frömmelei brüstet, ohne den Dünkel über solch verkehrtes Wesen in sich abzutödten. Rahel's Christenthum wae heiter, sinnend, fester Forschung voll, gläubig im Durchschauen dee Herzens-, Geistes- und Weltgeheimnisse, und eben deshalb so zart, rein und groß, weil es das Ergebniß eines nur dem Heiligsten Schönsten und Tiefsten geweihten Lebens war. — W.

Ephraim Moses Kuh.

Ein biographisches Gemälde.

(Fortsetzung).

Selige, glückliche Zeit! wo die klaffende Wunde im Heezen noch durch das Daraufliegen eines Lieblingsbuches wieder geheilt werden konnte! Leben und Poesie waren damals noch nicht so geschieden. Eine leicht gangbare Brücke führte hinüber. Sie war künstlich und krachte zusammen, als die Folgezeit alle Elemente in einander rüttelte, und ein neues Welldasein aus einem Gusse gestalten wollte. Nun aber glichen sich Leben und Poesie noch gütlichst aus, weder die Consumtion noch die Production poetischer Werke erzeugte einen Widerspruch mit dem Lebenseinerlei, noch förderte sie den in ihm selbst ruhenden zu Tage; die Poesie wae eine occupirte. Dee Beamte, der Comptoirist ging Abends langsamen Schrittes und wohlgemuth vom Bueeau nach Hause, und wäheend die alte Wirthin Feuee im Ofen machte und mit näselndee Stimme ein alees Liedchen sang, las oder dichtete der Herr Secretair von der Liebe Menalka's zu Chloe, von ihren warmen Küssen, von Rosen und tugendhaften Schäfchen, von beeauschendem Expeerwein und Schallmeieuschall unter einer blühenden Linde am plätschernden Bache, bei alle dem entstiegen mächtige Tabakswolken seinen begeisterten Lippen, statt der goldenen Lyra hielt ee das lange Pfeifenrohe in der Linken, und seine Rechte hielt statt des Plectrums eine Tasse voll magern Thees. — Es ließe sich hieran manche interessante Parallele mit dee in Hohlfalten gelegten Restaurations-Maikäfer- und Liebespoesie unserer Tage knüpfen. Wie keheen jedoch zu Ephraim Kuh zurück, und finden ihn mitten inne in jener eben bezeichneten Lebens- und Dichtweise. Auch ihm ward jener ruhig bescheidene innere Wonnefriede, jene Läuterung und Erhöhung des praktischen und idealen Lebensgenusses, die Krone damaliger Zeit. So lebte er bis in sein 32. Jahr.

Friedrich II. hatte damals durch den Geist seiner neuen

Digitized by Google

Regierungsweise, wie durch seine siebenjährigen Heldenthaten im Kampfe gegen fast ganz Europa alle seine Zeitgenossen enthusiasmirt. Es war eine Begeisterung, ähnlich jener für den großen Kaiser, denn auch Friedrich war kein deutscher Nationalheld durch seine Gallomanie, wie durch seine Kämpfe gegen das Reich. Die Unselbstständigkeit der großen Menge läßt sie leichter an Personen wie an Ideen glauben, und daher die breite Ruhmesbasis der Helden. Auch die Juden, sonst so fern gehalten von allen höhern Sympathien mit der Zeit, erhoben meist freudiglich ihren Blick zu dem Helden, der als der Sirius einer neuen Sonne erschien, die die Erdkruste sprengen sollte, auf welche Fanatismus, Vorurtheil und Aberglaube ihre dialektisch geschnörkelten Gebäude aufgethürmt hatten. Ihre Hoffnungen wurden meist verkümmert und getäuscht. In den Gedichten Kuh's aus dieser Zeit finden sich nur wenige, die von einem warmen Interesse an dem Helden der Zeit zeugten, und doch waren seine meisten Großthaten in und für Schlesien verübt worden. Auf jene große Schlacht bei Roßbach, die noch heute dem deutschen Nationalstolze Nahrung gibt, dichtete er nur ein einziges Sinngedicht, dessen Pointe in dem Wortspiele liegt, daß Roßbach auf griechisch Hippokrene heißt *), das eben so gut einen Magister aus den neunziger Jahren als einen damaligen schlesischen Unterthanen zum Urheber haben könnte. Alles Patriotische, wodurch der preußische Grenadier (Gleim) damals eine neue Poesie erweckte, mußte der Jude Ephraim Kuh ferne halten, dadurch ward aber auch seinem Dichtergeiste eine der ergiebigsten Lebensquellen verstopft. Dagegen eröffneten sich seinem Oheim Feitel Ephraim aus Berlin weit reichhaltigere. Friedrich, der damals Sachsen besetzt hielt, ließ namentlich mit sächsischem Stempel viel schlechtes Geld prägen, und übertrug die Lieferung desselben dem Juden Fritel Ephraim. Die Juden hatten bis dahin all ihr Vermögen meist in mobilem Zustande, theils weil ihnen der Ankauf des Grundeigenthums versagt, theils weil sie als bloße Schutzjuden täglich ihre Entfernung aus dem Staate zu gewärtigen hatten. So kam es, daß manche Fürsten in ihren widerwärtigen, d. h. in ihren Finanzangelegenheiten mit den Juden negociirten, zumal, da sie alle Schmach einer betrügerischen Finanzoperation auf die ohnehin verhaßten Juden wälzen konnten, und man findet zu allen Zeiten und unter allen Confessionen solche, die gewinnsüchtig genug sind, ein sueratives Anerbieten nicht von sich zu weisen. Feitel kam nun öfters zu Friedrich, der sein Winterlager in Breslau hielt, und hier besuchte er dann seinen Neffen Ephraim. Die merkantilischen Kenntnisse desselben gedachte er wohl benutzen zu können, und er suchte ihn in seine Dienste zu ziehen. Erst nach dem hubertsburger Frieden (1763) willfahrte Kuh diesem Verlangen. Er ward als Cassier mit dem bedeutenden Gehalte von jährlichen 1000 Thalern angestellt. Er nahm all seine Habe mit sich und zog nach Berlin. Die äußere Lage daselbst war lockend, zumal, da er hoffen konnte, an dem Wirken für freieres, intellectuelles und bürgerliches Leben unter den Juden, an dessen Spitze Moses Mendelssohn, thätig Theil nehmen zu können.

(Die Fortsetzung folge.)

*) „Hippokrene, auf deutsch Roßbach.
Bei Roßbach, Gallier, verhofftet ihr zu siegen? —
Bei seiner Quelle konnt' Apoll nicht unterliegen."

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Wettrennen. Besuch der Pfaueninsel.]

Doch das Alles will wenig sagen gegen die Wettrennen, die den Glanzpunct unserer Sommersaison bilden. Denn zu diesen dauern die Vorbereitungen etwas längre, als man glaubt, und die Gäste kommen weiter her, als die meisten unserer Einwohner gereist sind. Die mecklenburgischen reichen Gutsbesitzer und Pferdezüchter liegen schon Wochen zuvor bei uns und verzehren mehr Geld als ihre Pferde Hafer. Die blankgewichsten Stiefeln mit den silbernen Sporen und gelben Klappen sind bei dem festen Schritte derer, die sie tragen, die angenehmste Musik für unsere Kaufleute, Fabrikanten, Weinhändler, Traiteurs und hübschen Mädchen. Denn freilich wo ein berliner Officier, Student, Referendarius und Assessor ohne Gehalt ängstlich mit einigen Viergroschenstücken klimpern, da klingen in der Tasche des mecklenburgischen Gastes die Ducaten und Louisd'ore, die er bei der jüngsten Wette gewonnen hat, oder gewinnen will. Man sollte es nicht glauben, aber dem ist doch so, daß unsere schnäbelnden Täubchen ihre Ernte so aus dem Pferdestall herauspicken, aber in der That, sie nähren sich ganz vortrefflich dabei, und ein Beobachter an der Spree, der die Augen offen hält, kann manches artige Kind, das um die Mitte des Junius noch in dürftigen Cattunfähnchen einhertrippelte, am Ende des Rosenmonats in Flor und Seide prangen sehen. Noch ganz anders als das mecklenburgische Gold rollt das englische in den Säckel unserer vergnügten Berliner, wenngleich bis jetzt noch nicht viele Insulaner zu unserm Wettrennen gekommen sind. Dafür wiegt einer mit seinen Jockeys und Trainers und seinen respectiven zehn, zwölf Pferden mehr, zumal in der Wagschale der Gastwirthe, als sechs noch so stämmige Mecklenburger oder Pommern.

Von den Vorbereitungen zu dem Wettrennen bekommen wir Berliner nicht viel zu sehen; doch von den Festtagen nehmen wir uns unsern Antheil so gut wie jeder andere auch. Zeus war dieses Mal der Feierlichkeit außerordentlich günstig, denn er regnete den ganzen Tag — ζυνοε, damit der Boden hübsch fest war und nicht stäubte. So strömte denn die Menschenwoge unabsehbar quellend und drängend zu den beiden Thoren hinaus, die zu der Tribüne leiten. Tausende von Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckten die Chaussée mit einem bunten beweglichen Teppich, der sich anmuthig zwischen die Felder hindurch zog. Die Tribüne ist glänzend gefüllt; unsere schönsten und elegantesten Damen sitzen amphitheatralisch gereiht und scheinen den Dank an die Sieger vertheilen zu wollen, wie bei alten Turnieren, zwar nicht mit Kränzen, Bechern, Panieren, Kleinodien, aber doch mit den freundlich-

Digitized by Google

sten, holdseligsten Blicken, die, sollte man meinen, Roß und Mann in Flammen setzen müßten. Was mich anbelangt, so gestehe ich aber frei, daß ich mich nicht leicht irgendwo so langweile als auf der Wettrenner-Tribüne. Ich habe nicht Geduld genug, um abzuwarten, bis die Jockeys und Sattel gewogen, die Plätze vertooft, die Pferde geprüft sind, sondern ich möchte, daß die Glocke alle Minuten das Zeichen gäbe, und immerfort die Reiter wie toll und besessen auf der Rennbahn dahinbrausten. Allein eine Stunde Vorbereitung, um fünf Minuten Vergnügen zu haben, ist nichts für mein kochendes Recensentenblut; fünf Minuten Vorbereitung und eine Stunde Rennen, das wäre mir angenehmer, und ich frage dabei nichts nach Möglichkeit und Unmöglichkeit. Darum lobe ich mir vor allen die Jagdrennen, (steeple chase's nennt sie der Engländer), wo alles hübsch über Stock und Block geht, und Roß und Mann Kopf und Kragen daran setzen müssen. Unser Jagdrennen ist in diesem Jahre ganz vorzüglich ausgefallen. Gräben, Flüßchen, Gartenzäune, Sand, Moor, Hecken und Dorn, nichts hielt die tapfern Reiter auf, und die Pferde flogen wie die Hirsche über alle Hindernisse hinweg. Nur wäre ihnen zu wünschen gewesen, daß sie auch die Leichtigkeit des Elfentrittes gehabt hätten; denn da der abgesteckte Weg sie mitten durch zwei äußerst sauber cultivirte Gärten führte, deren Besitzer so liberal dachten, die Passage nicht zu verweigern, so muß man allerdings wünschen, daß auf dem reinlichen Kieswege und dem sammetnen Rasenteppich keine Spur des Hufes hätte hinterbleiben mögen. Indessen ein Pferd ist kein Sylphe, und unsere Reiter sind es auch nicht; für den mit Füßen und Hufen zertretenen Rasen muß man daher den Besitzern, Herrn Geheimerath Beuth und Herrn Beose, Kränze des Dankes und der Anerkennung zu Füßen legen.

— Zu einem Hauptvergnügen der Jahreszeit gehört es für die Berliner, während der Rosenzeit nach der Pfaueninsel zu fahren. Da diese nur an zwei Tagen in der Woche, Dienstags und Donnerstags, vom Publicum besucht werden darf, so braust denn auch die ganze volle Strömung der Neugierigen und Lustgetriebenen gerade an diesen Tagen hinaus, und die Chaussée ist mit hunderten von Wagen bedeckt. Da man nach einer Insel ohne Brücke belanntermaßen nicht wohl ganz zu Wagen und zu Fuße gelangen kann, so wird man auf einer großen Fähre, die wenigstens vier- bis fünfhundert Menschen faßt, übergesetzt. Dennoch ist die Schaar der Anströmenden in den letzten Wochen so groß gewesen, daß man bisweilen zwei Stunden warten mußte, bevor man an der Reihe war, in diesen Charons-Nachen zu treten; nur mit dem Unterschiede, daß Charon in ein düsteres Todtenreich hinüberführte, hier aber ein heiteres Elysium sich unseen Blicken aufthut. In der That ist der Rosenflor auf der Pfaueninsel das Reizendste, was man sehen kann, und auch sonst ist der Part, der ganz in den blauen Wellenarmen der Havel ruht, ein fast etnsischer Aufenthalt; denn alte prächtige Eichen, junges frisches Grün der Gebüsche und des Rasenteppichs, ein Palmenhaus, welches seines Gleichen in Europa nicht hat, bilden die Schönheiten der Insel. Das aber ist es nicht, wenoch meine guten Landsleute, die Berliner, wallfahrten, sondern sie haben dort eine ganz andere Art von Vergnügung. Die Pfaueninsel nämlich ist unser Schönbrunn und es stationiren dort eine unendliche Menge von Eulen, Adlern, Papagaien, Kakadus, Perlhühnern, türkischen Enten und Gänsen, Fasanen und vor allen Dingen Pfauen; aber nicht nur das Geflügel schnattert, gackert und pipt daselbst, sondern das Thierreich hat noch eine Menge andrer Bevollmächtigter, einen wahrhaft stattlichen diplomatischen Clubb dahin abgeschickt. Da sieht man z. B. Orang-Utangs, Gibbons, und andere Affen der kleinsten und größten Sorten, in denen viele Berliner zwar nicht sich selbst, so doch ihr Ideal erblicken, und die sie daher mit namenlosem Entzücken anschauen. Die eine einzige tiefe Wahrheit der Fibel, „Der Affe gar possierlich ist, zumal wenn er vom Apfel frißt", lockt hunderte, ja tausende von Spreebewohnern an und über die Havel, und sie stehen geschaart um die Käfige, wie die Armen um Bäckersthüren bei großer Hungersnoth. Beim Affen bleibt die Pfaueninsel nicht stehen, sondern sie hat Kängurubs, Bären, Rehe, Hirsche, Dammwild und, irre ich nicht ganz, auch Löwen, Tiger, Hyänen und Elephanten, ja Ureochsen, Einhörner, lebendige Mammuths, Krabben, einen Phönix — — „Halt Sie unverschämter Lügner! Nun ist's genug." — Nur Ruhe, meine Eleganten! Sie lassen mich nicht ausreden, ich wollte sagen: ja, Ureochsen, Einhörner, lebendige Mammuths, Krabben (die in der Havel schwimmen könnten), einen Phönix, — und wie sonst alle Wunderthiere der Fabelwelt heißen, wünschte man nur noch, um die Insel zu einem wahren Phänomenon, einem Zaubereilande, kurz einem Object zu machen, gegen welches die Arche Noäh ein wahrhaft unbedeutendes zoologisches Winkelkabinet wird. — (D. B. f.)

Notizen.

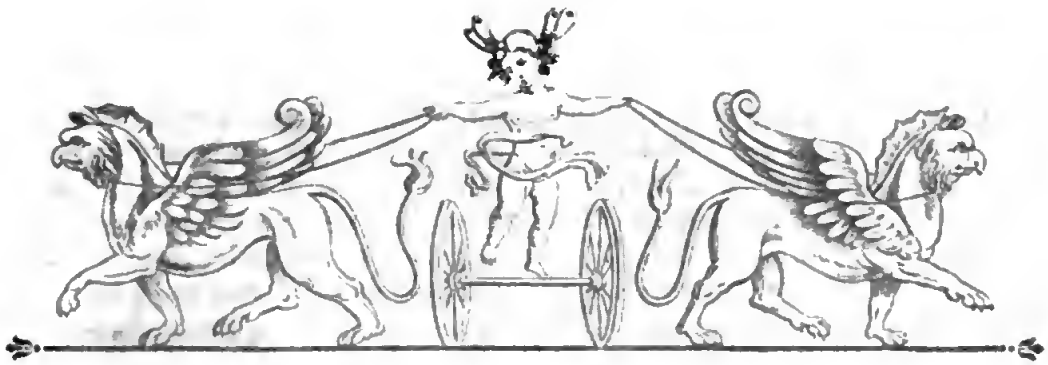
[Die britischen Colonien von Montgomery-Martin.]

Von diesem gewichtigen Werke ist in der Uebersetzung des Dr. Paul Frisch (Leipzig, Hinrich's) die dritte Lieferung erschienen. Wir finden hier ein getreues Abbild vom Zustande der englischen Colonien in Nordamerika, in geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, merkantilen und übrigen socialen Beziehungen. Ein Vorwort des Uebersetzers setzt uns in Zusammenhang mit dem, was frühere Werke über diesen Gegenstand lieferten und dem vorliegenden zur Erledigung vorbehalten blieb. Montgomery-Martin hat ein Drittheil seines thätigen Lebens darauf verwendet, die überseeischen Besitzungen Großbritanniens selbst zu bereisen, und sowohl durch eigne Anschauung seinen Schilderungen ein naturgetreues Colorit zu geben, als auch durch Unterstützung der Gouverneure und Beamten an Ort und Stelle zuverlässige, zum großen Theile officielle Data und Nachrichten zu sammeln. Die erste Lieferung gab ein Bild von Ostindien, die zweite von Westindien. Der Uebersetzer hat geschickt zu kürzen gewußt, was in geschichtlicher und ethnographischer Hinsicht zu sehr den englischen Geschmack verrieth. Dagegen theilte er die mit großer Unparteilichkeit aufgestellte Schilderung der innern Verwaltungsverhältnisse der Colonien sowie alles ungekürzt mit, was die Culturzustände und die Handelsverhältnisse betrifft. In letzter Beziehung ist Montgomery-Martin ganz besonders Autorität.

Mit dieser dritten Lieferung ist der erste Band des Werkes geschlossen. Wir sind überzeugt, daß die Theilnahme des Publicums das Erscheinen des folgenden, welcher den Zustand der britischen Colonien in Afrika und Europa umfaßt, wird möglich machen. Es würde von besonderem Interesse sein, auch Montgomery-Martin's Darstellung des Colonialwesens der Franzosen, Spanier, Portugiesen, Russen und Dänen deutsch zu erhalten, womit denn das Tableau des europäischen Colonialsystems nach allen Seiten hin fertig erschiene.

[Mercadante's Räuber.]

I Briganti (nach Schiller's Räubern als Oper) von Mercadante haben in London einen ungeheuren Erfolg gehabt und wurden von den nämlichen Künstlern gesungen, die dieser Musik auch in Paris so großen Beifall verschafften. Besonders hat Lablache's Riesengestalt, Riesenstimme und Riesentalent alles hingerissen. b.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 163. — den 20. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ephraim Moses Kuh.

Ein biographisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Nach seinen eigenen Geständnissen genoß Kuh in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Berlin die glücklichsten und ruhigsten Tage seines Lebens. Im persönlichen Verkehr mit Mendelssohn, Lessing u. A., die dem wißbegierigen Kaufmanne mit jener liebevollen, in unserer zerrissenen Zeit beinahe ungekannten Humanität entgegenkamen, mußte er die glücklichsten Anregungen finden. Für die abstracten Gegenstände der Metaphysik ꝛc., so wie für umfassende planmäßig angelegte und durchgeführte Poesien schien sein Geist, so wie seine Lebensweise nicht geeignet; um so mehr fühlte er sich zur Ramler'schen Kunstpoesie hingezogen. Da war keine ein ganzes Menschenleben bewältigende Idee mit psychologischer Consequenz durchzuführen, nicht das Resultat eines ungetheilten, seiner Stellung bewußten Strebens war darin aufgehen zu lassen, es waren nur einzelne geistreiche Ansichten oder Reflexionen in eine geschmeidige poetische Form zu bringen. Dazu fühlte auch Ephraim Beruf in sich. Bald aber fühlte er, wie sehr es ihm an der nöthigen Kenntniß des Versbaues fehle; ohne Verse aber damals keine Poesie. Der 33jährige Cassier studirte nun emsig die deutsche Prosodie. Des Tages über zählte, wog und controlirte er die verschiedensten Münzsorten, und Abends ging's ans Sylbenzählen. Eine jede mußte über Abstammung, Charakter oder den gewöhnlichen Courswerth sich legitimiren; hier pflog er dann auch seinen häufigsten feingemessenen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte — der Aufschlagsylben. Alles ging nach der strengsten Rangordnung. Denn oben saß Themis in der Gestalt des Professor Ramler auf seinem tintenkleckfigen hölzernen Katheder-Parnasse, und hinter ihm eine große schwarze Tafel, auf welche die Sünden aller leichfertigen oder übermüthigen Gesetzesverächter angekreidet wurden.

So geringes Verdienst man auch Ramler um die wahre Poesie zuschreiben mag, durch Sprachbildung und liebevolle Kritik wirkte er viel, und verdient dadurch die dankende Anerkennung der Nachwelt. Es ist gewiß keine geringe Mühe, sorgsam die Manuscripte junger Dichterlinge durchzusehen, zu verbessern, zu feilen, Bemerkungen, Winke und Lehren an den Rand zu schreiben, wie es Ramler unermüdlich und unverdrossen that, um nur einst eine würdige deutsche Nationalpoesie erblühen zu sehen. An ihn wendete sich auch Kuh mit den Erstlingen seiner Muse, da er die Furcht nie überwinden konnte, „an den literarischen Pranger gestellt zu werden." In den verschiedensten Dichtungsarten hatte er sich versucht. Der Stachel des Witzes und der Satyre lag in dem dünnen Bienenleibe des Sinngedichtes versteckt, die Moral und Lebensphilosophie kathederte in der Thierfabel, und die Freude und die Begeisterung bewegte sich in dem gemessenen Rhythmus der Ode ꝛc.

Aus Beſorgniß, als zudringlich zu erſcheinen, war Kuh ſogar prüde geworden. er fürchtete ſtets gerade da, wo er ſich mit Wärme an ein fremdes Herz legen wollte, ſeiner abweichenden Confeſſion wegen zurückgeſtoßen zu werden; wie hocherfreut mußte er daher werden, als Ramler ihm als „Bruder in Apoll" entgegenkam, und unter ſeiner Aegide einige verbeſſerte Gedichte des jüdiſchen Kaufmanns ins deutſche Muſeum aufnahm. Seine Thätigkeit wurde hierdurch ſtets ermuntert und in geſpannter Anregung erhalten; in einem Leben voll Arbeit und Luſt bewahrte er ſich eine beinahe bis zur Selbſtentäußerung theilnehmende Seele, bis ihn traurige Erfahrungen zur Rückkehr in ſich ſelbſt nöthigten.

Jenes leidige ewige Dacapo von vergeudeter Herzinnigkeit, von getäuſchtem Menſchenvertrauen, von Falſchheit und Mißgeſchick findet ſich auch hier, nur mit der einzigen Variation, daß Kuh nicht nur um den beſten Theil ſeines Gemüths-, ſondern auch ſeines Geld-Reichthums geprellt wurde. Treuloſe Freunde, denen er beigeſtanden, undankbare Hülfsbedürftige, denen er zuvorgekommen, wendeten hohnlachend dem gutherzig dummen Juden den Rücken. — Doch ſolche Hintergehungen hätte er noch leicht ertragen mögen, die tiefſte nie vernarbende Wunde ſchlug ihm aber die Erfahrung, daß man ihn ſelbſt des mißbrauchten Vertrauens zeihen konnte. Ein böswilliger Schuldner Kuh's verbreitete das Gerücht, Kuh habe die innere Conſtruction bei der Gold- und Silber-Manufactur ſeines Oheims an einen andern verrathen, und beabſichtige nun in Gemeinſchaft mit dieſem eine gleiche zu errichten. Von ſolcher verleumderiſchen Bosheit hatte er nie eine Ahnung gehabt, er hatte der Welt ja nichts zu verrathen, als die Geheimniſſe ſeines Herzens, um ſich für den Gewinn der Liebe und Gegenliebe mit ihr zu aſſociiren. Als er nun erfuhr, daß auch ſein Oheim dem Gerüchte Glauben ſchenke, verlangte er ſeine ſchleunige Entlaſſung, und des Oheims ſpätere Verſicherungen, daß er ſeine Unſchuld nun eingeſehen, ja ſogar ſeine Bitten vermochten ihn nicht, an einem Orte zu bleiben, wo Tücke und Falſchheit ſeine Ruhe zu untergraben getrachtet hatten. —

So eben hatte ſich Kuh bei ſeinen Freunden verabſchiedet. Der alliirende Mendelsſohn hatte Friede und Verſöhnung in ſein Herz zu träufeln verſucht, und dieſe mochten auch einen Augenblick bei ihm einkehren. Er ſtand nun hier allein auf ſeinem Zimmer. Manuſcripte, Rechnungen, Briefe, Bücher, Kleider, Alles lag zerſtreut um ihn her. Er mochte ſich beim Einpacken vielleicht mit dem ſüßen Gedanken ſchmeicheln, es ſei weiſe Fügung des Schickſals, daß er aus ſeinem einförmigen Leben geriſſen und einer freien Thätigkeit anheimgegeben ſei, der Wechſel der Erſcheinungen, dem er entgegenginge, könne ſein tiefverwundetes Herz wieder geſund machen. — Jetzt hatte er die Thür ſeines Bücherſchrankes geöffnet: da ſtanden ſie noch ſeine alten Freunde, dieſe waren ihm treu geblieben und waren jederzeit bereit, ihm ihre tiefſinnerlichſten Geheimniſſe zu offenbaren. Dafür ſollte ihn aber auch eine Elite derſelben auf den Reiſen begleiten. Je mehr und je länger er aber wählte, um ſo ungerechter däuchte es ihm, dieſes oder jenes Buch zurückzulaſſen. War nicht da und dort eine Stelle, die ihn ſo oft getröſtet, erfreut, erhoben, und dieſe ſollten der Fracht unwerth ſein, nicht überall mit dürfen? — So füllten ſich nach und nach zwei Koffer mit ſeiner Bibliothek und ſein Herz war beruhigt, denn er hatte Niemanden gekränkt, durfte nicht fürchten, einen zu vermiſſen. —

Dieſe Bibliophilie könnte bei einem Manne von 37 Jahren, den das Leben doch ſchon ſo berührt, kindiſch erſcheinen, ſie war aber nur ein Extrem jenes oben angedeuteten Zeitcharakters, der in Büchern ſuchte, was nur das Leben und die eigene Bruſt bieten konnte.

Nach allen Beziehungen halb banquerot reiſte er von Berlin ab (1768). Es könnte befremden, daß eine durchaus nicht ſo unerhörte Verleumdung einen Mann wie Kuh ſo an der Wurzel der Seele angreifen und an den Rand der tiefſten Miſanthropie bringen konnte. Bedenken wir aber, daß er jene Erfahrungen in einem Alter machte, wo er ſich keineswegs für erfahrungslos halten konnte, und nun durch dieſelben alle ſeine bisherigen Anſichten unter falſchen Geſichtspunct geſtellt ſah, daß er die Summe eines langen reichen Lebens rein vernichtet glaubte, ſo haben wir Erklärungsgründe genug für eine Erſcheinung, die auch oft durch zufälligе, nicht mehr zu ermittelnde Umſtände ſich motivirt. Ein jugendliches Gemüth hätte ſeinen Reichthum um ſo ſchöner, weil beſonnener entfaltet, ein Hinausſtreben in die Ferne ſollte aber hier nur erſetzen, was im engern Kreiſe verloren gegangen.

III.

(Heimkehr. Confuſionen des Glaubens.)

Im Frühlinge des Jahres 1771 kam ein dürftig gekleideter Reiſender mit Extrapoſt in Dentſchliſſa in Schleſien an. Gleich beim Ausſteigen bat er den Gaſtwirth, dem Poſtillon einſtweilen das nöthige Poſt- und Trinkgeld für ihn zu übergeben. Der Wirth maß den Ankömmling von

oben bis unten mit verwunderter Miene, und setzte schnell die Mütze, die er bisher in der Hand gehalten, trotzig wieder auf. Der ärmliche Aufzug des Fremden schien ihm gar nicht mit der Extrapost in Einverständniß gebracht werden zu können, schnell eilte er nun hinzu, um die mäßigen Koffer in das Haus bringen zu helfen, er selbst legte Hand an, und freundlich schmunzelnd wog er die Schwere derselben in der Hand. In der Wirthsstube angelangt, verlangte der Fremde schleunigst Schreibmaterialien und einen Boten, der nach Breslau ginge. — Christian stand schon lange in seinem Sonntagshabit da, um den Brief zu empfangen. Der Fremde schrieb noch immer, endlich siegelte er und übergab schweigend den Brief. Der Wirth eilte, sobald er abkommen konnte, Christian nach, er traf ihn noch auf der Hausflur, er nahm ihm den Brief ab und las hastig die Adresse: „An Gebrüder Kuh in Breslau." Holla! da kann man schon borgen, brummte er im Hineingehen vor sich hin, das sind die reichen Juden, gewiß ist das ein Vetter von ihnen, ein sonderbarer Kauz in seinem Aufzuge, macht ein Gesicht wie ein türkischer reichsfreier Graf, und ist doch nur ein Jude." — Wie lösten sich ihm aber alle seine geistreichen Combinationen auf, als er im Hineingehen den Fremden mit gar nicht vornehmen Appetit ein ungeheures Stück unkauscheren Schweinsschinken verzehren sah. Er setzte sich zu seinem Gaste und erklärte ihm, wie er durchaus nicht nach dem Schein urtheile, wie er überhaupt nicht vorurtheilsvoll sei, das habe auch dem großen Fritz, der auf seinen Revue-Reisen zwei Mal bei ihm übernachtete, so sehr an ihm gefallen; ihm sei Jud' und Christ, Türk' und Heid' gleich, es seien ja alle Menschen. So kenne er recht viel brave Juden, die Gebr. Kuh z. B. in Breslau seien ganz rechtschaffene Leute, wenn er nur hunderttausend Gulden bei ihnen gut hätte. — Des Fremden starre Züge verschmolzen sich hier zu einem sanften Lächeln, er stand auf und verlangte nach seinem Zimmer. „Wissen Sie auch schon," sagte der Wirth, indem er den Schlüssel holte, „daß man sich ins Ohr sagt, das unruhige Polen solle zerrissen werden? Der Russe und der Oestreicher nimmt jeder ein Stück davon, und wir gehen auch nicht leer aus, ja wir werden noch" — Ohne den Schluß dieser politischen Prophetie abzuwarten, war der Fremde auf sein Zimmer gegangen und verschloß nun die Thür hinter sich. — Der Leser wird gewiß bald, trotz der Veränderung, unsern Ephraim Kuh in ihm erkannt haben. Die heiße Stirn an die Fensterscheiben gedrückt, starrte er hinaus auf die Straße, dann lief er wieder schnellen Schrittes von einem Ende des Zimmers zum andern, hundert verschiedene Gedanken und Entschlüsse schienen sich in seinem Sinne zu drängen und zu streiten, manchmal griff er sich an die Stirn, gleichsam als wollte er so sein Bewußtsein festhalten, ein mächtiger Kampf tobte in ihm; er konnte seiner nicht Herr werden. Endlich stand er vor seinen Koffern still, betrachtete dieselben einige Secunden, schloß auf, nahm ein Buch heraus und warf sich auf das Bett. Lange und emsig las er in den abgegriffenen Blättern, bis das Buch seiner Hand entfiel und er einschlief. — Er wußte nicht, wie lange er geschlafen, als er plötzlich an die Thür klopfen hörte; er sprang auf, öffnete und lag seinem Bruder in den Armen. Aber schnell, als ob ein neues Bewußtsein, ein Schreck in ihm aufblitzte, riß er sich wieder von ihm los, lautlos setzte er sich auf das Bett und starrte gläsernen Blickes seinen Bruder an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Verfall der Oper u. des Schauspiels. Mad. Birch-Pfeiffer's „Witwe."]

Nun werfe ich mich aufs Theater, was immer noch besser ist, als wenn ich darauf ginge. Darauf ginge! Ja, wenn nur die Theater selber nicht darauf gehen beim jetzigen Stand der Dinge! Es ist betrübt! Ich bin pflichtmäßig angestellter Recensent bei der Voß'schen Zeitung; aber hätte ich nicht mein Scherflein zur politischen Redaction täglich beizutragen, ich könnte zwischen jedem Male, wo ich jetzt in meinem Amt als Recensent zu fungiren habe, eine Reise nach Paris, London, Petersburg, ja, sind die Eisenbahnen erst fertig, eine um die Welt machen. — Sie fragen mich: „Was macht die Oper! Hat man nicht kürzlich irgend eine neue Oper gegeben?" Ich besinne mich, besinne mich wieder, schlage in meinem Recensionskalender nach und kann auf nichts stoßen, weil das Wenige, was man neu einstudirte, gleich wieder spurlos untergesunken ist in dem endlosen Meer des Nichts, ungefähr wie ein Frosch, der einmal aus dem Wasser hervorguckt, sein Brekekekex gallisch oder deutsch zum Besten gibt und dann husch! wieder verschwindet. So verschwand uns, als Dem. Löwe hier war, die Nachtwandlerin, und wandelt seitdem in ewiger Nacht und Vergessenheit, und noch weiß ich von nichts Neuem. Jetzt wäre Neues auch eine Unmöglichkeit. Denn erstlich haben wir keine Sängerinnen, zweitens gehen die, welche wir haben, noch dazu auf Urlaub, und drittens wälzt sich, sobald eine neue Oper auf die Bühne gebracht werden soll, irgend eine alte Spontini'sche mit 80—100 Proben, wie eine Lawine dazwischen, zerschmettert und erdrückt alles, was jung und frisch aufblühen möchte, und macht eben einige Augenblick ein furchtbares Getöse. So Alcidoe vor einigen Monaten, der zur Anwesenheit der französischen Prinzen à toutes forces zur Schau gestellt wurde. — Das ist jetzt das Schicksal unserer Oper und wird es noch lange sein. Zwar haben seit einigen Tagen zwei sehr tüchtige und wackere Männer einen größeren Wirkungskreis im Musikdirectorium bekommen, indem der Concertmeister Henning, Musikdirector, Herr Hubert Ries (der Bruder des berühmten Ferdinand Ries) Concertmeister geworden ist; beide meinen es durchaus eifrig und redlich mit der wahren Kunst — allein ob sie stark genug sind, den Widerstand zu überwinden, den sie finden werden, und um so mehr finden werden, je eifriger sie

Digitized by Google

es mit der Sache meinen — das ist eine andere Frage. — — Indessen die Oper in Berlin hat zwei Schlupflöcher (wie ein guter Fuchsbau), um sich aus dem einen ins andere zu flüchten, falls sie gehetzt und getrieben wird; die Königsstadt hat zu Zeiten doch auch etwas Gutes aufzuweisen! Ganz wohl, jetzt aber gibt sie den Geist auf, die Oper nämlich, indem alle alten Mitglieder, He. Fischer, Hr. Holzmüller, Dem. Gerhardt u. s. w. zum Theil entlassen werden, zum Theil abgegangen sind. Sie hatte also eine Oper und soll erst wieder eine bekommen; so lange sie sich mausert aber ist sie, wie alle Singvögel, krank und schweigt, und ein Correspondent kann daher auch nichts thun als dies. — Concerte sind keine Sommerfrüchte, — also von dieser Seite fastet die Musik auch — ist's also ein Wunder, wenn sie ganz ausgehungert wird und sich wie eine verzweifelte Festung auf Gnade und Ungnade ergibt? — Ihr soll aber Gnade werden — d. h. wir entlassen sie für den Raum dieses Briefes in Gnaden.

Mit dem Schauspiel steht es, redlich gesagt, nicht besser. Es liegt krank an der Abwesenheit des Guten und der Guten. Des geht auf die Stücke, da lange nichts Gutes geliefert worden, der auf die Darsteller, die sämmtlich verreist sind oder verreisen wollen. He. Rott und Hr. Grua waren fort, Hr. Devrient ist fort, Frln. v. Hagn und Mad. Kreslinger nebst ihren beiden Töchtern wollen fort. Was können wir alsdann geben? Und wie viele habe ich vielleicht vergessen, die da auch fort waren, fort sind und sein werden! — Gewissermaßen als Abschiedsdarstellung hat man ein Trauerspiel von Mad. Birch-Pfeifer „die Wittwe" gegeben. Es war auch verwaist, denn es blieb und bleibt von aller Welt verlassen. Ich genoß fast drei Acte von den vieren, die es dot; daher darf ich mich auf eine gründliche Kritik nicht einlassen, ohne mächtiges Geschrei gegen mich rege zu machen. Ist es aber nicht Kritik genug, und zwar aus dem tiefsten Grunde, wenn man sich ruhig bei 2½ Acten genügen läßt und gar nicht nach dem letzten Viertel des dritten Actes und des Ganzen verlangt? Die Verfasserin hat ihre Sphäre und ihre Bahn verlassen; die erste ist das Publicum der Königsstadt, der Provinzialstädte u. s. w., die zweite die des Effects aus dem ff. Hier wollte sie gebildeteren sprechen, und fiel jeden Augenblick (trotz des Gelingens einzelner Schritte) aus der erzwungenen Haltung. Entweder wurde sie lang, oder blieb flach, oder gerieth ins Sentimentale, setzte ewig falsche Gefühlslichter auf, oder verfiel geradezu wieder in ihre alte Natur — ins Derbe. Darin war sie ungleich glücklicher; einige Momente streiften an die alten Künste (z. B. der zweite Act), und hier wußte sie das äußere Interesse zu spannen. — Im königsstädter Theater ist sie in ihrer gewohnten Tracht als mörderliche Heldin (Johanna d'Arc ist ein Lamm — vielleicht sogar ein Schaf — dagegen) aufgetreten, und das Publicum hat ganz anders gezittert und Beifall gewettert. Die Ritter von Malta — sechs Acte! Holla, das klingt gleich ganz anders! Jetzt erkenn' ich meine Pappendeimer! Garde du Corps. Stiefeln, Sporen daran mit Renommisten-Thaler-Rädern, tedeenes Collet, Schnurrbart von einem Ohre zum andern, — Sarras blank! — Aha! Jetzt kennen wir uns wieder! — — Tompeis regiert die Bühne! Heil unsrer Schauspielkunst! —

Notizen.

[Französische Kritik.]

Ein Franzose, Mr. Donné, kündigt in der Revue des Deux-Mondes eine Reihe Artikel an, in denen die vorzüglichsten Gelehrten Frankreichs und des Auslandes, ingleichen ihre Arbeiten, ihr literarischer Charakter bis in die kleinsten Details besprochen werden sollen. An die Geschichte der Gelehrten soll sich die der Wissenschaft und ihrer Fortschritte schließen. Der erste Artikel in der Revue des Deux-Mondes beschäftigt sich mit dem berühmten Chirurgen Dupuytren. — Wir sind begierig, zu sehen, wie die Franzosen mit den Ausländern zurecht kommen werden. Sollten dabei nicht einzelne Ergetzlichkeiten dem Publicum zum Besten gegeben werden! 3.

[Ein Schriftsteller ohne Hände.]

Ein „vom Unglück vielfach heimgesuchter und hartgeprüfter Mann" schickte uns seine Autobiogaphie (zum Besten des Verf. herausgegeben von C. L. E. Heinze. 2. Aufl. Görlitz. Grüson'sche Buch- und Kunsthandlung.) mit der Bitte zu, dem Publicum darüber zu berichten. Wir wissen nichts von dem Büchlein zu sagen, als daß der Verf. desselben ein seltenes Talent zum Unglücke besitzt. Als Knabe fällt er viele Ellen tief in einen Brunnen und wird durch den Arm einer mitleidigen Magd, die sich quer über den Brunnen wirft, bei den Haaren wieder herausgezogen. (Die Magd muß lange Arme, in der That entsetzlich lange Arme gehabt haben — lange Finger hätten dabei nicht ausgereicht!) Später verbrennt ihm seine Frau bei lebendigem Leibe im Spiritus, weil sie durchaus in einem Apothekerkeller ihre Milchschüsseln unterbringen will. Endlich erfriert sich der Autobiograph in einer Winternacht beide Hände und beide Füße, muß sich alle Viere amputiren lassen und wird darauf Copist, Secretair, endlich Schriftsteller. Kann ein Mensch mehr verlangen? Der hand- und fußlose Mann schreibt mit einer an den Stumpf seines rechten Arms gebundenen Feder besser als Ref. mit seiner gesunden Hand, eine Kunst, worauf er sich jeden lassen könnte. Das Buch selbst aber ist unbedeutend, nur der fromme Sinn und die unbegrenzte Ergebung erwecken Theilnahme für den armen Mann, wenn man sich auch nicht eben sehr daran erquicken kann. Jetzt will der handlose Schriftsteller nach Berlin, um sich ein Paar künstliche Füße machen zu lassen. Wir wünschen ihm von Herzen Glück und recht viel mildthätige Menschen. 3.

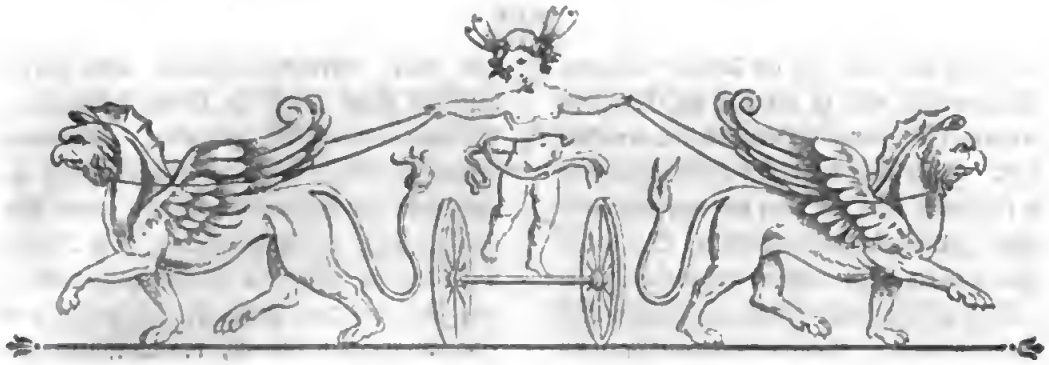
[Literatenverein in Stockholm.]

Mehrere schwedische Literaten, die innige Freunde der Preßfreiheit sind, haben sich vereinigt, in einer Sammlung nicht periodischer Schriften, d. h. in Broschüren, die nicht in einer Folge von Nummern oder zu bestimmter Zeit herausgegeben werden, sondern blos durch einen ihnen gemeinschaftlichen Namen eines Schriftstellers als zu dem Verein gehörend sich ausweisen, über alle solche schwierige Gegenstände zu sprechen, von denen die periodische Presse Ansichten, die mit denen der Machthabenden im Streit sind, nicht ohne Gefahr für ihre Existenz veröffentlichen kann. — Wollte Gott, es blieben auch anderwärts solche Wege, seine Meinung unumwunden herauszusagen, offen! Wir finden aber in dieser Hinsicht die Welt überall mit Bretern verschlagen. 3.

[Lamartine.]

Lamartine wird eine Reise nach Corsika unternehmen. Er will Bastia, Ajaccia, Corte besuchen, sich in die Gebirge vertiefen, Aleria und die Granit-Steinbrüche sehen, und sich zu einem neuen Gedichte begeistern, das auf jenem Boden spielen soll. Glücklicher Dichter, dem vergönnt ist, die Heimath seines Gedichtes mit Augen zu sehen, und seine Imagination so anzufachen, zu nähren und zu stärken. 10.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 164. — den 22. August 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das ältere französische Theater.

Unter den verschiedenen Hypothesen über die Entstehung des Theaters in Frankreich ist als die sicherste anzunehmen, daß es den Trouvères seinen Ursprung dankt. Schon im 12. Jahrhundert gaben diese Dichter und Sänger des nördlichen Frankreichs theatralische Belustigungen, von denen die Namen einiger auf uns gekommen sind, wie die Pastorale, „Robin und Maia", die Farce, „das Pilgerspiel", zwei Spektakelstücke, „die Wunderwerke St. Theophil's", und „das Spiel des heil. Nicolaus." Die sogenannten Moralitäten, die zuerst gespielt wurden, das Adamsspiel oder die Heirath, und der Streit der Gekreuzten. Zwischenspiele fielen bei jeder Festlichkeit vor, die, wenn auch keine Decorationen, doch Maschinerien bedingten. Die Könige ließen sie bei feierlichen Gelegenheiten aufführen, wie z. B. 1315 Philipp der Schöne es in Paris that, als seine Söhne wehrhaft wurden. Die pantomimischen Darstellungen, die man jetzt bewegliche Gemälde nennen würde, waren aus der heiligen wie aus der Profangeschichte genommen. Da sah man das Jesuskind seiner Mutter zulächeln, Aepfel essen und den Aposteln zuhören, die ihm den Rosenkranz vorbeteten. Die Scenen aus der Profangeschichte waren nicht immer anständig, es wurden arge Possen getrieben und mit scharfem Spotte gegeißelt. Der Lebenslauf von Reineke Fuchs erschien in einer Reihe von Bildern, Kinder hielten ein Turnier, zügelloses Gesindel tanzte um den Bohnenkönig her, u. s. w.

Wollte eine Stadt zu Ehren des Einzugs eines Königs, einer königlichen Vermählung u. dergl. dramatische Belustigungen anstellen, so errichtete man auf Straßen und Plätzen Gerüste, ein jeder Stadttheil für sich, der sich nur in so weit um das Thun der andern bekümmerte, als nöthig war, eine chronologische Ordnung zu halten und Wiederholungen zu vermeiden.

Im Jahre 1402 vereinigten sich pariser Bürger zu der Brüderschaft der Passion, und errichteten im Dreieinigkeitshospital die erste stehende Bühne in Frankreich, deren Vorstellungen jedoch beschränkter und ärmlicher waren, als die der theatralischen Vereine, die für Eine Darstellung sich in den Provinzstädten bildeten. Auf Plätzen und in sehr geräumigen Straßen ward die Bühne aufgeschlagen, deren Umkreis auch diejenigen Zuschauer faßte, welche nicht aus den Fenstern, von den Gesimsen und den Dächern der nahe liegenden Häuser die Vorgänge betrachteten. Auf den zum Sehen am besten eingezirkten Platz ließ das vornehmere Publicum sich Sitze bringen, die Uebrigen mußten mit dem gestreuten Stroh und Schilf sich begnügen. In Dour bei Saumur hatte man zu solchen Zwecken ein Theater in Felsen gehauen, in Bourges traf man Vorrichtungen, die Zuschauer durch Decken gegen Sonne und Regen zu schützen, in Autun hatte man 1516 ein so großes Amphitheater erbaut, daß es an 30,000 Menschen fassen konnte. In Caen war es so angebracht, daß die Fenster und Vorhallen vieler Häuser die Logen, und die Straße das Parterre ausmachten.

Digitized by Google

Die Bühne stellte alle Orte, die im Stücke vorkamen, zugleich ohne Scenenwechsel vor, so wie man auf Gemälden alter Meister mehrere Momente und Oertlichkeiten derselben Geschichte antrifft. Der Raum für diesen Hintergrund war so groß, daß er in Rauen 1474 fast ganz die eine Seite des Marktes einnahm. Um auch bei beschränkter Oertlichkeit Alles anzubringen, war die Scene nicht neben, sondern übereinander, jeder Stock gehörte einer bestimmten Stadt oder Provinz an, und ein jedes hatte Unterabtheilungen, in denen das Haus des Herodes, des Pilatus u. s. w. sich einzubilden war. Die Zahl der Stockwerke stieg zuweilen auf neun. Das ganze Theater hieß le parc, oder parquet, die Bühne selbst l'échaffaut, le jeu, le parloir. Die verschiedenen Stockwerke wurde établies, die einzelnen Verschläge sieges, mansions genannt, oder auch loges, welche Benennung, nur für einen verschiedenen Raum, geblieben ist. Die Höhe oder die obersten Stockwerke waren für den Himmel, Paradies genannt, bestimmt. Das unterste Stock gehörte der Hölle an, deren Rachen sich, wenn die Teufel und Verdammten aus- und eingingen, nach Belieben öffnete. Im Himmel durfte die Orgel nicht fehlen, sie ertönte, wenn Christus und der heil. Geist erschienen, oder wenn die neun Ordnungen der Engel und die Tugenden sangen. Die Engel schienen die Instrumente zu spielen, die hinter der Scene ertönten. Manchmal gab's außer dem Himmel noch ein besonderes Paradies, in diesem, als dem Allerheiligsten, erschien blos die Gottheit und die vornehmsten Heiligen und Engel, deren nie unter funfzig waren. Im Himmel stellten sich personificirte Tugenden, einige Heilige, der richtende St. Michael u. s. w. auf. Der Teufel als Ankläger und Vollstrecker der scharfen Gerechtigkeit durfte zuweilen auch dort gegenwärtig sein. (D. F. f.)

Ephraim Moses Kuh.

Ein biographisches Gemälde.

(Fortsetzung).

In dieser Minute stummen Anstarrens mochte der Bruder ahnen, welche gräßliche Metamorphose mit Ephraim vorgegangen sein müsse. Nur leise und mit dem zartesten, wärmsten Liebeshauche vermochte er es, nach und nach die Eiskruste vom Herzen des Bruders zu lösen und ihn zur traulichen Darlegung seiner innern und äußern Lebensschicksale zu vermögen. Die furchtbarsten Täuschungen, Kränkungen und Mißhandlungen erzählte er mit einer kalten Gleichgültigkeit, mit einem innern Pragmatismus, daß man es sah, die begeisterten Gefühle für Freundschaft und Liebe, Menschenbeglückung und Menschenvertrauen hatte er schon längst zu Grabe bestattet, und er ging kalt und rührungslos an ihren eingesunkenen Leichensteinen vorüber. — Nur bruchstückweise antwortete er auf die vielen Fragen und Bitten seines Bruders: „Du weißt," sagte er unter andern, „wie Bosheit, Haß und Verleumdung mich von Berlin vertrieben. Ich reiste; aber auch auf den Reisen folgten mir jene Harpyen und raubten mir jeden Genuß, den ich ruhig zu kosten gedachte. Ich reiste durch Frankreich, Holland, Italien und einen Theil der Schweiz; überall gleißnerische falsche Menschen, die einer den andern betrügen und hintergehen, den Juden aber, den sie noch weniger denn als Menschen erachten, doppelt und dreifach in den Koth treten zu können sich freuen. Ich reiste zurück — zur Heimath; lach' mich tüchtig aus, Bruder, ich fühlte Heimweh; aber wo finde ich eine Heimath? im Grabe! — Ja, Bruder, ich möchte wissen, ob wir bei der Auferstehung zum jüngsten Gerichte auch noch den gelben Lappen auf der linken Seite tragen müssen? O! der gelbe Lappen! das Flickwerk meines Herzens kann damit nicht zusammengenäht werden! Du hast Dir freilich das Kainszeichen vom Leibe geschafft, ich will nicht mit Dir darüber rechten, daß Du zur herrschenden Kirche übergetreten bist, ich konnte und ich wollte das nicht thun, aber ich wollte auch ihnen und mir nicht ewig die Schande ihrer Gesetze vor die Augen rücken, ich wollte die menschenentwürdigenden Gesetze nicht beobachten, und nur die Strafe der Uebertretung mußte ich mir gefallen lassen; die blieb auch nicht aus, und meine Baarschaft schmolz zusehends, dennoch blieb ich standhaft und entwürdigte mich selbst nie durch Gehorsam. In Sachsengotha hatte ich ebenfalls unterlassen, den Glauben unserer Väter und meine zufällige Geburt in demselben zu verzollen; ich wurde verhaftet, und nachdem man mich alles meines Geldes beraubt, wurde ich angewiesen, schnell das Land zu verlassen, ich verkaufte meine Kleider, meine lieben, lieben Bücher; siehst Du, nur diese wenigen hier, für die man mir nichts geben wollte, sind noch mein. Du mußt dem Wirthe hier das ausgelegte Postgeld und die Rechnung bezahlen, mir einiges Geld und, wenn Du willst, auch andere Kleider geben, ich will dann nochmals unstet und flüchtig hinauswandern unter die Drachenbrut, die sich Menschengesellschaft nennt, bis ich eine Stätte finde, wo ich ruhig sterben kann; nicht wahr, Du stößest mich nicht von Dir? oder bist auch Du fühllos für mein unnennbares Leid, hast Du auch Schadenfreude und Bosheit im Herzen gegen den Juden, der Dein

Digitized by Google

Bruder?“ — So ſprach er, und dazwiſchen ergoſſen ſich wieder die heftigſten Ausbrüche ſeiner Schwermuth, und er ſtieß die dargebotene Hand des liebenden Bruders barſch von ſich. Nur nach langem Widerſtreben ließ er ſich endlich faſt willenlos bewegen, mit demſelben nach Breslau zurückzukehren.

Für ſeine äußere ſorgenfreie Lage war brüderliche Liebe und Theilnahme reichlich bedacht, nur die Sorge für den Haushalt in ſeinem Herzen blieb ihm überlaſſen, und er verſchloß ſeinen Schmerz und ſeinen Gram ſtill bei ſich. Er wollte nicht hinaustreten unter die ziſchelnde Menge, die, wie er wähnte, ob ſeines veränderten Schickſals ihn nur verlachen und verſpotten könne. Er lebte ſtill und einſam; aber in der Einſamkeit umgab ihn eine unabſehbare Schaar ſeiner abgeſtorbenen Gefühle und Hoffnungen, mit unheimlicher Traulichkeit grinſten ihn die blaſſen Schatten an und winkten ihm, ihnen zu folgen ins Reich des Jenſeits. Er ſehnte ſich darnach. Das Leben hatte ihm ja Alles geraubt, warum wollte ſich die verbuhlte Dirne nicht von ihm trennen? — Nur Ein Gedanke war ihm treu geblieben, und bei ihm konnte man ſein trübes Antlitz freudigbang erglänzen ſehen, eine ganze Welt voll halberſtorbener mühſam genährter Jugend-Wünſche und -Gefühle feierte ihr Auferſtehungsfeſt in ihm — die Erlöſung ſeiner Glaubensbrüder von allem geſellſchaftlichen und geiſtigen Drucke trat da vor ſein inneres Auge. In einem ſonſt ungewöhnlichen Redefluſſe ergoß ſich ſein überwallendes Herz im vertrauten Kreiſe, wenn er über die unchriſtliche Toleranz der Chriſten, oder über die verknöcherte Orthodoxie der jüdiſchen Geiſtlichen ſich vernehmen ließ. Das eine blieb unbeachtet, das andere nicht ungeahndet. — Schon lange war die Freimüthigkeit und Rückſichtsloſigkeit Kuh's in Wort und That den jüdiſchen Zionswächtern ein Gräuel. Nicht nur das Reich des Geiſtes, ſondern auch und insbeſondere das des Leibes und des Magens glaubten ſie controliren zu müſſen; auf dieſes letztere ward der Angriff gegen Kuh baſirt. Eines Nachmittags kam der alte Synagogendiener zu ihm und entbot ihn mit geſenktem mitleidsvollem Blicke auf morgen früh zum Rabbinen. Die Freunde Kuh's, die die Vorkommniſſe kannten, riethen ihm, ſolchem Aufgebot keine Folge zu leiſten; denn ſchon war jene Zeit vorüber, in der die Bannſtrahlen der Hierarchie zu fürchten waren, Friedrich II., allem „Pfaffenregiment“ feind, hatte auch die jüdiſchen Rabbinen eingeſchüchtert. Aber Kuh wollte ſich hier nicht unbotmäßig erweiſen, theils weil er die ſpeciell gegen ihn gerichteten Anſchuldigungen kennen zu lernen, theils auch, weil er durch deren Widerlegung einen Theil der religiöſen Intoleranz vernichten zu können gedachte. — Neu verarmt und zuſammengeknickt kehrte er aber des andern Tages aus dem Hauſe des Rabbinen zurück, denn wieder war ihm ein hoher Gedanke zur Farce verunſtaltet worden. (D. F. L.)

Engliſche Romane.

1. Bulwer.

Die letzten Tage von Pompeji. 3 Bde.
Rienzi, der letzte Tribun. 3 Bde. (Beide deutſch in Aachen und Leipzig bei Mayer. 1836.)

Wir zeigen dieſe beiden jüngſten Werke Bulwer's zuſammen an, weil ſie in mehrfacher Hinſicht eine Vergleichung mit einander zulaſſen. Beide ſpielen in Italien, freilich in Zeiten, die 13 Jahrhunderte von einander ſcheiden. Wäre Bulwer in der Ausarbeitung ſeiner Dichtungen immer ſo glücklich, wie in der Wahl ſeiner Stoffe, ſo würden die vorliegenden Werke unbedingt zu den großartigſten Erſcheinungen in der Literatur nicht nur der gegenwärtigen, ſondern aller Zeiten gehören. Aber Bulwer kann nie von ſich ſelber, oder vielmehr von ſeiner Engländerei laſſen. Niemand iſt vielleicht befugter, den hiſtoriſchen Roman zum ausgebildeten, klaren Gedicht zu erheben, als Bulwer, der faſt Alles, was dazu erforderlich iſt, in ſich vereinigt. Er beſitzt mannichfache und tiefe Kenntniß der Geſchichte, einen in das Innerſte eindringenden pſychologiſchen Blick, der nicht allein den Menſchen als Individuum, ſondern gleichſam die Seele der Menſchheit, das Bewegende des geſammten Weltlebens erfaßt. Seine Geburt als Engländer gewährt ihm Vortheile, die der Deutſche faſt ganz entbehrt — die Oeffentlichkeit des Lebens und den regen Weltverkehr. Der Deutſche kann ſich nur künſtlich zueignen, was dem Engländer ein günſtiges Geſchick als Angebinde für das ganze Leben freiwillig in die Wiege geworfen hat. Er iſt ein Kind der Freiheit ſeiner Nation. Aber Bulwer iſt bei alle dem auch noch ein ganz gewöhnlicher Engländer, ein grämlicher, mit Spleen behafteter, oft wunderlich pedantiſcher Engländer, und er ſtrengt ſich beinahe an, vor dem Publicum damit zu coquettiren, als gehöre es mit zur Pflicht eines Schriftſtellers, ſeine Untugenden und Schwächen möglichſt bemerkbar zu machen. Es ärgert ihn offenbar nicht ſelten, daß er ſo frei und ſo geiſtreich iſt. Man ſieht es ihm oft an, er bekommt den Spleen aus Genialität. Es ſchmerzt ihn, genial zu ſein, und da er nebenbei das Raiſonniren liebt, ſo ſucht er dies ſeinen Landsleuten möglichſt klar und begreiflich zu machen.

Daher kommt es, daß bei ihm alles Poetiſche mitſt in einen proſaiſchen Dunſt eingehüllt iſt, und man kommt oft in Verſuchung, zu glauben, es geſchehe dies aus Ironie. Bulwer entſchuldigt ſich faſt immer für jeden großartigen Gedanken durch einen recht kleinen, oder auch gar keinen, den er darauf folgen läßt, und faſt ſeine ganzen Werke ſind ſolche großartige Entſchuldigungen ſeines freien, erhabenen Geiſtes. Er will offenbar ſeinen Landsleuten nicht zu nahe treten, und doch ſchlägt er ſie wieder gar zu gern ins Geſicht. Denn das Boxen kann er auch nicht laſſen. Er iſt ja ein Engländer. —

In dem erſten der beiden angezeigten Werke führt der furchtbare Ausbruch des Veſuv im erſten Jahrhunder. der chriſtlichen Zeitrechnung die Kataſtrophe der Dichtung herbei. Da wir vorausſetzen können, daß den meiſten Leſern das Werk bereits bekannt iſt, ſo enthalten wir uns einer Auseinanderſetzung des Planes. So geſchickt dieſer im Ganzen angelegt iſt, ſo erinnert er doch oft an die gemeinen Kunſtgriffe ganz gewöhnlicher Romanſchreiber, was bei einem ſo poetiſch aufgefaßten Gegenſtande doppelt ſtörend erſcheint. Bulwer iſt reich genug in ſich, um dergleichen verbrauchte Mittelchen

nicht ergreifen zu dürfen. Mit der Schilderung des sogenannten classischen Lebens in Pompeji können wir uns mit dem Verf. nicht befreunden. Man ändere Ort, Zeit und Namen der Handelnden, so kann die Geschichte eben so gut in unsere Tage verlegt werden. Denn die eingeflochtenen lateinischen Betheuerungsformeln und dergleichen bilden nicht den Kern des classischen Gesellschaftslebens. Die Handelnden sind mehr oder weniger alle Engländer mit recht hübsch eingepaßten antiken Masken. Trotz dieses bedeutenden Fehlers weht doch durch die ganze Dichtung ein so innig warmer Hauch von Poesie, daß wir „die letzten Tage von Pompeji" dem „Eugen Aram" unbedingt an die Seite setzen. Als Trägerin des Gedichts begegnet uns Nydia, das blinde Blumenmädchen, die, bei unverkennbarer Aehnlichkeit mit Mignon, doch eine ganz eigenthümliche Schöpfung von so rührender Lieblichkeit ist, daß wir über sie allein dem Verf. alle übrigen Mängel vergeben könnten. Nydia ist die verkörperte Poesie, ein Geschöpf Bulwer's, das nie untergehen wird. Neben ihr tritt am hellsten, oft sogar grell, Arbaces, der Aegypter, hervor, an den sich in charakteristischer Eigenthümlichkeit Apaecides, Olint, Glaukus und Jone anschließen. Glänzend und ergreifend sind die Schilderungen, unter denen am meisten der Ausbruch des Vesuvs und die nun folgenden Scenen der Zerstörung und der damit zusammenhängenden Verwirrung hervorragen. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin, Anfang August.

[Der dritte August. Iffland und die Deutschen.]

Wir genießen der schönsten Ruhe. Die Julitage und der dritte August hatten in der letzten Zeit ein wenig die Köpfe gespannt und Befürchtungen verbreitet, die zu großen Maßregeln Anlaß gegeben haben. Es war vorauszusehen, daß an unserm königlichen Namenstage die Straßen Berlins nicht zum zweiten Male der Tummelplatz wüster Auftritte werden würden. Die Stadt war den ganzen Tag über fast noch stiller und geräuschloser als sonst, und nur am Abende verbreiteten drei Feuerwerke, die nach drei verschiedenen Himmelsgegenden Berlins emporloderten, mit ihren Raketen und Schwärmern eine gewissermaßen schwärmerische Bewegung. Die Absicht dieser Maßregel, das Volk an mehrere Orte zu zerstreuen, bewährte sich auf das glänzendste, und würde schon am vorjährigen Tage jedes unruhige Element, das grundsätzlich hier gar nicht vorhanden ist, paralysirt haben. Wenn der römische Pöbel sein panem et Circenses zur Beschwichtigung verlangte, so will der berliner blos an gewissen Tagen „was Apartes" haben, wie er es nennt, und mit einem Feuerwerkchen ist das ABC seiner politischen Wünsche und Forderungen schon zu Ende. Seit einer Reihe von Jahren war am dritten August in der beispiellosen Sandwüste des Wedding ein freies Feuerwerk abgebrannt worden. Als dies eingestellt wurde, sah es seitdem die mächtige Demokratie der berliner Schusterjungen für ihre Prärogative an, auf dem Exercierplatze mit Schlüsselbüchsen zu schießen, Feuerkugeln zu werfen u. dergl., was am 3. August 1835 den großen Zündstoff, der eine Explosion durch alle europäischen Journale verursachte, zusammenhäufte. In diesem Jahre ist nun den Volksansprüchen nicht nur das eine Feuerwerk zurückgegeben, sondern statt dessen sogar drei. So befinden wir uns denn auf dem Gipfel unserer Wünsche. Es fehlt uns in der That nichts als gutes Wetter, das heuer in der ganzen Welt schlecht gerathen scheint. Ueber uns das graue naßkalte Wolkenlager mit spärlichen Blicken einer wehmüthigen Sonne vermag kein freudiges Sommer- und Lebensgefühl in uns zuzulassen, und die Cholera, obwohl als alte Bekanntin nicht mehr unter besondere Polizeiaufsicht gestellt, schleicht sich mit heimlichen Gespensterritten hier und dort in schwächern und stärkern Spuren unter. Sie ist der nicht ablassende Dämon des eingeweidekranken Jahrhunderts, dessen Laster sich erbrechen, ohne daß sich die Tugend zu Tische setzen darf. Ein Beweis, daß wir noch nicht, wie in jenen Iffland'schen Familienstücken, beim fünften Acte begriffen sind.

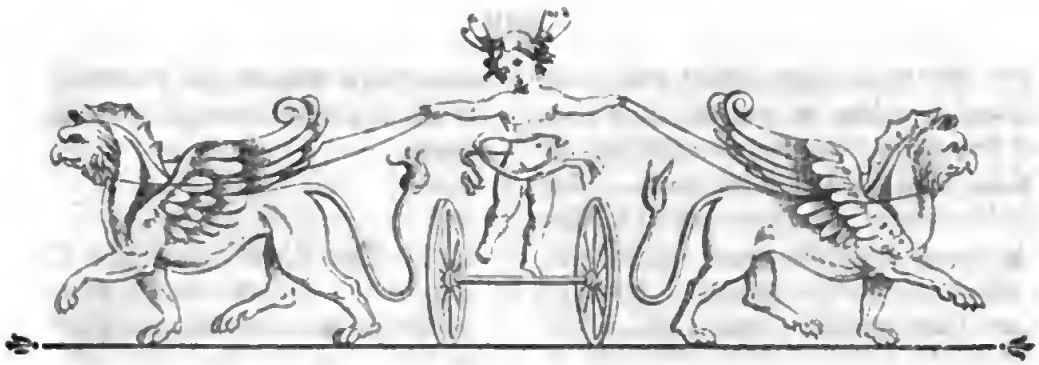
Da die Rede einmal auf Iffland gekommen, so verdient bemerkt zu werden, daß sein Geist, oder vielmehr seine Stücke, sich in einer progressiven Auferstehung bei uns befinden. Die Jäger, die auf der Königsstadt neu einstudirt wurden, füllten mit ihrer altväterlichen Idyllik das Haus eben so gut und fast noch besser, als es die modernen Leichtfertigkeiten des süßschwärmenden Bellini gethan haben würden. Man klage in unserer Zeit nicht die Anarchie der schaffenden Kunst an, vielmehr die Anarchie des Geschmacks! Das deutsche Publicum lebt jetzt in einem wahren Straßentumulte seiner Sympathieen, es ist ihm Alles recht, weil ihm nichts von Wichtigkeit ist. So ist es jeden Eindrücken bloßgestellt und hingegeben, den guten wie den schlechten, und man konnte sich freuen, wenn man wollte, vor Iffland's Jägern den moralischen Antheil, der noch am Stücke selbst genommen wurde, zu beobachten. Dies einfaßende Klatschen der Hände gilt noch immer dem uralten Widerstreit zwischen dem Guten und Bösen, es gilt dem ränkevollen Amtmann, der unverrichteter Sache abziehen muß, es gilt dem jähzornig gutherzigen Oberförster, der seinen Sohn wieder hat, es gilt dem braven gefühlvollen Anton, dessen Unschuld an den Tag gekommen, und dem sich die Arme der einfach idyllischen Braut, das Herz der gutmüthig schwatzhaften patriarchalischen Mutter öffnen, indem die ganze bürgerliche Misère zuletzt in einen echt deutschen Liedesklang, angestimmt von dem Brummbaß des Oberförsters und durchflochten von der Schwiegertochter lieblichem Diskant, verklingt. Das sind die deutschen Nationalstoffe, das sind die Lebenssituationen, an denen das Volk, man konnte es wahrnehmen, noch immer den größten Antheil nimmt, so veraltet auch die Costüme dieser deutschen Gefühlsmenschen sein mögen. (D. F. f.)

Notiz.

[Götter-Frequenz.]

Die Insel Ceylon könnte man das Land der Wunder par excellence nennen. Alles auf und an ihr, erzählen die Reisenden, ist eigenthümlich und durchaus mit nichts Aehnlichem in andern Ländern zu vergleichen. Das Merkwürdigste von Allem sind aber gewiß ihre 100,000 Götter. Bei uns zu Lande hat es oft, und Gott sei's geklagt, gerade in unsern Tagen Noth genug, mit dem Einen lieben Gott zurecht zu kommen, was sollte erst aus uns armen Europäern und resp. Deutschen werden, wenn wir uns um 100,000 Götter streiten müßten! Der liebe Gott meint es doch gut mit uns, daß er uns in seiner Barmherzigkeit den Segen so vieler Götter nicht hat zu Theil werden lassen. Und die Bewohner von Ceylon leben! Sie streiten, balgen, bekriegen und schlagen sich gelegentlich auch todt, — Alles wie anderwärts, aber über die 100,000 Götter gerathen sie einander nicht in die Haare. In göttlichen Dingen sind sie außerordentlich friedliebende und tolerante Menschen, und dies scheint uns nicht nur das größte Wunder von Ceylon, sondern das allergrößte Weltwunder zu sein. J.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 165. — den 23. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Haß.

Ephraim Moses Kuh.

Ein biographisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Man hatte ihn beschuldigt, den Fasttag der Zerstörung Jerusalems nicht gehalten zu haben, und dennoch wagte es Niemand (wahrscheinlich aus Rücksicht für seine einflußreiche Verwandtschaft), persönlich gegen ihn aufzutreten, worauf alsdann der Bann zweiten Grades über ihn verhängt werden könnte. Sein ganzes Leben war von den Augen des Zelotismus belauert worden, und wie mußte es da wiederfinden! Ja, selbst sein Mißgeschick war als die verschuldete Folge seines gottlosen Wandels dargestellt worden! Eine ganze große Masse von Menschen, die mit ihm durch gleichen Druck niedergehalten, ihm so nahe gestanden, sah er nun wieder von sich scheiden; er glaubte sie losschälen zu müssen von seiner Liebe, weil sie ihn nicht begriff, ihn verkannte und anfeindete, und doch hatte er sich des Bedürfnisses, Menschen zu lieben und Liebe von ihnen zu gewinnen, noch nicht entschlagen können. Nur wenige seiner aufgeklärten Glaubensgenossen, seine einzige Schwester, die mit ihm noch gleichen Glaubens, und seine christliche Schwägerin waren es, in deren Kreis er sich vor dem ihn verfolgenden Gedanken der Misanthropie flüchtete. Wieder drängte es ihn aber zu erweiterter größerer Anregung und allgemeinere Verständigung. War er nicht Mensch, ehe er Jude gewesen? Sollte er eine ganze große Classe von Menschen von sich ferne halten, weil sie die Träger überkommener barbarischer Staatsgesetze? durfte die kleine Schranke dogmatischer Satzung sein Herz abhalten, unter ihnen Herzen zu glauben, die sich mit ihm in gleicher Liebe und Begeisterung allem Großen und Edeln zuwendeten? Er suchte und fand den Umgang mehrerer christlichen Gelehrten; aber auch hier mußte er wieder bald erfahren, daß man es weder zur Anerkennung seiner als Jude, noch zur Vergessenheit seiner als solchen gebracht hatte. Selbst unter den Wenigen, die er sorgfältig gewählt zu haben wähnte, fanden sich solche, die durch Proselytenmacherei aller Art ihn seiner angestammten Religion abwendig zu machen suchten. Man muß sich die Trübsen jener Zeit in Deutschland und namentlich den bedeutungsvollen Briefwechsel zwischen Lavater und Mendelssohn ins Gedächtniß zurückrufen, um solche Erscheinungen in ihrem gehörigen Lichte zu betrachten. Weder Vernunftgründe noch Scherz, oder auch gar erwiederte Persiflage, konnten ihm vor den Religionseiferern Ruhe verschaffen, und er zog sich wieder in seine Einsamkeit zurück *).

*) Als jener Zeit charakterisirend führen wir hier an, daß ein kleines Gedicht in Breslau in Umlauf kam, das also lautete:

„Liebster, bester Kuh!
Warum bleibest Du
Nur allein beim Vater steh'n,
Willst nicht zu dem Sohne geh'n?"

Die ebenfalls gereimte Replik Kuh's ist verloren gegangen, ihr Inhalt aber war: „Daß ein guter und gehor-

Es war aber ſchon damals (und vielleicht damals noch mehr als jetzt) die Zeit vorüber, wo man mit irgend einer Zuverſicht von dem äußern Bekenntniß einer Religion auf die innere religiöſe Ueberzeugung ſchließen konnte. Der franzöſiſche Encyklopädismus und vielfach auch der kantiſche Kriticismus hatten aus ihrem Nivellement noch zu wenig beſtimmt ausgeprägte Poſitivitäten hervorgehen laſſen. — Wie es aber zwei Arten religiöſen Glaubens gibt, ſo entſprechen demſelben auch zwei Arten religiöſen Märtyrthums. Der eine, der ſich nicht über die Zufälligkeit der bloßen Ueberkommenſchaft erhebt, der unmittelbare Glaube, wird, zur Thätigkeit nach Außen aufgeregt, die glänzendſten Großthaten religiöſen Kampfes wie religiöſer Duldung, oder auch die traurigſten Verbrechen religiöſen Fanatismus erzeugen; der andere, wo man als Reſultat der Forſchung die zufällig erhaltene oder freiwillig ergriffene Religionsform ſich aneignet, der vermittelte religiöſe Glaube, begeiſtert nicht minder zu rückſichtsloſer Aufopferung, die er aber mit klarer Beſonnenheit und möglichſter Schonung Gegenüberſtehender zu bewerkſtelligen ſucht. — Wer aber herausgetreten iſt aus dem Zuſtande unmittelbaren Glaubens, ohne zu einem andern poſitiven gelangen zu können, wer entweder in ſtetem Zweifel oder in vager Allgemeinheit ſich gehalten fühlt, dem wird es doppelt ſchmerzlich, als Märtyrer eines Glaubens zu leiden, dem er in ſeiner poſitiven Erſcheinung nimmer angehört.

Ephraim Kuh war in dem letzten Fall. Er war reiner Deiſt. Man leſe z. B. „Pope's allgemeines Gebet*),“ ja ſogar das in Klopſtock'ſcher Manier pſalmodiſch gehaltene „Lob Gottes nach einem kurzen und heftigen Donnerwetter**),“ und man wird dieſe Bezeichnung beſtätigt finden. Man coquettirte aber damals ſchon wieder vielfach mit dem Glauben und der ſchwunghaften religiöſen Erhebung, wie man es auf einer andern Seite mit dem Zweifel und ſeinen dämpfenden Reagentien that. Es wäre ungerecht, hier eine beſondere Anwendung von dieſer Thatſache zu machen, ſo viel aber iſt ausgemacht, daß es auch Ephraim an einem beſtimmten, jederzeit feſtſtehenden Haltpuncte von Innen gebrach. Nach außen von allen Seiten zerquetſcht, in ſich von mannichfachen Schwankungen erſchüttert, blieb ihm nichts als grimmige Wuth gegen ſich ſelbſt und gegen die Außenwelt. (D. F. f.)

ſamer Sohn dennoch die treuen Diener ſeines Vaters nicht verachten werde, wenn ſie gleich nicht auch ihm die Cour machten.“ Mit ſolchen Waffen kämpfte man hier in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

*) Hinterlaſſene Gedichte von E. M. Kuh. (Zürich 1792.) 2 Bdchn. S. 209.

**) Ebend. S. 161, und die Mendelsſohn'ſche Redaction deſſelben, für deſſen eigenes Product dies lange gehalten wurde. S. 196.

Das ältere franzöſiſche Theater.

(Fortſetzung.)

In dem einen Myſterium, die Auferſtehung, hatte man von Latten, Pappe und Papier das irdiſche Paradies zurecht gemacht, mit Bäumen, die Blüthen und Früchte trugen, zwiſchen denen aber auch Birkenzweige und natürliche Roſen in Waſſergefäßen ſtanden, ſie friſch zu erhalten. In dieſem Myſterium hatte der Heiland 51 arme Seelen aus den Limben zu ziehen, die von mindeſtens eben ſo viel Engeln, die Heiligen ungerechnet, in Empfang genommen wurden. Der Part des heiligen Geiſtes, der als weiße Taube erſchien, wurde hinter der Bühne geſprochen.

Die Teufel in der Hölle ſpieen aus Augen und Maul Feuer, wobei aus großem und kleinem Gewehr geſchoſſen, mit Steinen geraſſelt, kurz ein entſetzlicher Lärm getrieben wurde, beſonders in dem Myſterium der Auferſtehung, wie man es in ſpätern Zeiten gab. Aus einem Brunnen neben dem Thurme der Limben, nachdem der Teufel hineingeworfen, ſtiegen Flammen von Pech und Schwefel, untermiſcht mit allerlei Feuerwerkerkünſten. Große und kleine Teufel ſprangen aus dem hölliſchen Rachen hervor, die verdammte Seele zu jagen; es war ſo viel zu ſehen und ſo viel Kurzweil dabei, daß von dem ganzen Myſterium dieſer Theil, diablerie genannt, am beſten gefiel, ſo gut, daß man darauf und daran war, ein Stück zu verfertigen, in welchem blos Teufel und Verdammte ſpielten, welche Erfindung in etwas veränderter Form auszuführen, die Melodramendichter unſerer Tage über ſich nahmen.

Der große viereckige Thurm über dem Höllenſchlunde, höher als der erſte Stock, konnte erleuchtet werden, ſo daß man genau ſah, was in den Limben vorging. In einer beſondern Abtheilung waren die Seelen der ungetauften Kinder, darunter das Fegefeuer, deſſen Qualen täuſchend dargeſtellt wurden. Chriſtus erbrach das Thor mit Gewalt und zog die Seelen heraus.

Einen Vorhang hatte das Theater nicht, man überſah Alles auf einmal, der Prolog und Zwiſchenredner erklärte das Kommen und Abgehen, und das, was örtlich und ſittlich nicht aufführbar war. In ſolchen Fällen war es üblich, eine Decke vor einzelne Abtheilungen zu ziehen, in welchen das geſchehen ſollte, was der Redner erzählte. Un-

Digitized by Google

ter jeder Abtheilung ſtand der Ort der Handlung, und die Namen der Theaterperſonen in lateiniſcher Sprache.

Die Maſchinen, die man secreta nannte, beſtanden in Verſenkungen, apparitions, Flugwerken, voleries, Vorrichtungen zum Verdunkeln, zu Steinregen u. ſ. w. Auch die heutigen Theaterdolche, deren Schneide in den Griff zurückfährt, kannte man ſchon damals. Moſes feuriger Buſch war zu ſehen, die Ruthe des Aaron und den verdorrten Feigenbaum wußte man zum Blühen zu bringen, das Waſſer verwandelte ſich in Wein und wurde den Zuſchauern zum Koſten herumgereicht. Sogar die Schöpfung und die Sündfluth kamen zur Aufführung.

Weil die Märtyrer ſo beliebt waren, und man die Zuſchauer nicht um das Vergnügen der gräßlichen Ausführlichkeit bringen wollte, ſchob man, ſobald es ans Martern ging, Puppen unter, nur bei dem Enthaupten wurden die Täuſchungen unſerer heutigen Gaukler angewendet. Die gefallenen Engel, welche St. Michael in den Abgrund nicht ſogleich durch alle Stockwerke hinunter ſtürzen konnte, warfen ſich platt auf die Erde, den Augen der Zuſchauer ſich dadurch entziehend. Zugleich öffnete ſich die Hölle und ähnliche Geſtalten wie die herabgeſtürzten ließen ſich darin ſehen.

Einige Male wurden Theater neben einander gebaut, wie in Angers 1468, wo man zu einer Paſſionsvorſtellung zu den vielen Umwandlungen fünf Gerüſte, ein jedes 5 bis 7 Stockwerk hoch, gebaut hatte.

Nicht allein künſtlich verfertigte Thiere brachte man auf die Bühne, auch lebendige, beſonders Pferde und Eſel.

Gewöhnlich waren die Spieltage an Sonn- und Feſttagen, aber nicht an den Vorabenden derſelben, um die Zuſchauer nicht von dem Beſuche der Kirchen abzuhalten. Wo es keine ſtehende Theater gab, wurde meiſtens in der Sommerzeit geſpielt, nur St. Nikolaustag und Chriſtfeſt machten zuweilen eine Ausnahme, man ſpielte ihre Myſterien im Freien.

Wenn die Stimmführer einer Stadt den Entſchluß gefaßt hatten, ein Myſterium aufzuführen, ging ein Aufruf durch den Ort, ſich zu berathen, Beiträge zu ſammeln, Spielende anfzurufen, auch ſpäter Anſtalten zu treffen, die vielen Fremden, die ſich dazu einfänden, unterzubringen, und die nöthigen Lebensmittel herbeizuſchaffen. Für die Teufel fanden ſich Repräſentanten in Menge, auch die Engelsrollen waren beliebt und geſucht, aber ſchwerer war's, die Rolle des Heilands zu beſetzen, der mehr als die Uebrigen zu ſprechen hatte, in der Verklärung ſo lange in der Luft ſchweben mußte, bis 128 Verſe geſprochen waren, und bei der Kreuzigung dauerte es 300 Verſe, ehe er ſeine unbequeme Stellung verließ.

Die Paſſion wurde vier Tage durch geſpielt, und hatte in 86 Acten 41,000 Verſe.

Hinter der Scene verbanden Galerien und Treppen die verſchiedenen Stockwerke.

(Der Beſchluß folgt.)

Engliſche Romane.

1. Bulwer.

Die letzten Tage von Pompeji. 3 Bände.
Rienzi, der letzte Tribun. 3 Bde. ꝛc. ꝛc.

(Beſchluß.)

Wie in „den letzten Tagen von Pompeji" eine ungeheure Naturrevolution den geſchürzten Knoten endlich gewaltſam und, wie uns dünkt, nicht beſonders glücklich zerreißt, ſo wird in „Rienzi" die Kataſtrophe durch einen wilden Volksaufſtand herbeigeführt. Der großartige Gedanke eines plebejiſchen Römers, Cola di Rienzi, den entarteten Römern die verlorene Freiheit ganz im Sinne der alten römiſchen Republikaner wiederzugeben, iſt wohl einer poetiſchen Auffaſſung werth, und Bulwer, im modernen Leben wurzelnd, das ſich ja eine ähnliche Aufgabe geſtellt hat, beſitzt Kraft und Beruf, einen ſolchen Gegenſtand würdig zu behandeln. Plan und Entwickelung deſſelben, namentlich aber die ſcharfe Auffaſſung der Charaktere überragen „die letzten Tage von Pompeji", allein es gebricht dieſem Werke wieder an dem Zauber der Poeſie, der ſich über jenes wie ein klarer Himmel ausſpannt. In Schilderungen von Volksſcenen, Aufzügen und dem letzten Aufſtande der Römer gegen Rienzi iſt er gleich groß, und wir Deutſchen mögen immerhin bei ihm in die Schule gehen. Dagegen bleibt er in der Beſchreibung der Peſt weit hinter Manzoni in deſſen „promessi sposi" zurück. Auch hätte er uns die ekelhafte Ausmalung der Gruft, worin die Peſtleichen angehäuft liegen, erſparen können. Hier überſchreitet er alle Grenzen äſthetiſcher Darſtellung und wird nur gemein und ekelhaft. Vielleicht hat er ſich gerade bei einem engliſchen Frühſtück übernommen gehabt, und um nur ein Gegenmittel zu haben, ſetzt er ſich hin und ſchreibt ſolche Ekelſcenen.

Eine eigenthümliche Kraft beſitzt Bulwer in dem Aufrollen des endlichen Geſchickes. Wie einen finſtern, auf Socken heranſchleichenden Dämon läßt er das unvermeidliche Verhängniß auch hier wieder immer drohender, immer erſchütternder heranrücken, bis es endlich den Helden zermalmt. Hierin gleicht „Rienzi" ganz „den letzten Tagen von Pompeji." Dort iſt es die drohende Wolke des Veſuv, die den Untergang ſchweigend verkündet, hier der ägyptiſche Löwe von Baſalt an der großen Treppe zum Capitol, wo Rienzi als Opfer der Volkswuth ſtieht. In beiden Werken iſt dieſe Idee an ſich großartig und poetiſch, aber Bulwer kann das rein Poetiſche nicht jederzeit leiden, er muß es verproſairen. Er läßt daher in dem „Rienzi" dieſes Ungeheure ſo oft ans Licht treten, daß es zuletzt alle Kraft verliert. — Dies iſt ſein ewiger Fehler! Auch unterläßt er nicht, ſeinen Leſern zu ſagen, daß er nicht blos Dichter ſei, ſondern auch noch Hiſtoriker, und verwahrt ſich in ſeitenlangen Noten gegen den Verdacht aller poetiſchen Willkür. Bulwer iſt ein Politicus. Er weiß, daß ſeine Landsleute das Pedantiſche lieben, und dies gibt er ihnen nun immer mit in den Kauf. Schade nur daß er dabei ſogar recht abgeſchmackt werden kann! Denn wie ſoll man es einem ſo geiſtreichen Manne, wie Bulwer, zu Gute halten, wenn er im zweiten Bande von „Rienzi" ein Capitel folgendermaßen überſchreibt: „Wir erhalten, was wir ſuchen und wiſ-

Digitized by Google

sen es nicht." — Nun ich dächte, nun wüßten wir's, ehe wir noch an die Lectüre gehen. Wenn man zu geistreich sein will, wird man abgeschmackt. Das ist die natürliche Rache der Genialität an dem berechnenden Verstande. —

Einen Fortschritt hat Bulwer in diesem letzten Werke nicht gemacht. Er scheint stehen bleiben zu wollen. Ueberhaupt bedünkt es uns, als sei nur die moderne Zeit ein geeigneter Tummelplatz für Bulwer. Das feudale Mittelalter, dessen Lorbeerbäume Walter Scott schon ziemlich entblättert hat, widerstrebt Bulwer's modernem Natur. W.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Zustand. Das bürgerliche Schauspiel. Lorinser und die Schuljugend.]

Um ein interessantes Experiment mit der Stimmung des Publicums anzustellen, mag es gut sein, diese Stücke von Zeit zu Zeit wieder auf die Bretter zu führen. Aber ihre Darstellung durch die heutigen Schauspieler ist eine andere Sache, die sich nicht unter einen wohlgefälligen Gesichtspunkte schieben läßt. Dieser Oberförster, diese Amtmänner, diese Mütter, sind vergriffene Gestalten, deren Bilder sich dem frischen Leben nicht mehr abborgen lassen, und die so fest an der Scholle einer bestimmtgegebenen Bürgerlichkeit haften, daß sie auch keiner allgemeinen idealen Auffassung fähig sind. Schon die Sprache, der Ton der Stimme, fehlt unsern meisten Schauspielern, um diese Menschen reden zu lassen. Dieser herzliche Grundklang, dieser einfache ehrenfeste Auftakt ist nicht mehr auf ihrem Tonregister, in ihrem durch überschraubte Modulationen verdorbenen Organ, befindlich. Ist es wahr, daß ein Sinn für bürgerliche Familiendarstellungen sich wieder auf dem deutschen Theater zu regen beginnt, so müßten die Dichter, die freilich noch nicht vorhanden sind, anfangen, unser nächstes modernes Leben in seinen gesellschaftlichen Verwickelungen für die Bühne aufzufassen. Dies wäre freilich so bedeutsam in allen Beziehungen, daß eben dieser Bedeutsamkeit wegen jetzt an keine Ausführung zu denken ist. Die Stücke der hohen Verfasserin von „Lüge und Wahrheit", die hier in Berlin sehr gern und häufig gesehen werden und wöchentlich mehrere Mal auf unserm Repertoir stehen, leisten einstweilen nach dieser Richtung hin etwas sehr Treffliches und Anerkennenswerthes, doch muß man gestehen, daß sie häufig nur eine modernisirte Iffländerei sind. Diese Dame besitzt eine feine Beobachtung des wirklichen und bürgerlichen Lebens, aber in ihrer Behandlung geräth sie auf alte Typen zurück, die nicht mehr recht in unser Zeug hineinpassen. Es wäre sehr schwierig, das deutsche Familienleben so, wie es uns in diesem Augenblick umgiebt, zur Bühnendarstellung zu benutzen, und seine Zerfahrenheit, seinen Mangel an einem Mittelpunct, an festausgeprägten Familiencharakteren, zu einem zweckvollen Lebensgemälde zu vereinigen. Das berliner Familienleben ist bis jetzt am besten für die Localposse benutzt worden, obwohl wir es darin nicht so weit gebracht haben, als der Wiener mit seiner phantastischen Gemüthlichkeit, dem spielenden Humor seiner kaiserstädtischen Zustände. Die berliner Familie hat drei Abstufungen, die sich nach ihren verschiedenen Vergnügungen charakterisiren lassen; die erste Stufe tritt nicht aus dem Salon hervor und wird durch Thee und Musik bezeichnet; die zweite bilden die Subalternen, sie leben am vergnügtesten und machen Landpartieen nach Pankow und Treptow; den Ideenkreis der dritten Stufe bezeichnen frische Wurst, Aalgreifen in Moabit, Pickenicks ohne Messer und Gabel und dergl. Nehme diese Elemente, angefeuchtet mit etwas unglücklicher Ehe und philisterhafter Liebe, und rühre daraus ein höheres Familienschauspiel zusammen! Schiller würde dann wiederkommen müssen, um einen neuen „Shakspear's Schatten" zu dichten.

Aber was denken Sie? ein kräftigeres, aus frischem Bast gewobenes Geschlecht wächst heran! Das Feldgeschrei der heureigen Schuljugend ist: Lorinser! Eine Generation, die schon auf der Schulbank verkrüppelt und, statt seine eigenste Natur auszuwachsen, in ein fremdes steifleinenes Gewand vernäht wird, kann auch später, im Hause und am Heerde, keine schönen Lebenszustände um sich her erzeugen. Preußen ist auf der ganzen Welt der liberalste und freisinnigste Staat in Angelegenheiten der Erziehung, und es war vorauszusehen, daß die durch Lorinser's bekannte Anklageschrift veranlaßte Revision des Gymnasial-Unterrichts hier zuerst Erfolg haben und Wurzel fassen würde. Eine Beschränkung der häuslichen Arbeiten der Schüler ist zunächst in unsere Lehrpläne gekommen und dadurch schon der praktischen Bewegung der Jugend, der gesunden Verarbeitung ihrer Säfte, Raum gegeben worden. Die Lehrer lassen auch wohl jetzt öfter als sonst eine Stunde frei. An heißen Tagen, wo die schwülen Nachmittagsstunden drückend auf der überfüllten Schulclasse lasten, erhebt sich öfters ein leises Gemurmel zum früheren Schluß, der Lehrer zögert noch, da ruft ein muntrer Secundaner mit schallender Stimme den Namen: Lorinser! der Lehrer erbleicht, er winkt mit der Hand und die Stunde wird geschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Literarische Neuigkeiten.]

Nicolaus Lenau arbeitet an einer epischen Trilogie: Huß, Savonarola, Hutten. Anastasius Grün gibt nächstens eine Sammlung seiner kleineren lyrischen Dichtungen, Joseph v. Eichendorff stellt seine heimatlichen gedruckten und ungedruckten Lyrica zusammen. Bei Max in Breslau wird „Egremont", ein Roman aus den Jahren 1806—15, herausgegeben von L. Tieck, erscheinen.

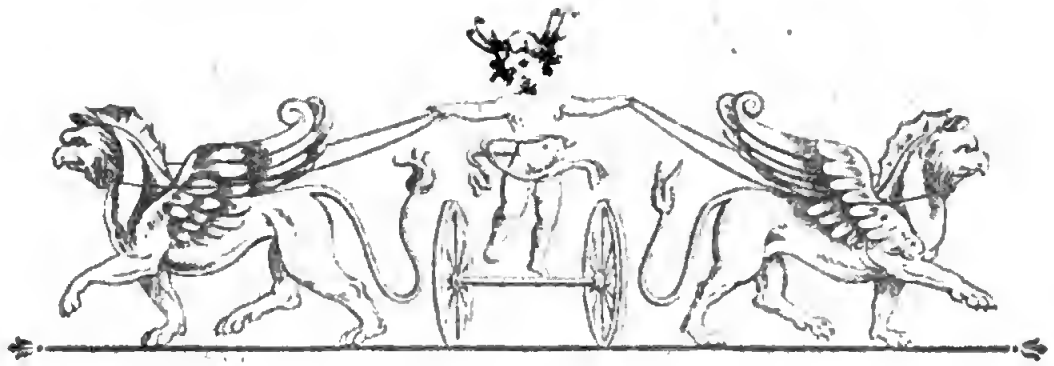
[Krönungsfest in Prag.]

Zur Krönungs-Oper sind Meyerbeer's „Kreuzritter" bestimmt. Auch eine Oper von dem als Liedercomponisten und Instrumentalisten bekannten Dessauer wird während der Krönungswoche zur Aufführung kommen. Mad. Schröder-Devrient, die bereits zu den Proben nach Prag gereist ist, wird in beiden Opern mitwirken. Von dem dresdner Theater sind auch Hr. Emil Devrient und Fein. Bauer nach Prag eingeladen. Sie werden eine Reihe von Lustspielen produciren.

[Reissiger.]

Capellmeister Reissiger führte vor kurzem in der Schloßkirche zu Dresden eine neue Messe von J. P. Schmidt auf. J. P. Schmidt, als Geh. Hofrath bei der Seehandlung in Berlin angestellt, ist der Compositeur einiger Opern, die jedoch vom Repertoir schnell verschwunden sind. Seine Messe hat viel Zerrissenes, es ist kein Ganzes; in einigen Partieen kommt der echte Kirchenstyl zu Ehren. Nächstens executire Reissiger seine eigene neue Messe. Eine neue Symphonie hörten wir vor kurzem in Dresden von ihm. Von besonderem Werthe erschien uns das Adagio. Im Laufe des Herbstes beabsichtigt Reissiger die Symphonie in Leipzig zur Aufführung zu bringen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 166. — den 25. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das ältere französische Theater.

(Beschluß.)

Die Pausen in den Mysterien gaben den Schauspielern und den Zuschauern Muße, auszuruhen und sich zu stärken. Leer blieb aber das Theater darum doch nicht, lustiges Gesindel unterredete sich im Rothwelsch der Gauner, prügelte sich auch wohl, manchmal tanzten die Teufel einen Reihen. Das Orchester bestand aus einer tragbaren Orgel, die zuweilen den Gesang der Schauspieler begleitete. — Gesang wurde öfters angebracht, so sangen die Erzväter in den Limben einen lateinischen Kirchengesang u. s. w. Wenn eine Mysterie einen ganzen Tag oder noch länger dauerte, so wurde zur Zeit des Mittagessens das Theater auf einige Stunden verlassen. — Die Passion war die beliebteste Mysterie, die durch Einschiebsel, durch kleine Veränderungen, theils verlängert, theils erneuert wurde. Das starke Personal der meisten Stücke machte es nöthig, daß von den Nebenrollen die Schauspieler mehrere übernehmen mußten. Dem maître du jeu (Spielführer nennt man sie bei den heutigen Bauernkomödien in Tyrol und Oberbaiern) lag es ob, die Rollen zu vertheilen, sie einzuüben, den Prolog und die Erklärungen zu sprechen, und außerdem Einhelfer zu sein.

Bestimmte Eintrittsgelder scheinen nicht immer bezahlt worden zu sein, auch hätten sie die Kosten für die zufälligen Theater nicht gedeckt, die Tausende kosten mußten. Die Einwohner der Stadt, wo man spielte, und die der Umgegend schossen die bedeutenden Ausgaben zusammen, eine Beisteuer erlegten die vielen versammelten Fremden. Jeder Spieler mußte einen Goldthaler erlegen, um dafür Erfrischungen und Speisen zu kaufen, gab er mehr, so bekam er doch keinen größern Anspruch an das Bankett als die Uebrigen, und eben so wenig einen größern Antheil an dem Ueberschusse, wenn solcher Statt fand. Die Kinder, welche Engel vorstellten, zahlten nichts, bekamen aber dennoch etwas zu essen und zu trinken. Der Spielführer hatte ferner darauf zu sehen, daß die Schauspieler nicht außer dem ihnen gereichten Maß von Getränken noch Mehreres herbeischafften zum Verderben der ihnen so nöthigen Nüchternheit. Die vornehmen und geringen Geistlichen begünstigten sehr diese Spiele, befaßten sich mit ihrer Leitung, ja nahmen wohl einmal selbst activen Theil daran. Damit sie den Aufführungen beiwohnen konnten, kürzte man den Gottesdienst ab.

Nach den Mysterien kamen die Moralitäten auf, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts im vollsten Flor waren. Sie hatten ebenfalls eine religiöse Richtung, aber sie waren auch didaktisch und allegorisch. Die Schreiber der Bazoche bemächtigten sich dieser Erfindung, die der Passionsbrüderschaft verderblich wurde, indem sie minder lebhaft spielten und der Inhalt eintöniger war. Zu Anfang, als jene Schreiber in ihren Stücken aus der Legende nur leise Satyre und Allegorie durchblicken ließen, spielten sie blos drei

Digitized by Google

Mal des Jahres, den Sonntag nach Drei-König, beim Pflanzen des Maibaumes, und an dem Tage, wo der König der Bazoche über seine Untergebenen Schau hielt. Als sie die eigentlichen Moralitäten aufbrachten, waren die Vorstellungen häufiger, ihr großer Gönner Ludwig XII. räumte ihnen sogar den Saal im Justizpalaste ein: die Personenzahl und die Maschinerie waren viel unbedeutender als in den Mysterien. Die Sotties waren noch roher, nicht lehrhaft, die größte Freimüthigkeit und ausgelassenste Spaßhaftigkeit herrschte darin. Man kann sie als das jetzige Vaudeville ansehen. Die hohe Geistlichkeit und die Justizverwaltung wurde besonders in den Sotties angegriffen, denn der Prinz der Dummköpfe vorstand. Die Farcen, welche noch spätern Ursprunges als die Sotties sind, nähern sich dem modernen lustigen Lustspiel, wie der Advokat Patelin beweist, der weit in das 15. Jahrhundert zurückgeht, und in der Hauptsache in der neuen Gestaltung wenig verändert wurde.

Ephraim Moses Kuh.

Ein biographisches Gemälde.

(Fortsetzung.)

Gab es denn aber keinen Weg des Heiles mehr, auf dem ein so bewegtes Gemüth wie das Ephraim's hätte zur Ruhe geführet werden können? — Eine stolze Seele hätte sich in der Lage Ephraim's schweigend in das Bewußtsein ihrer eigenen Machtvollkommenheit gehüllt, und kalt und rührungslos in das verächtliche Getriebe der Menschen hineingestarrt. Schmerzlos aber jäh wäre der endliche Ausgang einer solchen Seele aus der Welt, die all die Fäden, die sie an das irdische Leben ketten, straff abgerissen und sich in solches Gewebe verpuppt hat. Ephraim war zu schwach und zu wenig von genügenden Werken erschöpft, um die Welt verachten oder gleichgültigen Auges ansehen zu können. Eine weiche, sich ganz und gar hingebende, eine wahrhaft und rein liebende Seele hätte leicht die verlornen Wachposten in den Kämpfen mit der Außenwelt, in dem stillen Frieden der häuslichen Beschränkung wieder gesammelt. Im ruhigen Besitze eines von ihm unzertrennlichen Mädchens, am Herzen einer liebenden Gattin hätte er leicht die ganze große Welt mit ihren rauhen Gegenkämpfen missen oder unter bessern Gesichtspuncten betrachten können. Wir wissen nicht, ob er je in reiner Gluth für ein Mädchen erglüht war. Aus der großen Zahl seiner kleinen Gedichte, die die Eitelkeit, Falschheit und Untreue der Frauen mit scharfer Satyre geißeln, dürfen wir uns zu keinem hierauf bezüglichen Schlusse verleiten lassen. Es gehörte solches mit zu den oben angedeuteten Ingredienzien damaliger Poesie. Sei es nun fingirte oder wirkliche Abneigung, genug, Liebesglück ward ihm nicht, nicht einmal in poetischer Selbstschöpfung. Eine wahrhaft poetische Seele, deren Poesie in dem innersten Lebenskerne ruhte, hätte all den Schmerz, der in ihr hauste, zusammengerafft in einem großen ganzen Dichtwerke; sie hätte ihn bewältigt und durch die ausgestörmte Fixirung desselben sich davon befreit, und wäre als ein Phönix aus der sie umzüngelnden Fluth erstanden, oder sie hätte, von ihm überwältigt, in und mit dem Dichtwerke ihren letzten Lebensathem ausgehaucht. Zu diesem wie zu jenem hätte Kuh vielleicht einer andern Zeit oder wenigstens der andern Richtung seiner Zeit bedurft, wo nicht wie bei der seinen alle Schönheiten nur aufgelegte Schönpflästerchen waren. Aber auch eines großen und starken Gemüthes hätte es bedurft, das nicht wie das seine zerrissen, sondern nur zerknittert und zersplittert war; sein Geist federte in ihm fort, ohne einen bestimmten Strebepunct zu erfassen und festzuhalten, das ganze Räderwerk seines Innern gerieth in die unseligste Verwirrung; er verfiel in Wahnsinn.

IV.

[Wahnsinn. Tod.]

Es gibt Untiefen im menschlichen Herzen, deren Grund noch kein Senkblei irgend eines Forschers erreicht; wir stehen hier vor einer solchen. Wir sehen mannichfaltige Gestalten auftauchen, wir mögen den Boden ahnen, der sie emportreibt, aber ihn völlig ergründen oder genau bestimmen, das vermögen wir nicht.

Kuh hatte schon längst Menschen zu vertrauen und sie zu lieben aufgehört, und nur Furcht vor Mördern oder Räubern, die offen oder mit Ränken und Listen in sein Gemüthsleben eindrangen, seine eigensten geheimsten Gedanken ihm verstümmelten und entwendeten, war ihm geblieben. Jedes Gefühl, das sich in ihm losringen und in die Saiten eines gleichgestimmten Herzens übergreifen wollte, wurde von dem kalten Würgengel seines schmerzvollen Hasses hingemordet und in das chaotische Getriebe seines Innern zurückgeschleudert. Menschen gegenüber, wo Liebe und Haß, Furcht und Scham sich in ihm durchkreuzten, konnte er selten seine Gedanken concentriren und mit Bewußtsein festhalten. Alles riß da in gräßlicher Wirre durch einander; aber einsam, wo ihn nichts anblickte als das vor ihm liegende Blatt weißen Papieres, vermochte er oft rasch und in leichten Umrissen die mo-

Digitized by Google

mentane Physiognomie seiner Gedanken darauf zu bannen. So schrieb er einst unmittelbar nach einem heftigen Anfalle von Raserei folgende „Gedanken von gewissen Unglücksfällen veranlasset"

„Der starke Atlas nahm die Welt auf sich,
Und eine Welt voll Gram ertrage ich;
Doch, hoher Zeus! dir sei's gedankt,
Nie hab' ich unter ihr gewankt."

Es klingt dies fast wie Selbstironisirung, und doch war es nicht so gemeint. — Selbstmordversuche waren bei ihm nicht selten, und nur das wachsame Auge seiner Wärter konnte ihn davon abhalten. Dann suchte er wieder eben diesen Wächtern, die er für gedungene Mörder hielt, zu entfliehen. Vor allem aber weigerte er sich, sein Haus zu verlassen, um draußen in der freien Natur sein verwittertes Dasein zu erfrischen. „Da seien zwei junge Officiere der Garnison, eben die, die jüngst den 70jährigen Veit Judas, der ihnen ihre Fähndrichsuniform abgeschachert, eine ganze Stunde lang auf ihrem Zimmer an ein Kreuz festgebunden und sich an seinem Winseln und Klagen ergetzt, die lauerten auch ihm auf, sie hätten schon um den Besitz seiner Kleider gewürfelt, und ihre Degen seien geschärft, um ihn plötzlich zu ermorden. Er sei unschuldig, warum er denn sterben müsse?" ꝛc. Der Regimentschef, der von der unerklärlichen fixen Idee Kuh's gehört hatte, entschloß sich, ihr auf dem gewöhnlichen Wege abzuhelfen. Er ging zu dem Kranken und versicherte ihn, daß er die beiden Officiere, ihres ruchlosen Vorhabens wegen, nun auf die Festung geschickt habe; das half, Ephraim besuchte fortan das Freie. — Sechs Jahre dauerte der Zustand seiner unglücklichen Geistesverwirrung, nur spärlich ward die Nacht seines Geistes von schnell dahinzuckenden Lichtblitzen erleuchtet, bis nach und nach ein geregeltes aber in graue Dumpfheit eingehülltes Geistesleben sich wieder in ihm befestigte.

Eine nicht minder traurige Verirrung als die vorhergehende sollte er noch bestehen, bevor er das Ende seines unglücklichen Lebens erreichte. Eigene Schwäche und die Bosheit Anderer hatten sein besseres Selbst in ihm erschüttert und niedergehalten, es ließ endlich ganz ab vom Widerstande und gefiel sich in seiner gedrückten Lage; er glaubte eine Repressalie gegen die tückische Welt und sein entgegenstrebendes Ich, das all' sein Leid verschuldet, darin zu finden, wenn er nun einem fesselosen Sinnengenusse nachhing.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Romane.

2. Historische Romane von Mrs. Anna Eliza Bray. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt von Dr. N. S. Bärmann. 15 Bände. Kiel, Universitäts-Buchhandlung, 1835.

De Foix, oder: französisches Leben im 14. Jahrhundert. Ein Zeit- und Sittengemälde.

In der Entstehungsgeschichte dieser Romane liegt bei den meisten der Maßstab zu ihrer Beurtheilung, und es ist daher nothwendig, diese wenigstens zu erwähnen: Die Verfasserin, wie es scheint stark inficirt von Walter Scott, — der ihr Lieblingsschriftsteller war — schwärmte mit großem Behagen in den Erinnerungen und Ueberbleibsein des Mittelalters umher. Eine Reise auf dem Festlande führte sie auch in die romantischen Gegenden der Normandie und Bretagne und in die, an historischen Erinnerungen so reichen Niederlande. Hier ließ nun Mrs. Bray ihrer Neigung freien Lauf, besuchte jede Kirche und Burgruine, betrachtete jedes Bild und jede Glasscheibe; zog über alles die genauesten Erkundigungen ein, durchstöberte alle Chroniken und mochte — um den Genuß recht lange festzuhalten — aus diesen möglichst vollständige Auszüge, die sie als Frucht ihrer Reise mitnahm ins Vaterland. — Das Alles ist ganz gewöhnlich und natürlich, und wir sehen es auch jedes Jahr von hundert Engländern. Was wir aber an hundert Engländern nicht sehen, ist, daß Mrs. Bray später diese Notizen zu ordnen und zu verbinden suchte, die hervorstechenden Personen und Begebenheiten daraus hervorzog, sie mit dem Bande einer Romanfabel zusammenfügte und so aus dem Ganzen historisch-romantische Gemälde formte. — So entstanden „De Foix" und „die Weißklappen" als Frucht ihrer Reise auf dem Continent; „der Protestant" und „Fitz of Fitz ford" als die Feucht ähnlicher Beschäftigungen in der Heimath. — Betrachten wir zuerst den de Foix.

Gaston Phoebus, Graf de Foix und Vicomte von Bearn, ist zwar als Charakterbild nicht besonders zur Hauptfigur eines Romanes geeignet, da das Schwankende, Unsichere und Chamäleonartige in seinem ganzen Wollen und Streben ihm schwerlich eine dauernde Theilnahme verschaffen kann; dagegen verdient er als der letzte Sprößling eines erlauchten und mächtigen Geschlechtes Aufmerksamkeit und sein glänzender Hof ist wohl passend, als Spiegel für die damaligen Sitten zu dienen. — Dazu hat ihn denn auch die Verf. — und zwar mit glücklichem Erfolge — benutzt. Der Romanstoff war ihr Nebensache; treten auch einzelne anziehende Partieen aus demselben hervor, so schwimmt doch das Ganze in nur lockerm Zusammenhange auf dem Bilde der Zeit und des Lebens, außer dem Grafen de Foix selbst sind nur die Figuren des Knappen und des Pagen Will von Westen von einiger charakteristischen Bedeutung; alle übrigen kommen und verschwinden, ohne die Aufmerksamkeit zu fesseln, denn sie sind und bleiben eben bloße Figuren. Die mannichfachen Begebenheiten, die den Untergang des Hauses de Foix herbeiführten, sind in diesem Gemälde zusammengedrängt, ohne jedoch innerlich und poetisch in einander und zum Ganzen gefügt zu sein. — Den Stoff hat Froissart zum größern Theile geliefert, nur Weniges wurde von der Phantasie der Verfasserin hinzugefügt; Anlage, Vertheilung und Behandlung des Stoffes, so wie die Ausführung des Ganzen sind nach Walter Scott, dessen Nachahmung sich in jedem Zuge, auf jeder Seite herausstelle. Indessen ist die Verfasserin auch als Romandichterin nicht ohne Talent, wie dies die folgenden Werke immer mehr bewähren; sie weiß den Stoff zu verarbeiten und die Lichtseiten der Begebenheiten herauszuwenden; ihre Schilderungen haben Reiz und Interesse und ihre Sprache paßt sich stets den Situationen und Empfindungen an; weniger als sonst gewöhnlich kränkelt dieselbe an der bei den englischen Schriftstellern epidemischen Breite und auch die Redseligkeit der Frau tritt nur dann hervor, wenn es häusliche Einrich-

Digitized by Google

tungen zu besprechen gibt; dann aber verläugnet sie sich nie. — Als Zeit- und Sittengemälde mag de Foix wohl gelten, wenn man ihn auch nur als „Aphorismen" über dieselben betrachten kann. An den mannichfaltigen Turnieren, Fehden, Zügen und Festen spiegeln sich die Gewohnheiten und Sitten, das Leben und seine Bedürfnisse, der Conflict der Stände und die socialen Verhältnisse überhaupt ziemlich klar ab. Das Verdienst der Unterhaltung läßt sich dem Buche nicht absprechen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Tolle Hunde. Denkmal Friedrich's des Großen. Literarisches. Censur.]

Während so die Menschen täglich vernünftiger zu werden schienen, ist es höchst auffällig, daß sich die Tollheit in den berliner Hunden zu regen beginnt. Niemals, selbst in den heißesten Sommern nicht, zählte man hier so viele tolle Hunde, als in diesem Jahr, und man hat schon die Hypothese aufgestellt, ob sie sich vielleicht die Hundesteuer doch noch in den Kopf gesetzt hätten! Dagegen ist freilich statistisch nachgewiesen worden, daß gerade seit Einführung der Hundesteuer die Zahl der tollen Hunde abgenommen und es folglich den Anschein gewinnt, als wirke die Steuerpflichtigkeit civilisirend und veredelnd auf diese Bestien zurück, indem sie sich dadurch mit jedem andern vernünftigen Staatsbürger auf gleiche Rechte und Pflichten gesetzt fühlten. Wer kann aber wissen, was in den Hundeseelen nachträglich für Reflexionen und Anwandlungen von zeitgemäßer Skepsis vorgegangen sind? Soviel ist gewiß, daß bereits mehrere Personen die bissigen Raisonnements dieser Hunde empfunden, und die Polizei nachdrückliche Warnungen erlassen hat. Eine große Anzahl verdächtiger Hunde befindet sich auf der Thierarzneischule eingesperrt und wird dort genau beobachtet; sehr viele sind bereits erschossen worden. Es wäre seltsam, wenn, sowie die bösen Geister des neuen Testaments in die Säue fuhren, jetzt in den Hunden der Wahnsinn der sogenannten modernen Epoche sich absorbiren müßte.

Um auf etwas Erfreulicheres zu kommen, kann ich Ihnen melden, daß das lange beabsichtigte Denkmal Friedrichs des Großen jetzt wirklich in der Ausführung begriffen ist und so die größte historische Erinnerung unseres Staates endlich ihr sichtbares Monument in der Hauptstadt erhalten wird. Friedrich wird in einer Reiterstatue dargestellt werden, auf eine Weise, die den Anforderungen der Kunst und des Patriotismus genügen wird, obwohl unter den vielfältigen Plänen, die der dazu niedergesetzten Commission eingereicht worden, derjenige, welcher in einem gewissen Sinne der beste hätte scheinen können, nicht ausgewählt werden soll. Der Standort, den dies in tiefster Beziehung vaterländische Denkmal einnehmen wird, ist der Eingang der Linden, auf jenem großartigen Platze, auf dem sich die hauptsächlichsten Elemente des preußischen Staates durch erhabene Gebäude vertreten zeigen. Das Zeughaus und die Wache als militairischer und das Universitätsgebäude als wissenschaftlicher Grundbestandtheil des Staates umgeben es von der rechten Seite, in hinterer Perspective das Schloß und das Museum, von der linken, mit der Fernsicht auf den Gendarmenthurm, das königliche Palais, die Statue Blücher's, die Bibliothek und das neuerstandene prachtvolle Palais des Prinzen Wilhelm, Sohns Sr. Majestät, der sich täglich seiner Vollendung entgegennaht. — In anderer Hinsicht sind als Erzeugnisse der hiesigen Kunst drei Vasen bemerkenswerth, die aus der königlichen Porzellainfabrik hervorgegangen, von denen eine, mit einer Ansicht der Pfaueninsel bemalt, für den König von England bestimmt ist, und die beiden andern, mit Darstellungen aus dem letzten russisch-polnischen Kriege, für den Kaiser von Rußland zum Geschenk dienen sollen.

Das berliner Literaturtreiben, daß sich immer mehr in die Enge zieht und auf den kleinsten Raum beschränkt sieht, bietet wenig Erhebliches. Das Interesse an den hiesigen Erscheinungen fächert sich nach den geselligen Kreisen, aus denen sie hervorgehen, in ebenso viele einzelne Gruppen ab. Gespannt ist man auf das Ihnen schon neulich angekündigte Buch des Hrn. Prof. Gans, das, wie wir hören, nun bestimmt unter dem Titel: „Rückblicke auf Personen und Zustände" (bei Veit und Comp.) erscheinen wird. Es ist eine Reihe von Darstellungen, die meistentheils auf Reisen entstanden oder zu den persönlichen Denkwürdigkeiten des Verfassers gehören; darunter besonders eine bisher noch nicht gedruckte Trilogie von Aufsätzen, die Frankreich zu drei verschiedenen Zeitpuncten, im Jahre 1825, 1830 und 1835, nach seinen sich sehr wesentlich unterscheidenden Physiognomien schildern. Auch der in Mundt's Dioskuren befindliche Aufsatz über die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, der mit seiner plastischen und man könnte sagen, novellistischer Anschauung ein mehr scientifisches Thema behandelt, wird dort wieder abgedruckt erscheinen. — Was die hiesigen Censur-Verhältnisse anbelangt, so scheint die durchgreifende Umgestaltung ihrer Behörden, von der vor einiger Zeit die Rede gewesen, fürjetzt noch ausgesetzt zu bleiben, namentlich die beabsichtigte Errichtung von Censur-Commissionen, bei denen, als erster Instanz, man unmittelbar und zu laufender Bescheidung eine Appellation vom Censor sollte anbringen können. Dagegen dürfte sich doch der Geschäftsgang in Censursachen etwas vereinfachen und erleichtern, indem, wie es heißt, künftig die erste Instanz für Beschwerden, die, beiläufig gesagt, sehr selten eingereicht werden, nicht mehr beim Ober-Präsidium, sondern unmittelbar beim Censur-Collegium, das bisher die zweite Instanz bildete, befindlich sein soll. — G.

Notizen.

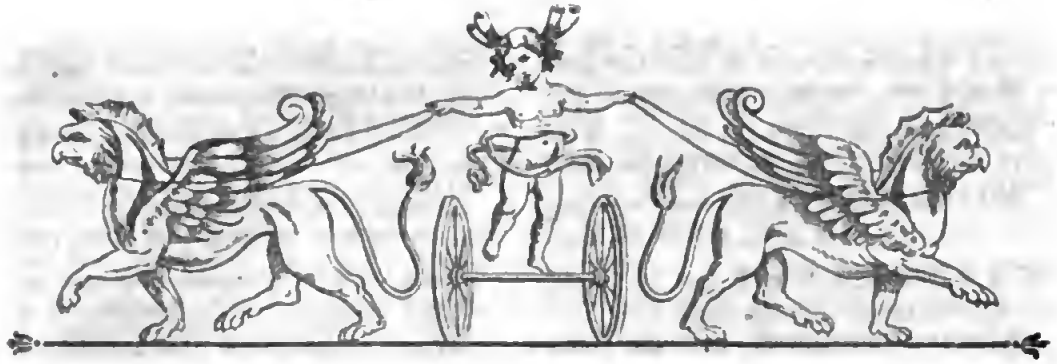
[Dampfschifffahrt auf der Elbe.]

Im Laufe des nächsten Jahres soll die Dampfschifffahrt zwischen Dresden und Hamburg eröffnet werden. Bei dem oft sehr flachen Wasserstande der Elbe erhält das Dampfschiff eine ganz andere Construction als die Böte auf dem Rhein. Eiserne sind bekanntlich leichter als hölzerne, deshalb wählt man jene für die Elbe und benutzt sie blos als treibende Kraft. Passagiere und Güter werden auf gewöhnliche Fahrzeuge geladen, welche das Dampfboot im Schlepptau nachführt.

[Neue Aufschlüsse über das Innere Africas.]

Ein Provençale, Baudouin, der im Jahre 1832 in die Gefangenschaft der Araber gerieth, ist von diesen bis tief in das Innere Africas geschleppt worden. Er hat auf dieser Reise durch die Sahara bevölkerte und reiche Städte, wie auch ungeheure Ruinen zerstörter Städte gefunden, auf deren Trümmern er Inschriften in Charakteren bemerkte, die keine Aehnlichkeit mit arabischen, lateinischen und griechischen Buchstaben hatten. Jetzt beschäftigt sich Baudouin mit einem Werke, worin er die Entdeckungen während eines vierjährigen Aufenthalts in dem unerforschten Innern Africas der civilisirten Welt vorlegen will. Ein Unternehmen, das das allgemeine Interesse Europas in Anspruch nehmen muß. 3.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 167. — den 26. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Sommerspaziergang nach Syrien.

Patee Monro, ein englischee Geistlichee, hat zu London ein Buch herausgegeben, worin ee seinen Ausflug nach Syrien beschreibt. Man verstehe darunter nicht etwa eine wissenschaftliche Entdeckungsreise, oder eine poetisch-romantische Wanderung, oder eine Mission. Nichts von alle dem. Herr Monro ist es nur müde geworden, Rostbeef und Plumpudding in Altengland zu essen, er hat sich aufgemacht, und ist zur Abwechselung nach Syrien spazieren gegangen. Gesß, das muß man sagen, sind die Engländer in solchen Expeditionen. Sie gehen hin, den Sommer tausend Meilen weit von London zuzubringen, gerade wie wir in die Bäder gehen. Dieser Mensch hatte gar keinen Zweck, nach Syrien zu gehen. Er ging dahin, weil es ihm eben einfiel. Er ist kein Geistlicher gewöhnlichen Schlages. Er ist einer von denen, die Meister in allen gymnastischen Uebungen sind. Er ist ein erfahrener Fuchsjäger, ein gewaltiger Trinker, ein gründlicher Stallmeister, ein unerschrockener Boxer, und vielleicht der größte Wagehals in der Christenheit. Seine Reise ist ein wahres Wettrennen. In vier Tagen hat er auf der Straße von Aleppo nach Stambul 400 Meilen zurückgelegt. Sein Styl ist eben so belustigend wie die Reise selbst. Wir wollen uns zu dem galoppirenden Diener Gottes auf die Croupe setzen und ihn begleiten, mit verhängtem Zügel, so schnell, aber nicht so schauerlich, wie Wilhelm und Lenore.

In Cairo beginnt das Tagebuch unsers Touristen. Hier gesellt sich ein Pole zu ihm, der durchaus sein treuer Achates werden will, und ihn auf alle mögliche Weise belästigt. Hierauf schließt er einen Vertrag mit einem Eingebornen, Namens Hamed der Gerechte, der ihn auf den Berg Sinai geleiten soll. Nach zwei Tagereisen stiehlt ihm Hamed der Gerechte sein bestes Dromedar, worauf Monro, der ein eifriger Kämpe ist, sich auf einige Zeit seiner christlichen Sanftmuth und der civilisirten Empfindungen entschlägt, und Hamed den Gerechten tüchtig durchprügelt. Ueberhaupt handelt der geistliche Herr bei jeder Gelegenheit nach dem Grundsatze: Aide-toi, le ciel t'aidera.

Zu Damiette empfängt ihn der englische Consul sehr gut. In Gegenwart eines Türken kommt das Gespräch auf die europäische Civilisation. Der Consul voll vaterländischem Enthusiasmus erzählt dem Türken, daß in England die Dampfwagen funfzehn Meilen in der Stunde zurücklegen. Der Türke lächelt zweifelhaft ob dieser greulichen Uebertreibung. Der Consul nimmt unsern Geistlichen zum Zeugen. Aber Monro will nicht dran. Da ruft der Consul: Und kurz! ich hab' es in den Zeitungen gelesen, es muß wahr sein! — Beim Abendessen berauschen sich alle Gäste, ausgenommen Monro, aber nicht etwa, weil er weniger trinkt, sondern weil er mehr vertragen kann. Der Türke beweist sich als aufgeklärter Muhammedaner, der unserer Civilisation würdig ist, denn er liegt bereits, des edlen Rebensaftes voll, unter dem Tische.

Digitized by Google

Monro zieht weitee durch Acre, Caiffa, beſucht im Voebeigehen den Berg Carmel, kommt nach Lantourna, und macht einen Sprung nach den Ruinen von Achert. Dieſe Stadt, meint ee, müſſe vor ungefähe 30,000 Jahren erbaut worden ſein. Eine kühne Behauptung für einen Geiſtlichen, dee doch von Amtswegen glauben ſollte, daß die Welt erſt voe 6000 Jaheen erſchaffen worden ſei.

Monro reitet auf einem Eſel in Jeruſalem ein. Am Thore von Bethlehem, zur Linken, liegt ein Kornfeld, in deſſen Mitte eine längliche Höhlung ausgegraben und mit kleinen Steinen plump ausgepflaſteet iſt. „Was iſt das für eine Grube?" fragte Monro ſeinen Führer. „Das iſt das Bad, in welchem Bethſaba ſich beſand, als König David ſie erblickte," antwortete dee Führee. — „Und wo lauſchte David?" fragte Monro. „Dort hintee jenem Fenſter," erwiedeete mit unerſchütterlicher Ruhe der Führee, und deutete auf ein vergittertes Loch an einem der viereckigen Thürme nahe am Stadtthore.

Eine Gaſſe weiter deutet der Cieerone auf ein Haus. „In dieſem Hauſe," ſagte ee, „hat der Kaiſee Napoleon gewohnt." — „Zu welcher Zeit wae Napoleou hiee?" fragt Monro. „Zur Zeit unſeres Heilandes," antwortet der Führee mit dem Ernſt dee innigſten Ueberzeugung.

Nachdem Monro auf dieſe Weiſe die hiſtoriſchen Eeinnerungen an den Denkmälern Jeruſalems geſammelt, macht ee ſich das Vergnügen, eine Schaae Pilgee und Pilgerinnen die zweite Taufe im Joedan empfangen zu ſehen. Dieſe beſteht im Untertauchen, und unſeen Geiſtlichen beluſtigt es nicht wenig, die ſchwarzen Cophten von Cairo in vollee Kleidung neben den ſchneeweißen Ruſſinnen im Fluß andächtig herumwaten zu ſehen. (D. B. f.)

Ephraim Moſes Kuh.

Ein biographiſches Gemälde.

(Beſchluß.)

Wir haben in unſern Tageu dee Beiſpiele leider ſo manche, daß kühne, dem Beſſern zuſtrebende Geiſter, die in dee That odee nur in heuchleriſchee Selbſtquälerei ſich von ihren Idealen verrathen und betrogen fühlten, daß ſolche ſich jauchzend in die weichen Arme dee Wolluſt warfen, und ſich und Andere überreden wollten, alles das geſchehe aus Begeiſterung füe wahees Menſchenwohl und wahee Menſchenbeglückung, und ſolle künftighin Norm und Ausgangspunct füe ſolche Beſtrebungen weeden. Wir beauchen daher die Conſequenzen in den letzten Lebensereigniſſen Kuh's nicht näher zu eebtern, ſondern nur darauf hinzudeuten, daß es ſich hiee zeigt, wie es ſchwächern Naturen ergehen mag, wenn ſie in unfreiwilligem Märtyrthume hinausgetreten in den ungleichen Kampf ſich in dem Beennpuncte ihres Lebens angegriffen fühlen.

Wo ſonſt Liebe und Hingebung, war jetzt Verachtung und ſcheuer Haß, wo ſonſt gleichmäßige Ordnung und edle Einfalt, jetzt Entfeſſelung und bizarres Raffinement; an die Stelle freudigee geiſtiger Erhebung wae traurige ſinnliche Erniedrigung getreten — ſo ſehen wie die beſten Regungen in ihm abgeſtorben, und nur ſchwer vermögen wir mit gleicher Theilnahme ſeinee endlichen irdiſchen Auflöſung zu folgen.

Im Jahre 1786 hatte Kuh einen Schlaganfall, der ſeine rechte Seite und ſeine Sprachorgane faſt gänzlich lähmte. Viee Jahre lebte er ein Leben voll endloſer Qualen. Ee ertrug es mit Gleichmuth und in ſtiller Reſignatian. Wie oft mochte da ſeine ganze wechſelvolle Vergangenheit in dee Erinnerung vorüberziehen, welch ein eigenthümliches, in ſich ſelbſt reflectirtes Seelenleben mochte ſich in ihm ausbilden, denn ſein Geiſt wae unaufhörlich und faſt unabhängig von ſeinem ſiechen Körper in angeſpannteſter Thätigkeit. Bisweilen ſchrieb er kleine Gedichte mit dee linken Hand auf, odee er dictiete, wenn er ſprechen konnte, ſolche ſeinee Schwägerin. Auch liebte ee es hin und wiedee, übee religiöſe Gegenſtände zu ſpeechen, und hiee offenbarte ſich, mit welchem feſten Muthe ee der Todesſtunde entgegenſah. Sie kam. Den 3. April 1790 ſtaeb er, nne von ſeinen wenigen Angehörigen umgeben.

Des andern Morgens früh klopfte es bei dem Oheim des verſtorbenen Kuh an, und herein trat dee 73jährige Synagogendienee und ſetzte ſich keuchend auf den neben dee Thüe ſtehenden Seſſel. Nachdem er ſich ein wenig erholt, begann er ſeinen frühen Beſuch damit zu entſchuldigen, weil die Sache keinen Aufſchub leide. „Ihr wißt," ſagte ee, „daß unſee Rabbine daraus dringt, daß die Todten ſobald als möglich begraben werden, wie es auch recht iſt, denn die Seele kann ja nicht eher zur Ruhe gelangen, bis der Leichnam dem Staube übergeben iſt." „Zue Sache, zur Sache," drängte der Oheim. „Noch geſtern Abend," fuhr jener ruhig foet, „beim Nachhauſegehen aus dee Synagoge, ſagte mie dee Rabbine, ich ſolle heute mit Tagesanbruch für den verſtorbenen Ephraim ein Grab machen laſſen." „Nun?" „Ja, nun?" fuhr der Alte mit weinerlichee Stimme fort, „da gleich beim Eingange in dem linken Winkel, wo der Komödiant liegt, der vor vier Wachen hier geſtorben, und von dem Niemand wußte, daß er von unſerer Religion iſt, bis er es in ſeiner Todesſtunde eingeſtanden hat." „Wae-

Digitized by Google

um soll denn Ephraim dorthin begraben werden?“ „Ei, ei, wie Ihr Euch auch nur so stellen könnt, als ob Ihr gar nichts wüßtet? Hat er denn nicht unserer heiligen Brüderschaft, die jedesmal den Sterbenden beisteht, sie zur Reue und Buße freundlich ermahnt, mit ihnen um Sündenvergebung und den Genuß der jenseitigen Seligkeit betet, hat er nicht starrsinnig ihr den Zutritt zu seinem Krankenlager verwehrt? hat er nicht bis zum letzten Athemzuge die Gebräuche unserer Religion verschmäht? — Ich selbst habe zwar Mitleiden mit ihm gehabt, daß er da hinten liegen soll, ich habe den Rabbinen daran erinnert, wie er einst sein Lieblingsschüler gewesen, er solle doch Gnade mit ihm haben, ich habe ihm sogar gesagt, daß er ja — Gott soll alle Frommen davor bewahren — wahnsinnig gewesen ist, daß er ja schon genug gebüßt hat, und daß man ihm ja nichts so hoch anrechnen dürfe. Alles half nichts. Da ging ich denn vor einer halben Stunde mit dem Todtengräber — da dunkt vor dem Hause wartet er auf mich — nach dem Friedhofe. Eiskalt überlief's mich, als ich bei dem frischen Grabhügel des Komödianten stand. Ach, Gott! dachte ich, wenn das der alte Moses Daniel gewußt hätte, daß sein Ephraim einst nicht neben ihm im Grabe ruhen darf. Ich seh' ihn noch immer, wie er ihn stets an der Hand führte, als er kaum so groß war, daß er auf den Tisch sehen konnte. Lieber Gott! wenn er nur nie ein deutsches Buch gesehen hätte, verbrennen sollte man sie alle, denn die haben all' das Unheil über ihn gebracht. — Ich habe das Grab nicht graben lassen, denn Ihr wißt ja, daß man ein offenes Grab nicht mehr verschütten darf, es fordert allemal seinen Mann. Wie wenn mich ein Geist triebe, bin ich zu Euch hergeeilt, daß Ihr's macht, daß Ephraim neben seinen Vätern liegen darf. Aber um Gottes willen verrathet mich nicht bei dem Rabbinen.“ — Unter diesen Worten hatte sich der Oheim angekleidet und er verließ nun mit dem Synagogendiener das Haus. — Es gelang seinem Einflusse schnell, das über seinen Neffen gehaltene Todtengericht unwirksam zu machen. Er erhielt ein ehrenvolles Begräbniß. Der alte Synagogendiener und die Wenigen, die ihm nahe gestanden und den Grund seines wirren Lebens kannten, begleiteten seine Bahre.

Charakteristisch ist die Grabschrift, die sich Kuh selbst angefertigt, und die ins Hebräische übersetzt auf seinen Leichenstein eingegraben werden sollte, sie lautet:

„Hier liegt der Dichter Kuh,
Den bald das schnöde Glücke,
Bald auch der Schurken Tücke
Geneckt. Hier hat er Ruh.“

Englische Romane.

2. Historische Romane von Mrs. Anna Eliza Bray. ꝛc. (Fortsetzung.)

Die Weißkappen, oder: Anna von Gent. Ein niederländisches Gemälde. 3 Bände.

Wie das poetische Talent immer wächst und steigt mit seinem Stoffe, so sehen wir auch in diesem Romane die Productionskraft der Verf. einen mächtigen Schwung nehmen und einen Theil der Fehler verschwinden, die wir sonst an derselben wahrnehmen. — Die blutigen und verzweiflungsvollen Kämpfe der niederländischen Bürger in Gent, Brügge ꝛc. gegen die Grafen von Flandern, und die gesammte Macht Karl VI. von Frankreich bilden den Inhalt; und diese sind so reich an großartigen und gräßlichen Ereignissen, daß der Romandichter überall den hinlänglichsten Stoff findet. — Auch diesen Schauplatz hat die Verf. selbst besucht und studirt; Froissart war abermals ihr treuer Führer und seinen Angaben, verbunden mit den Forschungen der Verf., verdanken wir die vollständigsten topographischen und statistischen Mittheilungen über die wichtigsten Puncte des Schauplatzes. — Die Verf. hat sich so gut unterrichtet, daß man ihr häufig etwas weniger Localkenntnisse wünschen möchte; denn die im Uebersinß vorhandenen Ortsbeschreibungen treten oft hemmend und störend in den Gang der Handlung ein. — Mit gleicher Treue sind die historischen Begebenheiten aufgezeichnet; zwar fühlte Mrs. Bray die weltgeschichtliche Wichtigkeit des Kampfes nicht; ahnete nicht, daß er der Vorbote und das erste Lebenszeichen einer allgemeinen europäischen Revolution sei, der eine neue Epoche für die staatlichen und socialen Verhältnisse folgte. Ihr Urtheil ist den gleichzeitigen befangenen Chronisten entlehnt und wo diese nicht ausreichen, wird durch die Ergänzung der Verfasserin eben nichts gewonnen. — Sie begreift nicht, wie Städte, die in der üppigsten Fülle blühen und den höchsten Wohlstand ihrer Zeit genießen, sich gegen eine Herrschaft — in der sie stets nur die nothwendige Handhabung der heiligen Ordnung und Gesetzlichkeit erblickt — empören können und verdammt in der Tendenz ihres Werkes jedes derartige Wagniß. — Aber die Kühnheit des Unternehmens, die heldenmüthige Ausdauer im Kampf, der unerschütterliche Muth im Unglück und oft großartige Untergang der Einzelnen haben sie doch begeistert, und in der gelungenen Darstellung solcher Scenen liegt die beste Apotheose derselben. Bedauern muß man, daß die Verf. keinen Gegenstand finden konnte, den sie als Mittelpunct ihres Gemäldes betrachtete und darstellte, dem sich alle Einzelheiten unterordneten, ohne deshalb ihre Eigenthümlichkeiten zu verlieren. — Ihr Roman ist kein Ganzes; er besteht aus einer Reihenfolge einzelner Scenen, aus historischen Genrebildern, die durch die Verwebung der Romaninteressen verbunden sind. — Doch sind diese Einzelnheiten alle mit Fleiß und Sorgfalt behandelt und die historische Treue der Verf. geht so weit, daß sie an Uebertreibung grenzt und oft eine unpassende Hemmung der Handlung in der geschichtlich-umständlichen Behandlung unbedeutender Kleinigkeiten liegt. Der Roman soll und kann keine Geschichte sein. — Unter den historischen Charakteren zeichnen sich besonders der Graf Louis de Male und die beiden Volksführer van Artaveld aus, auch Jan Lyau ist eine gelungene Zeichnung. Karl VI. ist auf Kosten der historischen Wahrheit veredelt und geschmückt, was um so mehr auffällt, da seine Handlungsweise durchaus nicht mit dem Charakter — wie er hier aufgefaßt ist — harmonirt. — Unter den Personen des Romanes sind die Titelheldin, die alte Ursula und der humoristische Bürgermeister Simon van Bet besonders hervorzuheben; vorzüglich der letztere, welchen die Verf. geschickt in die meisten Begebenheiten verwebt hat, ist eine freundliche wohlthuende Erscheinung. — Ueberhaupt hat die Verf. viel Talent Charaktere darzustellen und festzuhalten. Nur bedarf sie gar zu viel Zeit, um ihre Personen vorzuführen, sie erschöpft

Digitized by Google

sich stets à la W. Scott in der umständlichsten Beschreibung des äußerlichen Menschen; unterläßt es nie, uns mit dem Halskragen und dem Faltenwurf des Mantels bei einem zuerst Erscheinenden genau bekannt zu machen und enthüllt dann das Innere Zug für Zug in einer oft unangenehmen Breite, so daß wir die ganze volle Arbeit vom ersten Pinselstriche an mitmachen müssen, wenn wir das Bild betrachten wollen. Die Ausführung dieses Romans besonders ist sehr lobenswerth, die Darstellung warm und lebendig und die dramatische Haltung der hervorstechendsten Scenen gereicht der Verf. zur Ehre. — Auch das Bild des niederländischen Volkslebens und der Sitten ist wahr und befriedigend. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Das Seebad auf Helgoland. Wienbarg. — Zöllner. Die schöne Marianne. Vermanische Hüte.]

Unsere Stadt ist von Fremden ungewöhnlich angefüllt. Die Nordseebäder sind theilweise Ursache daran, die auf eine ungemeine Weise an Frequenz gewinnen. Sie sind schon zu mächtigen Concurrenten der Bäder des Binnenlandes geworden und werden ihnen immer mehr den Rang ablaufen. Wir kommen Gottlob! immer mehr von dem gar zu künstlichen Standpuncte der Gesundheitspflege ab, und die liebe Natur, das Wasser ist jetzt das wahre Lebenselixir geworden, das man früher mit schweren Kosten aus Metallen und Giften herausdestillieren wollte. Bald werden auch die salzigen Wasser die mineralischen außer Credit gesetzt haben. Helgoland ist die Königin der Nordseebäder, dieses wundersame Eiland mit seinem eigenthümlichen, kernbraven, gästeliebenden Fischervölkchen, mit seinen Naturwundern, seinen Seefischen, Austern und seinem ewigen unendlichen Meere. Das Binnenland hat nun schon eine Ahnung empfunden, daß es eine Natur gibt an den Grenzen seiner eigenen Marken, die gar unendlich, frei und großartig ist und wo die vielverbrauchte, gar zu ehrwürdige Lendluft des heiligen römischen Reiches sich in die frischen und kräftigen Wehen des Weltmeeres auflöst. Wir sahen mit Erstaunen in unserer Stadt in schwerbepackten Reisewagen faltenreiche Bureaugesichter unserer meerentfernten Landsleute ankommen, wo jede Runzel fingerdick mit Hypochondrie angefüllt lag, und die beikommenden edlen Frauen erschienen alle wie die Göttin der Nervenschwäche, einer modernen Gottheit, die Griechen und Römer nicht kannten. Die kleine Fluß- und Seereise aber auf dem dahinrauschenden Dampfschiffe hat schon manche Runzel geglättet und die gesunde Krankheit, die Seekrankheit, manchen verdorbenen Magen wieder hergestellt. Das helgolander Luftbad und die Fluthen des Oceans haben alle diese Uebel rein weggespült und abgewaschen und das anmuthige und wahrhaft musterhafte Badeleben ein Uebriges gethan. Hier findet man weder Pracht, noch irgend einen Aufwand, der den einen Badegast von dem andern unterscheidet, weder Pferde, Equipagen noch Glücksritter und die Spielbank ist nichts weniger als frequentirt. Wahrlich ein gutes Zeichen! Die Küche, ach! die Küche ist hamburgisch und man weiß, was das sagen will. Es wird hier mit wahrer Begeisterung gespritzt und die fremden Gäste lernen mit Erstaunen den Unterschied zwischen einer unschuldigen, unerfahrenen Auster, die sich so eben der züchtigen Umarmung des Meeres entwunden hat, und einer solchen einsehen, die sich, ehe sie zum Ziele gelangt, erst in einem königlichen Postwagen mit der Erfahrung und dem schlechten Geschmack unserer jetzigen verdorbenen Welt bereichert hat. Unter den helgolander Badegästen bemerkt man auch den Doctor Wienbarg. Er arbeitet an einem Romane. Es geht hier ziemlich liberal her, Heine's Seelieder sind allgemeine Lectüre, und selbst einen k. k. Beamten konn man dort mit hohem Enthusiasmus dessen herrliche Meer-Hymne declamiren hören.

Unsere an bekannten Namen nicht sehr reiche Stadt hat auf ein Mal deren zwei verloren, den einen durch den Tod, den zweiten durch eine — Heirath. Das eine ist ein musikalischer, das andere ein jungfräulicher Verlust. Zoellner, der Orgelvirtuose und geniale Liedercomponist ist in der Blüthe des Mannesalters, im vier und vierzigsten Jahre, gestorben. Seine unmäßige Weinliebe hatte seine physischen und zuletzt auch seine geistigen Kräfte untergraben und ihn so früh ins Grab gestürzt. Sein Ruf mag jetzt mancher Mißdeutung unterworfen sein, da der einst so stolze und unabhängige Mann in bedrängten Verhältnissen das Opfer einer Buchhändlerspeculation wurde und seinen rühmlichen Namen mit nothgedrungener Zustimmung zwei musikalischen Werken vorsetzen ließ, an deren Composition er gar keinen Theil genommen. Sein Cynismus hatte ihn der Welt in seiner letzten Zeit sehr entfremdet.

Unser zweiter Verlust ist Dem. Marianne Nuaur, unter dem Namen der schönen Marianne weltbekannt. Seitdem Heine sie in seinen Reisebildern als public character einführte, hat sie sich unschuldigerweise einen immer ausgebreiteteren quasiliterarischen Ruf erworben. Alle über Hamburg schreibenden Autoren hielten es späterhin für ihre Pflicht, der schönen Nymphe von Eimsbüttel zu gedenken, wie es noch kürzlich in den Beuemann'schen Skizzen geschah, und so hatte sich zuletzt ein weiter Sagenkreis um sie gewoben, der sie in einem gewissen mystischen Helldunkel erscheinen ließ. Wohl war es eine schöne Zeit, als das Bodenfutter aller hamburger Herrenhüte mit den Bildnissen der Mamsell Sontag und der schönen Marianne geschmückt war, und die jungen Elegants zögernd und unschlüssig bei der Wahl verharrten. „Schöne Zeit, ach! nimmer kehrst du wieder." Die eine der reizenden Nebenbuhlerinnen hat ihren Ruhm mit einem gräflichen Gesandten vertauscht und unsere Marianne den übrigen — mit einer einfachen Mannsperson. Sie ist jetzt verheirathet. Sic transit gloria mundi.

Da ich der Herrenhüte erwähnt habe, muß ich bemerken, daß jetzt eine neue Art derselben hier Mode geworden ist, die aus Peru kommen und zwar nicht von Gold, sondern von Palmblättern gearbeitet sind. Sie haben auch in Paris sehr gefallen, sind leicht, elastisch und wohlfeil. Unsere schweren ernsthaften und soliden Kaufherrn nehmen sich darin aus wie arkadische Schäfer, die auf der hamburger Börse ihre Wolle oder ihr Fell zu Markte tragen wollen. —

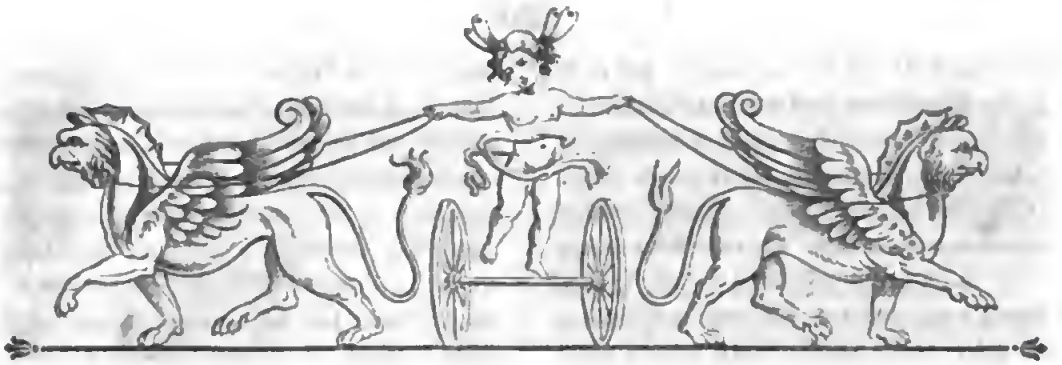
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Das Quecksilber ein Nebenbuhler des Dampfes.]

Die Engländer langweilt die Kurzweiligkeit der Dampfschiffe. Sie haben einen neuen, ächt englischen Einfall gehabt, der aber dennoch besser den Franzosen geeignet hätte. Sie wollen künftig Schiffe durch Quecksilber in Bewegung setzen, und stellen auf der Themse bereits Versuche an. Wie sie es machen, wird nicht gesagt. Ich fürchte aber, es wird ein quecksilberner Versuch werden, der ihnen unter den Händen davon laufen wird. J.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 168. — den 27. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Iſt das Lachen beim Komiſchen etwas Zufälliges?

Schon manchmal iſt in der Literatur die Aeußerung vorgekommen: es ſei gar nicht nöthig, daß beim Komiſchen gelacht werde, und ein feines Luſtſpiel bringe es gerade mit ſich, daß man keine Miene dabei verziehe. Nimmt man nun noch dazu, daß ein Menſch überhaupt um ſo weniger lacht, je höher hinauf er ſich bildet, und daß ſchon Jeſus Sirach ſagt: ein Narr lacht überlaut, ein Weiſer lächelt nur, wornach es für geſittete Leute ganz unſchicklich ſein möchte, laut aufzulachen; ſo können wir am Ende noch gar dahin gerathen, daß uns das Vergnügen des Lachens ganz entzogen und uns aller Spaß verdorben wird. Um dies große Unglück zu verhüten, dürfen wir nicht unterlaſſen, die Sache in nähere Erwägung zu ziehen. Iſt etwas Wahres daran, wie es ſcheint, ſo müſſen wir ſolches um ſo ſchärfer prüfen, damit keine einſeitige, übertriebene Annahme und keine falſche Regel daraus entſtehe. Die Behauptung läuft darauf hinaus, daß das Lachen beim Komiſchen nur etwas Zufälliges ſei, und erſt neuerdings ſagt Steckling in ſeiner Schönheitslehre (Kalologie): „Das Lachen iſt nur ein zufälliges Merkmal des Komiſchen.“ Gegen dieſen Satz könnte man zwar ganz kurz einwenden: iſt es etwas Zufälliges, ſo kann es kein Merkmal mehr ſein, kein Zeichen, woran man die Sache erkennt. Indeß — wir wollen ehrlicher verfahren, und es nehmen, wie es gemeint iſt. Das Lachen iſt beim Komiſchen freilich nichts Nothwendiges, in ſo fern auch etwas komiſch ſein kann, ohne daß es gerade Lachen erregt. Aber — wenn es nichts Nothwendiges iſt, iſt es darum ſchon (und nur!) etwas Zufälliges? — Allerdings! antwortet der Philoſoph, was nicht nothwendig iſt, das iſt zufällig. — Ja, wenn man dies als reine Gegenſätze betrachtet, hat es damit ſeine Richtigkeit, wenden wir es aber auf die Wirklichkeit an, ſo läßt ſich damit doch nicht alles bis zur vollen Würdigung ausmeſſen, und für manche Erſcheinung ergibt ſich, daß ſie lieber nicht unter ſolche Gegenſätze geſtellt werden ſollte, denn dieſe drücken Extreme aus, und zwiſchen Extremen liegt gar Vieles in der Mitte, das von jenen nicht berührt wird. Zwiſchen dem Nothwendigen und dem Zufälligen finden Grade, Stufen, Annäherungen bald zu dieſem, bald zu jenem Statt, ſo daß wir im wirklichen Leben allerdings wohl ſagen dürfen: was nicht nothwendig iſt, iſt darum noch nicht (rein, abſolut) zufällig. Es kommt dabei beſonders in Betrachtung, wie das Wort zufällig im Leben gebraucht wird. Wir denken uns gewöhnlich dabei etwas, das nicht Weſen einer Sache ſelbſt iſt, auch nicht ihrer natürlichen Beſchaffenheit nach daraus entſpringt, ſondern nur unter beſondern Umſtänden ſich mit dabei befindet, oder von außen, von einer andern Sache her, ſich dazu geſellt. So ſagen wir von einem Baume, der Früchte trägt, keineswegs: dies iſt zufällig, ob er gleich nicht alle Jahre Früchte trägt. Nein! ſagen wir, es iſt nicht zufällig, ſondern ganz natürlich, es iſt ſeine Eigenſchaft, ſeine Beſtimmung, Früchte zu tragen. Wenn Aſche von einem nahen Brande auf ihn fällt und ihm ſchadet, werden wir zum

Digitized by Google

fremden Beschauer sprechen: es ist nur zufällig, daß er so verödet dasteht, der Baum trägt sonst herrliche Früchte.

Ungefähr so verhält es sich auch mit dem Komischen: es ist seine Natur, seine Eigenthümlichkeit, daß es Lachen erregt. Ja, das Lachen ist uns ganz eigens dazu gegeben, um das Gefühl des Komischen auszudrücken, wozu wir keine andere Sprache haben. Es ist ein neues, besonderes Gefühl, das sich mit keinem andern vergleichen und sich auch mit Worten nicht beschreiben läßt. Wir werden davon plötzlich überwältigt, wir befinden uns dabei in einem beengten, übervollen, — ja selig qualvollen Zustande, wenn uns das Lachen versagt ist. Es bricht wie eine Explosion hervor und macht uns wieder frei. Das Lachen ist eine Wohlthat, ein Geschenk des Himmels. Es ist ein Vergnügen höherer Art, es ist reine Lust, es ist eine Freude ohne Gegenstand, weil man ihn nicht nennen kann; man spricht nur: es ist komisch! und lacht.

Bemerkenswerth ist es, wie das Bedürfniß sich neue Gegensätze schafft. So stellt sich hier, wie von selbst, dem Zufälligen (nicht das Nothwendige, sondern) das Natürliche gegenüber, und der Geist der Wahrheit wird nicht davon verletzt, weil in dem Natürlichen sich wieder eine Art von Nothwendigkeit darbietet, nämlich keine absolute, sondern eine bedingte, die sich aber vom Rechte der Nöthigung nichts vergibt, weil sie sich nur vom Gegenstande selbst, und nicht von zufälligen Umständen abhängig macht. Sie verlangt zum Beispiel nicht, daß dicke Leute im Theater sitzen sollen, die gern lachen, daß man nach Tische, nach einem Glase Wein kommen solle, wo das Komische leichtes Spiel hat, daß die Zuschauer nicht über sechzig Jahr, vielmehr jung und übermüthig, keine Klötze, aber auch nicht gar zu reizbar oder sentimental, am wenigsten ernstlich verliebt sein müssen, daß keine Murrköpfe, giftig Ironige, verdrießlich Neidische, keine Verbrüder, keine Rechenmaschinen, keine vertrockneten Actenschmiede, ausgedörrte Philosophen, sittenrichterische Rectoren, keine überbildet feine Anstandsgesichter, keine steif gewordene Ludwigsritter u. s. w. mit Verachtung des Komischen vor der Bühne Platz nehmen.

Wenn die Wirkung des Komischen ganz und gar von solchen befördernden und hindernden Umständen abhinge, dann wäre das Lachen allerdings nur etwas Zufälliges, aber die Kraft, Lachen zu erregen, sitzt im Komischen selbst, wie im Baume die Kraft, Früchte zu tragen, das Uebrige ist nur die Witterung, die wohl Einfluß darauf ausüben, aber die Kraft selbst nicht schaffen kann. Das Komische hat es nur mit dem Menschen als Menschen zu thun, dessen gesunde Empfänglichkeit vorausgesetzt wird, und bei dem es, wenn es sonst rechter Art ist, in der Regel Lachen hervorbringt. Jede Regel führt ihre Nothwendigkeit und bestimmte Allgemeinheit mit sich, weil der Mensch aber nicht immer bis zur letzten, höchsten, eigenen Nothwendigkeit hinaufsteigen kann und mag, so fügt er dem allgemeinen Satze hinzu keine Regel ohne Ausnahme. Da indeß die Ausnahme hinwieder die Regel nicht aufhebt, so kann das Zufällige, wenn davon die Rede sein soll, nur auf Seiten der Ausnahme zu stehen kommen. Die Regel bezeichnet das Gewöhnliche, das Zufällige dagegen das Seltene, das Besondere, das nur zuweilen eintritt und für Ausnahme gilt. Wir würden für das Leben eine große Verwirrung in das gegenseitige Verständniß bringen, wenn wir uns nicht in diesen Sprachgebrauch fügen wollten. Und nun fragen wir, diese Gegensätze auf das Komische anwendend, ob denn das Lachen beim Komischen so selten vorkomme, daß wir sagen dürften, es sei etwas Zufälliges? Ist es nicht vielmehr das Gewöhnliche, wie es das Natürliche ist? Der Satz wird sich also wohl umkehren: wenn man nicht lacht, das ist das Ungewöhnliche, das Zufällige.

Wenn das Komische nicht Lachen erregt, liegt es in einem gegebenen Falle an der Art und Beschaffenheit desselben. Als Hauptgrund ist in Betrachtung zu ziehen, daß das Komische aus dem Geistigen und Sinnlichen zugleich besteht. Wo eins von beiden fehlt oder zu schwach hervortritt, da zögert auch das Lachen. Ist ein Lustspiel zu grobsinnlich, und das Sinnliche nicht die Behausung des Geistigen, so fühlen wir darin kein Widerspiel von Freiheit und Natur, das Menschliche verliert sich zu sehr in das Thierische, und das Lachen unterliegt der Scham. Und ist das Lustspiel zu feingeistig, so daß das Komische nur ein Gedachtes bleibt, das sich nicht verkörpert, so kann der Kampf darin als bloßes Gedankending, das den Willen mit der Natur in eine nur schwache Berührung bringt, uns keine lebhaften Täuschungen und Ueberraschungen bereiten, uns nicht ergreifen, überwältigen und bis zum Lachen erschüttern. Bei dem allen kann es immer noch ein feines, artiges Spiel sein, nur eine große Kraft des Komischen können wir ihm nicht beilegen. Tritt aber beides zusammen: die höchste Geistigkeit (Idee und Phantasie) und die vollkommenste (passendste) Sinnlichkeit, und fehlen dabei auch die Concentrirpunkte des Witzes und der Naivetät nicht, so bricht die Lust an dem Kampfspiele der gehinderten, hochanstrebenden, weithin deutenden Freiheit in ein unaufhaltsames Gelächter aus, wir schwelgen in dem Genusse des dahinter dämmernden freiern Lebens, wir berauschen uns. Lachend fühlen und erkennen wir erst recht

Digitized by Google

den lebendigen Geiſt, der im Komiſchen webt und waltet, und immerfort auf ſeine Wirkungen hoffend können wir in unſerm Vertrauen der Zufälligkeit nicht Raum geben.

St. Schütze.

Ein Sommerſpaziergang nach Syrien.

(Beſchluß.)

Von Jeruſalem reitet Monro ein wenig nach Damaskus. Vor einigen Jahren hätte er als Chriſt nur zu Fuß und im muſelmänniſchen Coſtüm dort einziehen dürfen, und wenigſtens das erſtere wäre ihm, dem wackern Reiter, ſehr unangenehm geweſen.

Aber jetzt hat glücklicherweiſe der Feldzug Ibrahim Paſchas den Europäern die ſyriſchen Städte geöffnet. Unſer Engländer zog zu Pferde, bewaffnet und mit bedecktem Haupte durch das Thor. Und er trug nicht etwa einen Turban, ſondern einen runden Hut, oder, wie die Morgenländer ſehr bezeichnend ſagen, einen Topf.

Damaskus gefällt dem geiſtlichen Herrn gar ſehr. Er wird in der Beſchreibung dieſes reizenden Aufenthalts förmlich zum Dichter. Beſonders lobt er die ſchönen Kaffeehäuſer und die Gärten von Fruchtbäumen, in deren labyrinthiſchen Schattengängen man „not quite alone“ (nicht völlig einſam) herumirren kann. Wie ſoll er ſich von einer Stadt trennen, wo man bei jedem Schritte auf Roſen, auf Lauben, auf Springbrunnen und auf Divans ſtößt? Aber was hilft's? Die Damasker ſind Starrköpfe, es iſt ſchwer, mit ihnen leben. Monro iſt auch ein wunderlicher Kauz, der ſich nicht viel gefallen läßt. Das verträgt ſich nicht lange. Er ſcheidet von dieſen eigenſinnigen Leuten, die von der altengliſchen Civiliſation nichts wiſſen wollen, und ihren eigenen Statthalter, Selim Paſcha, erſchlagen haben, weil dieſer Neuerer ihnen befohlen hatte, die Straßen zu kehren.

Was die Damen von Damaskus betrifft, da beweiſt ſich unſer Geiſtlicher als echter Kenner und Enthuſiaſt. Er beſchreibt ſie kunſtverſtändig vom Fuß bis zum Kopf mit einer Wichtigkeit und einer Theilnahme, als wären es — Pferde. Fort von Damaskus, guter Monro, oder es iſt um dein Herz geſchehen! Auch ſpringt er mit gleichen Füßen nach Latakié und Antiochien, trifft zu Adana die ägyptiſche Armee, die er ſehr ſchön und ſehr unzufrieden findet, weil der Sold Monate lang auf ſich warten läßt. Er kommt nach Aleppo, und beſucht dort zwei Klöſter, ein chriſtliches von Mönchen, und ein türkiſches von — Katzen. Dies iſt kein Scherz. Mohammed hatte eine Katze, die er ſehr liebte. Dieſe Favoritin hielt eines Tages in ſeinem weiten Aermel ihr Wochenbett. Um ſie nicht zu ſtören, ſchnitt er den Aermel ab und überließ ihn ihr. Seitdem ehren die Mohammedaner alle Katzen, und zu Aleppo hat man dieſen geziöſen Thieren ein Kloſter oder Hoſpizium errichtet, wo ſie in Gemeinſchaft von den milden Gaben der Rechtgläubigen leben, und es ſich eben ſo wohl ſein laſſen, als andere Kloſterbewohner. Iſt ein Mohammedaner dem Tode nahe, der eine Lieblingskatze unverſorgt hinterläßt, ſo braucht er ſie nur dem Katzenſtifte zu vermachen, und kann beruhigt ſterben. Vordem zählte man über 500 Stiftskatzen, aber die letzte Peſt hat deren mehr als die Hälfte hingerafft.

Von Aleppo kehrt Monro über Conſtantinopel zurück, und zwar gleichen Schritts mit einem tartariſchen Courier. Zwar hat man ihn gewarnt vor dieſer Reiſe, die ſchon viele Europäer mit dem Leben bezahlt haben. Aber was ſchreckt einen Prieſter aus Altengland? Er hängt Alles, was er braucht, an den Sattelknopf, läßt ſich ein paar türkiſche Redensarten einlernen und macht ſich keck auf den Weg. Wirklich kommt er nebſt dem Tartar glücklich in Conſtantinopel an, und geht von da noch die kleine Strecke quer durch die Türkei, Ungarn, Oeſterreich, Deutſchland, Holland, über den Canal nach London. Wenn dieſer reiſende Apoſtel nicht wenigſtens zum Biſchof erhoben wird, ſo iſt keine Gerechtigkeit mehr in Altengland. 10.

Engliſche Romane.

2. Hiſtoriſche Romane von Mrs. Anna Eliza Bray. ꝛc. (Fortſetzung).

Der Proteſtant. Ein Nachtſtück aus den Zeiten der Regierung der „blutigen“ Königin Maria. 3 Bände.

Ein Nachtſtück aus einer blutigen Zeit! Welch mächtiges Reizmittel für einen romantiſchen Schriftſteller; welch ſchöne Verheißung für den romantiſchen Leſer! Wie können beide ſchwelgen in Nacht und Blut und ſich der Schrecken erfreuen, die ſie gebären. Mrs. Bray hat darin geſchwelgt und ihre Leſer, die dieſer Sphäre einmal Geſchmack abgewonnen haben, werden es nicht minder. Doch hat der „Proteſtant“ für jeden Leſer mancherlei Reiz und Intereſſe; er iſt ein Gemälde rein menſchlicher Zuſtände auf hiſtoriſchem Hintergrunde; Geſchichte und Romanſtoff ſind nicht durcheinander geworfen, wie es wohl ſonſt in den Werken der Verf. zu ſein pflegt, keine Einzelnheiten drängen ſich ſtörend hervor und heben den Totaleindruck auf. Das Zeit- und Geſchichtsbild hat einen wohlgewählten Mittelpunct, dem die beſondern Partieen ſich unterordnen, ohne deshalb an Klarheit und Deutlichkeit zu verlieren. Dieſer Mittelpunct iſt Owen Wilford, ein frommer, gottergebener Geiſtlicher, der den — damals noch ziemlich neuen — Lehren des Proteſtantismus aus ganzer Seele zugethan iſt und den Namen eines Seelſorgers im reinſten Sinne des Wortes verdient. — Der Mann iſt ſo edel und tugendhaft und hat die Seinigen alle ſo nah an ſich herangezogen und gebildet, daß das Familiengemälde eben ſo einförmig als langweilig ſein würde, wenn ihm nicht durch Bosheit, Fanatismus und Verfolgungswuth ein pikanter Beigeſchmack gegeben würde. Nichts iſt langweiliger und reizloſer als die Tugend an und für ſich, nur durch die Entgegen-

Digitized by Google

stellung des Lasters wird sie interessant und im Conflicte mit demselben liegt ihre Schönheit; das Laster ist ein Bedürfniß der Tugend. Laster, Tücke, Fanatismus, Eigennutz und Blutdurst — und zwar in einem Grade, wie sie nur in jenen Zeiten gefunden wurden, als Maria sich auf dem Throne Englands Philipp dem Zweiten, der um ihre Hand warb, würdig zu machen, ja, ihn zu übertreffen suchte — finden wir genügend repräsentirt durch Tointon, den tückischen habsüchtigen Weihbischof von Dover; durch Harpsfield, den blutdürstigen Archidiakonus von Canterbury; Southwell und andere. So sind denn die Hauptpersonen und Ingredienzien des Romanes passend gemischt. Die Angehörigen des Predigers und er selbst werden allen Greueln der Religionsverfolgung preisgegeben und unterliegen endlich qualvoll und schrecklich. Die Begebenheiten folgen sich — wenn wir erst den Schauplatz kennen — reißend schnell. — Owen's Verrath und Mißhandlungen, seine Leiden im Kerker, die Folterung seiner Tochter Rosa — eines engelguten Geschöpfchens —, die Grausamkeiten gegen Wilford's alten Knecht: Adel, die gräßliche Verbrennung der alten Dienerein: Ganimer Planse und des blinden Knaben Thomas sind fürchterliche und erschütternde Ereignisse, die den Charakter der damaligen Zeit klar und schrecklich bezeichnen. Die Verf. hat alle diese Thatsachen — denn die Begebenheiten sind größtentheils den Chroniken entlehnt und nur die Namen der Dulder sind nicht historisch — wie erschütternder Wahrheit gezeichnet; nur die Charaktere der leidenden Protestanten sind etwas einförmig; diese Standhaftigkeit, Seelenstärke und Gottergebung wiederholt sich zu oft; wenn man den einen leiden und sterben sieht, hat man alle gesehen. — Außer den oben genannten und einigen minder bedeutenden Personen sind keine historischen Charaktere in den Roman verflochten; diese Henkersknechte einer fuechtbaren Religionstyrannei aber sind gelungen und genügen, um den Geist der Zeit zu erkennen. — Die Verf. redet dem Protestantismus begeistert und kräftig das Wort; es ist deshalb sonderbar, daß sie ihm nicht den moralischen Sieg gegeben hat, wo er materiell unterliegen mußte. — Einige recht schöne Beschreibungen und Betrachtungen schmücken das Werk und gewähren dem Leser zuweilen einen Ruhepunct in diesem Chaos von Greueln. Die löbliche Tendenz steigert den Werth des bis zum Schlusse spannenden Buches.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschluß.)

[Theatralisches. Vorbereitungen zum Pferderennen.]

Auf unserem Theater sind zwei Novitäten zur Aufführung gekommen, ein Drama und ein Lustspiel, wie es sich von selbst versteht, nach dem Französischen. Das erstere ist „der Reisewagen", Ed. Hell'sche Bearbeitung, ein Spectakelstück trotz allem Knalleffect doch ohne allen Effect, dem wir von Herzen ein treffliches Viergespann wünschen, um es in Galopp von unserem Repertoire zu ziehen. Die Direction will das Stück durchaus gefallen lassen und bringe es wiederholt zur Aufführung, aber vergeblich, und der kärglich gespendete Beifall gale einzig und allein der darin gespielten Marseillaise. Es lebe unsere Republik! Das Lustspiel ist nach dem Französischen „le gamin de Paris" von Töpfer in 4 Acten bearbeitet. Er übersetzt den Titel: der pariser Taugenichts; ein Gamin ist aber kein Taugenichts, wie Töpfer in Bensletten's Silhouetten hätte lesen können, und ohnehin ist dieser Gamin der bravste Junge von der Welt. Das Stück, das in Paris furore machte, ist übrigens vortrefflich und fand die günstigste Aufnahme. Es ist voller Wahrheit und Gemüth, Vorzüge, die bei französischen Stücken nicht oft anzutreffen sind. Die Aufführung war excellent. Das Cornet'sche Ehepaar vom braunschweiger Hoftheater, welches hier gastirte, erinnert recht wehmüthig daran, daß alles Irdische vergänglich ist. Es wurde vom Publicum mit der Achtung aufgenommen, die man lieben Bekannten aus früherer Zeit gerne zollt, aber seine Blüthenperiode ist vorüber. Cornet brachte Gomez' „Lastträger von Granada", welches er selbst bearbeitete, auf die Bühne, der aber ziemlich kühl aufgenommen wurde. Der musikalische Geschmack hat mehr Einheit als der literarische, und eine matte Meladie wird selbst dem Publicum der Galerie keinen Beifall abgewinnen. Deshalb findet ein mittelmäßiges Schaustück weit eher Liebhaber, als eine mittelmäßige Oper. Das Stück ist übrigens im Style Rossini's, kann sich aber auch nicht im Entferntesten mit einem der Werke dieses Meisters vergleichen.

Hamburg rüstet sich jetzt schon, um die wandsbecker Pferderennen anzuschauen, die diese Woche beginnen werden. Die edlen und vornehmen Pferde geruhen schon anzukommen, benebst ihren zahlreichen Grafen und Baronen. Bis diese Hauptlust angehen wird, vergnügen sich die Liebhaber bei Guerra, der kürzlich von Berlin ankam und auf dem hamburger Berge seinen Reitercircus aufgeschlagen hat. Die Leute thun wahrlich Unrecht, die den Pferderennen und den Reitergesellschaften ihren Nutzen abstreiten. Wenn Dr. Gall noch lebte, würde er bei sehr Vielen von unserer jetzigen gebildeten Generation einen gewissen Thierſinn entdecken, der sich zur Zeit des Jokko bei dem Publicum des königstädtischen Theaters in Berlin sehr ausgebildet finden würde, und der sich bei den Edlen Holsteins und Mecklenburgs auf die Pferde geworfen hat. Daher sind solche Rennbahnen nun ein wahres Bedürfniß geworden, und verdienen alle mögliche Aufmunterung als Ableitungsmittel, um unsere Theater und Concertsäle rein zu halten. Dicht an Guerra hat van Aken seine mißhandelten Bestien, Affen und Papageien ausgestellt, Alles, wie es sich versteht, für die kunstsinnigen Liebhaber. Wir wünschen denselben viel Vergnügen. Wir Hamburger sind doch recht glücklich, daß wir einen hamburger Berg haben, wo wir Pferde und Bestien zusammt ihren geehrten protecteurs und protégés hinausweisen können.

Notizen.

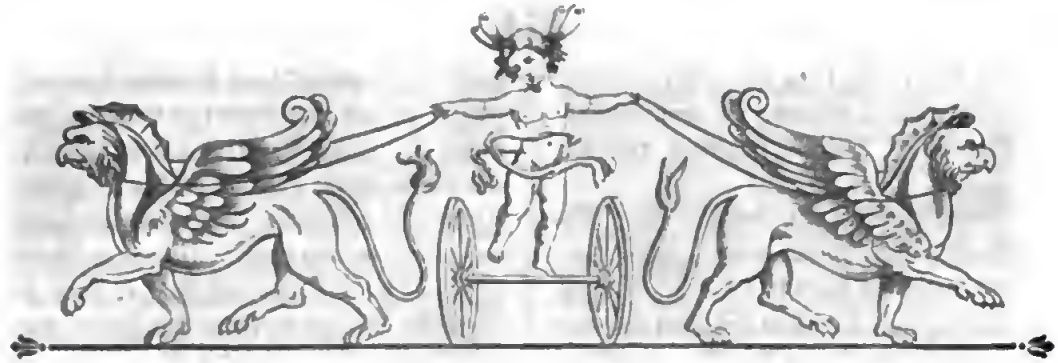
[Literatur auf den Sandwichinseln.]

Auf den Sandwich-Inseln erscheinen gegenwärtig zwei von Missionarien geschriebene Zeitschriften, auf Owaihi: Ke Kuhn Hawaii (der hawaiische Lehrer) und auf der Insel Nawi: Lama Hawaii (der hawaiische Aufklärer).

[Ein Feldzug gegen die Heuschrecken.]

Ibrahim Pascha will jetzt sein Feldherrntalent gegen einen gefügeleen Feind erproben. In Syrien, namentlich in der Gegend von Haleb (Aleppo), haben sich eine ungeheure Anzahl Heuschrecken gezeigt, die rings umher die Gegend verwüsten. Ibrahim Pascha theilte die gesammte Bevölkerung von Haleb in 72 Abtheilungen (Greise, Kinder und Kranke ausgenommen) und schickte diese gegen die Heuschrecken. Eine einzige dieser Abtheilungen fing in Zeit von 32 Tagen 20 Kameel-Lasten, was, wie bemerkt wird, sehr viel ist. Um aber die Heuschrecken-Jäger zu ermuthigen, rückte Ibrahim Pascha selbst mit seiner ganzen Armee, die 25,000 Mann zählte, gegen die Heuschrecken aus. Ob der wunderliche Feldzug ein glücklicher gewesen, wird nicht gesagt. J.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 169. — den 29. August 1836.

Redacteur: Dr. Z. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Armand Carrel.

Es war ein Trauertag. Eine Leiche trug man ihrer Ruhestätte zu, und Frankreichs Stolz stand um dieselbe und weinte dem Hingegangenen die letzte Thräne, — die letzte, denn morgen wird seine Stelle besetzt, sein Erbe getheilt sein, und man wird nur noch von ihm sprechen, wie von den vor Jahrhunderten Gefallenen und Gestorbenen, die man nur nennen hört, wenn der Geist der Geschichte zur großen Heerschau der Leichen herabsteigt, sie ordnet und zählt.

Armand Carrel war einer von den wenigen Menschen, die das Glück bis zu ihrem Sarge begleitet. Er wurde von der launigen Göttin geführt, und jeder seiner Schritte, bis zu dem, mit welchem er ins Grab trat, war für ihn ein Fortschritt. Das trübe Auge der Menschen sieht meist nur die nächste Folge, und wenn die Thränenquellen gar sich öffnen, so verschwindet auch der letzte Schimmer des Lichts. An Carrel's Grabe hörte man nur Klagen und Schluchzen, weil ein Mann in der Blüthe seiner Kraft gefallen, weil eines Menschen Zukunft sich geschlossen, als hätte einer von allen jenen Leidtragenden diese Zukunft erkannt. Ich sah auch einen Greis dort weinen, und ein schönes stolzes Weib den Schleier mit ihren Thränen befeuchten. Ehret den Schmerz eines Vaters über den Verlust seines Sohnes, eines Weibes über den hingeschiedenen Gott ihres Herzens! Aber weswegen weint Ihr, Ihr Andern?

Das Grab schließt sich selten hinter einem Lebenslaufe, der gerundeter, vollendeter als der Carrel's. Er starb in den schönsten Mannesjahren, gefürchtet und geehrt, in der Blüthe seines Lebens. Heil ihm! Vor einigen Wochen begleiteten ein paar zerbrochene Zeugen einer großen Zeit, Ruinen eines andern Jahrhunderts, einen Greis zu Grabe, der vierzig Jahre zu lange gelebt hatte. Und das Mitleiden regte sich in dem kräftigen Manne, der damals Carrel hieß, und er schrieb eine Leichenrede des Abbé Sièges, des Unglücklichen, der seit vierzig Jahren ein Schatten seines Ruhmes, seiner Größe war. Napoleon's Sterbetag war die Schlacht an der Moskwa. Er überlebte ihn, und die öden Felsen jener Insel im weiten Weltmeere hörten die Klagen des Unglücklichen, der ein paar Jahre zu lange lebte, um ein Gespenst seines großen Ichs zu werden.

Carrel war ein Sohn des Glücks; „denn wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Er wurde verfolgt, um seiner Grundsätze willen, er floh sein Vaterland, um seine Ansichten in fremdem Lande gegen seine eigene Landsleute zu vertheidigen. Das bittre Brot des Geächteten war seine Speise, das Wasser der Quelle sein Wein. Und Viele beklagten sein Unglück, ohne zu ahnen, daß sie sein Glück lästerten. Hier wurde zuerst sein Muth durch Mißgeschick erprobt, seine Kraft durch den Kampf gestählt, sein Name genannt. Er kämpfte für eine Idee des Fortschrittes, erlag und wurde zum Tode verurtheilt. Er lernte ihn verachten, denn man zeigte

ihm sein gräßlichstes Bild, eisig kalt, sich vorher ankündigend, tückisch die Mordwaffe schwingend, um dann lächelnd den Bedrohten aufzugeben. Was gab es hienach noch für ihn zu fürchten?

In sein Vaterland zurückgekehrt und nach Jahr und Tag aus dem Gefängnisse befreit, sah Carrel bald die Ansichten, die noch vor kurzem sich kaum in den dunklen Kammern der Verschwörung geregt, für die er das Brot des Geächteten gekostet, um derentwillen er dem Tode ins Auge gesehen, von der ganzen Jugend, der ganzen Kraft und Intelligenz Frankreichs adoptirt und in ihren Organen vertreten. Er konnte somit offen aussprechen, was vorher schon als Gedanke ein Verbrechen war. Er wurde Journalist und gründete endlich mit Thiers und Mignet den National. Er, der Mann der That, der Mann des Schwertes ergriff die Feder, aber ohne je das Schwert zu vergessen, ohne es je kosten zu lassen; und er vertheidigte mit demselben seinen Freund Thiers, so oft dieser den Kampf nothwendig gemacht und nicht den Muth hatte, ihm Brust gegen Brust auszufechten.

So kamen die großen Tage des Juli. Carrel war Soldat gewesen, er war stets Soldat, und als er ein Häuflein ungeordneter Kämpfer gegen ein Heer disciplinirter Soldaten auftreten sah, mochte sich sein Soldatenstolz empören, und er verzweifelte an dem Siege einer Sache, für die er sein Leben eingesetzt hatte und keck wieder einsetzte. Sein Muth in diesen Tagen stand höher als der des tapfersten Helden der Schlachten; denn handeln, ohne zu hoffen, das allein bewährt den Mann. — Aber das Unmögliche wurde möglich; der ungeschaarte Volkshaufe besiegte das geordnete Heer, und von nun an gab es keine Unmöglichkeit mehr für Carrel.

In den ersten Tagen nach der Julirevolution erhielt Carrel eine Sendung nach dem westlichen Frankreich. Man kannte ihn und wußte, daß zu Vielem, was man so rasch als möglich vornehmen zu müssen glaubte, seine Einwilligung nicht zu erlangen sein werde. Er, wie viele Andere, die wie er dachten, wurde daher aus der Hauptstadt entfernt. Zurückgekehrt fand er bereits Alles geändert, bereits die siegreiche Revolution besiegt und gefesselt. Er sah zu tief, um sich täuschen zu lassen, und als man ihm eine Präfectur in einer entfernten Provinz anbot, ahnete er die Absicht, ihn von dem Mittelpuncte des geistigen und politischen Lebens der Franzosen zu verbannen, um ihn zu vernichten. Aber noch schwankte er, noch hoffte er. — Der 13. März zerriß für Jeden, der Augen zum Sehen hatte, den Schleier, enthüllte das Geheimniß, in welches eine Zeit lang L. Philipp seine Absicht zu verstecken gewußt. Carrel wurde von diesem Tage der erklärte Feind der Regierung, und die Regierung hielt ihn für den gefährlichsten. Und er war wirklich gefährlich, denn er war ein Mann von Talent und Muth, gestählt durch Verfolgungen, erprobt durch Mißgeschick. Er war gefährlich, denn er hatte ein Recht, jene Menschen, die jetzt regierten, und für die er sein Leben eingesetzt hatte, wo sie nicht den Muth hatten, ihre Ansichten zu vertheidigen, öffentlich zu verachten; er durfte ihre Habsucht anklagen, denn er hatte ihre Belohnungen verschmäht. Carrel war der erste, der sich öffentlich zur Republik bekannte, und wenn er nur dies gethan, so rechtfertigte sich schon hierdurch die Furcht, die man vor ihm zeigte. Aber man that ihm zu viel, wenn man ihn für gefährlicher hielt als tausend Andere, und es wäre vielleicht nicht schwer, zu zeigen, wie er oft der Regierung so viel und mehr genutzt als geschadet. Doch davon später.

Carrel's Ansehen stieg in demselben Grade als das Benehmen der Regierung mehr und mehr antinational wurde, und an jenem Tage, wo er in der Pairskammer die Hinrichtung Ney's einen M o r d nannte, stand er in seinem höchsten Glanze. Ganz Frankreich, und besonders die Jugend und das Heer, an dem Ruhme des Kaiserthums großgezogen, rief ihm ungetheilten Beifall zu, denn er hatte offen und keck den Richtern Ney's gegenüber das Wort ausgesprochen, das bis dahin ganz Frankreich sich nur leise zugelispelt hatte.

Die Höllenmaschine Fieschi's, die gegen einen König gerichtet war, warf ihre Kugeln über denselben hinaus und zerschmetterte die Presse. Die Septembergesetze legten dieser neue Fesseln an, sie sind das Netz, in welchem man einen Löwen gefangen hält. Und es war oft ein erhabenes Schauspiel, zu sehen, wie jener stolze, ungebändigte König der Presse sich ob der entwohnten Fesseln bäumte, die Glieder reckte, die Seile zu sprengen versuchte, und sich nur mehr und mehr verwickelte. Carrel wäre in diesem Kampfe, wenn er lange gedauert, untergegangen; er würde sich selbst aufgezehrt und aufgerieben haben, denn er war für die Freiheit geboren, und der Zwang war seiner Natur so zuwider, wie eben dem Löwen der Käfig seines Führers.

Mit den Septembergesetzen war Carrel's Laufbahn vollendet. Was er in dem enggezogenen Kreise noch thun konnte, können Tausende gleich ihm. Er war nicht mehr nothwendig. Seit diesen Gesetzen und dem, was ihnen folgte und folgen mußte — denn in ihnen lag ein System

Digitized by Google

mit allen seinen Consequenzen — wurde das Werk der Opposition in Frankreich zum Kinderspiele, und ein Knabe, der gewöhnlichste Mensch, ist heute in Frankreich geistesstark genug, das Werk der Regierung siegreich anzugreifen. Des Löwen Glieder umstrickt das Netz, und eine Ratte ist im Stande, es zu zernagen. Die Zukunft wird es zeigen! Und wer schon heute sich davon überzeugen will, der komme und höre, wie Hunderttausende jetzt aussprechen, was vor drei Jahren nur Carrel und Wenige mit ihm ahneten und verkündeten.

Aber noch von einer andern Seite drohte dem Werke Carrel's und ihm, denn er war der Sohn seines Werkes, der begünstigte Sohn der Presse, der Untergang. Wer den Zustand der Presse in Frankreich kennt, weiß, daß diese, trotz aller schönen Worte, nur die Vertreterin Weniger, und nur nebenbei die des Volkes ist. Die Presse Frankreichs ist heute eine Aristokratie, wie vor Zeiten die des Geburtsadels. Diese Aristokratie, und durch sie das ganze Wesen der Presse, wie es sich seit 1815 und 1830 gestaltet, ist in seinen Grundfesten bedroht. Alle hiesigen Blätter waren und sind nur Geldspeculationen, und eine neue Geldspeculation droht die ganze Presse zu reformirrn. Der Grund des Uebels selbst wird die Abhülfe in sich tragen. Die Vierzig-Franken-Journale werden die Achtzig-Franken-Blätter stürzen, und die Folge wird sein, daß die Presse nicht mehr wie bis jetzt ein Eigenthum Weniger, sondern ein Eigenthum Aller sein wird. Die Führer der Presse werden nicht mehr zu Capitalisten sich heraufschwingen können, diesen gleich, mit ihnen vereinigt durch ihr Interesse sein, sondern von ihres Schweißes Frucht leben, dem Armen gleich, mit ihm gleiches Interesse haben. Man sagt, daß diese wohlfeile Presse von der Regierung unterstützt werde, um die theure Presse zu vernichten. Immer möglich. Der Erfolg wird zeigen, daß die Mine, die man unter jene gelegt zu haben glaubt, wenn sie einst gesprengt wird, größer war, als man berechnet hatte.

Die wohlfeile Presse wird die theure Presse tödten. Und Carrel's Tod war nur der Vorbote, nur das malum omen, das diesen Untergang verkündet.

Carrel's Leichenbegängniß war ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Alle Oppositionen gegen die Regierung Louis Philipp's reichten sich über seinem Grabe die Hand und vergaßen bei seiner Leiche, daß sie sich gegenüber gestanden und sich bekämpft hatten. Und die Feier war mehr als eine Form, auch sie war bedeutend und Zukünftiges vorhersagend. Carrel stand so lange er lebte zwischen den verwandten Parteien, wie ein scharfes Schwert sie scheidend. Er hatte sie alle bekämpft, und die meisten verletzt; er hatte den Einen sein Zurück! im Tone des Gebieters zugerufen, und die Andern mit Sarkasmen gegeißelt, um sie zum Fortgehen zu bewegen. Carrel, so lange er lebte, mußte sie trennen, und nur an seinem Grabe konnten sie zusammentreten. (D. B. f.)

Englische Romane.

2. Historische Romane von Mrs. Anna Eliza Bray ꝛc.

(Beschluß.)

Fitz of Fitz-ford. Eine Sage aus Süd-England. 3 Bde.

Mehr als in irgend einem andern, treten in diesem Romane die guten und tadelnswerthen Eigenheiten der Verfasserin hervor. Während man der durchgängig unverkennbaren Nachahmung Walter Scott's wegen — nach dessen Werken nicht allein Anlage und Durchführung, sondern sogar die einzelnen Situationen und Charaktere meistentheils gebildet sind — dieses Werk für das Erstlingserzeugniß der Verf. halten sollte, zeigt die Gediegenheit der innern Bearbeitung, der Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher jede Einzelnheit behandelt ist, deutlich die gebildete und gewandte Schriftstellerin. Während die Familiennachrichten, Ortsbeschreibungen und Sittenschilderungen in einer Fülle vorhanden sind, die nur durch die Vorliebe der Verf. für ihre Heimath — von der man selten müde wird zu reden — begreiflich wird, muß man bekennen, daß alle diese Nebendinge mit einem Reize und Geiste ausgestattet sind, worin sich das wahre Talent bewährt, und wodurch selbst die Ueberladung erträglich wird. Und während endlich die Verf. mit sichtbarer Lust in dem romantisch-grellen Stoffe schwelgt, und mit Wohlgefallen ein fürchterliches Abenteuer, eine blutige Begebenheit auf die andere häuft, muß man bewundern, daß sie gerade hier den historischen Hintergrund mit einer Vollständigkeit, Rundung und Sachkenntniß ausgeführt hat, die dem besten Romanschriftsteller Ehre machen würde. — Eine Legende von Devonshire liegt dem Romane zum Grunde; so reich diese Legende auch an furchtbaren Begebenheiten sein mag, so hatte die Verf. doch daran nicht genug, und verflicht eine ähnliche nicht minder schreckenißreiche Sage von der Familie Glanville mit der Familie Fitz zu einem Ganzen, das an romantischen und gräßlichen Begebenheiten kaum seines Gleichen findet. — Diese seltsamen Schicksale sind indessen sehr geschickt zusammengefügt und halten in fortwährender Spannung; wohlthätig ist es, daß die Verfasserin etwas Humor eingemischt, und so ihrem düstern Gemälde wenigstens einige Lichtpartien verliehen hat, bei denen man sich erholen kann. Sir Hugh und Sir John Fitz, Levi, Barnabas, der Richter Glanville und seine Tochter sind anziehende und fesselnde Erscheinungen; dagegen gränzt die Lady Howard an die Carricatur, und wenn, nach Mrs. Bray's Behauptung, der Charakter wahr ist, so hätte die Poesie hier etwas mildern müssen. — Die historischen Personen treten weniger hervor, dagegen das Bild der Zeit und des Hofes und Elisabeth's Regierung desto klarer und schärfer. — Daß die Sitten und Gebräuche des englischen Volkes mit Treue und Sachkenntniß geschildert sind, läßt sich um so mehr erwarten, da die Verf. ihre Lieblingsstudien besonders in der Heimath mit Fleiß und Sorgfalt trieb. Die Beschreibungen von Devo und Tamar dürften fast als Muster in diesem Genre aufzustellen sein. Für den eigentlichen Romanleser wird Fitz of Fitz-ford einen besondern Reiz haben.

Digitized by Google

Der Talba von Portugal, oder: Schicksale der Inez de Castro. Ein Bild aus der Maurenzeit. 3 Bände.

Um den oft behandelten Schicksalen der unglücklichen Inez de Castro neues Interesse zu gewinnen, hat die Verf. eine maurische Erzählung mit derselben verwebt. Es mag unentschieden bleiben, ob die Beimischung fremder Bestandtheile zu allgemein bekannten historischen Facten in dem Grade zu billigen sei, wie die Verf. sie hier angewendet hat; der Gegensatz der maurischen Civilisation in der Blüthenzeit ihrer Herrschaft mit der christlichen Barbarei aber ist eine der schönsten und interessantesten Aufgaben für den Roman. Nichts war schmählicher für Europas Cultur als der Umstand, daß Kunst und Wissenschaft flüchten mußten aus seinem Innern und blühten an den Höfen afrikanischer Zwingherren. Mährchenhaft fast ist die Geschichtsepoche, in welcher die Chalifen dem schönsten Theile der civilisirten Welt Gesetze gaben, und ein geistiges Eingehen in dieselbe regt eben so sehr zur Bewunderung als zu demüthigenden Betrachtungen an. — Das bunte Leben und Treiben der verschiedenen, im wechselnden Glücke des Kampfes bald sinkenden, bald sich wieder erhebenden Nationalitäten ist eines der reizendsten Bilder der Geschichte. Ein solches stellt nun die Verf. in ihrem Romane auf. Zur Psychologie der Nationalitäten — wenn man den Ausdruck gebrauchen kann — fehlen ihr zwar die festen Typen, und die Grundelemente des Mauren- und Christenthums verschwimmen oft sonderbar ineinander; aber die Zeichnung der Aeußerlichkeiten ist ihr trefflich gelungen, und das ganze Gemälde enthält ein buntes reiches Völkerleben. — Hassan, der Talba, ist der hervorstechendste Repräsentant der Mauren. In der Würde seines Amtes, seinem Einflusse, seinem Wissen und der abgöttischen Verehrung des Volkes zu ihm spiegelt sich der orientalische Despotismus mit seinen Mitteln ab, während der Charakter des Talba das freundliche Bild maurischer Seelengröße ihm gegenüber stelle. Obschon zur Zeit der Inez de Castro die Herrschaft der Mauren sich ihrem Ende zuneigte und dieselbe fast zur Sklaverei wieder herabgesunken war, hat die Verfasserin doch ein Mittel gefunden, dieselbe in vollem Glanze und ungestörter Eigenthümlichkeit zu zeigen. — Wie immer, hat sie auch für diesen Roman keine Studien gespart und zu einem Sittengemälde genügenden Stoff gesammelt. — Die Schicksale der Inez de Castro sind genugsam bekannt; es bedarf wohl nur der Bemerkung, daß die Verf. sie historisch treu dargestellt hat. Will man auf gediegene Einzelnheiten des Romanes aufmerksam machen, so verdient die Beschreibung des Thiergefechtes zu Cintra vor Allem Erwähnung. — Dieser Roman gehört zu den unterhaltendsten, und der Umstand, daß weniger topographische und sonstige Auszüge darin miegetheilt sind, gereicht ihm zur besondern Empfehlung.

Im Allgemeinen muß man noch die rein sittliche und moralische Tendenz in den Schriften der Mrs. Bray lobend anerkennen. — Die Uebersetzungen sind gediegen und lesen sich sehr gut; auch das Aeußere ist lobenswerth. R. B.

Notizen.

[Verbreitung des Christenthums mit Dampf.]

In den Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Missionaire, herausgegeben von Schmidt, Lehrer an der Domschule in Naumburg (Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung), lesen wir, daß dem Missionsvereine in China die bisherige Heidenbekehrung zu langweilig ist. Dem lebendigen Wort soll der Dampf helfen. Die Missionsgesellschaft will Dampfpressen anlegen, um die Bibel möglichst schnell mit chinesischen Lettern in die Hände der Reißesser zu spielen. Was wird dazu der Kaiser des himmlischen Reiches sagen? Er hat früher schon gewittert, daß das Christenthum nichts anderes als eine Revolution der ganzen asiatischen Welt hervorrufen werde; wird er jetzt nicht merken, daß der Dampf ihm den Dampf anthut? 3.

[Das Land, wo reines Oel fließt.]

Ein Land, wo Milch und Honig fließt, gibt es nicht mehr. Die Zeiten sind auch in dieser Beziehung schlechter geworden. Aber Länder, wo Oel fließt, hat man doch wieder entdeckt. Bei Burksville in Kentucky öffnet sich von Zeit zu Zeit eine Quelle, die das reinste Steinöl bis zu einer Höhe von 12 Fuß in die Luft treibt. Dieser glückliche Quell ist nicht weit vom Fluß Cumberland, dessen Oberfläche ganz mit Oel bedeckt wird, sobald sich der ergiebige Quell öffnet. Das Oel brennt, wie das beste Baumöl, und als man sich den Spaß machte, es anzuzünden, wäre beinahe ein unlöschbarer Brand entstanden. — Schade, daß dieser Quell zur Zeit der thörichten Jungfrauen nicht bei der Hand war! Jetzt wäre bei ähnlicher Verlegenheit sogleich zu helfen. Amerika ist das Land der Verheißung. Wem es an Oel gebricht, gehe hin, er kann's in Eimern schöpfen und Niemand schilt ihn darum. Von Milch und Honig ist in Europa lange nicht mehr die Rede gewesen, aber selbst das Oel will abnehmen. Womit soll man nur zuletzt noch leuchten? Auf, nach Amerika, den leeren Oelkrug zu füllen! 3.

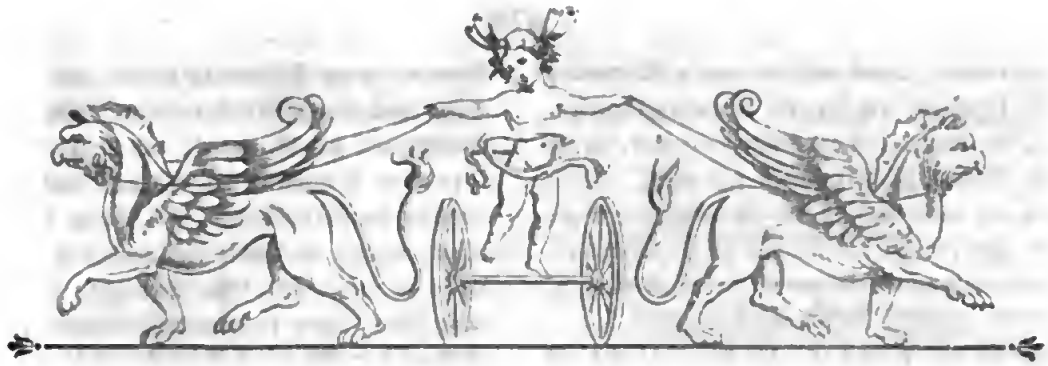
[Eine neue Juden-Secte.]

In China zu Kaifung-fu, gibt es eine Juden-Colonie, die mehr als 200 Jahre vor Chr. dorthin gekommen sein soll. Die Chinesen nennen sie „die Secte, welche die Sehnen ausreißt." In ihrer Synagoge haben sie einen besonders vorbehaltenen Platz für ihr Oberhaupt, das diesen nur unter Bezeugung tiefer Achtung betritt. Ihren Traditionen zufolge sollen ihre Voreltern aus einem Königreiche des Westens, Juda genannt, gekommen sein, das von Josua nach seinem Abzuge aus Aegypten und seinem Zuge durch die Wüste erobert wurde. Ihr Alphabet hat 27 Buchstaben, von denen sie in der Regel nur 22 gebrauchen. Lesen sie in ihrer Synagoge die Bibel, so verdecken sie das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier, indem sie behaupten, es geschehe dies zum Andenken an Moses, der mit verdecktem Gesichte vom Berge herabstieg und so das Gesetz verkündete. Sie lesen an jedem Sabbath einen Abschnitt aus der Bibel, und zwar so, daß im Laufe eines Jahres allemal das ganze Gesetz durchgemacht wird. — Auf diese Weise kann es den Leuten wenigstens nicht schwer werden, das ganze Gesetz zu halten. Es sollte mich wundern, wenn diese Juden-Secte in China nicht recht viele Proselyten machte. — 3.

[Die Pferde werden überflüssig.]

Der Dampf ist es nicht mehr allein, der den Pferden das Brot wegnimmt. Bald wird man auch selbst zum Reiten keiner lebendigen Pferde mehr bedürfen. Zu Rennes hat ein Mechanikus ein künstliches Reitpferd verfertigt, das alle Bewegungen des lebendigen Pferdes macht, Schritt, Trab und Galopp geht, still steht, den Kopf muthig schüttelt, und den Schweif hoch trägt. Kurz, es fehlt ihm zum Leben blos — (die Sprache, hätt' ich beinahe gesagt) das Wiehern. Statt der Eingeweide hat es ein Räderwerk im Leibe, von welchem Stahlfedern nach außen unter die Fußsohlen des Reiters ragen. Diese Federn tritt der Reiter und setzt dadurch das Pferd in Bewegung. Je stärker er tritt, je schneller läuft das Pferd, so daß er sehr schnell reiten kann, wenn er anders gut zu Fuß ist. 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 170. — den 30. August 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Baß.

Armand Carrel.

(Beſchluß.)

Ganz Frankreich legte Trauer um ihn an. Und warum? Etwa, weil ein geiſtreicher Schriftſteller, ein tapferer Mann geſtorben war? Es ſterben täglich welche in Paris, jenem Weltkrater, der verſchlingt, was in ſeine Nähe kommt, und die Erde zittern macht, wenn er ſeine Flammen ausſpeit. Das war nicht die Urſache. Es ſtarb ein Kämpfer, der tapferſten einer in den Reihen der Feinde der Regierung. Und was Frankreich an Kraft, Muth und Geiſt beſitzt, weinte eine Thräne an ſeinem Grabe. Das Leichenbegängniß allein wird unſern Nachkommen verkünden und erklären, was viele Jahre ſpäter geſchah. Aber es gibt Menſchen, die nicht ſehen, und für die Zeichen am Himmel und Wunder auf Erden nur gewöhnliche Lufterſcheinungen, nichts ſagende Ausnahmen ſind.

Carrel's Schatten wurde ein paar Tage nach ſeinem Tode beradgeſchworen, und die Jury verwandelte ſich in ein Todtengericht über den verſtorbenen König der Preſſe, und er wurde verurtheilt. Die Zukunft, wird ſie dies Urtheil unterſchreiben? Wer darf es behaupten? Wer kann es leugnen? — Aber ſeine Feinde zitterten ſelbſt vor dem Schatten, vor dem Namen des Geſtorbenen, und nur ſeine Freunde wagten es, ihn herabzurufen, ihn zur Rechtfertigung aufzufordern. Und wahrlich, die, die ihn fürchteten, bei ſeinem Namen zitterten, haben kein Recht, ihn zu beurtheilen. Wohl aber ſeine Freunde dürften mit ihm rechten, und ſie würden ſchwere Klage gegen ihn führen, wenn ſie begriffen, was er gethan.

Carrel — und durch ihn die Preſſe, die er beſeelte — war der Vertreter eines craſſen Materialismus, der nur durch eine gewiſſe Großmuth und Aufopferung für einmal angenommene Anſichten gemäßigt wurde. Aber dieſe Anſichten ſelbſt ruhten nicht auf der höhern Natur des Menſchen, auf der Göttlichkeit des Gedankens, der aus den Menſchen die Menſchheit ſchuf; ſondern auf der Berechnung des Vortheils oder Nachtheils, den dieſe oder jene Staatsgrundſätze für die Mehrzahl der Einzelnen, als Einzelne betrachtet, verſprechen. Und aus dieſem Materialismus, der am Ende ſtets zum Egoismus führt, folgte dann der Kampf für die Rechte, die jeder Einzelne in Anſpruch nahm, ein Kampf, der ewig fruchtlos bleiben wird, ſo lange man nicht die Pflichten, die jenen Rechten entſprechen, vorerſt und überall zu erfüllen, als Grundprincip und Baſis proclamiren wird. Carrel hatte ſo wenig wie die meiſten Mitkämpfer ſeiner Zeit und ſeiner Anſichten begriffen, daß die Revolution von 1789 und 1793 nothwendige Folge eines Jahrtauſends der Unterdrückung, eine Empörung der Knechte gegen die Meiſter, der Sklaven gegen die Herren, und daß die Scenen des Schreckens eine Folge dieſes Zuſtandes waren und ſein mußten. Er hatte nicht begriffen, daß eine andere Zeit eine andere Geſtaltung, andere Grundſätze verlangte. Er ſah nicht ein,

Digitized by Google

daß jede durchgreifende Reform mit der eignen Reform des Reformirenden beginnen, daß der erste Grundsatz derselben, die Pflicht, die man als Recht für sich fordert, gegen Andere freien Willens zu übernehmen sein muß. Sein Kampf mußte ein nutzloser, ein für seine Hoffnungen gefährlicher sein, denn er hatte das Schwert an der Klinge ergriffen und schlug mit dem Hefte um sich, ohne zu beachten, daß er sich und die Seinigen tödtlich verletzen mußte.

Dies System des Rechtes, das die Pflicht als Folge und nicht als Ursache betrachtet, dieser Egoismus des Menschen dem Menschen gegenüber, wurde, so oft Carrel sein Volk als Volk allen andern gegenüber betrachtete, zu einer Politik, bei welcher der Republikaner Carrel ein Jahrhundert hinter die Revolution zurückgreifen mußte, um sich in dem elenden Speichellecker-Absolutismus eines Ludwig XIV. ein Muster zu suchen. Es ist das wunderlich genug, aber es wäre ein Wunder gewesen, wenn ein solcher Samen eine andere Frucht getragen hätte. Der Egoismus des Volkes aber ist der gräßlichste, denn er zertritt nicht einzelne Menschen, sondern Geschlechter, Generationen und Völker, er vergiftet die Zukunft von Jahrhunderten und Jahrtausenden. Die Menschen sterben, und das Geschick belohnt und bestraft den Einzelnen nach seinen Werken durch des Einzelnen Bewußtsein, und ist so der Rache überhoben. Aber es vergißt nie eine Beleidigung der Menschheit, die ewig lebt; und nie blieb in der Geschichte ein Verbrechen an ihr ohne furchtbare grausenerregende Strafe des Verbrechers.

Für Carrel gab es auf dieser Erde nur ein Volk, das der Franzosen. Im Norden Europas waren noch die Polen für ihn beachtenswerth, denn sie waren für ihn die Franzosen des Norden, d. h. der große Vortrab der großen Nation; und nur deswegen gab es für ihn ein Polen. Deutschland hatte in der Reihe der Völker, die Carrel anerkannte, nur das Recht, die Größe des französischen Volkes begründen zu helfen, und in ihrem Abglanze zu existiren. Es war nur da, um ihm die Rheinprovinzen abzutreten, und in den kleinen Staaten, jenseit des Rheines, freiwillig oder gezwungen, an den Triumphwagen der Franzosen gefesselt, eine Vormauer gegen Deutschland selbst zu bilden. Italien diente ihm nur dazu, um Frankreich gegen Oesterreich zu sichern. Spanien hatte nur eine mittelbare Bedeutung für Frankreich, die im jetzigen Augenblicke durch seine Revolution eine neue Revolution in Frankreich vorzubereiten, sodann etwa durch eine daskische Republik in der Art der Schweizerrepublik auch hier für Frankreich eine Vormauer gegen Spanien zu bilden, und endlich in seinen Häfen dem Ueberflusse Frankreichs Absatz zu verschaffen. England aber war für Carrel, den Republikaner, der Erbfeind der Franzosen, und wie nahe auch die Grundsätze, die dort herrschen, denen, die Carrel proclamirte, verwandt waren, so konnte dies Land doch zu nichts nutzen, als es zu bekämpfen, seine Seemacht, seine Handelsgröße zu zerstören, denn so lange diese bestanden, waren wenigstens auf dem Meere die Franzosen nicht unangefochten die große Nation.

Es war das die nothwendige Consequenz eines Grundsatzes, der am Ende auf dem Egoismus beruhte, und nicht auf Ergebenheit und Liebe baute. Mit diesen Grundsätzen, mit dieser Politik aber war Carrel's Einfluß in Frankreich ein höchst verderblicher. Er suchte das Heil der Menschen auf Kosten der Menschheit, das Wohl eines Volkes auf das Unglück und die Schmach aller Völker zu begründen. — Aber wer darf ihn deswegen in unserer Zeit des Egoismus verdammen? — Wer sich rein fühlt, möge den ersten Stein auf ihn werfen!

Die Zeit schreitet vorwärts, trotz des Unsinns. Die Menschheit wird die Einfalt der Menschen besiegen. Und trotz aller Kosst der Rede, die dem Gestorbenen gegeben war, emancipirte sich Frankreich mehr und mehr von seinen Ansichten, und der Erbhaß gegen England wurde selbst, während Carrel ihn proclamirte, zum leeren Worte. Das Volk der Franzosen lernte die Völker achten, auf die es mit Stolz herabgesehen, so lange es glaubte, daß es über ihnen stände. Und hier war unbewußt Carrel selbst der Verbündete der Ansichten, die er zu bekämpfen sich alle Mühe gab; denn ein Volk, dem er am Tage des Leichenbegängnisses eines Lafayette zurufen konnte: „Zurück! Man trägt die Leiche eines Ehrenmannes zu Grabe! Verkriecht Euch, denn Eure Gegenwart schändet jene!“ hat kein Recht mehr, sich höher zu glauben als alle andere Völker. Die Franzosen werden unbeachtet ein anderes Volk, ernster, tüchtiger, sie lernen die Menschheit achten und die Völker als Brüder betrachten. Carrel wurde überflüssig, und er starb, um nicht zu erleben, was vor ihm Tausende erlebt, um nicht dereinst, seines Ruhmes Gespenst, die Straßen der Hauptstadt verlassen und allein zu durchwandern.

Wir haben die Schattenseite neben die Lichtseite gestellt, um ein wahres klares Bild zu liefern. Ob es uns gelungen ist? Die Zukunft wird richten und entscheiden! — Und wenn sie mit uns ein strenges Urtheil spricht, so wird

Digitized by Google

ſie nicht vergeſſen, wie ein einzelner Menſch auf ſich ſelbſt ſtehend, ohne Schlachtenruhm und Schlachtenblut durch ſeine Geiſtesfähigkeit, ſeines Wortes Kraft, durch Mannesmuth und Selbſtſtändigkeit ſich auf eine Höhe zu ſchwingen im Stande war, die ſelbſt der ſtolze Schatten, der über dem Triumphbogen der Sternenbarriere ſchwebt, ihm beneiden muß.

Es ſtarb ein großer Mann, dem ſeine Feinde, trotz ihrer Furcht vor ihm, ihre Achtung nicht verſagen konnten, den ſeine Freunde, trotz ſeiner Ueberlegenheit, beweinten, eine Größe, die ſo den Heroen der Welt nur ſelten zu Theil wird. — (Aus dem Tagebuche eines Müßigen.)

J. V.

Hiſtoriſche Tablette.

Marie Antoinette vermißte 1771, als ſie noch Dauphine war, eines Tages ihren Trauring. Da ſie jedoch die Gewohnheit hatte, ihn abzuſtreifen, wenn ihr das Handbecken gereicht wurde, ſo glaubte ſie den Ring bei einer ſolchen Gelegenheit verloren zu haben. Alle angeſtellten Nachforſchungen blieben fruchtlos, und um den ihr unangenehmen Verluſt zu verbergen, ließ ſie ſich durch die zu ihrem Hauſe gehörende Gräfin d'Ahdemar, von der jetzt Denkwürdigkeiten über die Königin Marie Antoinette erſchienen ſind, einen ganz dem verlorenen ähnlichen Ring beſorgen, und der Vorfall kam in Vergeſſenheit.

Mehrere Jahre nachher erſchien einer der Pfarrer von Verſailles und brachte der nunmehrigen Königin den vermißten Trauring, der entwendet worden war, um bei Beſchwörungen benutzt zu werden, welche die Dauphine verhindern ſollten, Mutter zu werden. Die Geburt einer Prinzeſſin legte jedoch das Unwirkſame jenes Beginnens dar, und von Neue ergriffen, ſandten die Betheiligten den Ring zurück.

Mondnacht.

Stille Sterne, eure Pracht
Flimmert durch die dunkle Nacht,
Euer Hirt, der bleiche Mond,
Trauert bang am Horizont.

Klagend an dem Himmelszelt
Irrt er durch die Sternenwelt,
Seines Silberharnes Laut,
Tönt der hingeſchied'nen Braut.

Seine Sonne ſank hinab
In das kühle Wellengrab.
Ihres Lebens letzter Glanz
Iſt des Abends matter Kranz.

Traure nicht du bleicher Hirt!
Wenn die Lerche wieder ſchwirrt,
Wenn der junge Morgen graut
Lebt die heißbeweinte Braut.

Wenn ich dir ins Antlitz ſeh'
Faßt mich ein unendlich Weh,
Deine Freude kehrt zurück,
Todt auf ewig iſt mein Glück.

Blumen blühen und verblüh'n,
Sterne glühen und verglüh'n,
Sonnen ſchließen ihren Lauf,
Meine Braut — ſie wacht nicht auf.

Karl Beck.

Engliſche Romane.

3. Tante Pontypool. Roman aus dem Engliſchen von Richard. Drei Bände. Aachen und Leipzig bei Mayer. 1836.

Nicht Alles, was geſchrieben wird, kann gut ſein. Das wiſſen wir recht wohl und fügen uns darein, ſo gut es gehen mag, aber wir können, dünkt uns, mit vollem Rechte verlangen, daß unſere Literatur nur mit dem Beſten, was das Ausland hervorbringt, bereichert werde. Es iſt zu loben, daß man dem deutſchen Publicum die Schätze des Auslandes durch gute Ueberſetzungen zugänglich macht, aber es iſt eine ſchlimme Thatſache, die nur nachtheilige Folgen auf die einheimiſche Literatur ſelbſt haben kann, wenn das Ueberſetzen zur Manie wird, und man nun auf gut Glück das Schlechte mit dem Guten aufgreift, um es mit den beſten Etiquetten von der Welt dem langmüthigen deutſchen Publicum als echtes Gold aufzutiſchen. Das Ueberſetzen iſt Mode geworden und das iſt eben ſo ſehr zu beklagen als zu rügen. Es fehlt längſt nicht mehr an Ueberſetzungsfabriken, wenn aber die Manie in den Fabriken überhand nimmt, dann gnade Gott der Literatur! Wir glauben gern, daß ſich die Beutel der Herrn Verleger und Ueberſetzer dabei recht wohl befinden mögen, das Publicum aber bekommt den Schlucken. — Unter die fadeſten Producte, die tagtäglich die Reiſe von England aus über den Ocean in die deutſchen Leihbibliotheken machen, gehört dieſe „Tante Pontypool." Dem Romane fehlt es an aller wahrer Erfindung, wenn man nicht die Langeweile dafür gelten laſſen will; der Witz iſt platt und trifft nie, und ein Humor zerrt ſich durch das Ganze hindurch wie ein naſſer Bindfaden. Die zahlreich eingeſtreuten Raiſonnements ſind oberflächlich und laufen meiſt auf Fadaiſen hinaus. Kurz, wir können den Leſern verſichern, daß, kann er nicht ohne Nachtmütze in Schlaf kommen, er ſich dieſe drei Bände dazu verarbeiten laſſen mag, ſo wird er gewiß einſchlafen. Der Verfaſſer muß ſich durchaus an einer Schlafmütze begeiſtert haben. Schade, daß der Ueberſetzer ſeinen Fleiß nicht auf etwas Beſſeres verwendet hat! —

4. Benjamin Brail's See-Züge. Ein Roman von C. Wilſon, Verfaſſer von „Tom Cringle's Schiffstagebuch." Aus dem Engliſchen von C. Richard. Erſter und zweiter Band. Aachen und Leipzig bei Mayer. 1836.

Auch in dieſem Buche fehlt es nicht an Erzählungen, die eben ſo unintereſſant als gehaltlos ſind. Aber der Ver-

Digitized by Google

fasser weiß doch durch die bunten Scenen, die er uns vorführt, die schwächern Stellen seines Buches zum Theil wieder zu verdecken. Können wir nun auch nicht immer an dem so genannten Humor seiner Matrosen und Seeleute Geschmack finden, der gar zu sehr nach Grogbegeisterung schmeckt, und nicht selten in offenbare Gemeinheiten ausartet; so müssen wir doch den glänzenden Naturschilderungen, in denen der Verfasser selbst mit nicht unbeträchtlichem Aufwande von Poesie sich bewegt, volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Leser langweilt sich wenigstens nicht bei dem Buche, und im zweiten Bande kommen sogar Scenen vor, die von einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens Zeugniß geben und den Leser erschüttern, ohne ihn mit Abscheu zu erfüllen. Der Faden, an dem sich der Roman durch die zahlreichen mitgetheilten Abenteuer hinzieht, wird dabei freilich viel zu oft abgebrochen und höchst willkürlich wieder angeknüpft, ein Fehler, den wir um so mehr rügen müssen, als es sich oft gerade die besten Talente in unsern Tagen in dieser Beziehung sehr bequem machen, und planlos ins Wesen hineinarbeiten, ohne sich von dem Rechenschaft abzulegen, was die belebende Seele eines Romans ausmacht. Je größer die Willkür im vagen Erfinden wird, desto mehr lockert sich die Form, und am Ende dort alles Gestalten auf. Carrikaturen und ungestalte Mißgeburten sind aber trostlose Erscheinungen in der Literatur und müssen je eher je lieber ausgerottet werden. W.

---

5. Eine unter Tausend, oder: Die Tage Heinrich's IV. von George Payne Rainsford James. Uebersetzt von W. A. Lindau. Leipzig, Kollmann, 1836.

Der Verfasser hat in seinen bisherigen Romanen, der Zigeuner, Darnley, Mastertou, ꝛc. meistentheils Bilder eines gemüthlichen Stillebens geliefert. Wenn ein größeres Leben, wenn besondere Bewegung darin war, wie es denn wirklich bei einigen der Fall ist, so erschienen diese — sanft reizenden — Mittel als fremdartige Substanzen in den Gebilden des Verf., er behandelte dieselben en bagatelle. Das Gewühl des Völkerlebens, das Brausen des Geschichtsstromes kümmert ihn nicht; er malt mitten in denselben seine Figuren mit einer ängstlichen Sorgfalt in allen einzelnen Zügen und braucht die Geschichtsepoche, so großartig und wichtig sie auch sein mag, höchstens als Staffage. So schafft er Menschenbilder, von denen man keins mißlungen nennen kann; deren aber auch keins sich erhebt über die Gewöhnlichkeit, keines die pikanten Züge eines großen Charakters trägt. Man betrachtet sie, wie Portraits unbekannter Menschen und freut sich höchstens über des Malers Fleiß und Sorgfalt in der Ausführung jeder Einzelnheit. — So auch sind „die Tage Heinrich's IV." Der Riesenkampf, welcher Frankreich in seinem Innern zerriß vor Heinrich's Regierungsantritt, ist reduzirt auf eine Familien-Intrigue des Herzogs von Mayenne und seiner ränkesüchtigen Schwester; auf eine Liebesrivalität zwischen dem Marquis St. Real und dem Grafen St. Aubin. Die Geschichtsepoche, in welcher die katholisch-königlichgesinnte Partei sich verband mit den unter Heinrich von Navarra kräftig aufstrebenden Hugenotten, um die übermüthige Ligue zu zügeln, ist der Zeitpunct des Romans; aber aus dem ganzen Gewirre der schroff gegeneinander stehenden Parteien erhebt sich nicht eine einzige großartige Erscheinung. Heinrich III. dürfte am ersten historisch wahr sein; er erscheint wie ein majorennes Kind, umgeben von jungen Hunden, denen mehr der Hof gemacht wird als ihm selbst, und als der wahnsinnige Dominikaner Clement ihn ermordet, fragen, bei dem dadurch verursachten Lärm, mehrere charakteristisch: ob einem Hunde des Königs ein Unglück begegnet sei? Auch Heinrich IV. schwebt wie ein Schatten durch das Gemälde und der Zwerg Barthelo, ein Page des Grafen Aubin, greift wirksamer ein in die Begebenheiten als der König von Frankreich und Navarra. — Mayenne ist ein Spielball in den Händen der intriguirenden Herzoginnen von Guise und Montpensier. Der ganze Roman, das Streben aller Parteien — in so fern man es gelten läßt, daß dieselben in dem Werke auch nur mitwirken — dreht sich um die Verheirathung des Fräuleins von Montancour; das Schicksal Frankreichs entscheidet sich als unbedeutendes Nebending von selbst. — Historisch sind an dem ganzen Buche nur die Namen, und diese stören, weil die hingestellten Personen ihnen so wenig entsprechen; als Familienroman aber ist das Gewebe sehr breit gespannen. Ich finde an dem Buche nichts Empfehlenswerthes. Doch ist das auch unnöthig. Die größte Empfehlung liegt jetzt darin, daß der Roman englisch ist; er wird schon gelesen werden.

R. B.

Notizen.

[Notabilitäten auf Reisen.]

Zu Ende des August waren Graf Auersperg und Eduard von Bauernfeld einige Tage in Dresden. Sie gingen über Leipzig, Weimar und Kassel nach Düsseldorf, um den Rhein stromab zu beschiffen. Der Verf. von „Bürgerlich und Romantisch", des „literarischen Salons" u. s. w. ist Hofkammerdecernent in Wien, ein Mann in der Mitte der Dreißiger, eine kleine bewegliche Gestalt, voll humoristischer Behäbigkeit, in die sich auch seine ernste Stimmung kleidet. Sein „Bürgerlich und Romantisch", wird nächstens auch in Dresden und Hamburg zur Aufführung kommen; bei der dresdner Bühnendirection liegt auch eines seiner ältern Stücke, „Faetunar", ein romantisches Lustspiel. Sein „literarischer Salon", bisher nur in Wien und Berlin bekannt, geht in München in Scene. Anastasius Grün ist eine hohe blonde Gestalt, wie man sie in seiner Heimath, den süddeutschen Hochalpen, findet. Der tiefsinnige Ernst, der sich in seinem „Schutt" verkündet, liegt auch in seiner äußern Erscheinung. Die menschenscheue Stille seines Wesens spricht von der Einsamkeit seines heimischen Wohnortes, die äußere Ruhe offenbart nur in seltnen Momenten die rastlose Beschäftigung seiner schwerfinnenden, mit Faust'schen Elementen versetzten Dichternatur. In der Weidmann'schen Handlung in Leipzig erscheint von Anastasius Grün ein Band gesammelter Gedichte; sein „Schutt" erlebte bekanntlich in wenigen Monaten eine zweite Auflage. Eine epische Dichtung, „der Pfaffe vom Kalemberge" (wie der Hofnarr eines östreichischen Herzogs genannt wurde), wird im Laufe des Winters die nächste Production sein.

[Es geschehen noch Wunder.]

Alle öffentlichen Blätter theilen die Nachricht mit, daß Rouget de l'Isle, Verfasser und Componisteur der berühmten Marseillaise, gestorben ist. Hierin ist nichts Befremdliches. Diese Kunde aber auch ausführlich und nebst einer biographischen Skizze dieses französischen Ettorn, ja sogar mit rühmender Erwähnung seines Verdienstes als Schöpfer der Marseillaise — in der Wiener-Theaterzeitung zu finden, dies grenzt wahrlich ans Wunderbare. Nun zweifle man noch an einem Fortschreiten der Zeit! — 10.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

September 1836.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen nnd Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur nnd Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellnng einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer nnd ausländischer Sitten nnd Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinnngen ans dem gesammten Gebiet der Literatnr des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige nnd zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlnng der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche nnd monatliche Exemplare der Zeitnng portofrei zu versenden (die Versendnng an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen nnd monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- nnd Postämtern, Zeitnngsexpeditionen, so wie den Buchhandlnngen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- nnd Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, nnd dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlnng verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jedee der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder nnter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 171. Hamburgerinnen und Wienerinnen. Novelle von Th. Mundt.
Englische Romane.
Correspondenz. Aus München.
Notiz.

No. 172. An Napoleon in Aegypten. Von Dr. G. Ritter v. Franck.
Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetzung.)
Englische Romane.
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 173. Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus München. (Beschluß.)
Notizen.

No. 174. Sevilla und die Andalusierinnen. Von —l—.
Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen. Von W.
Correspondenz. Aus Braunschweig.
Notizen.

No. 175. Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Sevilla und die Andalusierinnen. (Beschluß.)
Facsimile von Handschriften ꝛc. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Braunschweig. (Fortsetz.)
Notizen.

No. 176. Somie.
Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Literatur.
Correspondenz. Aus Braunschweig. (Beschluß.)
Notizen.

No. 177. Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 178. Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Lieder von Manfred.
Correspondenz. Aus Mainz. (Beschluß.)
Notizen.

No. 179. Die vier Elemente der Liebe. Von F. G.
Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 180. Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 181. Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 182. Varnhagen von Ense über seine Schreibart.
Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 183. Voltaire und Madame Gottsched. Von R.
Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 184. Thiers. Von Mager.
Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus München.
Notizen.

No. 185. Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Fortsetz.)
Thiers. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 186. Thiers. (Fortsetzung.)
Hamburgerinnen und Wienerinnen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus München. (Beschluß.)
Notizen.

Digitized by Google

No. 187. Thiers. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 188. Lieder von Manfred.
Thiers. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 189. Maria Aurora, Gräfin von Königsmark. Von K. G. J.
Thiers. (Fortsetzung.)
Dioskuren. Von E. W.
Notiz.

No. 190. Thiers. (Fortsetzung.)
Maria Aurora, ꝛc. (Fortsetzung.)
Dioskuren. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

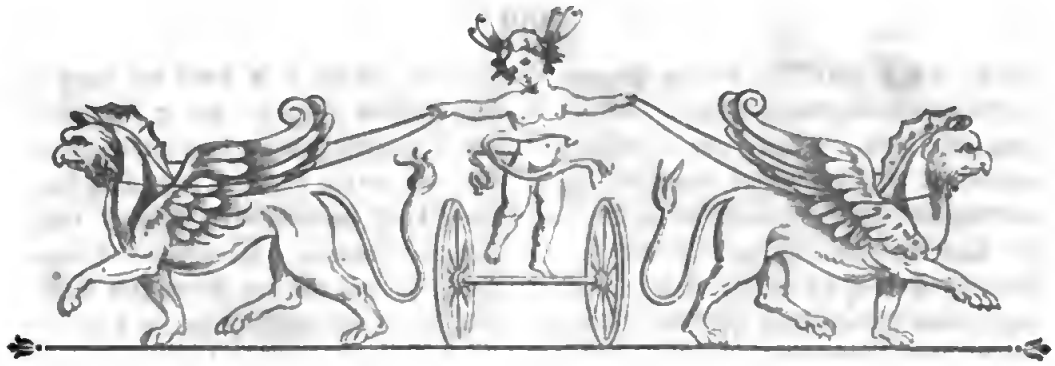
No. 191. Maria Aurora, ꝛc. (Beschluß.)
Thiers. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 192. Die Riego-Hymne. Uebersetzt von J. B. von Zahlhas.
Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier. Von Dr. Moritz Wagner.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

Hierbei ein Intelligenzblatt.

Leipzig gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 171. — den 1. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle von Th. Mundt.

1.

Eine wunderbar belebte, frische und fröhliche Ansicht, der in wenigen Städten Aehnliches sich darbietet, genießt man in Hamburg aus den Fenstern des Hotel Belvedere, besonders wenn man so glücklich ist, sein Zimmer nach der Alster hinaus einzunehmen. Das herrliche Treiben des Jungfernstiegs und der ihn fortsetzenden Esplanade, mit seiner unablässigen Menschenmenge, den glänzenden Pavillons und den neuen stattlichen Wohnhäusern, drückt immer eine regsame und lebenslustige Stimmung aus. Alle Vorübergehenden haben Eile, Jeder trägt eine flüssige Geschäftsmasse mit sich über die Straße, und doch sieht man nur selten mißmuthige Gesichter, überall vielmehr einen hellfarbigen Charakter vorherrschend. Ich stand mit meinem Reisegefährten, einem jungen Maler, lange vor diesem ergötzlichen Anblick, indem unsere Augen bald über die Baumreihen des Jungfernstiegs, bald über das blaue Alsterbassin, das sich in weitschimmernder Perspective mit der großen Alster zusammenschließt, sich hintrugen. Ein erfrischender Morgenhauch kräuselte den Wasserspiegel, Schwäne saßen auf der schönen durchsichtigen Fluth, Gondeln anderten vorüber, Böte, mit Fremden und Einheimischen besetzt, legten an dem freundlichen, auf einer Schiffbrücke erbauten Badehause an.

Eine festliche Reihe von Flaggenkähnen besetzte heut das Alsterbassin. Die schönen, buntgeschmückten Wimpel, dem Winde sich faltend und wieder entrollend, flatterten fröhlich, ein bedeutungsvolles Symbol, durch die Lüfte. Wenn solche Kähne auf der Alster stehen, erglänzen lebhafter die Augen jeder jungen Hamburgerin, die vorübergeht. Ihr Busen hebt sich seufzend, eine feine Röthe lagert auf den Wangen, und wenn sie den Jungfernstieg zu Ende gelangt, blickt sie sich noch einmal mit einem Sehnsuchtsauge nach jenen Flaggen um, und wandelt dann sinnend und mit gesenktem Kopfe über den Gänsemarkt weiter. Sie blättert das Blatt des Lebens, auf dem das Zauberwort Braut steht, in Gedanken um. Wenn diese wallenden Segeltücher auf dem Bassin verkünden, daß eine Braut, welche dem Hochzeitstage entgegenbangt, an der Alster oder in der Nachbarschaft wohnt. Es ist ein schöner Zug von den hamburgischen Schiffern, welche sich ein Geschäft daraus machen, mit diesen Festkähnen, zur Feier der Bräute Hamburgs, den Fluß zu belegen.

Mich und meinen Freund erinnerte dieses gemüthliche Sinnbild an den eigentlichsten Zweck unserer Ankunft in Hamburg, die vor einigen Stunden erfolgt war. Wir waren zur Hochzeit geladen. Die holde Hamburgerin, der zu Ehren die bräutliche Flagge diesmal sich ausbreitete, war höchstwahrscheinlich ebendieselbe, die wir an der Hand unseres theuren und wundersamen Freundes Constantin sollten zum Altare treten sehen. Der Maler fand diese Sitte so

Digitized by Google

schön und malerisch, daß er das Bassin mit den Flaggenkähnen in sein Skizzenbuch einzutragen begann. Er gedachte es zu einer phantastischen Skizze, eine Liebesflotte darstellend, auszuführen. In den Nachen, umgaukelt von Lebensgenien und Najaden, sollten die verschiedenen Typen von hamburgischer Frauenschönheit, die mein Freund vielfältig studirt hatte, in Gestalt der Schifferinnen anschaulich gemacht werden, die schönste sollte ein Conterfei der Braut sein; als ich, seinen Entwurf unterbrechend und belachend, ihn daran erinnerte, daß wir vor allen Dingen erst die an Liebenswürdigkeit und Talenten als unvergleichlich gerühmte Braut unseres Constantin kennen zu lernen hätten.

Wir machten uns auf den Weg, um den Freund wiederzusehen, den wir seit vielen Jahren entbehrt, mit dem wir früher, ein schönes jugendmuthiges Dreiblatt, die wichtigsten und keckſten Berührungen des Lebens gemein gehabt. Constantin war ein so echt moderner, vielgestaltiger Mensch, daß nach den vielen Metamorphosen, durch die er gegangen, ich mir kaum noch vorstellen konnte, was an ihm übrig geblieben sein möchte, um ihn daran zu erkennen. Wir hatten den schönen Traum von der deutschen Literatur miteinander durchgeträumt. Wie alle jüngeren Talente von Bedeutung war er mit großen Hoffnungen von der Literatur ausgegangen, um sie in eine neue Verbindung mit dem Leben zu setzen. Sein hauptsächlichstes Talent aber bestand darin, schnell und auf einmal Dasjenige aufzugeben, was er als unnütz und erfolglos erkannt hatte. In Berlin mußte ich ihm einmal zwei Strohhalme hinhalten, einen längern und einen kürzern. Er wollte loosen über die beste Art, von der deutschen Literatur loszukommen. Der eine Strohhalm bedeutete eine Heirath mit einem hübschen, braven und reichen Mädchen in einer kleinen Landstadt; durch diese ihm dargebotene Partie hätte er glücklich und sorgenfrei leben können, ohne jemals eine einzige Zeile für ein deutsches Journal zu schreiben. Der andere, kürzere Strohhalm bedeutete ein in Paris zu begründendes Journal, das französisch und deutsch erscheinen sollte, und womit er den letzten Versuch seines literarischen Wirkungseifers machen wollte. Constantin zog den kürzeren. Am andern Abend saß er auch schon auf der Post, hatte die Partie ausgeschlagen und theilte mir am Postwagen bereits eine Abschrift von dem Prospectus mit, mit dem er seine neue Unternehmung in Paris ankündigen wollte. Ich wartete lange vergeblich auf einen Brief von ihm aus Frankreich, und erhielt ihn endlich aus Portugal. Durch die Schwierigkeiten, auf die er in Paris mit einem französisch-deutschen Journal gestoßen, war er abgeschreckt worden und hatte Kriegsdienste unter Dom Pedro genommen. Später focht er unter den Christinos gegen Don Carlos, sein Name wurde durch einen besondern Umstand einige Male in den Zeitungen erwähnt. Dann bekam ich einen merkwürdigen Brief von ihm aus den Vereinigten Staaten, wo er eine deutsche Colonie in Massachusetts hatte einrichten helfen. In der großartigen Melancholie einer wilden Felseneinsamkeit hatte er sich hier zu einem religiösen Stillleben gewandt, das eigentlich keine bestimmte Religion war, sondern ein allgemeiner Gottesfrieden für alle Qualen der modernen Existenz, wie er es nannte. Vier Monate darauf sandte er mir aus Schlesien eine von ihm verfaßte Brochüre über den Runkelrübenbau, die versiegelt ausgegeben wurde. Er schrieb mir, daß er durch mehrere landwirthschaftliche Speculationen, die er mit einigen schlesischen Gutsbesitzern unternommen, auf dem Wege sei, ein reicher Mann zu werden; nur sein Herz werde täglich ärmer und bettele um sein liebes Brot. Man mußte die wunderbare Beweglichkeit seines Charakters kennen, um zu begreifen, wie er diese schnellen Wendungen seiner Existenz auch nur äußerlich möglich machte. Von Schlesien begab er sich nach Hamburg, um eine Predigerstelle zu übernehmen, zu der ihm seine dortigen angesehenen Verwandten Aussichten eröffnet, denn Constantin hatte eigentlich Theologie studirt. Die erwachte Sehnsucht seines Gemüths nach einem solchen Berufe wußte er trefflich zu motiviren, er traute sich zu, eine Brust voll zerfleischender Skepsis mit einem aufgehenden Walten in der Gemeinde zusammentreffen zu lassen, so daß ihn die Hingebung an eine milde, geregelte Lebenspflicht von selbst in der Kraft und Wahrheit der Symbole erhielte. Sein letzter Brief aus Hamburg meldete jedoch, daß er, statt dieses Auskunftsmittels einer umhergreifenden Sorge, ein großes Wollgeschäft übernommen, und im Kaufmannstande die größte Befriedigung und Beruhigung des Lebens zu finden anfange. Zugleich bat er mich und den Maler, zu seiner Hochzeit zu kommen. Denn in seinem Friedenshafen habe sich ihm auch ein schönes, einziges Heiligenbild, das ihn durch Liebe fromm erhalten werde, aufgestellt. Sein Fest sollte auch eine Wiedersehensfeier für das alte, so lange zerspeengte Dreiblatt werden.

Ich war unter allen der einzige, der dieses endlich ausgefundene Lebensziel unseres Freundes für vollgültig anerkannte. Aus aller Ueberzeugung hatte ich seine Ansicht von dem Kaufmannstande vertheidigt, und außer dem Wir-

Digitized by Google

kungskreise des Kaufmanns nur noch den des Arztes als eine erfolgreiche und wünschenswerthe Thätigkeit in unserer Zeit gelten lassen. In der That führen sich auch alle unsere heutigen Richtungen am Ende auf den Kaufmann und den Arzt zurück. Die bewegenden Unternehmungen der Zeit sind kaufmännisch und ihre Zustände sind pathologisch. Der Geist zieht Handelsstraßen durch die Welt und geht mit Ideen hausiren. Die Production setzt sich in die Betriebsamkeit um. Auf der andern Seite schlägt dieser schnelle Vertrieb des Lebenscapitals wie ein heißer Fieberpuls gegen das Herz der Geschichte. Die Meinungen werden als Krankheiten behandelt, die Weltverbesserer, deren Zeitalter das jetzige ist, sind Aerzte, und die Aerzte werden die physischen Gesetze ihrer Heilkunst hergeben müssen zu einer mildern und richtigern Behandlung der geistigen Richtungen.

Ich wünschte, es enthüllte Jemand die Poesie des Kaufmannstandes! Vielleicht thut es der Wollhändler Constantin. Dies heiße, rührige, weitausgreifende Treiben, in Arbeit und Genuß, in Geschäftigkeit und Behagen, in Berechnung und Erfolg, in Täuschung und Hoffnung, mit männlichem Muthe die Mittel und Wege der Existenz erfassend, ist die echt menschliche und naturgemäßeste Grundlage für ein Dasein, das im Wissen und Schaffen sich nicht mehr zurechtfinden kann; es ist die lebendige Gegenwart, wo die Vergangenheit todt und die Zukunft ein seltsames Ideal.

Unser Freund, der Maler, wollte nichts davon wissen. Er war der jüngste, die Verzweiflung hatte sein blondlockiges Haupt übergangen, und er hoffte, ein Schüler Schadow's, eine neue Epoche für seine Kunst. Gutmüthig, phantastisch, hingebend, launig, wie er war, mochte er nichts davon hören, daß das Leben auseinanderklaffe, und glaubte an kein Raisonnement, das ihn in seinem altdeutschen Frieden störte. Den Namen des Altdeutschen hatte ihm Constantin gegeben. Er wurde jetzt noch mit seiner hamburgischen Liebesflotille, die er auf der Alster geträumt, ein wenig geneckt, und dann zog ich ihn mit mir auf die Straße hinunter. —

2.

Constantin war ausgegangen, und wir mußten uns gedulden, ihn um eine Stunde später zu erwarten. Wir schlenderten unterdeß auf den Gassen Hamburgs umher, deren volkreiches Treiben überall ein kräftiges materielles Leben ausspricht, und gelangten endlich in die schöne stille Vorstadt St. Georg an der Alster, die mit ihren freundlich hingelagerten Häuser- und Baumgruppen, wie ein geborgenes Friedensasyl der in der Ferne rauschenden Stadt anliegt. Hier sind nicht nur mehrere der berühmten Sommertheater Hamburgs aufgeschlagen, die, außer der plattsprechenden und Matrosen-Bevölkerung, auch den Fremden zu einem Besuche anlocken, sondern auch eine alte ehrwürdige Ruine der deutschen Literatur, von der die Reisenden nicht mehr erzählen, kann in dieser Vorstadt noch angetroffen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Romane.

6. Der Pirat und die drei Kutter. Seebilder von Capitain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. Zwei Bände. Aachen und Leipzig. Mayer, 1836.

Einen neuen Roman von Marryat nimmt man immer mit Interesse zur Hand. Der fruchtbare Verfasser hat in seinem „Peter Simpel" und „Jakob Ehrlich" gezeigt, daß er mit ungewöhnlichen Gaben ausgestattet ist. Zwar finden sich in seinen Schriften nicht jener Glanz der Sprache, jene schön ausgemeißelten Gedanken, wodurch Bulwer jeden Leser zu umstricken versteht; dagegen aber besitzt Capitain Marryat einen heiteren Humor, dessen Quelle unerschöpflich zu sein scheint. Sein Styl ist kurz und bestimmt, wie seine Gedanken. Alle seine Perioden lachen uns an, wie halb zugekniffene Augen. Wenn er eine seiner Figuren einen „Faden spinnen" läßt, so kann man darauf schwören, daß er etwas Sentenziöses an den Mann bringen will. Unter der Maske der harmlosesten humoristischen Scherze schwingt er nicht selten eine scharfe satyrische Geißel. Marryat ist ein durchaus ehrenwerther Mann. Derb und gerade, wie es einem Seemann gut zu Gesichte steht, aber voll Menschenliebe. Zuweilen erinnert seine Darstellung nicht undeutlich an die seines berühmten Landsmannes Sterne. Capitain Marryat's Figuren sind ganze Menschen, meist aus den niedrigsten Ständen aufgegriffen. Man sieht sie, wie sie leiden und leben, um uns eines bezeichnenden Provinzialismus zu bedienen.

Betrachten wir jedoch die vorliegenden Seebilder, so können wir diesen das eben im Allgemeinen über Marryat Ausgesprochene nicht im vollen Maße vindiciren. Der Herr Capitain scheint sich's in seiner Cajütte bequem machen zu wollen. Gott behüte uns aber vor bequem geschriebenen Büchern! Es wird einem beim Lesen derselben herzlich unbequem. Die erste der vorliegenden Erzählungen schildert das Leben eines Piraten mit der Farbenfrische, welche wir an ähnlichen Gemälden von Cooper gewohnt sind. Das Bild interessirt, der Held der Geschichte, Kain, Capitain des Piratenschiffes, ist trefflich gezeichnet; dennoch sieht man der Erzählung das Gemachte gar zu sehr an, sie ist so flüchtig geschrieben, als hätte sein Verleger immer an die Cajütenthür geklopft, sein Beefsteaks-Gesicht hereingesteckt und gefragt: „Bald fertig, Herr Capitain? Das Publicum wünscht 'was Neues!" —

Noch flüchtiger sind „die drei Kutter." Füllsel, um ein Paar überzählige Bogen zu stopfen. Es verliert kein Mensch etwas, wenn er sie nicht lies't. Die Erzählung ist so lose zusammengeworfen, daß man in ihr kaum den geistreichen Marryat wieder erkennt. Jedenfalls wäre es vortheilhaft, wenn der Herr Capitain nur dann schriebe, wenn's ihn unwiderstehlich zum „Fadenspinnen" treibt, Verfasser und Publicum können dabei nur gewinnen. W.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus München.

[Allgemeines. Obelisk. Glyptothek.]

Vaterlandsliebe! — sie ist kein leerer Wahn! Ich habe das in der Fremde empfunden, wo all' der Zauber einer tropischen Natur, all' das prächtige Geräusch der Welthauptstadt, das Bild der Heimath nicht verdrängen konnten, welches immer schöner und sehnsüchtiger winkt, je größer der Raum der Trennung wird. Ich habe das ernste Deutschland grollend verlassen und das lustige Frankreich mit ziemlicher Vorliebe detestirt, und doch machte ich dort sogleich die eifrigste Opposition, wenn ich im Diligencewagen ein suadronirendes Französchen geringschätzend von meinem Vaterlande sprechen hörte. Als ich die enthusiastischen Verzückungen der Pariser bei der Aufführung des Don Juan sah und den Lärmtrompetensturm hörte, welchen die Journale damals vergötternd über unsere deutschen Tondichter erschallen ließen, da pochte mein Herz so stolz, als gälte mir dieser tolle Applaus. Mit einem Worte — ich bin ein Patriot und verlor, nachdem ich all' die Herrlichkeiten der Hauptstadt der civilisirten Welt, mit welcher pomphaften Benennung die Pariser sich seit Jahrhunderten brüsten, bewundert habe, die Liebe und Bewunderung für unser deutsches Athen keineswegs. Gewiß verdient München diesen Namen seit einem halb dutzend Jahren, wenn auch Stuttgart ihm denselben streitig zu machen glaubt, weil sich dort zufällig die Kronen des schwäbischen Sängerchores zusammengefunden. Doch jenes Poetenkränzchen kann auch der nächste Zufall wieder in alle Winde zerstreuen — Münchens großartige Kunstdenkmäler stehen für viele kommende Jahrhunderte. Der Name „Uhland" so edel auch unter uns Deutschen sein Klang sein mag, ruft gewiß wenig ferne Reisende über die Meere — die steigende Berühmtheit Münchens aber führt uns bereits Karavanen von Fremden über den Kanal und den Rhein, seit Robert Inglis und Saint Marc-Girardin ihren Landsleuten von den Wunderschöpfungen des Baiernkönigs erzählten.

Wie freute ich mich, nach einer vierjährigen Abwesenheit, jedes Plätzchen meiner Jugenderinnerungen wieder begrüßen und die seitdem wie durch Zauberkraft erstandenen Riesenmonumente neugierig betrachten zu dürfen. Gleich bei meinem Hereinfahren von der dachauer Straße fiel mir der in der Sonne blitzende Obelisk ins Auge, welcher den Manen der dreißigtausend auf dem russischen Eise erstarrten und verbluteten Baiern — ein würdiger Grabstein für so viele Heroenleichen — geweiht ist. Dieser im neuen Metallguß blitzende Obelisk macht zwar nicht dieselbe großartige Wirkung, wie der Anblick der Vendômesäule in Paris, weil ihm die imposante Höhe derselben fehlt, dagegen ist seine Lage auf einem Platze, wo vier breite Straßen nach allen Himmelsgegenden auslaufen, wo jeden Hintergrund das grüne Laub der Bäume drapirt, eine vortrefflich gewählte und dieses einfache Monument, das an den großartigsten Schiffbruch der Geschichte erinnert, verfehlt seinen Eindruck auf den Beschauer keineswegs. Nur die sonderbare Inschrift: „Auch sie starben für ihres Vaterlandes Befreiung" muß jedem unangenehm auffallen. Sie ist ein offenbares Pasquill auf die gefallenen Helden, denn sie preist ja nicht ihren ruhmvollen Tod auf dem Bette der Ehre — sie deutet nur die Freude aus, daß jene dreißigtausend Baiern, als Hinderniß von Deutschlands Befreiung, in Rußland erfroren sind und sich von den Kosacken niedermetzeln ließen. Eben so gut hätten die Griechen den bei Marathon gefallenen Persern einen Denkstein mit den Worten setzen können: „Auch sie starben für Griechenlands Befreiung." Entweder mußte man den Untergang jener Kriegerschar als für eine ruhmvolle Sache gefallen darstellen oder man hätte ihrer Erinnerung keinen Obelisken setzen sollen.

Der Glyptothek, diesem Marmorepos so vieler Völker und Zeiten, die, wie Robert Inglis sagt, allein die Mühe einer Reise von London nach München lohnt, galt natürlich einer meiner ersten Besuche. Die Statuensammlung hat sich seit meiner Abwesenheit nicht bereichert, doch sollen die vom König Ludwig auf seiner letzten Reise gekauften Stücke noch vor dem Octoberfeste aufgestellt werden. Wie immer zogen mich einige der schönsten Statuen mit der alten Zauberkraft an, wenn ich sie auch gleich schon zum hundertsten Male betrachtet und bewundert hatte. Dieser lächelnde Silen mit dem Bacchuskinde, an welchem jede Gesichtsmuskel, sogar der Bart mitlacht — dieser schlummernde Faun, dem der Marmor die bleiche Farbe des Berauschten und der Künstler das Mienenspiel eines unruhig Schlafenden mit schweren Athemzügen, bis zur unheimlichsten Täuschung lieh — dieses schauerliche Gegenüberhaupt mit den gespenstig versteinernden Blicken würden mir auch neben dem Trefflichsten, was der Louvre in Paris aufzuweisen hat, unerreichbar schön erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

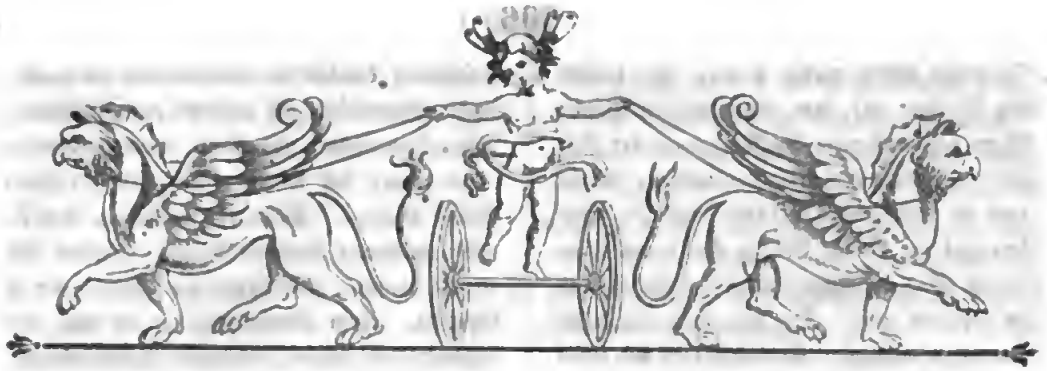
Notiz.

[Mistress Siddons, comédie-vaudeville.]

Im Gymnase dramatique wird gegenwärtig ein Vaudeville in zwei Acten von Leuven und L'Hérie gegeben, welches Beachtung verdient. Es heißt: „Mistress Siddons" oder: „Une actrice anglaise." Der Stoff ist fein behandelt und zeugt von dramatischem Talent, wiewohl der gewöhnliche Fehler der Dramatiker darin vorkommt, daß sie Künstler edler und besser schildern als andere ehrliche Leute. Mistreß Siddons ist ein wahrer Engel an Großmuth und Entsagung. Doch haben die Verfasser am Schluß diesen Fehler wieder gutgemacht, indem sie ihr etwas Menschliches begegnen ließen. Sie Arthur Melvill betet Mistreß Siddons an. Aber er ist verheirathet. Was thut Mistreß Siddons? Um ihn zu seiner Gattin zurückzuführen und ihn aus den Klauen einer intriganten Italienerin zu reißen, stellt sie sich, als willige sie in seine Liebe, läßt sich von ihm entführen und kommt mit ihm nach London. Hier zeigt sie sich ihm kokett, herzlos, freudensüchtig, geldgierig und treibt ein frivoles Spiel mit seinen zärtlichsten Empfindungen. Alle Tugenden, mit denen er sie geziert glaubt, verläugnet sie, und thut alles, um ihm die Augen zu öffnen. Zum Ueberfluß erschöpft sie nicht blos seine Geduld, sondern auch seine Kasse. Endlich gelingt es ihr, sich in seinen Augen verhaßt, ja sogar verächtlich zu machen. Sie hat den Sieg über seine Leidenschaft erfochten — aber — und diese Zug ist poetisch schön und echt dramatisch — sie selbst fällt nun in ihre eigene Schlinge. In dem Maße, wie er sie zu lieben aufhört, fängt sie ihn zu lieben an. Je weniger liebenswürdig sie ihm erscheint, je liebenswürdiger erscheint er ihr. Diese Umschwung ist höchst psychologisch und von unvergleichlicher Wirkung, weil er wahr ist. Allein sie ermannt sich, und überwindet endlich auch sich selbst. Viel beruht auf der Darstellung dieses Charakters, und wir wünschen ihm in Deutschland eine eben so geschickte Repräsentantin, als es Eugénie Sauvage in Paris ist.

S.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 172. — den 2. September 1836.

Redacteur: Dr. Z. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

An Napoleon in Aegypten.

Aegypten hat, mit seinen Pyramiden,
Dir, Göttersohn, Dein Horoskop gestellt,
Als Du, der jüngste Sohn der Herakliden,
Ein Gott betratest die Ofiriswelt,
Und in das Zauberland der alten Sagen
Den Siegruf hast der neuen Zeit getragen.

Ein unvertilgbar ewiges Verhängniß
War zwischen Dir und jener Welt getheilt:
Sie war ein Bild der göttlichen Empfängniß,
Durch die der Gott den Sitz der Menschen theilt,
Du warst der Mensch, der zu den Göttersagen
Die Wunder hat der Menschlichkeit getragen!

Denn in Aegyptens altehrwürd'ger Sage
Ward's einst der Göttersonne auferlegt,
Daß sie des Helden menschlich Antlitz trage,
Und menschlich hat die Gottheit sich bewegt,
Sie hat den Sieg 'gen Typhon's Wuth errungen,
Sie hat den Feind, den nächtlichen, bezwungen.

Du aber hast die Wunderbahn der Sonnen,
Die Gottgeweihte, strahlend Dir erwählt,
Das Riegedachte hast Du kühn begonnen,
Hast Dich dem grau'nvoll Göttlichen vermählt,
Und bist, der Du dem Menschenschooß entsprungen,
Ins Labyrinth der Ewigkeit gedrungen!

Drum waren Dir Aegyptens Pyramiden
Die Zeichen nur von dem verheiß'nen Land,
Denn, weil die Götter von der Erde schieden,
Und mit dem Gott der Strahlenzauber schwand,
So tratst Du in die alte Welt der Sonnen,
Und hast den großen Typhonsieg gewonnen.

Prophetisch wag' ich's, Hoher, Dir zu künden,
Daß in der Sage Dir auch Deutung lebt:
Wie Göttliches an Menschliches zu binden
Aegyptens Magier sich einst bestrebt —
So wird vielleicht im Glauben ferner Tage
Dein menschlich Thun einst zur Ofirissage!

Dr. G. Ritter v. Franck.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Da wir noch Zeit übrig hatten, so zogen wir die Klingel eines kleinen Hauses, dessen Thürschild den Namen Leonhard Wächter mit großen deutlichen Buchstaben zeigte. Jeder erinnert sich noch aus seiner der Schule abgestohlenen Romanenlectüre der dicken Bände der Sagen der Vorzeit, die er vor dem aufpassenden Lehrer nur mit Mühe unter den Tisch verbergen konnte. Veit Weber hat sie geschrieben, und wie freute ich mich schon als Junge der wichtigen Entdeckung, da ich erfuhr, daß dieser Mann eigentlich Leonhard Wächter geheißen sei! Seine deutschen Ritter und Frauen, seine Brüder des Bundes für Freiheit und Recht, seine heilige Vehme, sein Männerschwur und Weibertreue, und ach! sein Tugendspiegel, haben mir unaussprechliches Vergnügen gemacht. Die herrlichen Flegel-

Digitized by Google

jahre meiner Phantaſie traten wieder heran, vor dieſem Namen Leonhard Wächter auf dem blaugemalten Blechſchilde. Der Mann hat durch viele Veränderungen der Zeit und der Geſchicke wie Brama hindurchgehen müſſen, um zu erleben, daß auch ich noch ſeine Thürklinke drückte. Eine alte Magd führte uns zur ebenen Erde in ein kleines Zimmer, das mit einem Clavier, einem abgenutzten Sopha und einigen Stühlen verſehen war. Der alte Herr ſchien ſich erſt ein wenig zurecht zu machen. Endlich hörten wir einen ſtarken Männerſchritt die Treppe herunter, eine kleine gedrungene Figur, in einen braunen Ueberrock gekleidet, mit ungeputzten Stiefeln, die über die Beinkleider hinaufgezogen waren, trat herein. Es war Veit Weber, deſſen ſchneeweißes, vom Alter gebücktes Haupt uns freundlich begrüßte. Zu ſeinen weißen Haaren contraſtirte wunderbar ſein außerordentlich kräftiges und ausdrucksvolles Geſicht, das noch dem feſteſten Mannesalter angehörte, und mit den großen, ſtarken, biederdeutſchen Zügen uns ehrwürdig anſchaute. Wir ſagten ihm dies. „Ja," erwiederte er, auf dem Sopha uns gegenüberſitzend, „die Larve hält wohl noch zuſammen, die iſt von Papiermaché — aber die Bruſt — die Bruſt" — er deutete auf ſeine kranke Stelle, die ſchon der fortwährende Huſten verrieth. „Hier iſt der Tod im Anmarſch," fuhr er fort, gleichgültig vor ſich niederblickend, und hub dann von den neueſten Zeitungsnachrichten zu ſprechen an. Er ſchien allen Ereigniſſen der Zeit mit Antheil gefolgt zu ſein, und erzählte Mehreres über Louis Philipp's Perſon, mit dem er perſönliche Berührungen gehabt hatte, beſonders im Kriege von 1792, wo Veit Weber als Officier in franzöſiſchen Dienſten geſtanden. Auf Literatur fiel das Geſpräch gar nicht. Er entließ uns bald wieder mit einem herzlichen Handſchlag, da ihn das Reden anzuſtrengen ſchien. —

Wir gingen in die Stadt zurück, und hofften nun, unſern Freund Conſtantin nicht länger mehr zu entbehren. Aus der neuerbauten Alſterhalle, die in dieſen Tagen eröffnet worden war und von Beſuchern wimmelte, trat eine ſchlanke, hochſtrebende Geſtalt heraus. Es war eines von jenen ſkeptiſchen Geſichtern unſerer Zeit, deren vorwärts ſtarrender Blick wie eine Todtengräberſchaufel ins Leben hineingräbt, und gewiß iſt, überall auf Leichname zu ſtoßen. Geiſtige Keckheit lag, mit erloſchener Lebensluſt ſtreitend, auf dieſer Stirn, unter dieſen Augen, und man fühlte die erhabene Gleichgültigkeit eines ſich ſelbſt durchſchauenden Charakters kalt herauswehen. Dies Geſicht war trotz ſeiner durchſchimmernden Ermüdung ſchön, es war bis zum Erſchrecken durchſichtig ausgearbeitet in ſeinen ſprechenden, an die Gegenſtände ſich anklammernden Mienen. Schmerz, Witz, Leidenſchaft und Ruhe miſchten das dunkle Colorit dieſer Züge, daß ſich über die Wangen hin in eine leiſe Bläſſe erhellte. Es war ein Antlitz, dem kaum mehr etwas unerwartet kommen konnte, welches ſich ſelbſt auswendig wußte, und das, ein Geiſterſeher ſeiner eigenen Gefühle, jedem Eindrucke, der es vom Leben aus noch durchſchüttern konnte, wie einer Viſion entgegenſah. Das Alter des innern Lebens war über die gewöhnliche Zeitrechnung hinaus, aber in der kräftigen beweglichen Geſtalt, in der Muskelſtärke der Glieder, zuckte noch die unruhige Flamme der Jugend. Dies war das Geſicht Conſtantin's.

Ich hing ſchon an ſeinem Halſe, noch ehe er uns erkannt hatte, denn ich freute mich außerordentlich, dieſes verwandte Herz wieder an das meinige zu drücken. Unſer guter blonder Maler weinte ſogar vor Freuden, während ich aus demſelben Grunde lachte. Conſtantin war noch der Alte gegen ſeine Freunde, und es zeigte ſich wieder, daß, nach allen durchſtürmten Genüſſen des Lebens, doch die Jugendfreundſchaft für den Mann immer den ſtärkſten Reiz behält, an metalliſchem Feuer, an Gefühl der Einigkeit ſelbſt in aller Verlorenheit der Exiſtenz die Süßigkeit der Geſchlechtsliebe weit übertreffend. Wir ſahen uns noch einmal mit lächelnden Augen von Häupten bis zu den Füßen an, ehe wir uns das Gegenüber und Nebeneinander als etwas Gewohntes wie ſonſt zugeſtanden. Er hatte an uns nichts auszuſetzen, und ich wunderte mich blos über ſeinen portugieſiſchen Orden, welchen er noch als Denkmal des Feldzuges im Knopfloche trug, und auf den er komiſcher Weiſe ſehr ſtolz that.

Unſere endloſen Geſpräche trugen wir am beſten auf einem weiten Spaziergange hinaus ins Freie. Die hamburgiſchen Gaſſen, wo wir im Eifer unſerer Mittheilungen von jedem betheerten Krahnzieher überrannt worden wären, hatten keinen Raum für dieſe Freude. Wir wollten die ſchönen Elbufer gewinnen, eilten durch das altonaer Thor, an den abenteuerlichen Buden und Volksgruppen des hamburger Berges vorüber, und geriethen in die ſtillen, melancholiſchen Straßen des einſamen Altona hinein. Im wechſelſeitigen Erzählen und Entgegnen durchſchnitten wir es hinundwieder, und fanden endlich unſern Ruhepunct in dem herrlichen Garten von Rainville, deſſen hohe Baumgänge uns aufnahmen. Hier gibt es auf einer Anhöhe einen in ſeiner Art einzigen Platz zum Niederlaſſen und Umſchauen, von dem man die Elbe in ihrer ganzen großartigen Fernſicht

beherrscht. Wir saßen, einige Flaschen fröhlich blinkender Flüssigkeit vor uns auf dem Tische, auf dieser Stelle, und ließen das überredet gewordene Gespräch unserer Erinnerungen einstweilen verklingen, schweigend zu einander gekehrt. Die Elbe rauschte auf immer höher gehobenen Wellen dem Meere zu, Flaggen aller Ländee und Nationen kreuzten buntfarbig und mit geschwellten Wimpeln vorüber, Weltsegler keheten heim in den Hafen, und das Dampfschiff mit seinee emporwirbelnden Rauchsäule schnitt tiefe Brandungen in den Strom, von denen die kleinste Welle am Ufer nachzitterte.

Wir brachten einen Toast auf die Hamburgerinnen aus, dee in seiner besten Anwendung besonders dem Bräutigam Constantin galt. Er bedankte sich im Namen dieser republicanischen Schönheiten, auf deren Kennerschaft wir alle Anspruch machten, und von denen die auserlesenste ihm geworden, obwohl er behauptete, nur der Theil ihres Wesens, wo ee es wünsche, sei Hamburgerin, nämlich ihr leibliches Leben, der Geist aber reiche weit über Hamburg in den ätherblauen Himmel hinein. Die Ehe muß der Spätsommer des Lebens sein, setzte Constantin in seiner ruhigen, gleichgültig betonenden Manier hinzu. Ich habe noch gerade so viel Lust am Leben übrig, als der Bettler an dee Sonne, der er das Fenster seiner Hütte öffnet. In meine anrückenden Winterschauer schien auf einmal der warme Strahl hinein, und ich ließ ihn in meinem Innern schmelzen, was noch zu schmelzen war. Seht, wie ich wieder zu blühen und zu grünen anfange in meinem Nachsommer, der an einer einzigen, schönen, hohen Blume sich aufrichtet. Im Frühling meiner Lebenshoffnungen würde ich keiner geliebten Frau das Leid angethan haben, sie mit mir zu verheirathen. Auf feuerspeienden Bergen stehen zwar die Weinreben der Liebe herrlich, und der süße Thränenwein der Leidenschaften träufelt von ihnen hernieder, aber die Hütten des Friedens darf man nicht dort bauen. Jetzt bin ich als Kaufmann auf einer sichern und ruhigen Breite der Existenz angelangt, statt mit dem Leben zu kämpfen, fange ich an, mit ihm zu rechnen, ich sehe seine Erscheinungen nicht mehr als verzehrende Widersprüche, sondern als Frachtgüter und als das Waarenlager dee Wirklichkeit an, die im Staashaushalte der Schöpfung einmal aufgestapelt liegen und gegen Provision einiger Lebensfreuden von den Menschen unter einander verhandelt werden. Dieser Materialismus ist nicht so materialistisch, als er Manchem erscheinen könnte. Eine große, göttliche Gewißheit hat sich dabei meiner bemächtigt, ich greife fröhlich die Dinge der Welt an, die ihre mrtaphysische Unheimlichkeit für mich verloren haben, weil ich nichts anderes mehr hinter ihnen suche, als sie sind. Ich wundere mich, daß die Philosophie, statt in der Speculation die Welt aufzulösen, nicht schon längst die Wendung genommen hat, die Gedanken der Menschheit gewissermaßen durch einen Handelsvertrag mit der Wirklichkeit zu versöhnrn, in dem Sinne, wie ich das Leben als Geschäft anzusehen begonnen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Romane.

7. Der Geächtete. Roman von S. C. Hall. Aus dem Englischen von C. Richaed. Drei Bände. Aachen und Leipzig, bei Mayer. 1836.

Könnte man diesen Roman mit des Polonius Bart zum Barbier schicken, so würde man sich aufrichtig daran erfreuen können. Der Verf. hat ein reiches Talent, dem es nue noch an Durchbildung mangelt. Ee veesteht zu gestalten, ist reich an spannenden, zarten und ergreifenden Erfindungen und geht nie über die Grenzlinie des Schönen hinaus. Bei all diesem ist er durchaus entfernt von aller Nachahmung, wenn auch seine Darstellung, wie die fast aller englischen Romandichter, an Walter Scott erinnert. Dem Materialismus des Lebens eine poetische Seite abzugewinnen, zeigt immer von einem bedeutenden Talente, und die Engländer besitzen in dee Auffassung des Lebens von dieser Seite eine eigenthümliche Gewandtheit. Daß sie sich oft zu sehr in Ausmalung materiellbeschränkter Zustände gefallen, liegt theils in dem Chaeakter des Volkes, theils in iheen staatlichen Institutionen. Der Engländer bleibe ein speculirender Kaufmann mit etwas politisirendem Patriotismus umhangen, auch wenn ihm die Poesie ans Herz rührt. Diesem nationellen Hange muß er folgen, und geschieht dies nur mit Maß, so ist es einer Romandichtung von wesentlichem Nutzen. Der Verf. des „Geächteten" hat diese Gränze niche überschritten. Ee versteht das Materielle mit den ideellen Interessen des Lebens so geschickt zu verflechten, daß ein leiser poetischer Zauber sein Gemälde umgiot, wenn wir auch die eigentliche Poesie in seinem Gemälde hier und da gae sehr vermissen.

England ist reichee als irgend ein anderes Land der civilisirten Welt an Stoffen zu vortrefflichen historischen Romanen. Unserm Verf. hat der letzte Stuart, der auf dem englischen Throne saß, mit den blutigen Bürgerkämpfen, die dessen endlichee Vertreibung voeangingen, den Stoff zu dem seinigen geliefert. Die Hauptpersonen, welche darin aufeeeten, sind durchaus mit einer gewandten Fedee gezeichnee, nue sollte die Figur des Geächteten mehr in den Vordergrund treten; daß diese zuweilen ganz aus dem Gesichtskreise verschwindet, schwächt den Eindruck und macht viele Abschnitte des sonst gut geschriebenen Buches farblos. — Die Uebersetzung ist gewandt, die Ausstattung lobenswerth. W.

Correspondenz.

Aus München. (Fortsetz.)

[Der Königsbau, Schnorr's Gemälde, Max Joseph's Statue.]

Der Königsbau ist während der Abwesenheit des Monarchen dem Publicum wiedee offen. Ist das Uetheil dee Fremden aller Ländee über den Geschmack der innern Einrichtung wahe, so existiet etwas Gleiches in Europa nicht. Mir wae seltsam zu Muthe, als ich die Reihe der nun vollendeten königlichen Gemächer oder Dichtersäle, wo die Bewunderung

Digitized by Google

vergeblich nach Worten forscht, durchwandelte. Jene wunderbaren Mythen, wie die Dichterbegeisterung sie uns gesungen, waren also nicht das bloße Gaukelspiel poetischer Träume! Hier leben ja die herrlichen Gestalten, die sie uns geschildert; hier wiederholen ja ihre Helden, ihre edlen Frauen dieselben Scenen, die sie uns erzählten. Wahrlich, es ist schwer zu begreifen, wie des Malers Pinsel sich so mit des Dichters Idee identificiren konnte, wie er dessen Helden dieselbe Gestalt, dieselben Züge geben konnte, sowie jener sie in den Stunden seiner Begeisterung sich gedacht hat. Fast möchte man die Ahnung wagen, diese gleichen Schöpfungen zweier feurigen Phantasien seien nicht bloße trügende Luftgebilde, sondern wahre Erscheinungen der Zukunft oder Vergangenheit, wo dem Seherblicke der Kunst das auftauchte, was schon in grauer Vorzeit gewesen oder die ewige Zukunft noch ein Mal bringt. Unter den al fresco ausgemalten deutschen Dichtersälen, welche die Königin bewohnt, gefällt mir der Saal Walter's von der Vogelweide am besten. Vorzüglich schön ist hier das alten Minnesängers Bild, wie er in der Einsamkeit, in schwermüthigem Sinnen verloren und mit den sehnsüchtigen Blicken in andern Reichen irrend die Saiten seiner Lyra bewegt, während die Vögel aus den Lüften herabschweben, seinem Munde das Geheimniß seiner Lieder abzulauschen. Sein Antlitz ist überaus schön — ein Sängerchristus mit jenem heiligem Ernste der Züge, welchen Raphael seinem verklärten Heiland lieh. Dem Bilde des Sängers gegenüber hat der Künstler dessen Grab gemalt, auf welchem, nach seinem strebenden Vermächtnisse, seine befiederten Freunde gefüttert werden. Von den fünf Nibelungensälen, deren Ausführung bekanntlich der herrliche Historienmaler Julius Schnorr von Karolsfeld, der Rival des großen Cornelius, übernommen hat, sind die beiden ersten völlig vollendet. Es ist vielleicht die schönste Arbeit, die unter dem Meisterpinsel des trefflichen Künstlers hervorgegangen ist. Die Scenen aus dem großen Epos der Griechen in den Salen der Glyptothek gefallen mir weniger als diese Darstellungen aus unserm deutschen Heldengedichte. Wo hat Schnorr wohl das Original zu seinen Gemälde hergenommen! Welches Maemordherz würde vor dem unendlichen Liebreiz solch keusche Züge nicht schmelzen! Wahrlich hier hat die Kunst die Natur noch übertroffen! Vor diesem Bilde würde Don Quixote seine Dulcinea vergessen und der strenge Karthäuser Kutte und Cölibat verwünschen. Schade nur, daß man ein lebendes Frauenideal wie dieses bei uns vergebens suchen würde! Solche Wesen mögen wohl verklärten Welten angehören, für unsere Erdpfütze hat sie der Schöpfer für zu schön gebaut. Alle übrigen Personen des Nibelungenepos sind trefflich charakterisirt. Die stolze Brunhilde mit der vom Zuge des Neides und Hochmuths verdoebenen Schönheit — der heldenkräftige Siegfried, eine hochhereliche Achillesgestalt — der finstere Hagen mit dem unheilverkündenden Mörderblicke — sind sämmtlich meisterhaft gelungen. Im zweiten Saale ist die Landung Brunhilde's — Siegfried's Gurtelgeheimniß ꝛc. mit gleicher Schönheit ausgeführt. Julius Schnorr hat mit seiner poetischen Auffassung den Werth des Nibelungenliedes unendlich erhöht. Leider ist der Künstler durch seine Arbeiten für den zu außerordentlichen Hoffesten bestimmten neuen Flügel des Residenzbaues an der Vollendung dieses großartigen Werkes verhindert. Die Freskogemälde, welche er für den neuen Bau entworfen hat, enthalten Scenen aus dem Leben der drei gefeiertsten deutschen Kaiser: Karl's des Großen, Friedrich Barbarossa's und Rudolph's von Habsburg. Der Bau schreitet mit ungemeiner Schnelligkeit vorwärts und soll noch vor einem Jahre vollendet sein.

Mit recht wehmüthigen Erinnerungen begrüßte ich die Statue des guten Königs Max, welche noch nicht lange auf dem Platze, der den Namen des Verstorbenen führt, der marstallischen Façade des Königsbaues gegenüber sich erhebt. Sie ist von kolossalem Umfange und eine Zierde Münchens. Der gute alte Fürst mit dem treugetroffenen Antlitze voll Vatermilde und Majestät erhebt die rechte Hand segnend über die Stadt, wo er noch wohnt in so vielen Herzen. Man erzählte mir, daß gleich am Tage nach der Aufrichtung der Statue zwei Blumenkränze auf seinem Haupte gefunden wurden, ohne daß man eigentlich wußte, wie es damit zugegangen war, denn die Höhe ist bedeutend und es bedurfte wenigstens einer dreißig Fuß hohen Stange, um die Statue zu erreichen. Max Joseph ist im Krönungsornate mit unbedecktem Haupte auf dem Throne sitzend dargestellt. Während er die rechte Hand mit ausgestrecktem Arme erhebt, hält seine Linke, im Schooße ruhend, das Scepter. Es war ein guter Gedanke, den König in so friedlicher Stellung nicht zu Pferde im kriegerischen Schmucke, wie anfangs im Plane war, darzustellen. Als Geber der Verfassung wird Max Joseph's Name stets über alle andern Herrscher des Wittelsbach'schen Stammes strahlen. Sein Herz war der Friede, obwohl unter seiner Regierung die meisten Kriege geführt wurden. Wäre sein Wille damals das Gesetz der Welt gewesen, so würde der Obelisk uns heute nicht an die Trauer von dreißigtausend Familien unsers Landes erinnern. — Auf der Südseite des Max-Josephsplatzes wird jetzt thätig an dem neuen Postgebäude nach Klenze's Plan gebaut. Seine Façade tritt freilich nicht so glänzend hervor, um den gegenüberliegenden Königsbau zu verdunkeln, trägt aber doch zur Verschönerung des Platzes durch seine äußere Säulenhalle und hübschen Ornamente, wesentlich bei. Man denke sich nun auf der Ostseite unser herrliches Hoftheater im classischen Geschmacke, so wird man zugeben, daß der Max-Josephsplatz bald seines Gleichen in der Welt suchen dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

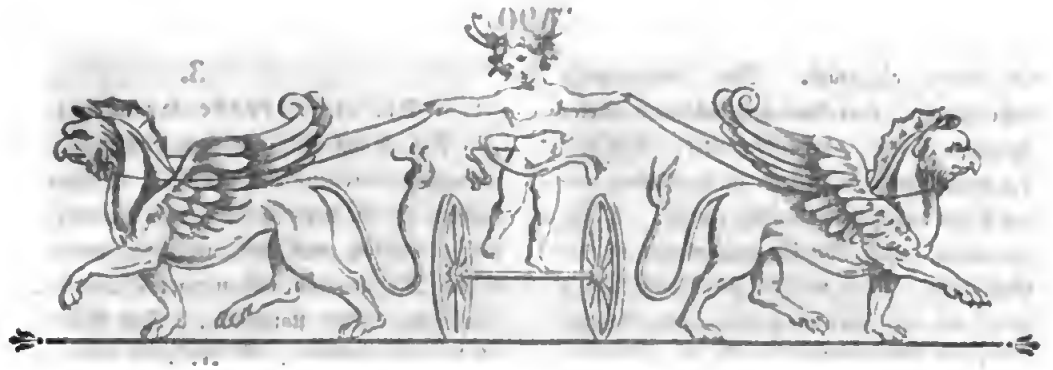
Notizen.

[Ein humoristisches Geschenk.]

Der König von Siam hat dem König der Franzosen einen weißen Elephanten für die pariser Menagerie verehrt. Der hohe Gast ist schon auf dem Wege. Weiß ist die Farbe der Bourbons. Vielleicht ist dies ein feines Compliment von Seite des Königs von Siam. Schade nur, daß das Weiß der Elephanten kein reines Weiß ist, sondern nach Büffon, sind sie „d'un blanc sale.“ B.

[Eine londoner Straßen-Scene.]

Eine junge hübsche Frau, nach der letzten Mode gekleidet, wollte jüngst Lord Lowthee besuchen, wurde aber vor der Hausthür von dem Bedienten auf Befehl des Lords abgewiesen. Hierüber ergrimmt, legt sie ihren Sonnenschirm, ihren Hut, ihren Shawl und ihre Glacéhandschuhe auf die Erde, streift sich die Manschetten auf, ballt die niedlichen Fäuste, und schickt sich an, den Bedienten niederzuboxen. Dieser lacht anfangs, in der Meinung, das sei Scherz. Bald aber überzeugt ihn der tapferste Angriff und seine blutende Nase, daß er es mit einem rüstigen weiblichen Boxer zu thun habe. Das Volk schließt einen Kreis um die Kämpfer und will sich todt lachen. Dem Diener war aber nicht spaßhaft zu Muthe, denn er war nahe daran zu unterliegen, und nur ein herbeigeeilter Constabler rettete ihn aus den Händen der Amazone, die ihn an den Haaren ergriffen und übel zugerichtet hatte. Sie wurde von dem Polizeigericht in der Marlborough-Straße zu 50 Guineen Caution verurtheilt und wanderte, da sie diese nicht leisten konnte, ins Gefängniß. S.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 173. — den 3. September 1836.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Alles, was ist und geschieht, — fuhr Constantin fort — ist ein Natur- und Handelsproduct, das für den Umlauf des ganzen Weltcapitals schon seine bestimmte Anweisung mitbeingt. Darum freue ich mich meiner Wollsäcke, wenn sie in so fragwürdigee Gestalt mit ihrem realen Inhalt vor mir stehen, der für mich das ganze Gewicht eines ideellen besitzt. Denn wee noch zweifelt, daß auch Wollsäcke Ideen sind, hat sich noch nicht zu derjenigen Weltbetrachtung erhoben, auf der allein Frieden für das Gemüth ist. Auf dieser Stufe dee Weltbetrachtung muß man aber auch mit den Ideen zu derselben Gewißheit gelangen, wie mit den Wollsäcken, man muß die Ideen wie ein gegebenes Capital ansehen, das nur so viel wiekliches Interesse fne die Menschheit hat, als es ihe Interessen einträgt. Und wenn man ein gutee Schafzüchter frince Ideen ist, so wird man am Ende nur solche Sorte eultiviren, die am besten Stand hält, und aus der die tüchtigsten und gesuchtesten Zeuge in dee Welt gewoben weeden können. Ihe seht, Freunde, ich bin aus Princip Kaufmann geworden und bin es durch und durch. Ich habe mir ein festes Erdreich des Lebens zusammengetreten, auf dem das Blüthenschlagen aller ebleeen und schöneren Gefühle erst recht einen fruchtbaren Boden gewinnt. Der Himmel liegt klar und sonnenhell über mir, alle Formen der Wirklichkeit sehe ich scharf beleuchtet und gesondert, nichts macht mich mehe irre, und über den alten Ruinen und Wildnissen meiner Brust haben sich heitere Fabrikgebäude mit freundlichen Nutzgärten und Wiesenplänen erhoben. Ich spanne wie ein Schmetterling die Flügel aus, um mich auf den Blättern und Zweigen des Daseins, an denen ich sonst als Raupe nagte, zu wiegen und zu nähren. Fragt ihr noch, ob ich nicht der holdseligsten Hambuegerin würdig bin, und fähig, sie zu beglücken? —

Ich lachte ihm Beifall, aber unser Maler wae unruhig geworden bei dieser Rede. Er meinte kurz, bei diesen Ansichten bleibe ihm nichts übrig, als sich sogleich vor unsern Augen mit seinem ganzen Künstlertalent in die Elbe zu stürzen, was ihm Constantin lebhaft widerstritt, worauf sich ein langes Gespräch über Beeuf oder Nichtberuf unserer Zeit für die Kunst zu entspinnen drohte, wäre nicht glücklicherweise dnrch einen Zufall die Rede auf den hamburgischen Feauencharaktee abgeleitet, dee uns alle mehr und näher interessirte. Jeder gab einige Züge zu dem Bilde, wie sie ihm gerade einfielen. Die materielle Lebensfrische, die sinnliche Fülle nnd Gesundheit der Gestalten, die runden, schwellenden Formen, die hier als voewaltender Grundtypus auftreten, wurden zuerst gezeichnet und gepriesen. Der Eine demonstrirte die Hambuegerinnen als verklärte Beefsteaksnatneen, dee Andeee fand den auf das Nutzbare und Eßbare gegründeten Geist des kaufmännischen Hamburgs auch in den schmackhaften und gesättigten Elementen

seiner Frauenschönheiten abgeprägt. Eine Hamburgerin hat große herzliche Augen, zwei klare hellgeschliffene Spiegel einer unbefangenen Seele, aber Romantik, Begeisterung und alle die wunderbaren Mysterien im weiblichen Herzen, steigen selten aus diesem Grunde empor. Dafür liegt die kräftige, heitere, genießende Gegenwart auf freudeschimmernden Gesichtern. Man muß die anziehendsten Gestalten im Sommer vor der Thür ihrer Land- und Gartenhäuser, in den reizenden Umgegenden der Stadt, aufsuchen, wo sie beim dampfenden Theewasser, das eine Hamburgerin den ganzen Tag auf dem Tische hat, in zierlicher und nachlässiger Gruppirung sitzen. Das Ideale fehlt ihren Personen eben so sehr, als die ausgesuchte und feingewandte Tournüre der residenzstädtischen Gesellschaft, aber sie ersetzen diese durch ihr ungezwungenes und treuherziges Wesen, das sie nicht minder liebenswürdig und fesselnd macht. Man ist in ihrem gastlichen Kreise bald heimisch geworden, und wenn du zu ihnen ins Zimmer trittst, reichen sie dir freundlich die schöne weiße Hand zum Gruße entgegen, eine anmuthige Sitte, auf die man freilich nicht zu viel Bedeutung legen darf, schon um sie nicht zu zerstören, die aber dem Fremden um so angenehmer auffällt, als sonst die deutschen Frauen darin so karg, oder es schon als etwas Besonderes ansehen, die Hand hinzugeben, die sie nur für den Fall aufzusparen scheinen, wo man um dieselbe anhält in aller Form Rechtens. Mit einer Hamburgerin spricht es sich sehr traulich und artig. Die hamburgische Mundart, die in vielen Wörtern in die englische Aussprache hineinspielt, besonders in den häufigen ä-Lauten für a, hat von den Lippen der Frauen viel Naives und Liebliches. Noch viele andere Reize ihrer lebensvollen Erscheinung wurden herausgehoben.

Der Maler sagte, er wolle uns eine Geschichte erzählen, die ihm vor zwei Jahren mit einer Hamburgerin begegnet, von so seltsamer Art, daß sie ihm noch oft aufs Herz falle, wie ein räthselhaftes Mährchen. Da es noch früh am Tage war, und erquickliche Morgenlüfte über den weiten Elbspiegel zu uns heraufwehten, so ließen wir es uns gern gefallen, und waren um so gespannter darauf, da dieser Freund es an der Gewohnheit hatte, merkwürdige Erlebnisse, die er lange, und man wußte nicht aus welchem Grunde, verschwiegen, bei irgend einem Zufalle plötzlich zu erzählen, mitunter selbst zur Unzeit. Im letztern Falle entschädigte aber immer seine durchaus lebensgetreue und anschauliche Darstellung, und so schwiegen wir erwartungsvoll still, indem er anhub.

3.

Die verfahrende Hamburgerin*).

Als ich von meiner größern Kunstreise zurückkehrte, hielt ich mich durchreisend einen Tag in Berlin auf, und fand es bequem, für die kurze Zeit einen der kleinern entlegenen Gasthöfe zu wählen, weil eine gute Gelegenheit, mit der ich am andern Morgen früh nach meiner Heimath Schlesien abgehen wollte, dort stationirte. Das kleine Haus, in dem ich damals einkehrte, ist jetzt nicht mehr an seinem Platze zu finden, denn als ich es nach Verlauf eines Jahres wieder aufsuchte, sah ich ein anderes stattliches an seiner Stelle aufgeführt, nur zum Privatbesitze dienend. Der unansehnliche, aber wohleingerichtete Gasthof, der auf der Friedrichstadt lag, war sehr angefüllt mit Fremden aller Art und jeden Standes. Ich trat in das Speisezimmer, das einen langen, öden, unabsehlichen Saal vorstellte, und mein Mißvergnügen über diese unfreundlichen Räume wollte sich eben regen, als mein Auge auf eine seltene ungewöhnliche Erscheinung abglitt, die mich mehr als Alles überraschte. Ein weibliches Wesen, in aller Blüthe und Fülle der Jugend, schritt durch den Saal und schien hier als eingewohnte Gestalt zu verkehren, obwohl sie wie ein fremdartiges Götterbild an diesen Umgebungen vorüberging. Ich begegnete ihren Blicken, die auch mich schon aus der fernen Ecke des Zimmers erspäht hatten, und aus denen ein wunderbares, gedankenvolles Sternenleben mich anleuchtete. Es war so viel süßer Liebreiz als selbstbewußte Größe in diesem schönen Mädchen, ein Zug von Nachdenken und Trauer ließ den hellbraunen, reichgelockten Kopf etwas seitwärts neigen, indem sie ging. Ich betrachtete die hohe schlanke Gestalt, die für die niedrigen Räume, unter denen sie sich einherbewegte, nicht aufgewachsen schien, ich suchte mir aus diesem lilienblassen, stillsinnenden Gesicht das Geheimniß ihrer Existenz zusammenzulesen. Ihr Anzug war halb der einer Dame, halb trug er den Charakter des Häuslichen und Wirthschaftlichen, aber dieses Gemisch zweier verschiedener Bestandtheile war in eine sehr geschmackvolle Anordnung gebracht. Ein kleines Schlüsselbund an der Seite gab ihr das Ansehen der Schaffnerin des Hauses. Ich hörte sie mit einem Fremden Französisch sprechen, das sie mit graziöser Leichtigkeit handhabte, eine feine Kenntniß im Ausdruck verrathend. Indem sie sprach, zeigte der imponirende Anstand ihrer Bewegungen, daß sie etwas Besseres zu thun gewohnt sein mochte, als einem französischen Le-

*) Nach dem mündlichen Bericht mit wenigen Veränderungen hier wiedergegeben.

Digitized by Google

derhändler Auskunft zu ertheilen. Bald darauf redete sie zu einem der andern Gäste, der sie angegangen, eben so geläufig Englisch, mit der anmuthigsten Betonung. Ich stand verwundert und hatte noch immer vergessen, wie einen Platz am Tische auszuwählen. Ihr Blick traf mich noch einmal, wie zu Anfang, mit seinem tiefdringenden bedeutsamen Strahl, er war wie eine große schmerzliche Frage, auf die ich keine Antwort wußte, dann verhallte ihr edler Schritt im Hintergrunde des Saales, wo sie in einem Nebencabinet verschwand.

Ich fragte den Kellner, der mich bediente, nach dieser Erscheinung. Dies echt berlinische Gesicht grinste mich lächelnd an, und brachte endlich eine etwas zweideutige Antwort heraus, die mich eben so stutzig machte als von neuem mein Interesse spannte. Er sagte, sie sei das Mädchen aus der Fremde, man wisse nicht, von wannen sie gekommen, und wohin sie fahren werde, aber sie sei hübsch. Sie befand sich erst seit fünf Tagen in dem Gasthofe.

Das Zimmer hatte sich unterdeß von Gästen geleert, und ich saß allein am Tische. Allerlei Gedanken über meine Verhältnisse beschäftigten mich, ich sank in ein stilles Sinnen und Träumen. Bald darauf setzte sich ein junger Mensch von wildem verworrenem Ansehen mir gegenüber, struppiges Haar hing ihm über finstere verwüstete Gesichtszüge herab, Leidenschaft, Tücke und Unglück sprachen aus seiner abschreckenden Physiognomie. Seine Kleidung war phantastisch und unordentlich, und man hätte ihn nach derselben für ein heruntergekommenes Genie meiner edlen Profession halten können. Ich achtete nicht ferner auf ihn, und überließ mich, den Kopf in die Hand gestützt, wieder meinen innern Bildern. Da traf auf einmal ein leiser, aber aus unendlich tiefer und schöner Seele hörbar werdender Seufzer mein Ohr. Ich blicke auf und sehe, daß am Fenster, nicht weit von uns, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, Antonie sitzt. Sie mochte schon seit einiger Zeit unbemerkt dort ihren Platz genommen haben. Ihren Namen Antonie hatte mir der Aufwärter genannt. Es war jene unvergeßliche Mädchengestalt, die mir seit meinem Eintritte in diesen Saal unablässig vorschwebte.

Sie sah mich mit ihren herrlichen traurigen Augen einen Moment in freundlicher Wehmuth an, richtete sie aber dann ernst und scharf auf den jungen Menschen, der mir gegenübersaß. An diesen scheint ein besonderes Interesse sie zu knüpfen. Sie späht alle Augenblicke forschend zu ihm hinüber, ihre Theilnahme für den düster Schweigenden hat etwas Sorgliches und Peinliches. Er dagegen aß hastig, mit vor sich hinstarrenden Blicken, stand dann trotzig auf, sie von der Seite finster ansehend, und verließ den Saal. In seinem taumelnden Gange bemerkte ich erst, daß er betrunken zu sein schien. Sie begleitete ihn ängstlich mit den Augen und ließ nicht eher den Blick von ihm, als bis er in der Thür verschwand.

Ich war allein mit ihr. Sie hatte etwas so Ungewöhnliches und Seltenes in ihrem Wesen, daß es mir schwer wurde, mit den bannalen Redensarten ein Gespräch anzuknüpfen. Man hätte gleich das tiefste Herz ihres Charakters, das wie verhüllt unter einer Nesseldecke von Lebensschmerzen lag und zuckte, mit festlichen Glockenklängen aufrufen mögen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus München. (Beschluß.)

[Die Pinakothek, die Ludwigskirche, Schubert's Reise nach Palästina.]

Die innere Einrichtung der Pinakothek, vielleicht der herrlichsten Schöpfung des Königs Ludwig, bleibt für Publicum und Fremde leider noch ein Geheimniß, das erst der kommende October uns enthüllen wird. Bei Strafe der Absetzung — lautet der Befehl des Monarchen — ist es dem dort angestellten Personale untersagt, irgend einem, der beim Bau nicht beschäftigt ist, den Eintritt zu gestatten. Selbst Cornelius und Schnorr, die beiden Lieblingskünstler des Königs, konnten, da sie dort nicht arbeiten, nur mit größter Mühe in letzter Zeit für sich allein die Erlaubnißkarte bekommen, ohne aber für keinen Freund dieselbe Begünstigung zu erwirken. Die Loggien der Pinakothek werden mit Arabesken-Darstellungen, die Geschichte der Malerei und Scenen aus dem Leben der berühmtesten Maler enthaltend, vom Professor Zimmermann und dessen Schülern al fresco ausgemalt. Das Erdgeschoß enthält die Magazine, Registraturen, ein großes Malerstudium und die Säle für das Kupferstichcabinet, für die Handzeichnungen und für die Vasen- und Wandgemälde. Der erste Stock begreift eine Vorhalle, dann nach der Länge des Gebäudes eine Reihe großer Säle, sieben von oben und einer von der Seite beleuchtet, zur Aufbewahrung der großen Gemälde. Dann auf der Nordseite dreiundzwanzig, mit den Sälen in Verbindung stehende, durch Seitenfenster beleuchtete Cabinete für die kleinern Bilder, ferner einen Reservesaal, einen Copirsaal ꝛc. Auf der Südseite laufen den Sälen entlang die erwähnten mit Frescomalereien bedeckten Loggien, welche zu jeder Schule und Abtheilung einen besondern Zugang gewähren. Die Höhe der Säle beträgt funfzig Fuß, doch werden die Gemälde nicht über 27 Fuß hoch gehängt. Durch eine genaue Berechnung der Höhe des Gewölbes und dessen Strahleneinfalls ist alles Spiegellicht vermieden. Die Wände zwischen den Gemälden sind mit grünem Seidentapeten bekleidet; die Decken enthalten reiche Ornamente in Gors und Vergoldungen. Die Zahl der Gemälde, welche in der Pinakothek aufgestellt werden, beträgt gegen 2000 auserlesene Stücke. Die 5000 Gemälde, welche von den älteren Sammlungen, hier und in Schleißheim, übriggeblieben, werden unter die Gemäldegalerien der Kreishauptstädte vertheilt.

Die Gebäude, welche außer der Post und dem nördlichen Residenzflügel im Bau begriffen liegen, sind, erstens die Ludwigskirche im italienisch-byzantinischen Style nach dem Plane des Professor Gärtner, von welcher die Thürme bereits die halbe Höhe erreicht haben und die geschmackvolle Mosaik des Daches vollendet ist. Die Nähe der imposanten, 580 Fuß lan-

Digitized by Google

gen Façade der neuen Bibliothek verdunkelt aber diesen Kirchenbau, der sich durch Größe keineswegs hervorthut, ungemein. Das ungeheure Universitätsgebäude hat sich zu wenig noch über den Erdboden erhoben, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Man sieht davon nur ein gewaltiges Holzgerüste und darunter eine Backsteinmasse, über welches ein lärmendes Maurervolk gelagert ist. Das Damenstiftsgebäude, der Bibliothek gegenüber, ist nach ebenfalls kaum zwanzig Fuß über dem Boden erhaben. Ein wenig seltsam fällt es auf, daß die Stadt nach dieser Seite mit einer Kirche, einer Universität und einem Damenstifte beginnt, denn diese neuen Bauten berühren schon die Landstraße. Der Glyptothek gegenüber, steigt täglich wachsend, die Basilica, nach einer der ältesten Kirchenbauarten, unter der Leitung des kenntnißvollen Bauinspectors Zippiani empor. Auch über diesen Bau, der nach der Planzeichnung etwas Außerordentliches zu werden verspricht, wage ich noch kein Urtheil. Einen ungünstigen Eindruck hat es im Lande gemacht, daß ein Capuzinerkloster mit dieser neuen Kirche verbunden werden soll. Diese Wiederaufrichtung verwester Körperschaften, welche die Civilisation zurückstößt, kann vielleicht unter einem kleinen bigotten Häuflein unserer Bevölkerung Beifall ernten, die Majorität und vor allem der Kern des bairischen Volkes, wird sich ihrer Rückkehr nimmermehr freuen. Das Beispiel anderer Länder, wo die Mönchsorden fast bis auf unsere heutigen Tage in Macht und Ansehen waren, ist zur Nachahmung durchaus nicht lockend und gewiß würden jene Gegenden jetzt nicht der Schauplatz eines Krieges von so wilder, blutiger und scheußlicher Gestalt sein, wären die Capuziner dort, wie in Deutschland, in lange Vergessenheit gesunken. Es sieht zu diesen classischen Bauten, diesen glänzenden Kunstdenkmälern übel aus, wenn so ein alter schmutziger Kuttenträger mit dem meist feisten, unedlen und unehrwürdigen Gesichte unter den Säulenhallen fortwankt, wo man eher den Homerischen Helden zu begegnen hoffte. Diese Capuzinerkutten, die mit jedem Tage häufiger auf den Straßen erscheinen, sind wahrlich gar häßliche Flecken neben der makellosen Schönheit dieser neuerstandenen Monumente. Selbst die niedern Volksclassen, von denen man immer behauptet, daß sie von der Geistlichkeit beherrscht würden, scheinen jene glatzköpfigen Gäste mehr mit dummer Neugierde, als mit Wohlgefallen zu betrachten, und nie bemerkte ich noch, daß ihnen das geringste Zeichen von Ehrfurcht geschenkt wurde.

Ein freundliches Ereigniß, als die Erscheinung jener unheimlichen Spukgestalten, ist die Pilgerreise unsers gemüthlich trefflichen Ritters von Schubert nach dem gelobten Lande. Ein großer Theil des deutschen Volkes nimmt gewiß an diesem Unternehmen des auszezeichneten Mannes, der noch im vorgerückten Alter zu dieser mühe- und gefahrvollen Wanderung sich entschließt, innigen Antheil. Schubert hat sich als gründlicher Naturforscher, wie als gemüthvoller Schriftsteller, einen verdienten Ruf erworben und die gelehrte Welt, wie die Freunde der Literatur, sehen daher den Resultaten seiner Reise mit großen Erwartungen entgegen. Da Schubert ein Freund der Könige von Baiern und Griechenland ist, so fehlt es ihm natürlich nicht an wirksamen Empfehlungen an alle Gesandte und Consuls, die ihm sein Unternehmen möglichst erleichtern werden und was ihm wohl mehr noch als diese Empfehlungen von hoher Hand zu Statten kommt, das ist seine ungemein einnehmende, liebevolle Persönlichkeit, die ihm überall Freunde erwirbt. Schubert's Gattin, die schon früher seine Reisegefährtin nach Frankreich und Italien gewesen, begleitet ihn auch nach dem Orient. Mehrere junge Naturforscher und ein Künstler, welcher die Zeichnungen zu Schubert's Reisebeschreibung liefern wird und der von Cotta einen Reisevorschuß erhalten, schließen sich ihm an. Sie nehmen den Weg auf der Donau und dem schwarzen Meere nach Constantinopel und über Griechenland wieder heim. Ihre Abreise ist auf Ende August und ihre Rückkehr auf das Frühjahr 1837 festgesetzt, wenn sie anders keine Unfälle erfahren. Man erkennt allgemein, daß auch nach den Wallfahrten von Chateaubriand und Lamartine, deren phantastische Schilderungsweise wohl hauptsächlich nur den Franzosen zusagt, es immer noch ein Bedürfniß für uns Deutsche ist, die Berichte eines wahrheitliebenden Pilgers in deutscher Auffassung und deutscher Weise über jenes classisch religiöse Land zu hören und dazu ist Schubert, dessen gemüthliche Schreibart in allen seinen Werken so sehr ansprecht, ganz der rechte Mann. Schon vor vielen Jahren hatte sich der gelehrte Forscher zu derselben Fahrt gerüstet, aber vielerlei Hindernisse machten damals seinen Plan scheitern. Jetzt suchen ihn vergebens die liebevoll bewegten Stimmen seiner zahlreichen Freunde von der für seine vorgerückten Jahre doppelt gefährlichen Reise abzurathen. Diese Pilgersehnsucht nach dem heiligen Lande, die seit seiner Kindheit in ihm lebt, beherrscht ihn jetzt mit solcher Stärke, daß er allen freundlichen Abmahnungen sein Ohr verschließt. Sehr interessante Resultate sind von diesem Unternehmen zu hoffen; besonders dürften sich Münchens naturhistorische Sammlungen mit manchen werthvollen Eroberungen bereichern.

Notizen.

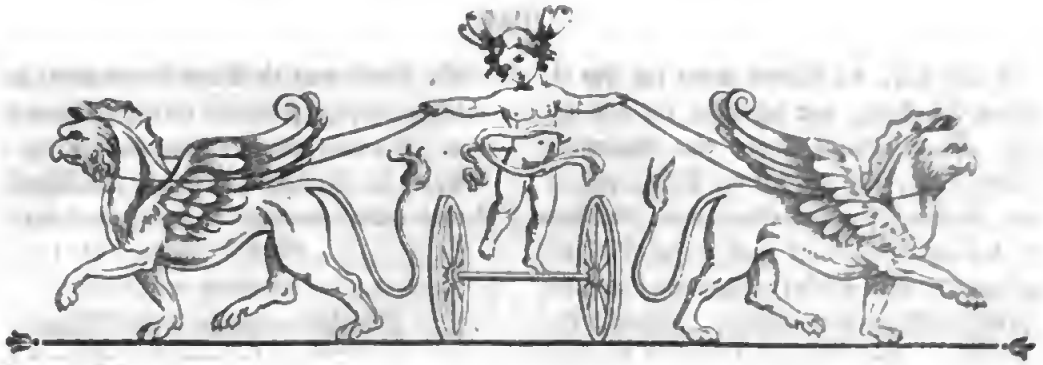
[Casanova als Vaudeville.]

Casanova au fort Saint André (unter den Bleidächern zu Venedig), so heißt ein dreiactiges Vaudeville von Varin, Desvergers und Etienne Arago, welches auf dem Vaudeville-Theater kürzlich großen Erfolg hatte. Es war freilich kein succès d'estime, sondern de frivolité, wie sich das bei dem Helden des Stücks von selbst versteht. Casanova setzt unter den Bleidächern Venedigs seinen geistreich-coquetten Lebenswandel fort. Er macht der Tochter seines Kerkermeisters, Carlina, den Hof. Er versucht es, eine andere Schöne seinem Freunde Gambetto abtrunnig zu machen. Er spinnt sogar eine Intrigue mit einer ihm unbekannten Dame an. Er correspondirt mit Beiden zugleich. Ein durchtriebener Gakan! Eine Unzahl komischer und verwickelter Situationen ist mit vielem Geschick herbeigeführt. Wir wollen sie nicht verrathen, um den Uebersetzern nicht das Verdienst der ersten Mittheilung und dem deutschen Publicum nicht die Freude der Ueberraschung zu rauben. Diesem Vaudeville ist ein rascher Gang der Handlung, Lebendigkeit der Situationen, ja sogar Geist nicht abzusprechen. 10.

[Wie du mir, so ich dir.]

Im Departement der Ardennen wollte ein Bauer, dem wahrscheinlich der Credit der Feuerversicherung am Herzen lag, seine Scheune in Brand stecken. Ein Dieb, dem sein Leben noch mehr am Herzen lag, sprang aus dem Stroh, wo er sich versteckt hatte, und schrie Feuer! Feuer! Der Bauer packt den Dieb, der Dieb packt den Bauer, und beide Spitzbuben schleppen sich vor den Maire des Dorfes, der sie vor den Instructionsrichter bringen läßt. Der Bauer behauptete, er habe Feuer gelegt, um den Dieb zu verbrennen. Der Dieb betheuerte, er habe sich im Stroh versteckt, um den Mordbrenner auf der That zu ertappen. Man ist begierig, wie die Geschwornen den Doppelfall bei den nächsten Assisen entscheiden werden. 8.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 174. — den 5. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sevilla und die Andalusierinnen.

Es ist unrichtig, von einem spanischen Charakter zu reden. Spanien ist kein Ganzes, es besteht aus vielen Ländern, von denen jedes ein anderes Gepräge, andere Sitten, mit einem Worte, einen andern Charakter hat. Die Völker dieser Monarchie sind nicht mit einander verschmolzen. Spricht man vom Charakter, so muß man sagen, der castilianische, der biscayische, der andalusische Charakter ꝛc., nicht der spanische. Sevilla hat ganz andere Sitten als Madrid, und ich möchte sagen, einen ganz andern Ton als irgend eine Stadt in der Welt. Der lange Kampf der Christen mit den Mauren hat in Andalusien die tiefsten Spuren hinterlassen. Wunderliche Contraste, schreckliche Leidenschaften, und dabei eine unbeschreibliche Grazie, Herzensreinheit und Natürlichkeit, gehen Hand in Hand. Die Frauen besitzen viel Feinheit und Mutterwitz. Ihre Manieren befremden anfangs durch eine Art rascher Heftigkeit, aber bald sieht man, daß diese Eigenthümlichkeit nur unverzärtelte Offenheit ist, der ein aufrichtiges Wohlwollen zum Grunde liegt. In Sevilla gibt es kein Salonleben wie in Paris, wohl aber ein von den Mauren herstammendes Straßenleben unter freiem Himmel, ein Balkonleben, ein Leben im Hofraum und in den Gärten. Der gestirnte Himmel, die frische Abendluft, Musik und Blumen bilden hier das gesellige Leben. Jede Familie genießt es in Vereinigung mit vertrauten Freunden, und zuweilen mit begünstigten Fremdlingen. Der Ton ist ganz ungezwungen, die weiblichen Familienglieder verrichten ihre Geschäfte, gehen und kommen nach Belieben, hindern Niemanden und lassen sich nicht hindern. Das Wort: ohne Complimente! ist hier nicht, wie in vielen Ländern, nur ein Compliment mehr. Es ist ein Grundgesetz, gleichsam eine Charte der Gesellschaft, und diese wenigstens ist eine Wahrheit. Hier ist ein gewaltiger Abstich von dem Tone des pomphaften Castilianers zu Madrid und Burgos und des schwerfälligen Galiciers zu Sanct Jago de Compostella. Wer in Sevilla einmal in einer Familie aufgenommen ist, was freilich schwer hält, ist vom ersten Tage an gehalten wie das Kind des Hauses.

Die Abendpromenade in den Straßen der Stadt, und hauptsächlich auf dem freien Platze, der die Cristina heißt, ist das Endziel des geselligen Lebens in Sevilla, gleichsam der Vereinigungspunct und das Amphitheater der andalusischen Sitten. Hier ist der Wahlplatz des Sehens und Gesehenwerdens. Hier werden Blicke ausgetauscht, Herzen erobert, Romane gesponnen. Die feurigsten Augen funkeln hinter den Stäben des Fächers hervor, der reizendste Teint glänzt durch die Spitzen der Mantilla. Füße, Hände, Schultern, und vor allem die geschmeidige schlanke, üppige Taille, alles wird geltend gemacht, alles wird zur entzückenden Augenweide. Alles ist Bewegung, Leben, Poesie. Kein Herz ist so kalt, hier nicht hingerissen zu werden. Tausend Zauber drehen sich wirbelnd um die Sinne. Plötzlich er-

Digitized by Google

ſtarrt alles und ſteht ſtill, die Männer ziehen den Hut ab, die Frauen neigen das Haupt, wer ſaß, ſteht auf und läßt die Bank leer. Eine ſteinerne Ruhe, eine Grabesſtille folgt auf die ſchwärmende Beweglichkeit der Menge, auf das Geſchwätz und Gebrauſe des leidenſchaftlichen Gewühls. Man glaubt, das ganze Räderwerk einer großen Maſchine ſei plötzlich gebrochen. Was gibt's? fragt unwillkürlich der Fremde. Der Abendſegen wird geläutet, antwortet flüſternd eine Stimme. Zwei Minuten darauf iſt die Verzauberung vorbei, und die tauſendgliedrige Maſchine bewegt ſich wieder und ſauſt und brauſt wie zuvor.

Wie wenig bedürfen unverdorbene Herzen, um vergnügt zu ſein! Dieſe Abendpromenade iſt der Lebenszweck, das höchſte Ziel der Wünſche bei den Sevillerinnen. Da zu glänzen, iſt ihr ſchönſtes Glück, dem ſie Alles opfern. Anderswo wäre das Eitelkeit, hier iſt es Liebe, denn nur hier iſt der zu treffen, der geliebt wird. Und wir geliebt! Mit einer orientaliſchen Liebe, mit der Liebe aus mauriſcher Zeit, nur ohne Haremsgitter, wohl aber durch andere Feſſeln gehemmt, die nicht minder ſchwer ſind, durch die Feſſeln der chriſtlichen Ehrbarkeit. Wiewohl ganz-Sevilla ſich kennt, ſo iſt es doch ſelten, daß in dieſem Gewühle von Menſchen, die gekommen ſind zu ſehen und geſehen zu werden, längere Geſpräche angeknüpft werden. Die Sprache der Augen iſt es aber, die ununterbrochen geredet wird. Sieht ein junger Mann ſich mehr als einmal nach einer Dame, die ihm begegnet, um, ſo iſt das Geſpräch der Augen eröffnet, und er ſteht mit ihr in geiſtiger Verbindung. Es entſteht ein wechſelſeitiger Kampf, der ſeine Regeln und Gebräuche hat, wie das Stiergefecht. Die Dame beginnt damit, verſtohlene Blicke auf ihren Bewunderer zu werfen. Wiederholt ſich ſeine Aufmerkſamkeit für ihre Reize, und mißfällt es ihr nicht, ſo gewährt ſie ihm ein Zeichen ihres Dankgefühls, gleichſam ein Pfand der Erkenntlichkeit. Sie läßt ihr Schnupftuch oder den Fächer fallen. Der junge Mann hebt ihn raſch auf und überreicht ihn ſchweigend. Sie empfängt ihn eben ſo. Aber in den Blicken liegt ein Ausdruck, der unnachahmlich iſt. Es iſt in Sevilla nichts Seltenes, daß ſolche Herzensverwandtſchaften Monate lang dauern und die Seele zweier jungen Leute mit zauberiſchen Träumen füllen, ohne daß das zarte Verhältniß die geringſte nähere Vertraulichkeit oder auch nur einen Austauſch von Worten nach ſich zieht. Man täuſche ſich jedoch nicht hierüber und halte die Andaluſierinnen für ſchwärmeriſch und überempfindſam. Dieſe Sentimentalität iſt durchaus nur eine anglo-germaniſche Eigenthümlichkeit, die man in keinem heißen Klima trifft. Wollte man die Andaluſierinnen mit deutſchen Mädchen paralleliſiren, ſo ſtänden die Wienerinnen ihnen am nächſten. Wie dieſe meinen es jene ernſtlich, frei und offen mit dem, den ſie lieben, und mit ihren eigenen Empfindungen, treiben aber kein romantiſches hyperſeliges Spiel mit beiden.

(Der Beſchluß folgt.)

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortſetzung.)

Antonie erkundigte ſich ſehr theilnehmend nach Schleſien, das ſie als mein Reiſeziel aus dem Paßbuche erfahren. Ihre Fragen darnach verriethen ein geſpanntes Intereſſe. Sie habe gehört, es gebe dort viele gute freundliche Menſchen, einen gemüthlichen Schlag, zu dem ein Geſcheiterter gern pilgern möchte, um dort ſein Aſyl zu ſuchen. Ein ſchneidendes Gefühl von Heimathloſigkeit und Hoffnungsloſigkeit ſchien plötzlich bei ihr durchzubrechen, ſie ſchauerte heimlich zuſammen, faßte ſich aber wieder und blickte mich an mit klaren Augen, in die etwas Entſchloſſenes und Selbſtſtändiges trat. Ich lud ſie ein, morgen mit mir nach Schleſien zu fahren, und ſie ging heiter auf dieſen Scherz ein, erkundigte ſich aber dann wieder mit faſt ernſthafter Genauigkeit nach der Meilenzahl zwiſchen Berlin und Breslau. Sie ſchien einiges Vertrauen zu mir zu empfinden. Ihre klangvolle ausgebildete Stimme hatte zugleich einen äußerſt gutmüthigen Ton, und hauchte zuweilen die weichſten Nüancen der Seele aus. Sie hatte etwas von dem hamburgiſchen Dialecte, beſonders in der ſchillernden Ausſprache der Vocale. Ihre Geſichtsbildung, die in etwas großen Zügen einen ſtarkausgeprägten Madonnencharaktee zeigte, gemahnte den Kenner auch einigermaßen an die Hamburgerin. Als das Geſpräch mit ihr eben inniger ſich ineinanderſchlang, wurde ſie abgerufen. —

Von mehrern Gängen und Geſchäften in der Stadt kehrte ich erſt ſpät gegen Abend in meinen ſeltſamen Gaſthof zurück. Ich wußte ſchon, daß ich im Saale auf einem Sopha die Nacht würde zubringen müſſen, weil die geringe Anzahl von Zimmern, welche das kleine Haus faßte, ſchon ſeit mehrern Tagen mit Gäſten überfüllt war. Die lange ſchmale Ebene des Saales war an mehreren Orten von Seitenthüren durchſchnitten, die in kleinere angränzende Zimmer zu führen ſchienen. Mein Nachtlager, auf dem ich mich eingerichtet hatte, war in der Nähe einer ſolchen Thür befindlich, und ich glaubte Geräuſch und Tritte hinter derſelben zu vernehmen. Dann ließ ſich ein leiſes Schluchzen,

Digitized by Google

ein recht bitteres Seufzen und Weinen hören, das jedoch bald wieder verſtummte. Ich dachte an Antonie, und glaubte ſie zu erkennen.

Ich ſtreckte mich unruhig auf meinem Lager hin und her, es war ſpät geworden, nur ein trübes Nachtlicht brannte in der entfernteſten Ecke. Bei der großen Stille, die nun ringsum eintrat, hörte man nichts als das Drehen des Holzwurms in dem alten Gemäuer. Da öffnete ſich mit heftigem Geräuſch die große Saalthür, und jener junge Menſch, der mir ſchon heut Mittag als mein Tiſchnachbar auffällig geweſen, ſtürzte polternd und ſtolpernd herein. Er war völlig betrunken, ſo daß er ſich kaum mehr aufrecht erhalten konnte, murmelte einige wilde Flüche vor ſich hin, und warf ſich ſodann auf ein mir gegenüber befindliches Ruhebett, wo er ſogleich einſchlief und in ein heftiges Schnarchen verfiel.

Die Mitternachtſtunde mochte herangerückt ſein, als ich durch ein kleines Geräuſch in meiner Nähe wieder erwachte. Die Seitenthür neben mir hatte ſich leiſe geöffnet, und eine Geſtalt im weißen Nachtkleide, mit einem Lichte in der Hand, trat mit vorſichtigen Schritten herein. Es war Antonie. Ich hielt mich zurück, ich wagte kaum zu athmen. Sie ſchwebte wie eine Lichterſcheinung an mir vorüber, die außerordentliche Schönheit der Glieder durchſchimmerte das leichtverhüllende Gewand. Was will ſie beginnen, was bedeutet ihr irreſuchender Blick? Ich konnte von meinem Platze Alles deutlich wahrnehmen, was vorgehen möchte.

Sie ſtand drüben vor dem Lager des jungen Mannes betrachtend ſtill, und beleuchtete ihn einen Augenblick, um ſeinen Schlummer zu prüfen. Dann ſetzte ſie das Licht auf den Boden nieder, beugte ſich zu dem Schlafenden herab, und zog ihm eine goldene Kette mit einer daran befeſtigten goldenen Uhr, die er um den Hals trug, behutſam über den Kopf. Wie? War dies Diebſtahl, hatte es einen andern unbegreiflichen Zuſammenhang? Ich wußte mich vor Erſtaunen nicht zu laſſen, ich wollte aufſpringen, Zorn, Empörung bemeiſterten ſich meiner, aber nein! dann konnte und wollte ich wieder an dieſer edlen Geſtalt, an dieſem herrlichen Geſichte nicht irre werden.

In dieſem Augenblicke war aber auch ſchon der Schlummernde erwacht und ſprang wie ein Raſender auf das Mädchen zu, das die Kette mit der Uhr zitternd in ihrer Hand hielt. Er faßte ſie bei den Haaren, warf ſie mit gräßlichen Schimpfreden, unter denen das Wort: Metze! verworfene Dirne! mich kalt durchrieſelte, an die Erde nieder, und war eben im Begriff, ſie auf das Entſetzlichſte zu mißhandeln, als ich, hinzuſpringend, ihn von hinten beim Genick ergriff und mit aller Gewalt zur Seite ſchleuderte. Seine ganze Wuth richtete ſich jetzt gegen mich. Eine völlige Tollheit ſchien ſich ſeiner zu bemächtigen, zähnegrinſend ſtarrte er mich einen Augenblick an, zog dann ein langes Meſſer, das er in der Bruſt verborgen getragen, und ſtürzte damit ſchreiend und mit ſchäumendem Munde auf mich los. Ich würde ſchlecht davongekommen ſein, wären nicht auf den Lärm, der alle Schläfer des Hauſes erweckt hatte, Mehrere herbeigeeilt, die den Unbändigen ergriffen und entwaffneten. Man konnte ſeiner nicht anders Herr werden, als daß man ihn mit Stricken band und davonſchleppte. Ich blickte mich nach Antonien um, ſie war ſchon früher in ihr Zimmer verſchwunden. (D. F. f.)

Facſimile

von Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Bekannt gemacht u. mit hiſtoriſchen Erläuterungen begleitet von Dr. Wilhelm Darow. Berlin, 1836. Sachſe u. C.

Wir können dem Herrn Herausgeber nur beiſtimmen, wenn er mit Lavater, Goethe u. Andern die Handſchrift eines Menſchen für geeignet hält, daraus auf deſſen Charakter zu ſchließen. Liegt im Style des Menſchen ſeine Seele verborgen, ſo verräth dieſe ſich auch mehr oder minder in den Schriftzügen ſeiner Hand, und ſo können wir dem höchſt dankenswerthen und zeitgemäßen Unternehmen des Dr. Darow auch zugleich ein pſychologiſches Intereſſe abgewinnen. Es iſt ſchon ſeit geraumer Zeit Sitte, Briefſammlungen von Männern und Frauen zu veranſtalten, die ſich durch ihr Leben und Wirken vor andern ausgezeichnet haben. Die immer häufiger erſcheinenden Sammlungen dieſer Art bürgen für die Theilnahme der Nation. Der Deutſche liebt es, auch in ſeinen Mußeſtunden nach zu ſinnen und zu grübeln. Briefe bedeutender Perſönlichkeiten geben den beſten Stoff dafür, und vertreten in mehr als einer Beziehung bei uns die Stelle der Memoiren. Dagegen hat man zwar Mancherlei einzuwenden geſucht, aber, wie es uns dünkt, mit wenig Grund. Iſt auch der Brief nur der flüchtige Ausdruck einer momentanen Stimmung, ſo liegt doch gerade in dieſem vorübergehenden Hingeben ſeiner Selbſt an einen Andern ein tiefes Enthüllen der verborgenſten Geheimniſſe des innern Menſchen. Briefe gleichen Genrebildern. Sie malen einen Zuſtand des Seelenlebens auf eine Art, wie er durch keine auch noch ſo meiſterhafte Biographie dargeſtellt werden kann, und eine Zuſammenſtellung einer Menge ſolcher Genrebilder gibt das vollendetſte Gemälde eines Menſchen. Der Brief ſchmeichelt ſelten dem, der ihn ſchreibt, ſchon deshalb nicht, weil ſich kaum Jemand zum Briefſchreiben aufgelegt fühlt, wenn er nicht etwas zu ſagen hat, das ſein Herz bewegt. Darum übertreffen vielleicht möglichſt vollſtändige Briefſammlungen nach den Werth der Memoiren, in die ſich immer mehr oder weniger Fiction und Ausſchmückungen mancherlei Art einſchleichen. Kommt nun zu dem Gemälde, das ſich der Leſer von den Schreibenden im Geiſte entwirft, noch die treu nachgebildete Handſchrift deſſelben, ſo wird dieſe ihm erſt jenes geiſtig entſtandene Bild vollenden helfen.

Das vorliegende Heft enthält Briefe von 30 verſchiedenen berühmten Perſonen, unter denen ſich einige befinden, de

Digitized by Google

ren Schriftzüge uns einen tiefen Blick in ihre Seele thun lassen. Wir begegnen in dieser reichhaltigen Sammlung Briefen von dem Fürsten von Hardenberg, Schleiermacher, Voltaire, Rousseau, Wilhelm von Humboldt, F. A. Wolf, Fichte, Kant ꝛc. Selbst die Kaiserin Katharina II. von Rußland wird uns in einem Schreiben an den Feldmarschall von Münnich vorgeführt, das uns höchst charakteristisch erschienen ist. Wer erkenne nicht in der weitausgreifenden Schrift den mächtigen Geist dieser kühnen Frau, die nie um Mittel zur Erreichung großer Zwecke verlegen war. Die Eroberungs- und Vergrößerungslust sieht uns aus jedem Buchstaben an. Wie sehr sticht dagegen die zierliche Handschrift Voltaire's ab, aus der allein, wenn wir auch nicht die Worte lasen, der feine Geist des großen Franzosen hervorleuchtet. Wir sehen den Hofmann, der sich vor der Majestät Friedrich's beugt und ihm demnach durch die Macht seines Geistes zu imponiren versteht. Hält man neben diesen Brief die wenigen Zeilen von Rousseau, so blickt doch trotz des harten Urtheils, das er darin über Voltaire fällt, eine Unentschlossenheit heraus und eine Aengstlichkeit, die wie das Zittern einer mit sich selbst zerfallenen Seele vor der ganzen Welt sich verbergen möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig.

[Literarische Neuigkeiten.]

Meine Correspondenz beginne ich, nach lieber Gewohnheit, mit der Aufzählung literarischer Nouitäten. — Es regte sich, wie immer, so auch jüngst nicht viel auf diesem Felde, und die Aussichten, Braunschweig werde bald einmal wieder in der Statistik des deutschen productiven Buchhandels einen wichtigen Standpunct einnehmen: sind immer noch nicht besonders hoffnungsreich, wie ich diese Klage jüngst öfter ausgesprochen habe. Die jüngsten Regungen der deutschen Literatur haben hier nicht gezündet — ich könnte Ihnen höchst seltsame Aeußerungen unserer Gelehrten und Nichtgelehrten darüber erzählen — und das alte Feuer, das so ruhig und klar vor einem halben Jahrhundert und noch späterhin in Braunschweig auf Minervens Altare brannte, ist bis auf wenige Funken zu todter Asche herabgebrannt, aus der noch kein Phönix erstand. — Am öftersten stört noch der, eigentlich in der Schwesterstadt Wolfenbüttel wohnhafte, würdige Karl von Strombeck diesen lethargischen Schlummer durch ein neues Product seiner vielseitigen, gründlichen Wissenschaft und reifen, umfassenden Lebenserfahrung. Noch jüngst verließ ein, seiner würdiges Werk von ihm die Presse: es sind die, auch schon in diesen Blättern erwähnten „Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien im Jahre 1835," welche bei Vieweg in drei Bänden erschienen. —

Wie des Verf. geistiges Auge die Zustände und Dinge noch scharf zu ermessen und zu prüfen vermag, und wie er sich mitten in den erkältenden Verhältnissen eines hohen Staatsdienstes noch ein warmes Herz erhielt, das selbst für jene Ideale der Menschheit, welche vielleicht ewig Ideale bleiben werden — noch mit jugendlichem Feuereifer zu schwärmen vermag: dafür liefert auch dieses Werk vollgültige Beweise, die ihm — dem Verfasser auch ferner jene schöne Popularität zusichern werden, deren Werth von so manchem andern Staatsbeamten so ungerechter Weise verkannt wird. — Zwei unserer Blätter, die Mitternacht-Zeitung und die National-Zeitung, haben aus den „Darstellungen" Strombeck's mehrere Proben mitgetheilt, welche das Gesagte bestätigen.

Des leichtfertigen Paul de Kock Roman: „Ni jamais, ni toujours," ist unter dem Titel: „Der Literat," von Dr. E. Brinkmeyer übersetzt und so eben bei Meyer sen. in 2 Bdn. erschienen. Von den Eisenbahnen und Kanälen der ästhetischen u. poetischen Schulen führt uns dieser zwanglose Roman auf die Blüthen- und Dornenpfade des wirklichen Lebens, und läßt uns alle jene Hyperromantik vergessen, die nirgends zu Hause ist, als nur auf dem Papiere. Wie treue Spiegelbilder eilen die Ereignisse im bunten Farbenschmucke der Wahrheit in diesem Romane an uns vorüber. Wir nehmen gern und unbewußt Theil an diesen irrenden, liebenden und leidenden Menschen, die so ganz ohne alle Prätensionen an uns vorübergehen, wie der Spaziergänger an seinem Beobachter in der Camera obscura. Verirren sich einmal diese leichtsinnigen Personen des Romanes von dem Wege des Rechten und des Anstandes mehr, als vor so vieler Leser Augen paßlich und erlaubt sein möchte — ei nun, so lächeln wir, ohne ihnen grollen zu können, und sagen mit Paul de Kock: Ni jamais, ni toujours! — Die Annehmlichkeit, mit welcher der Held des Romanes, Arthur, seine literarische Existenz genießt, wäre vor einem halben Jahrhundert Deutschlands Literaten als ein Wunder erschienen — Gott sei Dank, daß dem wenigstens im Allgemeinen nicht mehr so ist. — Den Gegensatz zu Arthur bildet der arme Lubin, eine Schriftstellergattung, die in Deutschland noch jüngst von dem in Beelitz Krankenhause verstorbenen Dr. Arend repräsentirt wurde. — Daß der Uebersetzer auch die formellen Eigenthümlichkeiten des Stils wiederzugeben strebte, und daß ihm dieses sehr gelang, gereicht der Uebersetzung zum Verdienst. Man sieht's ihr an, daß Uebersetzer und Autor sympathisirten — und dabei steht sich die Leselwelt immer gut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Reissigers Es-dur-Messe.]

Am letzten Sonntage des Monats August führte Reissiger seine Es-dur-Messe, die vierte und neueste, die er geschrieben, zum zweiten Male in der Schloßkirche zu Dresden auf. Es ist ein Werk voll gediegener Kraft, einzelne Sätze (besonders das Credo und Gloria) sind bei allem Ernste des gehaltenen Kirchenstyls von hinreißender Schönheit. In Bezug auf Instrumentation gehört es zu dem Größten, was im Kirchenstyl geschaffen wurde. Es machte den strengsten Gegensatz zu der sinnlich berauschenden, fast baechantisch tumultuarischen Messe von Naumann, welche Marlacchi am Sonntage vorher an demselben Orte zur Aufführung brachte.

[Die dresdner Gemälde-Ausstellung.]

Noch immer glaubt man in Dresden alljährlich eine Ausstellung eröffnen zu müssen, während man in Berlin bei viel größerem Zusammenströmen von Kunstwerken aus allen Gegenden des civilisirten Europas nur alle zwei Jahre eine Bilderschau veranstaltet. Dies verhindert die Bedeutsamkeit der dresdner Ausstellungen, wozu noch der Mangel an ausländischen Kunstwerken kommt. (Ausländer sind nämlich bekanntermaßen alle Deutschen der verschiedenen Staaten unter einander.) Wir fanden jedoch eine ziemlich beträchtliche Anzahl hübscher Landschaften. Prof. Friedrich und Oehme haben ihren Ruhm als Landschafter neu bestätigt. Prof. Dahl lieferte wieder einige treffliche Stücke aus der norwegischen Gebirgswelt. Ein wahrhaft bedeutsames Bild ist der Prälat von Osiek, von Vogel v. Vogelstein, das mit Recht als die Krone der ganzen Ausstellung von Kennern und Laien hervorgehoben wird.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 175. — den 6. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Im ganzen Hause wurde es wieder still, ich ging unruhig den langen Saal auf und nieder. Ich horchte an der Thüre, aus deren Ritzen noch ein Lichtschimmer zu mir hereindrang, ich konnte leise Bewegungen unterscheiden. Mir lag unendlich viel daran, das räthselhafte Wesen noch in dieser Nacht zu sprechen, ihr Schicksal zu ergründen. Ich hörte, daß sie im Nebenzimmer schrieb, einen Brief faltete, versiegelte. Dann sprach sie mehrere Worte zu sich selbst, deren tiefen Klagelaut ich nur vernahm, nicht ihre Bedeutung. Aber vor diesem Seelenklange der Stimme schwand mir gänzlich aller niedrige Argwohn gegen sie. Ich konnte mich nicht länger halten, ich rief ihr zu, klopfte an die Thüre, nannte bittend ihren Namen. Sie öffnete sie, hieß mich eintreten, und schloß dann wieder sorgfältig hinter sich ab.

Jetzt saß ich ihr gegenüber, in einem kleinen, spärlich erleuchteten Gemach, das fast nur mit ihrem Bett, einigen Stühlen und einem Tische, auf dem Schreibzeug und einige Bücher lagen, ausgefüllt war. Sie reichte mir still ihre Hand hin, und indem ich sie hielt, sah sie mit einem fragenden leuchtenden Blick, dessen Ausdruck ich nicht beschreiben kann, zu mir herauf. Das prächtige lange Haar hing ihr aufgelöst über die Schultern, auf der Wange lagen einige Thränentropfen, sie weinte noch halb, halb lächelte sie, wie ein höherer Geist, der seinem Schicksale überlegen. Sie sah wunderschön aus, und legte die größte Ehrerbietung auf, indem sie zu sich hinriß. Ich fragte, ob sie mir ihre Geschichte vertrauen wolle?

Sie entzog mir ihre Hände, fuhr sich mit der einen über die Augen und weinte leise in sich hinein. Dann sagte sie, gefaßt und mit Stolz sich aufrichtend: Ich fühle wohl, daß sie sich ein Recht daraus erworben, ihr nachzufragen, und auch ohne dies müßte ich Ihnen ja Alles erklären, da ich Ihnen unter so sonderbaren und zweideutigen Umständen begegnete. Meine Geschichte gleicht einem Brautkranze, der im Flechten unter den Händen zu einer Dornenkrone wurde. Mein Schicksal vergriff sich nur immer in der Wahl der Blumen, sonst nichts. Es hätte Alles schön werden können, und wurde häßlich, die wohlklingendsten Grundaccorde wurden rauh und heiser, noch ehe sie in die Melodie übergehen konnten. Was soll ich sagen, wenn ich meine Geschichte in ihre Bestandtheile zerlege? Ich sehe zu wenig Schuld für mein Unglück, und zu viel Unglück für meine Schuld. Darum ist mein Herz noch stark und trotzig in seiner Hoffnung, wenigstens fühle ich den göttlichen Trotz, nicht zu klagen. Ich lasse Alles über mich ergehen, aber ich weiß, was ich verdiene. Ich bin neugierig, ob das Schicksal sich wirklich in meiner Natur verrechnen wird, denn es hat mich bis jetzt behandelt, als kenne es mich und meine Art nicht. Hören Sie aber, welchen Eindruck die einfachen Thatsachen auf Sie machen werden.

Digitized by Google

Ich ſtannte, ſie ſo reden zu hören. Dann begann ſie zu erzählen.

Ich bin aus Hamburg, einer dort ſehr geachteten Familie angehörig, in der ich zwar wenig Liebe, aber viele Gelegenheit zu meiner ſorgfältigen Ausbildung fand.

Doch nein, unterbrach ſie ſich mit einer ſchmerzlichen Zuckung, in dieſem Tone, der dem Anfange eines gewöhnlichen Romans gleicht, kann ich nicht fortfahren. Ich muß Ihnen in ſchnelleren Tableaux meine Ereigniſſe vorüberführen, nehmen Sie dann daraus den Zuſammenhang, wie Sie können.

Ich ſchlich mich gegen Abend aus dem Hauſe meiner Eltern fort, der ſtille Abſchied, den ich zu nehmen hatte, fiel mir nicht ſchwer. Der Vater war gut, aber ſchwach, ich küßte ihn noch einmal aus ganzer Seele, er wußte nicht warum. Die einzigen Worte, die ich ſeit den letzten Monaten aus ſeinem Munde gehört, waren: Du ſollſt heirathen, wen Dir die Mutter beſtimmt hat. Die Mutter küßte ich nicht, ſie würde ſonſt Verdacht geſchöpft haben. Gott, wir waren uns ſo fremd, daß es mir oft ſchien, als hätte ſie mich nur darum geboren, um mich haſſen zu können. Sie gehörte zu den Naturen, die gern haſſen, weil ſie gar kein Talent für die Liebe haben. Mich wenigſtens hat ſie kein einziges Mal geliebt. Ich aber liebte auf der ganzen Welt nur einen jungen, mit mir einverſtandenen Freund, er hieß Wilhelm.

Ich muß anführen, daß ich unten in der Hausthür weinte, während ich unſere Zimmer ohne Thränen und Empfindung verlaſſen hatte. Es war mir ſchon einmal begegnet, daß meine Empfindung gerade an einer Stelle losbrach, welche eigentlich die gleichgültige war. In der Hausthür aber wurde es mir bitter, die Schwelle zum letzten Male zu überſchreiten, es war mir, als hielte mich etwas beim Kleide zurück, nicht in die Nacht hinauszugehen. Dieſelbe Thür hatte vor wenigen Jahren ein Bruder von mir hinter ſich zufallen laſſen, der dem väterlichen Hauſe heimlich entfloh. Dann aber hüllte ich mich feſter in mein Umſchlagetuch, und eilte mit einem klopfenden Herzen, indem ich den Schmerz nicht mehr von der Freude zu unterſcheiden wußte, über die noch geräuſchvollen Gaſſen dahin. Erſt an dem entfernten Steinthor hielt ich ſtill, und lag in den Armen meines harrenden Freundes.

Ich ſagte zu ihm: Losgeriſſen von den ſichern Banden, welche das Weib an die hergebrachte Sitte knüpfen, komme ich zu Dir, mein Freund! laß mich an ein unerſchütterliches Herz fallen! Unſere Liebe, weil ſie echt iſt, trägt die Sühne in ſich für unſere Schuld! — Gott weiß es, wie ein Sacrament empfand ich ſeinen zärtlichen Kuß, mit dem er mich in den Wagen hob. Unſere Fahrt war zuerſt nach Berlin beſtimmt.

Wilhelm war reich, unabhängig, elternlos, amtlos, ſein Inneres war voller Schönheit, ſein Gemüth heiter und klar. Indem ich mich an ihn ſchmiegte, vergaß ich alle Sorgen der ganzen Erde. Sternenhell war die Nacht über uns, mein Herz frei und leicht und voller Liebe, dies junge Herz war damals eine reiche Beute, mit dem die ſchnaubenden Roſſe, die mich entführten, luſtig davonflogen.

Ich wollte, wir wären immer auf der Reiſe geblieben und das Leben draußen hätte ſich nur in der Fenſterperſpective dieſes Reiſewagens zu uns geſtellt. So glücklich war ich. Ich blieb es und wurde es noch mehr zwei Monate lang in Berlin, in dieſer Stadt des nackten Verſtandes erlebte ich herrliche Pfingſttage meines ſo lange unterdrückten Gemüths, Auferſtehung alles Guten und Schönen, was in mir war. Ich hatte an meine Eltern feſt und beſonnen geſchrieben, aber die Zeugniſſe, die zu unſerer Trauung herbeigeſchafft werden mußten, waren noch immer nicht zu erlangen. Dies hätte mich zuweilen ſehr geängſtigt, wenn ich nicht ſo viel Leichtſinn, Zärtlichkeit und ein gränzenloſes Vertrauen auf den Himmel beſeſſen hätte. Wenn ich eine Zeit lang deshalb geweint hatte, dachte ich immer, Gott fragt nichts nach den Papieren, und lachte. Wir hatten unſere Zeit gut eingetheilt, laſen viel zuſammen, und Wilhelm beſchäftigte ſich mit Zeichnen. Zuweilen that mir mein alter Vater leid, der jetzt ganz allein mit der Mutter in dem hohen fahlen Zimmer ſitzen mochte, und die heiſern Glockenſchläge der Michaeliskirche, neben der unſer Haus lag, gähnend zählte. (D. F. f.)

Sevilla und die Andaluſierinnen.

(Beſchluß.)

Literariſche Bildung ſuche man nicht bei den Andaluſierinnen. Sie leſen nichts als ihre Gebetbücher. Sie lernen nicht aus Büchern, ſondern aus dem Leben, und gewiſſe weibliche Traditionen entwickeln ſich aus ihrem Umgange unter einander und reden unter ihnen fort. Dafür haben ſie aber auch nichts Angelerntes, nichts Erbogtes und Affectirtes an ſich, wie die meiſten Weiber des Nordens. Sie beſitzen einen Zauber mehr, den Zauber geiſtreicher Unwiſſenheit, und auch hierin ähneln ſie den Wienerinnen. Nur in Sevilla findet man das Weib, wie die Natur es ſchuf, und an deren Charakter die Ziererein der Civiliſa-

Digitized by Google

tion noch nichts verwischt haben. Ihr Geist ist noch unverfälscht, aber leider fangen die französischen Moden an, die Originalität ihres Körpers zu verwischen. Vor sechs Jahren kannte man die französische Toilette noch nicht in Sevilla. Alles war noch andalusisch, vaterländisch. Seit dem Freundeskriege unter der Restauration ist es anders. Die Modejournale sind auch hierher gedrungen, und wären die Stiergefechte nicht, so würde man in Sevilla nicht mehr wissen, wie ein Majo (spanischer Stutzer) aussieht.

Die Andalusierinnen haben besonders schöne, kleine Füße. Aber sie verderben sie, weil sie sie noch schöner und kleiner machen wollen. Sie setzen eine Ehre darein, Schuhe zu tragen, in denen kein Fuß Raum hat, selbst ihr eigener nicht. Um sie anzuziehen, müssen sie erst naß gemacht und die Strümpfe mit Seife geglättet werden. Das Seitentheil der Schuhe ist äußerst schmal, und wird überdies mit Band von der Farbe der Strümpfe überzogen, so daß es die Fortsetzung derselben zu sein scheint. Das Auge begreift nicht, wie ein solcher Schuh am Fuße festhalten kann, und hält ihn für einen an die Fußsohle angeleimten Pantoffel. Dies ist die einzige Coquetterie in der Tracht der Andalusierinnen, und eine wahre chinesische Marter, die sie sich mit heroischer Beharrlichkeit zufügen, in die sie sich jedoch mit vieler Grazie ergeben. Sie würden lieber allen Freuden entsagen, als nicht mit diesen zierlichen Folterinstrumenten an den Füßen auf der Cristina erscheinen. Eine Andalusierin war eines Tages zum Besuche bei der Gattin des englischen Consuls zu Cadix. Kaum hatte sie sich gesetzt, als sie um Erlaubniß bat, die Schuhe auszuziehen. Nach einer halben Stunde wollte sie Abschied nehmen und ihre Schuhe wieder anziehen. Aber daran war nicht zu denken. Die Füße hatten sich ihre Freiheit zu nutze gemacht, und wollten nicht wieder in ihren Kerker zurück. Die Engländerin bot die Schuhe ihrer noch nicht erwachsenen Tochter an, die ihr für die Füßchen der Spanierin passend schienen. Kaum aber hat diese sie erblickt, als sie ausruft, keine Macht der Erde werde sie bewegen, diese Maschinen anzuziehen. Ihr guter Ruf wäre für immer dahin, wenn man sie so beholzschuht sähe. Man mußte also zu neuen Versuchen schreiten. Seife, kaltes Wasser, sogar Eis wurde angewendet, und erst nach einer halben Stunde unsäglicher Martern war die heroische Coquette im Stande, über die Straße zu gehen.

Diese National-Schwachheit ausgenommen, sind die Andalusierinnen die natürlichsten Weiber auf Erden, ohne daß man sie darum mit den Italienerinnen vergleichen kann, von denen sie in großen wie in kleinen Dingen gänzlich abweichen. In Italien sind die Blumen aus den Zimmern verbannt, vor dem Geruche der Rosen flieht die Römerin, wie vor mephitischen Dämpfen. In Sevilla lebt man im Hause mitten unter Blumen und Wohlgerüchen. Die Abend- und Nachtluft ist verderblich zu Rom und in vielen Gegenden Italiens. In Sevilla bringen die Damen ohne Nachtheil für ihre Gesundheit einen großen Theil der Nacht, ohne Hut und Shawl im Freien zu. —l—.

Facsimile

von Handschr. berühmter Männer u. Frauen. ꝛc. (Beschluß.)

Ein eigenes Interesse erregen zwei Briefe von Kant, der eine aus dem Jahre 1760, der andere 1784 geschrieben. In jenem ist die Handschrift uneben, eckig, wie bei einem Menschen, der von mancherlei Zweifeln geplagt wird, in diesem aber ist sie fließend; die Buchstaben haben das Eckige verloren, obwol sie eben nicht gerundet zu nennen sind. Die Schrift zeigt durchaus einen Mann von entschiedenem Charakter an, der mit sich und der Welt aufs Reine gekommen ist.

Von Iffland werden zwei Briefe mitgetheilt, in deren Schriftzügen gewiß Diejenigen, welche den ausgezeichneten Mimen persönlich gekannt haben, seinen ganzen Charakter wiederfinden werden. Ein Brief von Gentz aus dem Jahre 1795 ist nicht allein der festen schönen Hand wegen merkwürdig, sondern noch mehr seines bedeutungsvollen Inhalts halber. Wer die vortreffliche biographische Skizze Varnhagen's von Ense in dessen jüngst erschienener „Gallerie" ꝛc. gelesen und den Mann daraus lieb gewonnen hat, wird auch diesen Brief mit ungetheilter Aufmerksamkeit und einer innigen Theilnahme für den Verfasser vernehmen. Er enthält ein Geständniß, wie es nur eine durchaus edle, aber nach dem Höchsten strebende Natur ablegen kann.

Auch von dem unglücklich aus der Welt geschiedenen Heinrich von Kleist begegnen uns einige Zeilen, und neben diesem unmittelbar die Handschrift Johannes von Müller's. Unähnlicher als diese können sich ein Paar Hände nicht sein, und doch will uns bedünken, als sähen wir in beiden die Individualität derer wieder, von denen sie herrühren. Von dem Verfasser der „Lebensläufe in aufsteigender Linie" hätten wir eine andere Handschrift erwartet. Der hier mitgetheilte Brief scheint wenig den feinen Geist zu verrathen, der uns so wohlthätig aus Hippel's Werken anspricht.

Selbst Dumouriez begegnet uns in dieser merkwürdigen Sammlung, und zwar in deutscher und französischer Sprache. Den Schluß dieses Heftes aber machen drei Briefe des Feldmarschall's Fürst Blücher von Wahlstadt. Diese Briefe sehen aus, als wären sie mit der Schwertscheide geschrieben, und man hat einige Noth, um sie zu entziffern. Jeder Buchstabe, kann man hier sagen, ist ein kühner, ungestümer Reitergeneral!

Die hier mitgetheilten Briefe enthalten außerdem auch noch so viel Interessantes, daß wir mit Freuden einer Fortsetzung dieses nationalen Unternehmens, wozu der Herr Herausgeber Hoffnung macht, entgegensehen. Jeder Gebildete findet in dieser Sammlung Ansprechendes, da sich lithographirte Handschriften von Männern und Frauen aus den verschiedensten Wirkungskreisen finden. Man sei nun Staatsmann oder Gelehrter, Künstler oder Krieger, Jeder findet sich befriedigt. Und wir können mit dem herzlichsten Dank gegen den Herausgeber nur den Wunsch aussprechen, daß dieses werthvolle Unternehmen von Seiten des Publicums diejenige

Digitized by Google

Unterstützung finden möge, die es im vollsten Maße verdient. Auf diese Art würde es einem Jedem leicht weeden, sich eine Sammlung von Handschriften zu verschaffen, die auf jede andere Weise nur mit großer Mühe und oft nicht minder großem Kostenaufwande zu erlangen ist. Auf dem Titelblatte befindet sich das lithographirte und, wie der Herausgeber versichert, wohlgetroffene Portrait von Genz. — W.

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Fortsetz.)

[Literarische Neuigkeiten.]

Theodor Mügge's Erzählungen, von deren baldigem Erscheinen ich Ihnen früher schrieb, liegen nun in drei Bänden vor mir. Man gewinnt diesen jungen Autor um so lieber, je mehr man sich mit ihm beschäftigt. Seine Novellen sind wenigstens so einfach in ihren Motiven, so ruhig und sicher in der Darstellung, und so gemüthlich brav in der Anschauung äußerer und innerer Zustände — daß man seinem Talente die Anerkennung nicht versagen kann. Die Sprache ist sorgsam und rein, nur zuweilen von einem Wiederhall fremder Vorbilder durchdrungen, wie denn der Verfasser überhaupt nicht ganz deren eifriges Studium zu verläugnen im Stande ist. Er fesselt die Leser, ohne eigentlich zu spannen; nimmt ihr Interesse in Anspruch, ohne ihre Leidenschaften oder Gefühle mächtig aufzuregen, und wenn man ihn verläßt, so tritt man mit klaren, unbefangenen Blicken und ruhigem Herzen wieder in die Welt des Wirklichen. — Die einleitenden Worte dieser Novellensammlung, (welche bei Meyer sen. unter dem Titel: Novellen und Erzählungen erschien) sind an des Verfassers Freund Dr. Karl Seidel gerichtet und in so fern bemerkenswerth, als der Verf. sich darin zu Gunsten der jüngsten Bewegungen der deutschen Literatur ausspricht. Wenn ein solcher ruhig-gemüthlicher Kopf sich zu Gunsten der Sturm- und Drangpartei ausspricht, so kann diese sehr zufrieden damit sein, denn so ein Lichtstrahl wirkt mehr als anderswo ein ganzes Feuerwerk.

Bei demselben Verleger sind Alfred de Vigny's „Erinnerungen aus dem Leben eines Kriegers" in einer Uebersetzung von F. Steger erschienen. Die Uebersetzung ist gut, wie aber nicht lieb, denn Steger kann mehr als übersetzen, und sollte darum auch mehr thun — es fehlt ja an Uebersetzern auch in Braunschweig nicht. — Das Bändchen enthält drei Artikel: „Das rothe Siegel" (eine Deportationsgeschichte voll etzlichen Jammers, aber sehr spannend und gut erzählt), eine „Abendunterhaltung in Vincennes" und „Leben und Tod des Capitain Renaud." Dieser letzte Theil des Buches, eine vollkommene Biographie einer vielleicht nicht bloß poetisch, sondern auch historisch wahren Person, ist zugleich der beste Theil desselben. Die Entwickelung eines, dem Kriege gewidmeten Lebens unter Verhältnissen, wie die Frankreichs seit der Revolution von 1789; die Erinnerungen, die sich an diese Verhältnisse anschließen und hier, durch die Brille einer ausgezeichneten Subjectivität betrachtet, noch mehr Interesse gewinnen; und endlich das geheimnißvolle Walten der Nemesis — und dieses Alles unter den Nebeln einer milden wehmüthigen Melancholie erscheinend, drücken diesem Bilde einen Stempel auf, den nur wenige Erzeugnisse der französischen Presse tragen. Seltsam ist es, aber ein charakteristisches Zeichen der geistigen Richtung Transrhenaniens, aus der Feder eines Franzosen folgende Worte zu erhalten, die in der letztgenannten Erzählung ein Vater seinem Sohne schreibt: „Ich habe Dir nichts zu hinterlassen, Du armes Kind, aber ich habe Dir einen Rath zu geben, nämlich den: Dich nie für Männer zu enthusiasmiren, die schnell emporkommen, und vorzüglich für Bonaparte nicht. So wie ich Dich kenne, hast Du nur zuviel Anlage, ein Seide zu werden, und vor dem Seidismus muß man sich hüten, vorzüglich wenn man ein Franzose ist, das heißt, sehr empfänglich für diese ansteckende Krankheit. Es ist merkwürdig, welch eine ungeheure Zahl kleiner und großer Tyrannen dieses Uebel hervorgebracht hat. Wir lieben die Großsprecher auf eine extreme Weise, und überlassen uns ihnen so schnell und so ganz, daß wir nachher vor Reue sterben möchten. Die Quelle dieses Uebels ist unsere große Roschheit im Handeln, und unsere äußerste Trägheit im Nachdenken. Daraus folgt, daß wir uns nur zu gern mit Leib und Seele Jedem überliefern, der die Mühe übernimmt, für uns zu denken und verantwortlich zu sein. — Bonaparte ist gut, aber er ist gar zu sehr Charlatan. Ich fürchte, daß er unter uns der Begründer einer neuen Art von Taschenspielerkunst werden wird; wir haben in Frankreich davon schon genug. Charlatanismus ist frech und verführerisch, und er hat sich in unserm Jahrhundert so breit gemacht, und auf den öffentlichen Plätzen mit Pauken und Trompeten einen so großen Lärm vollführt, daß er sich in jeden Stand eingeschlichen hat und es keinen Menschen gibt, er sei auch noch so klein, der nicht davon aufgeblasen wäre. Die Zahl der Frösche, die geplatzt sind, ist nicht zu berechnen. Ich wünsche lebhaft, daß mein Sohn nicht dazu gehören möge." —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Notabilitäten auf Reisen.]

Varnhagen v. Ense wird aus Ems in Berlin zurück erwartet.

Der preußische Geh. Staatsminister v. Beyme, dem Varnhagen die Galerie von Bildnissen aus Rahel's Leben und Umgang widmete, ist noch in Marienbad, wo er viel mit dem Fürsten Metternich über den gegenwärtigen Stand der Literatur- und Culturinteressen Deutschlands berathschlagte. Metternich soll sich über Varnhagen's Gallerie mit Bewunderung und lebhaftester Theilnahme ausgelassen haben.

Englische Blätter sprechen viel von General Jackson's Reise nach London in Folge einer Einladung des Königs von England. Jackson war zwei Mal hintereinander Präsident der Vereinigten Staaten; nach Washington's Beispiel darf er sich bei der jetzt bevorstehenden neuen Wahl nicht zum dritten Mal wählen lassen. Es heißt, er werde auch den europäischen Continent besuchen. Der täppisch biedere Republicaner, den auch seine Feinde in Nordamerica immer nur den alten Römer nennen, wird an den europäischen Höfen eine seltsame Figur abgeben. Er ist im Stande und redet den König Wilhelm mit Sir an.

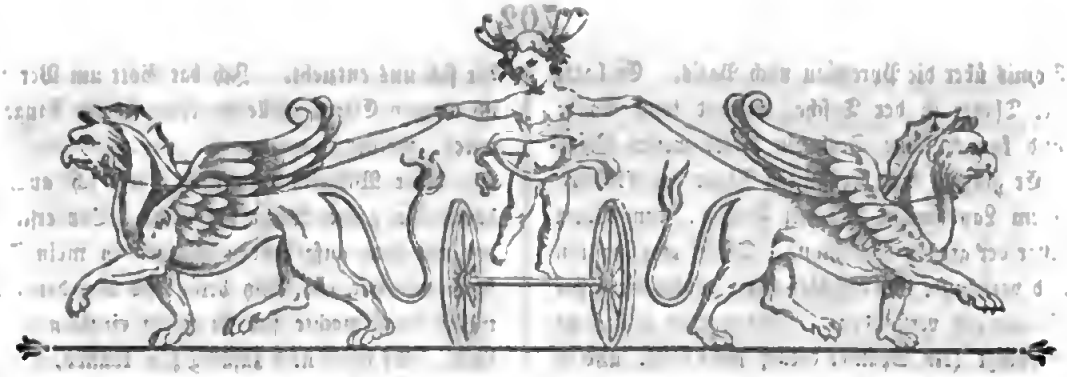
Spontini wurde in Prag erwartet. Das Gerücht, Meyerbeer würde dort ebenfalls erscheinen, um seinen Crociato am Krönungstage des Kaisers selbst zur Aufführung zu bringen, hat sich nicht bestätigt. Eben so wenig ist J. Dessauer, von dem eine Oper „Lidwima" am Krönungstage der Kaiserin gegeben werden sollte, nach Prag gereist.

[Friedrich Cramer.]

Dr. Friedr. Cramer, Verf. mehrerer Biographien, ist vor kurzem in Halberstadt gestorben. In den letzten Wochen erschienen (Leipzig, bei Brockhaus) die Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen von Dr. Friedrich Cramer. In zwei Bdn. mit einer biographischen Skizze Friedrich August des Starken. 55.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 8.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 176. — den 8. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gomis.

Die musikalische Kunst hat an Gomis, dem Componisten des: Diable à Séville, des Revenant, des Portefaix und anderer nicht herausgekommenen Partituren, einen großen Verlust erlitten. Er starb, wie Boyeldieu und Herold, an der Luftröhrenschwindsucht. Gomis war ein Spanier, wie der berühmte Martini, und seine früheren Schicksale haben Aehnlichkeit mit denen Martini's, wie man aus folgender gedrängter Skizze sieht.

Um das Jahr 1770 verliebte sich ein Chorknabe der madrider Hofcapelle in eine italienische Sängerin von einer Gesellschaft, die Ferdinand VI. hatte kommen lassen. Er folgte ihr nach Italien, wo er aus Hunger anfing zu componiren. Dieser junge Mensch hieß Don Vicente Martin y Soler, und die Italiener nannten ihn Martini. Er theilte mit Cimarosa und Paësiello den Scepter der lyrischen Kunst, und seine Cosa rara und Capricciosa corretta sind noch nicht vergessen.

Im ersten Jahre dieses Jahrhunderts kam ein Knabe von sieben bis acht Jahren aus dem Dorfe Onteniente nach Valencia. Er hieß José Melchor Gomis, und wußte kaum mehr als seinen Dialekt zu sprechen. Er ging zu dem bischöflichen Capellmeister Pons und wollte Sänger werden. Der Maestro fand Wohlgefallen an dem Kinde, stellte ihn im Chor an, und bald wurde der talentvolle Knabe sein liebster Schüler. Hier studirte er fleißig, und schon als Knabe schrieb er Kirchenmusiken, die der Maestro anfangs für eigene Werke ausgab, um dem jungen Compositeur einen Weg in die Kunstwelt zu bahnen. Später wagte Gomis einige kleine Absprünge in das Gebiet der profanen Musik. Eines Tages schrieb er ein noch jetzt beliebtes Lied auf die grünen Augen einer Dame, in die er sich wahrscheinlich verliebt hatte. Diese cancion a los ojos verdes ist ein Meisterstück von Leidenschaft und Zärtlichkeit. Da er aber des Bischofs Zorn fürchtete, so gab er diese Composition für ein Werk des berühmten Guitaristen Fernando Sor zu Madrid aus. Unter dieser Firma machte das Lied Aufsehen, und noch jetzt singt man in Valencia die sogenannte Serenada a los ojos verdes.

Endlich schrieb Gomis einen Marsch für eine Artillerie-Regiment, das zu Valencia in Garnison lag. Dies entschied über sein Geschick. Der Oberst, entzückt über die Composition, trug dem Chorknaben die Stelle eines Musikdirektors vom Regimente an. Gomis, wiewohl er seinem Maestro bereits zum Nachfolger bestimmt war, nahm die Stelle an, um die Welt zu sehen. Mit dem Regimente kam er nach Madrid, wo er es aber aus Liebe zur Unabhängigkeit bald verließ und von Musikunterricht lebte. Als im Jahre 1820 die Revolution ausbrach, war Gomis in den Reihen der Liberalen, schrieb patriotische Hymnen und Kriegsmärsche, und wurde zum Musikdirector der National-Miliz von Madrid ernannt. Nachdem im Jahre 1823 die Constitution durch französische Waffengewalt umgestürzt worden

Digitized by Google

wae, ging Gomis über die Pyrenäen nach Paris. Er hatte kaum hundert Thaler in der Taſche, verſtand keine Sylbe franzöſiſch und kannte keine Seele in dieſee weiten Menſchenwüſte. Er ging zu dem berühmten Tenor des Théâtre italien, ſeinem Landsmann Manuel Garcia, dem Vater und Lehrmeiſter der großen Malibran. Dieſee empfing ihn freundlich nnd verſchaffte ihm Schüler unter denen, die Spaniſch oder Italieniſch verſtanden. Nun war er über ſeine Subſiſtenz beruhigt (ein Spanier bedarf nicht viel), und in ſeinem Kämmerlein zu 15 Franken monatlich in der Rue Taranne träumte er ſich eine Zukunft voll Ruhm und Glück. Er hörte die komiſchen Opern und ſagte zu ſich ſelbſt: Anch' io non pittore! In dieſe Epoche fallen verſchiedene Lieder in ſpaniſcher und italieniſcher Manier, die drei berühmten Quartetten, das notturno, l'inverno, und la primavera, und verſchiedene dramatiſche Verſuche, von denen er einen während eines kurzen Aufenthaltes in London ausführte. Aber erſt die Julirevolution eröffnete ihm die Bühne. Er ſchrieb, außer den drei am Eingange genannten Opern, zuletzt die Partitur zu Rock-le-Barbu, nnd zwar binnen 14 Tagen, und ſchon heftig ergriffen von dem Uebel, dem er ſpäter unterlag.

Gomis beging in allen dieſen Compoſitionen ein Unrecht an ſich ſelbſt, da er ſeine ſpaniſche Originalität verleugnete, um im franzöſiſchen Geſchmack zu ſchreiben. Sein Talent war ein tiefes, gründliches, ein dem deutſchen Sinne entſpeechendes. Er wae zur großen Oper berufen. Dúponchel erkannte ihn, und legte ihm ein bedeutendes Libretto vor, den Comte Julien. Gomis begann die Partitur mit der Freude eines Künſtlers, der endlich ſeine Bahn gefunden, der endlich gewiß iſt, verſtanden zu werden. Da überraſchte ihn dee Tod, wie Bellini, an der Schwelle des Tempels, in deſſen Heiligthum er eben den Fuß ſetzen wollte. Er hinterläßt mehrere Muſiken, die er erſt herauszugeben dachte, wenn die Franzoſen ſich, wie ee ſagte, an ſeine Küche gewöhnt haben würden.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

N o v e l l e.

(Fortſeeuna.)

Eines Abends wartete ich lange, — erzählte Antonie weiter, — daß Wilhelm zu einer feſtgeſetzten Stunde nach Hauſe kommen ſolle. Er kam nicht. Es wurde neun, zehn, elf, zwölf Uhr, er kam nicht. Ich fühlte zum erſten Mal mit heißen Schweißtropfen auf der Stien, was es heißt, vergeblich zu warten auf Einen, dee zu uns gehört, dee ſich uns entzieht. Ich bat Gott um Verzeihung, wenn ich meinen Eltern vielleicht eine eben ſo bange Stunde bereitet, meiner zu warten.

Aber Wilhelm kam nicht, wie ich auch bangte und harrte die ganze Nacht hindurch. Der erſte Tagesſtrahl, der mit dem aufgehenden Morgen in mein Fenſter drang, ſchoß mir wie ein Blitz betäubend über den Scheitel, und meine Angſt machte ſich in einem einzigen gellenden Schrei Luft. Es hätte noch zufällig ſein können, daß er ausblieb, ahee ich war ſchon überzeugt, daß er mich verlaſſen hatte, obwohl ich nicht wußte, warum. Ich rechnete Alles noch einmal nach und fand, daß in dee ganzen Rechnung kein Irrthum war, aber in den Zahlen. Wir hatten mit unrichtigen Ziffern gerechnet, es mußte ein Bruch übrig bleiben. Schon öfter war es mir geweſen, als ſei ich viel glücklicher als er, aber ich wollte nur nicht daran glauben. Er hatte unſer Stillleben nicht länger ertragen können, und ich ſah ein, daß ich die Größe des Mannesherzens, von dem ich überhaupt in meiner Mädchenſchwärmerei immer zu idealiſch geträumt, in ihm überſchätzt hatte. Den andern Tag erhielt ich einen Brief aus Leipzig, der war gut geſchrieben, verſöhnlich nach ſeiner oberflächlichen Weltanſicht, die ich oft für Genialität an dem heitern Jüngling gehalten. Er bot mir alle Mittel der Exiſtenz, und machte Vorſchläge zur Ausſöhnung mit meinen Eltern. Ich lehnte Beides mit gleicher Entſchiedenheit ab. Ich wollte, wie auch immer, fortan nue anf mein eigenes Schickſal geſtellt ſein.

Ee war klein, ich beſchloß ihm nicht zu zürnen, nnd dachte an die Zukunft. Ich muſterte die ſchönen, von ſeiner Prachtliebe reich geſchmückten Räume, die zwei Monate lang der Tempel unſerer Liebe und Täuſchung geweſen waren. Was ihm angehörte nnd von ihm herrührte, verkaufte ich und ſchenkte den Erlös an die Armen. Vielleicht war mein Eigenſinn thöricht, daß ich gar nichts, ſelbſt zum Vortheil meiner prekären Lage, mehr von ihm beſitzen wollte. Meine eigenen Koſtbarkeiten, die ich zu Gelde machte, ſicherten mich jedoch für den Augenblick. Ich wurde wieder guten Muthes und fühlte keine Reue in meiner Bruſt. Was ich gethan hatte, war gethan, ich konnte immer eine milde Richterin meiner eigenen Thaten ſein, weil es das Schickſal ſchon ſtreng genug mit mie nahm.

Jetzt komme ich auf einige Situationen meines Lebens, wo mir der Athem ausgehen möchte, ſie zu ſchildern. Bis ſich meine Zukunft feſtſtellte, wollte ich eine kleine ſtillgelegene Wohnung in der Stadt beziehen, und meine bisherige Wirthin, eine alte Frau, verſprach, mich einer anſtändigen

Digitized by Google

Familie zu überweiſen, bei der ich für einen mäßigen Preis Aufnahme und Beköſtigung finden könnte. Es war eine freundliche, etwas corpulente Dame in mittlern Jahren, die mir ein Zimmer, wie ich es wünſchte, in ihrem Hauſe abtrat, und bat, daß ich mich zu ihrer Familie gehörig betrachten möchte. Ich blieb jedoch die erſten Tage ganz allein auf meinem Zimmer und Niemand ſtörte mich. Ich ſchrieb einige Briefe, um mir Gelegenheiten zu einer für mich paſſenden Lage zu eröffnen. Dann empfand ich Langeweile und den Trieb, wieder mit Menſchen zu verkehren, und begab mich eines Nachmittags hinunter in das Familienzimmer. Hier traf ich mehrere ſehr geputzte junge Damen an, die mir als Anverwandte des Hauſes vorgeſtellt wurden. Ich fühlte mich ein wenig befremdet in dieſem Kreiſe, ſo daß ich Anſtand nahm, den mir dargebotenen Platz anzunehmen. Die jungen Mädchen ſchienen ſich übrigens wenig um mich zu bekümmern. Die eine ſaß am Flügel und ſang, eine andere lehnte in einer ſehr nachläſſigen Stellung auf dem gelbſeidenen Canapee und las in einem Buche, an deſſen ziemlich unſauber gewordenem Einbande man eine geſuchte Leihbibliothekenlectüre erkennen konnte, noch vier andere ſaßen um einen kleinen Marmortiſch und ſpielten Karten. Das Zimmer war übrigens ausnehmend elegant eingerichtet. Es währte nicht lange, ſo trat ein Officier ins Zimmer, der ſich auf eine ſehr ungebundene Art mit den Damen in ein Geſpräch einließ, und Scherze wagte, denen ich mit Erſchrecken entfloh. Ich war erbleicht und erſtarret, und ſchlich nachdenkend auf mein Zimmer, das im zweiten Stockwerk lag. Dort hatte ich keine Ruhe, ich flog wieder die Treppe hinunter, ſuchte die Frau vom Hauſe, lief nach ihr, und fand ſie nirgends. Alles was ich jetzt in dem Hauſe flüſtern, raſcheln, ſich bewegen hörte, machte mir Angſt. In meiner Bangigkeit ging ich auf dem Hausflur auf und ab, ich ſtürzte auf die Hausthüre zu, und bemerkte, daß ſie verſchloſſen war. Die Bücherleſerin, welche auf dem Canapee geſeſſen hatte, trat zu mir heraus, ſie beredete mich, wieder mit ihr ins Zimmer zu gehen, und entſchuldigte das Benehmen des Officiers, der ein Verwandter der Familie ſei, und leider öfter betrunken komme. Er ſei nicht mehr da. Sie hatte noch am meiſten Angenehmes in ihrem Weſen, ich folgte ihr halb gedankenlos und ſetzte mich an ihrer Seite nieder. Sie ſprach Mehreres mit mir, ſchien gutmüthig und gebildet. Von den übrigen Damen fehlten jetzt einige, andere ſtanden vor dem Spiegel, mit coquetten Anordnungen ihres Putzes beſchäftigt. Da wurde die Hausglocke ſo heftig gezogen, daß ich in allen meinen Nerven zuſammenbebte, die Thür ging auf, und eine Geſellſchaft von mehreren älteren und jüngeren Herren ſtürzte mit tumultuariſchen Geberden herein. Ein Bowle Punſch wurde gefordert, bald ſtand ſie dampfend auf dem Tiſche, und da es inzwiſchen Abend geworden war, flackerten zwei Gasröhren in ſtarken Flammen auf und warfen eine blendende Helle über das Zimmer und die darin zuſammengedrängten unheimlichen Geſtalten. Mein Entſchluß war gefaßt. Unter den Anweſenden befand ſich ein ältlicher Herr, deſſen Anſehen mir am meiſten Zutrauen einflößte. Ich bat ihn, mir einen Augenblick zu folgen und mich anzuhören. Draußen redete ich ihn mit den eindringlichſten Worten an, ich vertraute ihm die unglückliche Ahnung über mein Hierſein, und beſchwor ihn, mir nur dazu behülflich zu ſein, daß ich gleich im Augenblicke dies Haus verlaſſen könne. (D. F. f.)

Literatur.

Dritter Jahresbericht über das jüdiſche Waiſen-Erziehungs-Inſtitut zu Berlin von Baruch Auerbach. Berlin, 1836.

Obwohl mit Anſtrengung aller geiſtigen Kräfte bis auf den heutigen Tag eine vollſtändige Emancipation der Juden noch nicht hat bewirkt werden können, ſo iſt es doch der immer gewaltiger um ſich greifenden Civiliſation gelungen, überall Vorbereitungen dafür zu treffen. Der Geiſt der Zeit iſt trotz der Auswüchſe, die auf vernichtende Elemente hinzudeuten ſcheinen, von Grund aus ein verſöhnender. Seine Verſöhnung beſteht in einem Nivelliren bisher heilig gehaltener Vorurtheile. Es ſtrebt Alles nach Einigung, ſelbſt da, wo ein völliges Zerſplittern näher als jene zu liegen ſcheint. Könnte man einen tiefgreifenden Blick in das innerſte Getriebe der Geiſter werfen, ſo ſtieße man gewiß auf verheimlichte Wünſche, gebückte, zuſammengedrückte Entſchließungen, auf kryſtalliſirte Thränen und heißſchlagende Herzen, die der einzige Seufzer: Verſöhnung! beleben würde. In dieſem Sinne iſt die vorſtehende Broſchüre verfaßt. Erſt in neueſter Zeit halten es die Staaten für Pflicht, auch jüdiſchen Unterthanen ihren vollen Schutz angedeihen zu laſſen. Preußen gebührt, wie in einigen andern trefflichen Einrichtungen, auch hierin der Preis. Das jüdiſche Waiſenhaus, das im Jahr 1833 eröffnet ward, zählt jetzt bereits 10 Waiſenknaben, denen vermöge der durchaus freiwilligen Unterſtützung, die daſſelbe ſowohl von Seiten bemittelter und theilnehmender Privatperſonen als des alle Arten von Unterrichtsanſtalten unterſtützenden Staates genießt, eine durchaus freiſinnige Erziehung zu Theil wird. Je nach Anlagen und Neigung iſt es gänzlich in ihren freien Willen geſtellt, welche Lebensbahn ſie zu der ihrigen machen wollen. Sie erhalten, beweiſen ſie ſich nur tüchtig, folgſam und dem Geiſte der Anſtalt entſprechend, die nöthige Unterſtützung, bis ſie im Stande ſind, in das bürgerliche Leben einzutreten. Der Anſtalt ſtehen höchſt ehrenwerthe Perſonen vor, die Waiſenmütter gehören den geachtetſten jüdiſchen Familien an. Wie groß die Theilnahme von Seiten des Publicums iſt, erhellt aus den angehängten Nachweiſungen über die Verwaltung, aus denen wir erſehen, daß ein Ueberſchuß von 7225 Thlrn. in der Caſſe des Erziehungs-Inſtituts vorhanden iſt. Von Herzen wünſchen wir, daß ſich dies ſegensreiche Inſtitut immer glänzenderer Unterſtützung erfreuen und in allen deutſchen Staaten Nachahmung finden möge. Dann

Digitized by Google

dürften auch auf diesem Wege der Intelligenz die Hindernisse beseitigt werden, die, wie so Viele behaupten, einer vollkommenen Emancipation der Juden bis jetzt noch entgegengestanden haben. 9.

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Beschluß.)

[Das Musikfest.]

Ich habe nur noch wenig Lust, über Literarisches zu berichten, und somit erlauben Sie mir, daß ich davon Abschied nehme, indem ich melde, daß von den „politischen Sarcasmen des Winzers Paul Louis Courier", der zweite und letzte Theil, übersetzt von Dr. F. Brinkmeyer, erschienen ist. Die Uebersetzung ist gut, das Andere wurde schon von mir besprochen.

Daß sich unter unseren melancholischen Straßenlaternen auch wirklich einmal Neues, Außerordentliches begeben kann, hat uns das hier gehaltene neunte Elbmusikfest gelehrt, das wohl jedes frühere norddeutsche Musikfest an Größe übertragte. Wenn ich hier von Größe spreche, so meine ich nämlich den musikalischen Theil des Festes; denn was das Oekonomische betrifft, so war dieses, laut allgemeiner Stimme, nichts weniger als großartig, und man mußte, hörte man die Klagen hierüber an, alle Tage einige Hungerstode befürchten. Wie sich alles im Munde der Fama ins Große zieht, so war es natürlich auch mit den Umständen beschaffen, die Ursache zu diesen Klagen gaben. — Nur aus vier Vereinsstädten, Dessau, Halberstadt, Magdeburg und Mühlhausen, fanden sich Mitwirkende zum Feste ein, dessen ungeachtet war das Personale 600 Köpfe stark, und bestand aus ungefähr 450 Sängern und Sängerinnen und 100 Capellisten, worunter sich 15 Contrabässe, 24 Celli, 30 erste und 30 zweite Geigen, ꝛc. befanden. Der musikalische Theil des Festes wurde in der schon erwähnten restaurirten Aegidienkirche gehalten und alle Welt hat uns gesagt, sie hätten noch kein besseres Lokal gefunden. Gut für Braunschweig — noch besser, wenn sich Gelegenheit findet, dieselbe öfter auf ähnliche Weise zu benutzen. Den ersten Tag eröffnete Händel's Messias in Mozart'scher Wiedergeburt. Wie trefflich die Verhältnisse dieser riesigen unsterblichen Tonschöpfung angemessen waren, geht daraus hervor, daß kein Kenner sich einer bessern Aufführung desselben erinnern konnte, wenn gleich in den Solopartien der Chöre einige unangenehme Schwächen und Contraste hervortraten. — Der zweite Tag war zum Virtuosenconcert bestimmt, der dritte zum Symphonienconcerte. — Da aber jetzt, nachdem einige Wochen zwischen heute und dem Musikfeste liegen, das Letztere nur noch wenig besprochen und erwähnt wird, und politische Blätter mehr als Genügendes darüber mittheilten, so scheint mir ein näheres Eingehen in das Einzelne der Leistungen nicht mehr gerathen.

Mecks aus Frankfurt, alte liebe Bekannte, gaben einige Gastrollen und fanden Beifall und frühere Freundschaft an einem Orte wieder, der sie lange die Seinigen nannte. Was man Wahrheit und Natur im Spiele nennen kann, ist ein nicht genug zu schätzender Vorzug dieses Künstlerpaares, der auch den Kritiker und Krittler zum Lobe zwingt. Von den schätzenswerthen Acquisitionen, die unsere Bühne an Mad. Fischer-Achten nebst ihrem Manne und an Hrn. Schmetzer gemacht hat, hörten Sie schon. Z. W. L.

Notizen.

[Ahlert in Dresden.]

In den letzten Tagen des August sang Ahlert (bisher in Mainz) den Joseph in Mehul's Oper als Debüt auf der dresdner Bühne. Ahlert hat eine brillante Tenorlage, besonders in der Mitte und Tiefe von seltner Kraft und Anmuth. Recitativ und Arie im ersten Act konnte man nicht besser von Bader, Haitzinger und Wild in der Zeit ihrer Blüthe hören. Ahlert entzückt durch den reinen Strom seiner ehernen Stimme nicht minder als seine glückliche Tonbildung. Um so mehr fällt es auf, daß Jemand so geschmackvoll zu singen und so geschmacklos zu reden im Stande ist. Ahlert erscheint, wenn er spricht, wie ein Puppenspieler, jeder Stümper von Statist agirt besser. Dies war um so unerquicklicher, als man an Wächter einen, auch in mimischer Hinsicht, meisterhaften Darsteller des Simeon zu bewundern hatte. — Bei dem jetzigen Operngeschmack gereicht es der Direction des dresdner Theaters zur Ehre, Mehul's „Jakob und seine Söhne in Aegypten" nicht in Vergessenheit zu bringen. Dennoch halten wir es, wie es früher auf andern Bühnen unter dem Titel „Joseph in Aegypten" geschah, für einen glücklichen Tact, das Werk in zwei Acte zusammenzudrängen, wobei manches allfränkische Musikstück fortfällt. Der erste Act imponirt durch seine gediegene Hoheit; die zwei andern werden monoton und ermatten auch das ereegbarste Ohr durch die schleppende kirchlich-sentimentale Eintönigkeit.

[Literarische Neuigkeiten aus Wien.]

Einem Briefe aus Wien entnehmen wir Folgendes: Halm, der Verf. der Griseldis (ein Neffe des Hrn. v. Münch-Bellinghausen) hat ein neues Trauerspiel: „der Adept", vollendet, das nächstens im Burgtheater zur Aufführung kommt. Franki hat einen Ruf nach Turin erhalten und wird dort sein Epos: Don Juan von Oestreich, vollenden. Lenau arbeitet an einer epischen Trilogie (s. die Notiz in Nr. 165.) Lembert redigirt ein neues Journal „der Telegraph." Saphir hat sich von Bäuerle's Theaterzeitung, von der er 4000 Fl. Münze jährlich als Zieum zog, losgesagt und wird unter dem Titel „der Humorist" ein eigenes Blatt schreiben. 19.

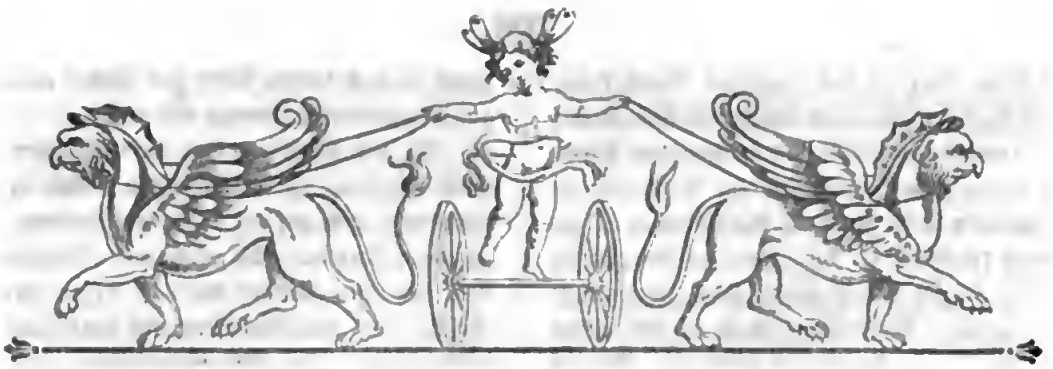
[Der Prinz von Canino im Criminalgefängniß.]

Bekanntlich hat einer der unweisen Söhne des weisen Lucian Bonaparte zu Rom einen Mord begangen, da er den Gendarmerie-Officier, der ihn verhaften sollte, ohne Umstände niederstieß. Der Mörder sitzt auf der Engelsburg und der Proceß nähert sich dem Ende. Den Gesetzen gemäß muß das Todesurtheil erfolgen, aber der Verbrecher ist ein Prinz von Canino, und da drücken die Gesetze ein Auge zu. Warum? Ist schwer zu entscheiden, besonders da der Prinz eines frühern Mordes wegen arretirt werden sollte, den er in Gemeinschaft mit seinem entflohenen Bruder an einem Förster verübt hatte. Sie erschossen denselben in seiner Amtspflicht im Walde, und rühmten sich noch frech dieser Missethat. Aber das hat nichts zu sagen. Man weiß, daß das Todesurtheil nicht vollstreckt werden wird. Wahrscheinlich wird man den Prinzen für wahnsinnig ausgeben, ihn eine Zeit lang verwahren, und dann freigeben. Sogar der Bruder des ermordeten Officiers, der Prolegat Cagrano, verwendet sich für den Mörder. Wie nützlich ist es, ein Prinz zu sein, wenn man im Criminalgefängniß sitzt! 6.

[Eine Operation ohne Schmerzen.]

Der geschickte Wundarzt Roue hat der Sängerin Jawureck, von der großen Oper zu Paris (eine Deutsche oder Böhmin von Geburt), die Halsmandeln operirt, und zwar, wie ein französisches Blatt sagt: ohne Schmerzen. Wir glauben gern, daß er keine Schmerzen dabei hatte 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 177. — den 9. September 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Ich fand fast mehr Theilnahme und Glauben bei ihm, — fuhr Antonie fort — als ich erwarten konnte, denn nachdem er heftig und drohend mit der Wirthin des Hauses gesprochen, traf er Anstalten, für die ich ihm nicht Dank genug wissen konnte. Er war ein Baurath von bekanntem Namen, in dem ich einen augenblicklichen Beschützer gefunden. Er führte mich in diesen Gasthof, dessen Besitzer, ein alter würdigee Mann, sein Freund, und wo ich seit einigen Tagen die Stelle einer Oberaufseherin und Wirthschafterin vertrete, bis sich eine günstigere Gelegenheit trifft, die mich in das Gewohnheitsgleis des bürgerlichen Lebens, das ich eigenmächtig verlassen, zurückführe.

In diesem Hause stand mie noch ein neues Ereigniß bevor. In friedlicher Wehmuth schlich ich durch die Säle und Zimmer, an den mir obliegenden Pflichten mir genügen lassend, als plötzlich ein ganz abgerissener, elend aussehender Mensch hereintrat, um ein Nachtquartier zu begehren. Eine größere Verwilderung hatte ich noch nie abgedrückt gesehen an einer menschlichen Gestalt, als an dieser. Ich weiß nicht, welcher Schaudee mich ergriff, als er mich so auffallend anstarrte und einen kalten, höhnischen, durchbohrenden Blick an mir festheftete. Dann überflog sein Gesicht ein wundersames Lächeln, ee streckte mie die Hand entgegen und sagte schneidend: Wie kommst Du hieher Antonie? Ich glaubte Dich in Hamburg, bei Vater nnd Mutter, nnd finde Dich hier! Bist Du die verloeene Tochter, wie ich der verlorene Sohn? — Heiliger Gott, es war mein Bruder Michael!

Nichts von meinen bisherigen Erlebnissen glich dieser Erschütterung, diesem Schreck meines innersten Herzens. Ich dachte an jenen Abend, wo ich Thränen um ihn vergoß, als er nicht wiedee nach Hause kam, und die Mutter schrie: dee Ungerathene ist fortgelaufen! Ich fühlte auf einmal eine gränzenlose Hinneigung zu ihm, trotz seiner abstoßenden Erscheinung. Ich fiel ihm nm den Hals, weinte aus überströmender Seele, und nannte das Unglück süß, das Bruder und Schwester in solcher Lage gänzlichee Lebenszerschleuderung zusammenbringe. Er stieß mich leise von sich, sagte, ich möchte mich nicht beschmuzen an seinen schönen Pilgerkleidern, und forderte ein Glas Wein, wenn ich ihm Liebe erweisen wollte. Vor diesem saß ee schweigend, und ich stand lange vor ihm, ihn betrachtend, mit gefaltenen Händen nnd bittenden Augen. Ach, es wäre mir die größte Genugthuung meines armen zerfahrenen Lebens gewesen, hätte ich etwas gewußt, ihn glücklich zu machen! Ee stieß Schmähreden aus gegen unsere Eltern.

Er hatte sich in der ganzen Welt umhergetrieben, war in Griechenland gewesen, in Petersburg, und überall mit seinen Planen gescheitert. Ich beredete mit ihm seine Zukunft, nnd vergaß das Leid meiner eigenen darüber. Ich

Digitized by Google

ſchenkte ihm Alles, was ich noch irgend an Werth beſaß, um ihn äußerlich wieder auf einen anſtändigen Fuß zu ſtellen. Er hatte immer ein bedeutendes muſikaliſches Talent gezeigt, und wollte es jetzt damit auf dem Theater verſuchen. Ich rieth ihm ſelbſt dazu, auf die Bühne zu gehen, und ſagte, durch die Kunſt der Lüge könne er vielleicht die Wahrheit ſeines eigenen Lebens wiederfinden, wenn er es fortan treulich meine. Alles ſcheint jedoch bei ihm an der unſeligen Leidenſchaft des Trunkes zu ſcheitern. Was ich ihm gegeben, hat er bereits verſchlendert, ohne daß es ihm für die Beſſerung ſeiner Lage zu gute gekommen wäre, und es ſcheint, daß ihn der Abgrund, über dem er taumelt, rettungslos verſchlingen wird. In der heutigen Nacht wollte ich ihm meine goldene Uhr, die er mir mit Gewalt abgedrungen, wieder nehmen, um ſie für einen Augenblick der Noth, bei ſo banger Lebensausſicht, aufzuſparen. — — —

Hier endigte Antonie ihre Erzählung. Sie ſtand auf und ſchien außerordentlich blaß geworden, aber in hoher, würdiger Haltung ſchwebte ihre leidtragende Geſtalt aufrecht. Das Licht war heruntergebrannt, die Nacht verfloſſen, und ſie ging hin, die Läden zu öffnen, durch deren Spalten ſchon die bleiche Morgendämmerung hereinbrach. Unten im Hauſe wurde es ſchon rührſam, mir fiel ein, daß ich in wenigen Stunden mich zur Abreiſe anſchicken mußte. Mich hielten aber Gedanken und Vorſtellungen aller Art an dieſer Stelle feſt, wo ich die ſchickſalsvolle Geſchichte eines ſo ſelten begabten Gemüths vernommen. Ich trat zu ihr hin und fragte, ob ſich denn nichts für ſie ereignen könne, um ihr armes ſchönes Leben wieder einzurichten? Sie ſagte, ihr ſei bald und leicht zu helfen. Sie hätte Kenntniſſe, Geſchick, guten Willen und Muth, um jede paſſende Situation zu ergreifen. Sie wünſche eine Stelle als Erzieherin und Lehrerin in irgend einem wohlwollenden und anſtändigen Hauſe.

Ich habe kaum jemals einen freudigern Moment in meinem Leben gehabt, als jetzt, wo ich die Möglichkeit vor mir ſah, ihr zu helfen. Ich konnte ihr nämlich ſehr beſtimmte Hoffnungen machen, da ich ſogar den Auftrag hatte, für eine mir anverwandte Familie, die in Oberſchleſien auf dem Lande wohnte, eine gute Hauslehrerin zu gewinnen. Ich ſagte es ihr mit faſt triumphirender Freude, ſie lächelte dankbar auf, ihre Wangen rötheten ſich mit Zuverſicht und Vertrauen. Dann legte ſie mir die Hand auf die Schulter, ließ ſie langſam an mir herabhängen, und ſagte wieder traurig werdend: ſie wolle und dürfe nicht zu raſch hoffen, um ihr eiferſüchtiges Schickſal nicht zu erzürnen! Ich ſprach ihr noch einmal Worte des Troſtes zu, und nach einigen Verabredungen trennten wir uns.

Ich will Euch jetzt kurz dieſe ſeltſamen Ereigniſſe zu Ende bringen. Ihre leuchtenden Blicke beim Abſchiede begleiteten mich auf der Reiſe und ſpannten meinen Eifer zu ihrem Dienſte. Es gelang mir, Alles für ſie anzuordnen, und nach Verlauf von acht Tagen war ſie ſchon in Schleſien und trat ihren Beruf mit freudeſtrahlender Bereitwilligkeit an. Bei dem enggemeſſenen Horizonte unſeres Familienlebens fand ich es aber für gut, über Antoniens frühere Verhältniſſe den Schleier des Verſchweigens zu decken. Ihr Benehmen in dieſer Familie war muſterhaft, ſie leiſtete viel und machte ſich durch ihr holdſeliges Weſen, ihren gediegenen Charakter und ihre Kenntniſſe und Talente ſo beliebt und geachtet, daß ſie faſt den Mittelpunct dieſes kleinen, ſchleſiſch gemüthlichen Kreiſes zu bilden ſchien. Ich ſprach von Zeit zu Zeit auf dieſem Landgute als Gaſt ein, und weidete mich an den neuen Lebensbewegungen der Glücklichen, die ſich eine Geneſene vom unruhigen Fieber des Lebens nannte. Sie war heiter und hingebend geworden wie ein Kind. Dann entfernten mich wieder Reiſen von dieſem Orte.

Die erſte Nachricht, die ich wieder von Antonien erhielt, war, daß ſie Braut ſei. Ein wackerer Landedelmann in der Nachbarſchaft hatte eine Neigung zu dieſer herrlichen Geſtalt gefaßt, und ihr ſeine Hand angeboten, in die ſie auch einwilligte. Sie war edel genug, alle phantaſtiſchen Verletzungen des Hergebrachten, an denen ihr Lebensſchiff leck geworden war, jetzt rächen zu wollen durch eine feſte Einfriedigung des Daſeins an der ehelichen Hand eines kaltverſtändigen, pflichtſtrengen, aber treugeſinnten Mannes.

Der Tag der Hochzeit war herangerückt. Er ſollte in der Familie, der Antonie die letzte Zeit angehört hatte, gefeiert werden, und im Zimmer des ländlichen Schloſſes hatten ſich die Gäſte zur Trauung verſammelt. Als der Prieſter eben im Begriffe ſtand, zum Werke zu ſchreiten, wurde die Thür aufgeriſſen, und ein junger Mann, deſſen drohende Miene alle Anweſenden befremdete, trat herein. Er ſtellte ſich mitten unter die Verſammelten und behauptete, daß er die Braut vor fünf Monaten in Berlin in einem Hauſe geſehen habe, das zu bezeichnen hinreichend ſei, um dem Bräutigam die beabſichtigte Verbindung mit ihr zu verbieten. Er weiſt Zeugniſſe auf, woraus ſich ergibt, daß Antonie am 15. Mai 1834, als in das Haus der Madame ** in der **ſtraße eingezogen, polizeilich angemeldet worden

Digitized by Google

ist. Der Schrecken und die Niederschmetterung der ganzen Gesellschaft sollen unbeschreiblich gewesen sein, todtenbleiche Gesichter umstanden den erschütterten Bräutigam, der die Hand der beispiellosen Dulderin fahren ließ und sich von ihr abwandte. Sie aber verhüllte ihr Haupt und ging langsam zur Thür hinaus. Als man sich endlich wieder sammelte, als man zu prüfen und nachzudenken begann und seine Augen auf das geschmähte Mädchen richten wollte, war sie niegends zu finden. Auch der Fremde war verschwunden. Antonie ist seitdem nie wieder gesehen worden.

Nachdem mir die Kunde von diesem beweinenswerthen Ausgange geworden, setzte ich den betheiligten Personen die Bewandtniß mit jenem Hause auseinander, in welchem Antonie in Berlin allerdings an dem einzigen Abend gesehen worden sein konnte. Alle Nachforschungen nach ihr, alle Andeutungen in den öffentlichen Blättern, daß man sie wieder zurückkehren zu sehen wünsche, blieben jedoch unerfüllt. Man hat nie wieder etwas von ihr vernommen. Das kleine Mädchen, dessen Erziehung ihr übertragen gewesen, verfiel in eine Krankheit aus Sehnsucht nach der Lehrerin, der sie sich so zärtlich angeschlossen hatte. —

4.

Unser Freund, der Maler, schloß hier mit bewegter Stimme seine Novelle. Wir sahen es ihm an, daß ihm diese Erzählung zu Herzen gegangen war, und ehrten eine Zeit lang durch Schweigen sein Nachdenken, das sich auch uns über das Lebensbruchstück dieser räthselhaften Hamburgerin mittheilte.

Ich sagte, wenn es nicht Zeit geworden wäre, nach Hamburg zurückzukehren, damit uns Constantin endlich mit seiner Braut bekannt mache, die wir künftig als congeniale Freundin in unsern Geisterbund aufnehmen werden, so wollte ich Euch noch die Geschichte einer Wienerin erzählen, an die ich durch die Schilderung der Hamburgerin jetzt wunderbar, ich weiß selbst nicht wie, mich erinnert fühle. Aber die goldensonnige Gegenwart soll heut ihr Recht behaupten, nicht die unglücklichen und geheimnißvollen Bilder der Vergangenheit!

„Nicht so!" sagte Constantin, nachsinnig vor sich hinblickend. „Meine Braut bringt den heutigen Tag auf dem Lande zu, in dem stillfriedlichen Wandsbeck, wo sie sich manche Tage ganz der Einsamkeit widmet, und dann auch nicht gern aufsuchen läßt. Sie hat ein tiefbewegtes und immer in sich arbeitendes Gemüth, dem ich zuweilen die äußere Windstille gönne, um sich ganz in das schöne Netz des eigensten Selbst einzuspinnen. Dann gibt sie sich wieder mit fröhlichem Lebensübermuthe an den Tag und den Umgang hin, heraustretend aus einem Seelenhintergrunde von unendlicher Bedeutung. Jetzt aber wird es erst schön und prächtig hier auf unserer Eibuferhöhe, und ich rathe noch treu zu bleiben dem Gespräche, dem Wein und diesen so eben anlangenden, Himmel und Erde versöhnenden Beefsteaks Altenglands, welche drei Gegenstände wir so lange nicht miteinander theilten. Dann darf uns auch die Wienerin nicht entgehen, auf deren Schicksal uns unser Freund begierig macht, denn ich interessire mich nicht weniger für die Wienerinnen, als für die Hamburgerinnen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Eine Criminalgeschichte.]

In den letzten Tagen kam hier vor dem Assisenhofe eine Gerichts-Verhandlung vor, die mit dem Todesurtheil des Inculpaten endete, und welche manche psychologisch-merkwürdige Momente hatte. Die Quintessenz der Procedur war, daß ein liebenswürdiges, weibliches Geschöpf und mit diesem eine viermonatliche Feucht, welche dasselbe in seinem Schooße trug, das grausame Opfer eines Scheusals wurde, in dessen Zügen die Natur schon eine ganze Fülle von Verächtlichkeit ausdrückte! Ich erzähle Ihnen den Fall so kurz als möglich. Am 1. Mai d. J. entfernte sich Caroline Berger, verehelichte Schenkel, aus Langenlohnheim (unweit von hier) vom Hause, um einem Boten entgegenzugehen, der ihr verschiedene Sachen aus Alzey mitbringen sollte. Der Bote scheint sich verirrt, oder unterwegs zu lange verweilt zu haben; sie ging ihm weiter entgegen, als sie dachte und fand ihn dennoch nicht. Ermüdet setzt sie sich an einer etwas entlegenen Stelle; da überraschte sie ein junger Mensch, Namens Johann Nagel aus Wöllstein, und machte der schönen Frau ungeziemende Anträge. Entrüstet wies sie dieselben zurück und entfernte sich. Der von Wein aufgeregte Nagel war aber damit nicht zufrieden; er verfolgte sie und drohte ihr sogar, er würde sie mit seinem Messer erstechen, wenn sie ihm nicht zu Willen sei. Das ängstigte die Frau und sie willigte scheinbar ein. Als aber der Verruchte sich seinem Zwecke nähern wollte, versetzte sie ihm einen Schlag, daß er rücklings zu Boden fiel. Sie raffte sich auf und wollte davon eilen. Nagel aber erreichte sie, zog sein Messer und versetzte ihr, während sie sich zur Wehre stellte, einen Stich in den Hals, daß sie todt zu Boden fiel. Der Mörder lief davon und nahm noch Regenschirm und Halstuch der Unglücklichen mit. — Etwa nach einer Stunde ging ein anderes Frauenzimmer an diesem Schreckensorte vorüber. Sie sah eine Person bewegungslos am Boden liegen und wollte ihr eben zu Hülfe eilen, weil sie dieselbe für ohnmächtig hielt. Wie erschrak sie aber, als sie die Frau in ihrem Blute schwimmend sah! Sie eilte in das nächste Dorf, um dem Bürgermeister die Anzeige zu machen. Die Behörde ließ nun die Leiche nach Wöllstein bringen, um die gerichtsärztliche Untersuchung vornehmen zu lassen. Diese ergab, daß die beigebrachten Wunden absolut tödtlich waren. — Während dessen war der Gatte der Verunglückten in ziemlicher Verlegenheit wegen des langen Ausbleibens seiner Frau; er eilte ihr entgegen, suchte, forschte, aber vergebens! Da vernahm er, bei Wöllstein sei eine Person todt gefunden wor-

Digitized by Google

den. Er eilte, von Ahnungen getrieben, dort hin und fand nur zu sehr die Bestätigung seiner Vermuthung! —

Die Leiche ward beeidigt, und eine äußerst sorgfältige Untersuchung eingeleitet, denn die ganze Gegend war über die That entrüstet. Die Untersuchung führte anfangs zu keinem Ziele. Es wurde namentlich nach dem Regenschirme und dem Halstuche geforscht, welche an den Habseligkeiten der Verunglückten fehlten, und mancher Unschuldige wurde eingezogen und wieder in Freiheit gesetzt. Endlich that der Zufall das Seinige, um der Nemesis ihr schuldbeladenes Opfer entgegenzuführen. Es waren bereits 18 Tage nach der That verflossen, als der Mörder einem andern Taglöhner, Namens Specht, begegnete. Dieser redete den Nagel spaßhaft und ganz ohne Absicht folgendermaßen an: „Hannes, heute haben sie den Kerl in einem Gerstenacker bei Wöllstein gefunden, der die Frau Schenkel ermordet hat." Darauf that Nagel die merkwürdige Erwiederung: „Nun, Gott sei Dank, so bin ich durch!" Specht hielt das für einen verdächtigen Ausdruck und gab dem Friedensrichter Kenntniß davon. Dieser, der den Nagel nicht gleich habhaft werden konnte, ließ unterdessen bei dessen Schwester und Mutter Haussuchung thun nach dem geraubten Regenschirm und Halstuch. Diese Gegenstände werden gefunden und Nagel bald eingebracht. Er erschrak, sich von Gendarmen umgeben zu sehen, und that auf die Ermahnung, er möge an Gottes Gebote denken und ein aufrichtiges Geständniß thun, folgendes Bekenntniß: Er habe allerdings die Frau Schenkel am bezeichneten Orte umgebracht, nicht aber um sie zu berauben, sondern weil sie sich seinem Wissen nicht fügen wollte. Er sei aber von Wein berauscht gewesen und leide überhaupt an Geistesschwäche durch einen in der Kindheit Statt gehabten Fall auf den Kopf. Er bereute die That! —

Bei der am 19. August Statt gehabten Verhandlung nun wurden vorerst 17 Zeugen abgehört. Im Ganzen ergab sich daraus, was bereits schon erwähnt ist. Aber einzelnes Merkwürdige ist aus dem Zeugenverhör noch hervorzuheben. Zwei Entlastungszeugen nämlich (Pfarrer und Schullehrer) versicherten, Nagel sei von Kindheit an ein äußerst stupides Individuum gewesen, dabei rah und für keinen Eindruck empfänglich. Im Contraste mit dieser Zeugenaussage war das Zeugniß der Erzieherin der Gemordeten in Bezug auf deren Charakter. Diese Schilderung der ehrsamen, sanften und liebenswürdigen Caroline Berger war höchst erschütternd, zumal wenn man bedenkt, welches tragische Ende die Unglückliche genommen. — Die anklagende Rede der Staatsbehörde war in allen ihren Theilen gediegen. Sie stellte die That als ein dreifaches Verbrechen, Mord, gewaltsames Attentat auf die Schamhaftigkeit und Raub, dar, und fand im Thatbestande und im Zeugenverhöre Motive genug für die Anklage. — Darauf trat der Anwalt des Angeklagten mit seinem Plaidoyer auf. Es läßt sich denken, wie schwierig bei solchen Indicien die Vertheidigung war. Doch that der Anwalt das Seinige. Das Selbstgeständniß des Angeklagten sei nicht hinreichend, ihn zu verdammen, es gelte dasselbe als ein Verzichten auf ein unveräußerliches Gut. Das gewaltsame Attentat auf die Schamhaftigkeit stehe noch in Zweifel, weil es der Angeklagte in der Sitzung geläugnet habe; der Raub aber stehe in keinem Causalnexus mit der Tödtung, weil er nicht getödtet hat, um zu rauben, in welchem Falle er die werthvollen Gegenstände, wie Ring und Ohrringe, nicht würde zurückgelassen haben. Also liege hier nur einfache Tödtung vor. Es sei aber sehr die Frage, ob diese Handlung überhaupt diesem Menschen, dessen Stupidität an Geisteskrankheit grenze, der von Wein berauscht war, und ohnedin, aufgeregt durch nur täuschender Weise versprochene Befriedigung seiner Wollust, in einem Zustande von augenblicklicher Manie sich befand, zugerechnet werden könne! Die Staatsbehörde nahm aber nach einmal das Wort und schlug die meisten deser Scheingründe nieder. — Darauf ging der Präsident zum Resumé. Es war ein Muster von Beredtsamkeit und Gründlichkeit. Mit dem letzten Worte dieses vortrefflichen Resumés lag den Geschwornen die Verhandlung in allen ihren Theilen klar und unverhüllt vor Augen. — Die Geschwornen gingen dann in ihr Berathungszimmer. Es war bereits Mitternacht, und immer mehr strömte die neugierige Menschenmenge in den Assisensaal. Endlich kehrten die Geschwornen zurück und erklärten den Angeklagten für schuldig! Darauf wurde Johann Nagel, gebürtig zu Wöllstein, 30 Jahre alt, von dem Assisenhofe zum Tode verurtheilt. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

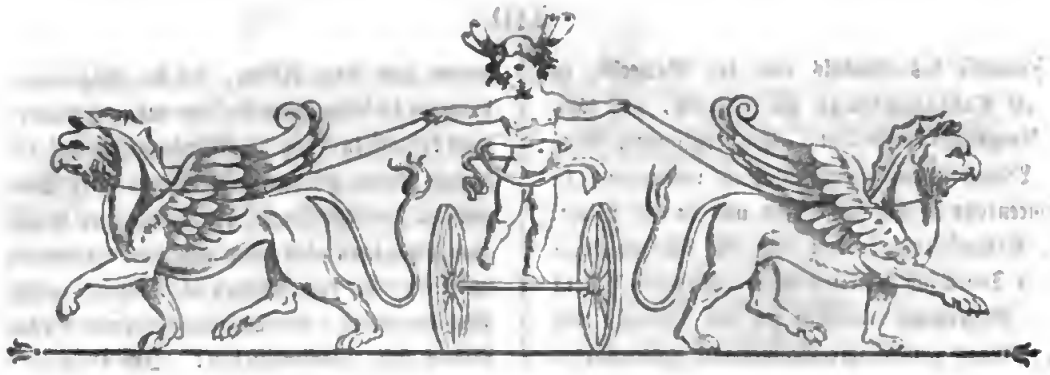
[Das Profil Ludwig's XVI.]

Ein americanischer Seeofficier, der in Deutschland reist, will am Traunstein (einem Felsberg bei Gmünden in Oberösterreich) das Profil Ludwig des 16ten, von der Laune des Zufalls geformt, entdeckt haben. So schreibt er an einen Landsmann: „Von Linz aus begab ich mich auf den Weg nach dem Traunstein, und als ich die Augen zu dessen Gipfel erhob, schauderte ich unwillkürlich zusammen. An dem wolkenlosen Himmel zeichnete sich im Felsen das riesenhafte Profil eines menschlichen Gesichtes, das mit solcher Vollendung ausgehauen schien, als hätte Canova es gemeißelt. Ob ich auf Ludwig des 16. Kopf verfallen wäre, wenn man mich nicht in Linz darauf vorbereitet hätte, weiß ich nicht, doch glaub' ich es, denn wirklich ist die Aehnlichkeit dieses Steinbildes mit dem Gepräge der Münzen aus den Regierungsjahren jenes Fürsten auffallend. Auch ist es keine Aehnlichkeit blaßer Contouren, sondern alles ist mit einem wunderbaren Ausdruck belebt, der an die Leiden des unglücklichen Königs erinnert. Die Stirne ist von Falten durchfurcht, der Mund halb geöffnet, die Lippen scheinen zu beben, und die ganze Person scheint in einem peinlichen Schlummer zu liegen. An dem doppelten Kinn, der Adlernase, der zurückgeschobenen Stirne ist Ludwig's Gesicht unverkennbar. Der Kopf scheint mit einer Mütze bedeckt, die nur roth zu sein brauchte, um ein vollständiges Symbol darzubieten. Die Täuschung vollendete sich durch einen Bergbang hinter dem Bilde, dessen Schneekuppe ganz einem weißen Kopfkissen glich." Auch die Natur hat ihre Ironie. — In der sächsischen Schweiz unfern der Bastei sieht man ebenfalls das steinerne Bild des 16. Ludwig an einem Felsenvorsprunge. 10.

[Publicität.]

Der Constitutionel erzählt ganz unbefangen, die berühmte Sängerin der italienischen Oper, Mademoiselle Grisi, sei gegenwärtig in gelegneten Umständen, werde einige Zeit auf ihrem Landgut zubringen und vielleicht auch heirathen. Die Sache sei wahr aber nicht, gewiß wird Dem. Grisi nicht so ungeschickt sein, darüber eine Reclamation anzustellen. Man denke sich aber eine solche Notiz in einem deutschen Blatte über die unbedeutendste Charistin — welch einen heillosen Lärm würde sie machen, wie würden alle Behörden angerufen werden, wie würde ein Zetermordio durch ganz Deutschland gehen und alle Krähwinkler aus dem Philisterschlaf wecken. 8.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 178. — den 10. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Baß.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Wie spendeten diesen Worten unsern Beifall, und die lachende Sonne schien hernieder auf unser Frühmahl, zu dem wir uns zuvörderst anschickten, während Windstöße voll frischer Meeresluft zuweilen den Strom heranführten und uns von ferner bestrichen.

„Von Hamburg auf Wien zu kommen," nahm Constantin wieder das Wort, gewährt überhaupt viele Beziehungen, und die Vergleichung beider Städte, in denen ich längere Zeit gelebt, hat sich mir oft genug aufgedrungen. Soll noch irgendwo von einer tüchtigen Gesundheit der Existenz heut die Rede sein, so darf man sie nur in Wien und in Hamburg suchen, wo sie, ungeachtet des verschiedensten Treibens hier und dort, auf einer gleichen Hineinbildung des Daseins in das Reale und Wirkliche sich gegründet hat. Alle andern großen Städte Deutschlands kranken im Inhalt wie in der Form des Lebens, und ihre Krankheit schleicht noch dazu ohne alle pathologische Krisis dahin. Wien und Hamburg sind kerngesund, es sind die Marktplätze des Augenblicks, wo der Moment wichtig ist für den Genuß, wie für die Geschäfte, und im frischen Schaum abgeschöpft werden muß von dem Wellenspiel des Tages. Alle Vortheile und alle Nachtheile, die es mit sich bringt, auf solche Weise gesund zu sein, vereinigen sich hier an der Elbe wie dort an der Donau, denn der Mangel jener göttlichen Krankheit, die alle Wundenmahle der Zeit an sich aufzuweisen hat, wie die Nonne Emmerich alle Nägelmahle des Herrn an ihrem verzückten Körper, muß auch wieder als ein Nachtheil angeschlagen werden. Aber es hat sich gezeigt, daß bei den Schmerzen wie bei den Hoffnungen und Idealen dieser Zeit gleich wenig herauskommt, und da das Märtyrerthum der Ideen wie in einer solchen Epoche längst lächerlich geworden ist, so erkenne ich den Materialismus der Gegenwart, oder die Gegenwart des Materialismus dermalen für das einzig richtige Lebensprincip an. Das wahre Herenhuth für dies Princip ist in Wien und Hamburg oder nirgends zu finden. Hier oder nirgends ist jetzt Herrnhuth! Hier ist Frieden mit der Tradition und Versöhnung mit der bestehenden Wirklichkeit, und an die Stelle der Zukunft, deren Sterne anzubeten sich die Menschheit in Schmerzen verzehrt, ist schon der Genuß getreten, und ein weitausgreifender Vertrieb des Weltcapitals. Wie durch seine überseeische Perspective das Leben Hamburgs in das hohe Meer des Welthandels einströmt, so hält das epikureische Wien als Bazar der Diplomatie und durch patriarchalisch-aristokratisches Großleben die Weltfäden in der Hand, mit denen es sich der Bedeutsamkeit des Allgemeinen verknüpft. Beide Städte, obwohl sehr eigen in sich beschlossen, sind also keineswegs eingepfercht in ihren Richtungen, sondern lassen alle Elemente des andringenden Lebens ein und aus, bleiben aber durch dieselben unverändert. Das Bestehende wird in Hamburg

Digitized by Google

durch das Interesse des Handels und der Gewerbe, in Wien durch die Anhänglichkeit an die Religion, den Kaiser und das Vergnügen vertheidigt. Ein bestimmter Mittelpunct des Lebens ist in beiden Städten vorhanden, in Hamburg concentrirt er sich im Hafen und in der Börse, in Wien im Katholicismus, von dem alle übrigen Ausstrahlungen des Tages sich herleiten lassen. Mit dem sichern Gegeneisen der Gegenwart verbindet sich der Genuß, der hier und dort als das gemeinsame Banner mit goldgestickten Rändern und fröhlichen Lebensfarben hoch emporflattert. In Hamburg motivirt sich der Genuß immer durch die Arbeit, welche ihm vorangegangen ist, und mit der es von dieser vielthätigen Bevölkerung sehr ernstlich genommen wird. In Wien entsteigt der Genuß mehr dem Naturell, der Gewohnheit und Gelegenheit des Tages, dem holden Müßiggang und der süßen Leidenschaft. Darum ist er hier genialer, leichter, flüssiger, und wird naiv durch den Volkshumor, der sich ihm zugesellt. In Hamburg, diesem nordischen Capua, wo das Vergnügen das anstrengende Geschäft ablöst, tritt ebendeshalb die Freude in einer derbern und handfesteren Gestalt auf, und greift zu nach tüchtigen Stoffen und Massen, um zu zeigen, daß sie auch wirklich genieße. In beiden Städten wird erstaunlich viel gegessen, in Wien ißt man mit Grazie in infinitum, und verdaut durch Strauß und Lanner. Deshalb hat die schöne Fülle des Fleisches, die hier angesetzt wird, und deren reizenden Repräsentanten, den Wienerinnen, man in den Mittagstunden am Graben und Kohlmarkt oder die Kärnthnerstraße entlang in den seltensten Erscheinungen begegnet, noch immer etwas durchsichtige und durchschimmernde Poesie an sich. In Hamburg macht einem auf den großen betäubenden Diners die Naturgeschichte mehr zu schaffen. Der Hamburger dinirt mit Ernst und Gewichtigkeit, die aufgetragenen Gerichte, die seltenen Seefische, die kostbaren Hummern, die ausgesuchten substanzreichen Suppen nehmen eine gewisse feierliche Grandezza in Anspruch, und lassen die Größe des Werkes, zu dem man sich niedersetzt, und dessen Schwierigkeit besonders in der Verdauung liegt, still bedenken. Die Unterschiede des Lebens wird man immer am meisten an den öffentlichen Vergnügungsörtern gewahr. Man sitze unter den glänzenden Reihen des Sperl und beobachte die Körperbewegungen der braunen, lebhaften Wienerin, mit denen sie die Takte der Musik unwillkürlich begleitet, während sie die siegesgewissen Blicke auf ihre Nachbarn umhergleiten läßt; oder man verweile im Elbpavillon auf dem Wall oder in dem herrlichen Alstergarten zum alten Raben, wo die festgenährte weiße Hamburgerin in behaglicher Existenz auf und nieder wandelt, oder man besuche in Prag die Abendconcerte auf der in der Moldau so reizend gelegenen Fäcberinsel oder Schützeninsel, wo nur die dunkeln Augen der Böhminnen in lebhafter Bewegung sind, sonst aber kaum ein Wort verlautet und Jeder still und stumm an dem Andern vorübergeht: welche verschiedene Physiognomien, die aus verschiedenen Bestandtheilen des Lebens sich zusammensetzen! Im Ganzen zeigen sich die Classen der Gesellschaft an den öffentlichen Orten getrennter in Hamburg als in Wien. Ein Tanzfest im Augarten mit seinen üppigen rauschenden Walzern zieht die ganze schöne und vornehme Welt Wiens herbei und durch die blendend erleuchteten Lustgänge sieht man stolzgeschmückte Fürstinnen neben Grisetten und Kammerjungfern wandeln. In Hamburg sind die Tanzsalons fast nur mit den unzähligen Bajaderen dieser Stadt angefüllt. Welche Aufgabe für einen Hogarth, einen Ball in den weltberühmten Salons von Peter Aheens oder Dorgerloh zu skizzieren! Dieses tumultuarische Auf- und Niederbewegen vieler hundert Gestalten, untermischt mit schaulustigen Fremden aller Nationen! Der Tanz geht an, bald in stürmischen Walzern und Galoppen, die den ganzen Saal durchfegen, bald in einzelnen abgetheilten Gruppen des Contretanzes, welche die Zuschauer in dichtem Gedränge durchschreiten; dann läßt sich auf einmal ein lautes Kreischen vernehmen, eine Tänzerin hat Krämpfe bekommen, in einer andern Ecke des Saales entsteht ein Lärm und Zusammenlauf, zankende Stimmen toben durcheinander, da rauscht die Musik mit Alles übertönenden Doppeltakten auf, um den Aufruhr zu beschwichtigen, der Tanz entbrennt von neuem in stürmischen Touren; nun tritt eine längere Pause ein, der Fußboden wird besprengt mit malerisch ausgegossenen Wasserkreisen, man unternimmt Spaziergänge durch den Garten, oder hier und dort auf der Galerie bilden sich einzelne Gruppen und Gelage, wo ein Fremder einige Flaschen Wein spendet, bis endlich gegen den anbrechenden Morgen hin der letzte erstorbene Ton im Saale gespensterhaft verstummt. Will man noch in tiefere Regionen hinabsteigen, so kann man die nächtlichen Schauder des hamburger Berges, den unheimlichen Sitz ägyptischer Bacchanalien, vergleichen mit dem Volkstreiben des Lerchenfeldes in der Vorstadt Wiens, oder auch mit dem sogenannten Wurstelpeater, wo freilich die Harmlosigkeit des Wieners sich noch ziemlich außerhalb dieser Parallele hält. Dennoch ist im strengsten Sinne die größere Sittlichkeit auf Seiten Ham-

Digitized by Google

burgs, wenigstens was das Gesellschafts- und Familienleben betrifft. Ein Lieblingsausdruck der Ehefrauen in Wien ist: „G'scheidt sein!" und diese Gescheidtheit, welche sie sich nacheühmen, ist der Sicherheit der Ehe weniger günstig, als die blauäugige Treue des hamburgischen Eheweibes, das aus dem strenggezogenen Kreise der Pflicht nicht so leicht heraustritt. Dagegen muß man gestehen, daß das Straßenleben nirgends frecher und unsittlicher vor sich gehen kann als in Hamburg, während in Wien umgekehrt größerer Anstand draußen auf den Gassen herrscht, als im Innersten der Häuser. — —

In einigen Wechselgesprächen führten wir diese Parallelbilder von Wien und Hamburg, die Constantin in solcher Art angeregt hatte, noch weiter aus. Ich fand daran einen guten Uebergang zu meiner den Freunden versprochenen Erzählung, zu der ich nach einigem Nachsinnen mein Gedächtniß auffrischte, und dann begann. (D. F. f.)

Lieder von Manfred.

Der Vogel.

Ich fuhe hinaus aufs Land; der Wagen offen,
Die Seele war es auch,
Und durch den Busen zog von süßem Hoffen
Ein wundersüßer Hauch.

Es grüßten freundlich mich die Blüthenzweige,
Als ahnten sie mein Glück,
Und winkten: Singe jetzt — und schweige
Kehrst Du von Ihr zurück.

Da griff ich in des Herzens stille Saiten
Doch klang es leis' nur nach:
Der Himmel lief mit seinen Herrlichkeiten
Nur stumme Träume wach.

Und sieh', ein Vogel, aufgeschreckt vom Neste
Durch Hufschlag und Geroll,
Er flüchtet in des nächsten Baumes Aeste
Und birgt sich sorgenvoll.

Doch weitre muß er fliegen, fortgetrieben
Und angstempergestört,
Bis ihm der Baum vor'm Fenster meiner Lieben
Ersehnte Ruh gewährte.

Ich trat zu Ihr; des Zimmers traute Stille
Der Liebe Blick und Kuß,
Sie gaben eine Seligkeitenfülle
Und Glück im Ueberfluß.

Was wurde da nicht all auf Einem Sitze
Getändelt ohne Ruh,
Die Sonne sah durch Lindenblüthenritze
Dem süßen Spiele zu.

Der kleine Vogel aber, der versteckte,
Sang hell dazu sein Lied,
Es war als ob er unsre Liebe neckte
Und was er sah verrieth.

Und was er da erlauschte, das Geheimniß,
Er trug's im Fluge fort,
Und sang es wohl, der Schwätzer, ohne Säumniß
An manchem andern Ort;

Und kehrt' es wohl in seinem Nest die Jungen:
So kam es nach und nach,
Daß nun von unsrer Liebe schon gesungen
Die Vögel auf dem Dach.

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Beethoven-Concert, Stiftungsfest der naturforsch. Gesellsch.]

Auf dem Plateau der „neuen Anlagen", an diesem lieblichen Lustorte der Mainzer, fand in der Mitte dieses Monats das erste Concert zum Vortheil des Beethoven'schen Monuments Statt (das zweite, von der Liedertafel zu gleichem Zwecke veranstaltete, ist noch auf mehrere Wochen hinausgeschoben worden). Der Genuß war ein ungewöhnlicher. Dieser von der Natur gebaute Concertsaal, mit der anmuthigsten Umgebung, die man sich denken kann, und in demselben die sphärischen Klänge Beethoven's, die so vieles von der Himmelseligkeit in sich haben, — es war eine eigene Wonne, zu diesem Orte eine Spende für Beethoven's Monument hinzutragen! — Ich gebe Ihnen das Programm dieses von dem Musik- und Sängerchore des 40sten preußischen Infanterie-Regiments veranstalteten, großen Concerts: 1) Symphonie von Beethoven, D-dur, erster und zweiter Satz. 2) Festouverture und Triumph-Maesch von Ferdinand Ries. 3) Ouverture zu Egmont von Beethoven. 4) Ouverture zu Coriolan von Beethoven. 5) Phantasie über Beethoven's Sehnsuchtswalzer von Neumann. 6) Chor von Mozart (O, Isis und Osiris). 7) Rheinpreußisches Kriegerlied von Weber. 8) Letzter Satz der Beethoven'schen D-dur-Symphonie. — Ich habe nur wenig zu diesem Programm zuzufügen. Beethoven's Tonstücke wurden von diesem Musikchore mit einer Virtuosität executirt, über die wir erstaunten. Der Musikmeister dieses Chors (Hr. Hartmann) soll ein außerordentlicher Adept Beethoven'scher Musik sein; das erklärt die Kraft, Präcision und Begeisterung, mit welchen diese ewigen Tonwerke vorgetragen wurden! — Die herrliche Festouverture des genialen Ferdinand Ries war von imposanter Wirkung, ein solcher Schüler darf neben dem Meister stehen! — Neumann's Phantasie über den berühmten Sehnsuchtswalzer ist ein melodiöses, ideenreiches, ergreifendes Musikstück, nur eine Variation, die der Es-Clarinette, schien uns gesucht und fremdartig, selbst störend für das Ganze. — Mozart's Chor und Weber's Kriegerlied wurden von einem starken Männerchor recht brav vorgetragen. Man verließ allgemein befriedigt die neue Anlage, und das Concert hatte einen hübschen Ertrag für das Monument des deutschen Meisters abgeworfen. Ehre den Veranstaltern! —

Digitized by Google

Auch das zweite Stiftungsfest der rheinisch-naturforschenden Gesellschaft wurde in diesem Monate begangen. Einem glänzenden Festmahle ging eine festliche General-Versammlung vorher, die viel des Belehrenden bot. Zuerst trat der Director der medicinischen Section des Vereins, Dr. Gröser, mit einer Rede über die innern Verhältnisse des jungen Instituts auf. Der Redner entwarf ein sehr tröstliches Bild über die Fortschritte und das Wachsthum der Gesellschaft, und verbreitete sich gegen das Ende über den großen Nutzen des Naturstudiums für den Laien und für den Mann von Fach. Geheimerath Nau sprach sodann: über die Ursachen der Licht- und Wärme-Entwickelung in der Natur; Professor Bauer: über die Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der Astronomie innerhalb der beiden letzten Jahre; endlich Medicinalrath Wettmann: über die stationären endemischen und annuären Krankheitsverhältnisse der Provinz Rheinhessen und der Stadt Mainz. Letztere Rede namentlich zeigte von einer gereiften Erfahrung, und die Winke, die dieser kenntnißreiche Arzt gab, waren höchst beherzigenswerth. — Diese vier geistvollen Reden boten für alle Anwesenden, die aus vielen Ständen zusammengesetzt waren, etwas dar, und man verließ daher die Generalversammlung allgemein befriedigt, und unter den herzlichsten Wünschen für das Gedeihen des Instituts. — Bei dem Festmahle herrschte eine seltene Heiterkeit und Cordialität, und recht geistreiche Toaste wurden ausgebracht. Die ersten Toaste galten unserm Großherzoge, der als Protector des Instituts so warme Theilnahme an dessen Gedeihen nimmt; dann folgten Toaste für die auswärtigen Ehrenmitglieder, die mit Liebe der Gesellschaft anhängen und die unsere Naturaliensammlungen so reichlich bedenken. Endlich wurde auch dem so eifrigen Vorstande der rheinisch-naturforschenden Gesellschaft in herzlichen Toasten gedankt für die verständige und liebevolle Leitung des Instituts, durch welche dasselbe in einer so kurzen Zeit diese Bedeutung erreicht hat. Das Fest dauerte bis Mitternacht. —

Zum Schlusse dieses Berichts theile ich Ihnen eine Nachricht mit, die für Mainz nichts weniger als angenehm ist. Wir hatten bis itzt 15000 Soldaten zur Festungsbesatzung; diese Truppenmasse verbreitete einen außerordentlichen Wohlstand unter der mittlern Classe unsrer Bewohner, wo doch der größte Theil der Summe, die zur Unterhaltung einer solchen Mannschaft nöthig ist, circulirt. Jetzt soll diese Festungsbesatzung plötzlich auf die Hälfte reducirt werden, was einen empfindlichen Nachtheil bringen muß. Außerdem, daß unsere Stadt dadurch an Lebhaftigkeit sehr verliert, werden namentlich die Häuserbesitzer den Abzug dieser Truppen sehr empfinden müssen; denn da ein Theil derselben, wegen Mangels an Raum in den Casernen, bei Privaten gegen Entschädigung untergebracht wurde, stieg der Mietpreis, der Werth der Häuser und die Sicherheit der Capitalien, ja manche unbemittelten Bewohner verbesserten dadurch ihre Verhältnisse, indem sie mehrere hundert Soldaten aufnahmen, und dadurch sich ein erkleckliches Sümmchen erwaben. Das alles hört auf, wenn die Hälfte der Truppen weggeht, und wir haben dabei nach den Nachtheil, viele sehr gebildete Officiersfamilien scheiden zu sehen, die man bereits in den hiesigen Zirkeln gerne sah. Wahr ist indessen, daß eine solche Reduction der Truppen in einer so wichtigen Festung, wie die unsrige, allerdings ein Zeichen dauernden Friedens ist, und indem wir uns einerseits über diese angenehme Friedensaussicht freuen, kann uns doch der momentane Nachtheil nicht gleichgültig sein. So führt jedes Gute auch sein Uebles nach! —

Notizen.

[Ein Gesetz gegen den Nationalgeist.]

Der beklagenswerthe Tod Armand Carrel's scheint bereits die ersten seiner politischen Folgen nach sich ziehen zu wollen. Der Großsiegelbewahrer will ein Gesetz gegen das Duell in Vorschlag bringen. Wieder ein Stümper in der Regierungskunst, der die Napoleon'sche Gesetzgebung bemeistern will. Ein Gesetz gegen das Duell ist in Frankreich eine wahre Bêtise, und würde durchaus seinen Zweck verfehlen. Das wußte Napoleon, der tiefe Menschenkenner, sehr wohl. Alles, was gegen den Sinn und Geist einer ganzen Nation unternommen wird, muß scheitern. Wir sind auch fest überzeugt, daß dieser Gesetzvorschlag in beiden Kammern durchfallen wird. Und würde er durchgesetzt; so würde die Folge davon sein, daß die Duelle, statt sich zu vermindern, sich häufen würden, weil durch das Verbot das point d'honneur noch mehr gestachelt würde. 10.

[Das Piedestal und die neuen Moden.]

Auf das Piedestal (beim Palais Bourbon), welches bestimmt war, Ludwig des 18. Statue zu tragen, wird nun die von Mirabeau gestellt werden — wenn nicht etwa bis dahin irgend eine andere politische Mode dem Piedestale wieder eine andere Last bestimmt. Die Römerinnen pflegten ihre Büsten in Stein hauen zu lassen, wie man heut zu Tage sich malen läßt. Da aber der Kopfputz damals eben so wechselte wie jetzt, so wurde derselbe insbesondere gemeißelt und dem Scheitel wie eine steinerne Perrücke aufgesetzt, die man jedesmal nach der folgenden Mode mit einer neuen vertauschte. So geht es den öffentlichen Denkmälern in Frankreich, und die Nation ist das Piedestal, das jede neue Mode tragen muß. 10.

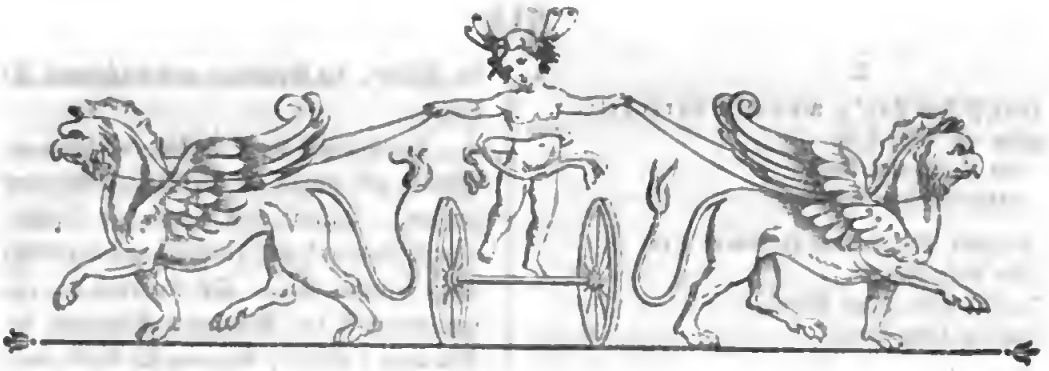
[Proceß der Madame Dudevant.]

Endlich hat der Scheidungsproceß der Madame Dudevant (Georges Sand) seine Endschaft erreicht, aber nicht durch die Entscheidung der Gerichte (denn die Gelehrten waren noch lange nicht einig), sondern durch Vergleich. Der Gatte nimmt mit jährlichen 5000 Franken vorlieb, die ihm die Gattin aussetzt, und sie behält die Kinder — und die reiche Erbschaft, die sie gemacht. 6.

[Einige von vielen Möglichkeiten.]

Es erweckt Betrachtungen und Gefühle eigener Art, wenn man die Reihen berühmter und einflußreicher Menschen durchgeht, welche nach den Gesetzen der Natur noch jetzt leben könnten, obwohl sie längst dem Tode anheim gefallen sind. So könnten z. B. Kaiser Leopold der Zweite in einem Alter von 89 Jahren und James Fox in einem Alter von 87 Jahren noch unter den Lebenden sein. Kaiser Paul von Rußland und Ludwig der Sechzehnte wären beide im Jahre 1836 — 82 Jahr alt geworden, die unglückliche Gemahlin des letztern 81, Mozart 79, Nelson 78, Schiller, William Pitt, desgleichen Danton und Robespierre 77, Kotzebue und Haug 75, Fichte 74, Jean Paul Richter und Seume 73, Sultan Selim der Dritte, Frau von Staël, so wie Hoche und Desair 68, Napoleon 67, Canning, Beethoven und Weltmann 66, Walter Scott 65, Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen u. Novalis 64, Schill 63, Müllner 62, der Romandichter Hoffmann 60, Kaiser Alexander 59, van der Velde 57, Karl Maria von Weber 50, Lord Byron 48, und Theodor Körner 45 Jahr. Welche Erinnerungen und welche Möglichkeiten treten mit diesen Namen vor die Seele. R—e.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 179. — den 12. September 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Elemente der Liebe.

An Dina.

1.

Luft wär' meine Liebe,
Die nicht haften bliebe
Für die Ewigkeit? —
Ohne Dich zu kränken,
Laß mich's überdenken,
Was Dein Wort mir beut!

Denke Dir das Leben
Ohne Luft gegeben:
Lieb' iſt Lebensluft.
Denke Die die Lenze
Ohne duft'ge Kränze:
Lieb' iſt Blumenduft.

Sieh die Erde ſchweben
Ohne Furcht und Beben,
Nur der Luft vertraut,
Ewig treu getragen
Steht der Sonnenwagen
Eine Himmelsbraut.

Luft iſt auch der Himmel!
All ſein Sterngewimmel
Hängt in blauem Duft.
So die Welt bezwingend,
Ihren Leib umſchlingend,
Herrſcht als Geiſt die Luft.

Sei Du meine Erde!
Und im Frühlingswerde
Sollſt Du ewig ſteh'n.
Ach mit Liebesbeben
Will ich Dich umſchweben
Dich als Luft umweh'n.

Hörſt Du's leiſe rauſchen?
Ew'ge Küſſe tauſchen
Unterm Himmelszelt?
Bebend im Verlangen,
Allwärts heiß umfangen
Will ich meine Welt.

Wie die Himmel zittern
Und in Ungewittern
Sich ihr Schmerz ergießt,
Will ich Dich durchdringen,
Deinen Schooß umſchlingen,
Wo mein Leben ſprießt.

Will Dich ſanft umkoſen
Und in Deinen Roſen
Träumen ſüßen Traum.
Zwingſt Du mich zum Wüthen,
Schüttl' ich Deine Blüthen
Dir vom Lebensbaum.

Wie die Luft mit Flügeln
Thalwärts und auf Hügeln
Bis zum Sternenzelt —
So mit Athemzügen
Will ich Dich umfliegen,
Dich Du meine Welt.

Digitized by Google

2.

O! nennst Du Frau'r, was mich verzehrt:
So weine um mein Herz,
Bis meine Fackel umgekehrt,
Bis ausgelöscht mein Schmerz.

Sei Du der Thau vom Himmel hehr
Und kühle diese Gluth,
Sei Du das stille, blaue Meer,
Ich tauch' in seine Fluth.

Wie Regen tränkte weich und mild
Vom Himmel niederwärts,
Und jeder Tropfen drückt Dein Bild
Mir tief ins heiße Herz.

Und jeder Tropfen eine Welt,
Darin Dein Auge lacht,
Dein Aug', das treulich Wache hält
In dunkler Liebesnacht.

Ein Feuerbrand der Einsamkeit
Verzehrte mich vor Dir.
Nun bin ich todt vor eignem Leid,
Du aber lebst in mir.

F. S.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung.)

5.

Eisenbahnpartie mit einer Wienerin.

Vor anderthalb Jahren befand ich mich in Wien und wanderte öfters nach Tabor hinaus in das belebte Ferdinands- und Marienbad, wo die silbergraue Donau in dem sogenannten Kaiserwasser zur Kühlung und Erfrischung einladet. In den Vormittagsstunden trifft man auf diesem Platze viel auserlesene schöne Welt beisammen, besonders da es seit Kurzem für die Wienerinnen allgemeine Mode geworden war, in der nicht weit von hier errichteten Damenschwimmschule schwimmen zu lernen. Ganze Gesellschaftswagen voll hübscher Kinder sah man heranfahren, und es war ein Vergnügen, sie zu beobachten, wie sie unter Lachen und Schäkern ausstiegen, dann mit einem possierlichen Seitenblicke hinter das Gezelt der neuen Lehranstalt schlüpften und nach einer Stunde erfrischt und rosawangig, wie dem Meere entstiegene Göttinnen, zurückkehrten. Ein mit durchgreifenden Weltverdrossenen sich tragender Freund, mit dem ich hier öfter in den kleineren Badeabtheilungen badete, pflegte dann philosophische Betrachtungen anzustellen über den Einfluß, welchen diese neue Bewegung des weiblichen Geschlechts auf die Cultur, die Geschichte und die socialen Fragen ausüben könne.

Eines Tages stand ich hier in diesem anmuthigen Getümmel, und schaute die Vorübergehenden und Ankommenden an. Da traf mich aus einiger Entfernung der Ton einer Cither, und bald erschallte auch der Gesang einer weiblichen Stimme dazu. Der Ausdruck war eigenthümlich genug, um mich den Klängen nachzuziehen, und als ich das Gedränge zertheilte, fielen meine Blicke zuerst auf ein schönes großes Mädchen, die sich mir als die Sängerin dieser glockenhellen Töne darstellte. Neben ihr stand an einen Baum gelehnt ein blinder Citherspieler, von noch jugendlichem aber widerwärtigem Aussehen. Seine finstern, entstellten Züge kannten die Milde nicht, die sonst über die Gesichter der Blinden verbreitet ist, er schien ein von Unglück und Schuld schwer getroffener Mann, aber die wilde Hast, mit der er die Saiten seines Instruments rührte, brachte Melodien hervor, die eine Meisterhand verriethen. Jetzt sang seine Begleiterin ein altböhmisches Volkslied, das er nur mit wenigen schwermüthigen Accorden accompagnirte, während sie, in allem Ausdrucke ihrer schlankgewachsenen Gestalt sich erhebend, ein wunderbares Seelenleben der Stimme in diesen Tönen ausschüttete. Ihre herrliche Stimme maß fast drei Octaven im Umfange, aber noch mehr Erstaunen erregte die Gewalt der Empfindung, die sie in dieß naiv-schmerzlichen Volkslaute verlegte, und worin sie sich, mit emporwallendem Busen und feuchten Augen, gänzlich vergaß, unbekümmert um alle Zuhörer. Sie trug sich sehr einfach, in einem weißen Kleide, das eng und schlicht die edelsten Glieder umfloß, der Kopf war nur mit ihrem hellbraunen, glänzenden Haar geschmückt, dem sich über dem Scheitel ein weißer Schmelz zierlich anlegte. Sie hatte die vollblühende und prächtige Natur einer Wienerin an sich, obwohl ich zweifelte, daß sie dieser Gegend heimisch angehören mochte. Die Zuhörer spendeten reichlich auf das Notenblatt, auf dem sich mehrere Goldstücke zeigten. Sie empfing stolz und schweigend, ohne Dank zu sagen, aber ihr feines, nachdenkendes Gesicht, bald erröthend, bald erblassend, kämpfte mit einem Anfluge von Trauer, den es selbst wieder an sich zu zerstreuen strebte.

Als ich nach einer halben Stunde aus meinem Badezelt wieder heraustrat, begegneten meine Augen zuerst dem blinden Citherspieler, der einen lauten Lärmen um sich her erhob. Er ergoß sich in Klagen und Verwünschungen, und griff wie vom Wahnsinn befallen mit den Armen in der Luft umher. An seiner Seite fehlte die schöne Führerin, die ihn geleitet und zu seinem Instrumente gesungen hatte.

Digitized by Google

Die Umſtehenden ſuchten ihm Troſt zuzuſprechen, aber er geberdete ſich mit trotziger Widerſpenſtigkeit gegen alle Rathſchläge und rief unaufhörlich den Namen Derjenigen, die ihn verlaſſen zu haben ſchien. Er behauptete, ſie habe längſt die Abſicht gehabt, ihn ſeinem hülfloſen Zuſtande preis zu geben, ſie ſei entflohen und werde freiwillig nicht wieder zu ihm zurückkehren. Auf Befragen nannte er ſie ſeine Frau, doch ſo, daß man ſehr daran zweifeln konnte. Eine Menge von Menſchen hatte ſich um ihn verſammelt, die Geſellſchaftswagen, mit Rückkehrenden nach der Stadt überfüllt, hielten auf dem Fahrwege ſtill, um dies ſeltſame Schauſpiel abzuwarten. Indem meine Blicke zufällig auf einen dieſer Wagen hinſtreiften, ſah ich auf dem hinterſten Sitze deſſelben, ganz in eine Ecke gedrückt, eine weißgekleidete weibliche Geſtalt, in der ich ſogleich die Führerin des Blinden wieder erkannte. Sie hatte ſich meiner Seele zu feſt und bedeutſam eingeprägt, um nicht auf der Stelle herauszufinden, daß ſie es war. Ich trat näher, und ihr großes ernſtblickendes Auge begegnete dem meinen, das ſich wie fragend auf ſie richtete. Ich ſchwieg, und faßte den Entſchluß, ſie nicht zu verrathen, ich weiß ſelbſt nicht warum. Ich hatte im Stillen Partei für ſie genommen, denn dem Blinden, deſſen widerwärtiges Weſen mich gegen ihn einnahm, konnte man nicht mehr vertrauen, als ihrer würdigen Erſcheinung, an der gewiß größeres Unrecht gethan worden, als ſie ſelbſt für den erſten Anſchein ihrem Gefährten jetzt zufügte. Auch behaupteten Einige aus der Menge, es mit angeſehen zu haben, wie er ſie zuvor, als Beide nebeneinander fortgingen, heimlich mißhandelt und geſtoßen. Sie aber wurde jetzt in ihrem Verſtecke von Niemanden bemerkt. Wahrſcheinlich war ſie, nachdem ſie den Blinden verlaſſen, auf dieſen Wagen geſprungen und hatte den Kutſcher für ſich zu gewinnen gewußt. Denn dieſer trieb jetzt ſeine Pferde an, und während die andern Geſellſchaftswagen noch ſtill hielten, fuhr er im raſchen Galopp mit dem wunderbaren Flüchtling davon. Es war mir, als kehrten ſich ihre Augen noch einmal mit dankbaren Strahlen auf mich zurück, der ich ihr bis in die weiteſte Entfernung mit meinen Blicken nachfolgte. —

Ich verließ den Platz, ohne mich um den unglücklichen Citherſpieler ferner zu bekümmern. Es war für mich Zeit geworden, einem Mittageſſen zuzueilen, das mehrere Freunde und Bekannte, mit denen ich während meiner Anweſenheit in Wien zuſammengelebt, beim Sperl verabredet hatten. Ich ſollte an dieſem intereſſanten Kreiſe, in dem ſich mehrere Literaten des Kaiſerſtaates, unter andern auch der originelle Philoſoph Anton Günther befanden, heut zum letzten Male theilnehmen, da ich noch an demſelben Abend von Wien abreiſen mußte. Ich eilte daher durch den ſchattenreichen Augarten in die Leopoldſtadt zurück, und traf in dem Garten des Sperl ſchon die Theilnehmer dieſes philoſophiſch-katholiſchen Diners bei einander. Wenn es mich nicht von meiner eigentlichen Erzählung diesmal zu weit abführte, wollte ich Euch dies merkwürdige Mittageſſen ausführlicher ſchildern, in dem ich, ein armes Weltkind, zwiſchen Propheten links und rechts geſeſſen war, und wo zu den Geſprächen, welche die aufgeklärte Legitimität dieſer Abbés durch den ſonſt an andere Dinge gewöhnten Saal erſchallen ließ, draußen vom Garten her Strauß'ſche Tanzmelodieen accompagnirend einfielen, der barockeſte Contraſt, dem ich mich noch je in meinem Leben ausgeſetzt gefunden. Bei allen Streitigkeiten über die Neugeſtaltung des kirchlichen und religiöſen Lebens ließen wir uns doch die unbeſtrittene Subſtanz der wiener Küche vortrefflich behagen. Da erhob ſich die kleine kräftig gedrungene Geſtalt Anton Günther's, er hielt ſein gefülltes Glas in die Höhe, und brachte einen Toaſt aus: den Manen Hegel's! Mit allgemeiner Zuſtimmung der Herzen wurde dies aufgenommen, die vom öſtereichiſchen Wein blinkenden Gläſer ſtießen hell wie Feſtglocken aneinander, und es möchte das erſte Mal geweſen ſein, daß dem Traubenſaft Oeſtereichs auf der einen, und der Philoſophie Hegel's auf der andern Seite die Ehre widerfahren, ſich gegenſeitig zu verherrlichen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin *).

[Epidemiſche Reiſeluſt.]

Das gemeine Sonnenjahr theilte ſich nach dem Thierkreiſe ein; wir Berliner denken nicht ſo plebejiſch, ſondern theilen unſer Jahr nach ganz andern Abſchnitten. Der erſte iſt der Carnevals-Abſchnitt, dann kommt der Faſtnachts- und Pfannkuchen-Abſchnitt, dann der Oſtereier-Abſchnitt; zwiſchen Oſtern und Pfingſten kennt ein echter Berliner keinen rechten Charakter der Zeit, ſie iſt nicht Fiſch, nicht Fleiſch, und man geht abwechſelnd ins Theater oder ſpazieren. Nach Pfingſten aber tritt die Sonne unſeres Lebens in wichtige Zeichen, und zwar in das Zeichen des Wollmarktes, der Wettrennen und des Gartenvereins. Unter dieſer Conſtellation ſchrieb ich Ihnen meinen letzten Brief. Jetzt ſind wir in einer ſchlimmen Periode, die unter der Herrſchaft des Sirius ſteht, und wo natürlich die Rabies canina fürchterlich graſſirt. Die Krankheit äußert ſich auf verſchiedene Weiſe beim Berliner. Zwei weſentliche Kennzeichen ſind erſtlich die Reiſewuth (correſpondirend mit der Beißwuth, die ſich bei Hunden und den von ihnen Gebiſſenen zeigt) und zweitens die Theaterſcheu (corre-

*) Bericht von Ludwig Rellſtab.

spondirend mit der Wasserscheu). Ich will zuvörderst von der Reisewuth handeln. Dieselbe herrscht natürlich mehr in den höhern Ständen, hat sich aber jetzt schon bis tief in die mittlern hineingefressen. Wer, sobald der Wollmarkt vorüber ist, noch auf dem berliner Steinpflaster umhertreten muß, der wird von einer innern Unruhe gefoltert, die ihn wie einen Besessenen umherjagt. Hört er ein Posthorn, so fährt ihm der St. Veitstanz in die Glieder, und er zappelt wie ein Fisch am Angelhaken, um ins Freie hinauszukommen; sieht er aber vollends eine gefüllte Schnellpost zum Thore hinausfahren, so sind oft vier Mann nöthig, um den Kranken nur zu halten, daß er nicht wie besessen nachstürzt und sich etwa gar unter die Pferde treten läßt vor Reisebegier. Die Pein, welche der Berliner bei dieser Krankheit ausstebt, ist excessiv, und Niemand kann besser darüber urtheilen, als gegenwärtiger Briefschreiber, weil derselbe dem Uebel regelmäßig alle Jahre unterworfen ist. Kein Wunder, daß man daher die möglichsten Vorkehrungen dagegen trifft, und schon im Winter einen neuhäutigen Schild vorhält, um das Uebel abzupariren. Jeder Beamte, der ein wenig Grütze im Hirn besitzt, redet schon im Januar mit seinem Arzte, um desselben im Juni gewiß zu sein. Heut schmerzt ihn der Kopf, und er kann es vor Migräne nicht aushalten, und der Arzt verordnet ihm bald Valeriana, bald Moschus, bald Ambra, endlich alle Species Arabiens und Indiens, aber nichts will helfen. Natürlich, denn der Kranke ist kein Esel, der die theuren Recepte machen läßt, oder gar etwa verschluckt, sondern er steuert darauf los, eine ganz andere Cur mit sich vornehmen zu lassen. Nach vierzehn Tagen hat er es im Unterleibe, in den Hypochondrien, er weiß sich vor Angst nicht zu lassen, wird kleinlaut, daß die fürchterlichsten Phantasien, sieht sich z. B. bei der nächsten Ordensvertheilung übergangen, und anderes Entsetzliche mehr. Der Arzt schüttelt den Kopf, spricht: hm! hm! käut an der Feder und verschreibt Brausepulver, gelind eröffnende Purganzen, und was sonst von Hippokrates bis Hahnemann als probat empfohlen wird. Allein es hilft abermals nicht aus dem schon angeführten Grunde. Ostern kommt heran, da ist es vollends mit dem Patienten nicht auszuhalten; heut hat er's im Kopfe, morgen im Unterleibe, übermorgen in den Füßen, und dann in den Händen; jetzt ringt auch der Arzt die Hände und kämpft mit dem Fuße; er nimmt in der Wuth und Verzweiflung seine Zuflucht zum animalischen Magnetismus des Doctor Cohnfeld, zur Wassercur des Doctor Weigersheim, endlich gar zur homöopathischen Maltraitirung des Doctor L. H. S.! — Der Kranke lacht sich ins Fäustchen, denn er wird immer elender, je schöner das Wetter wird. Spaziergänge fangen an ihm wohlzuthun; er bemerkt, daß körperliche Bewegung und Muße ihm dienlich sei. Endlich sieht der Arzt Licht und verordnet dem Plagegeiste eine Brunnen- und Badecur, — vorzüglich weil er selber verreisen will, und einen so lästigen Patienten seinem Collegen überlassen darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Religiosität im J. 1836.]

In einem gewissen Lande, das ich Ihnen zu raten gebe, ist eine Quelle, zu der jährlich Wallfahrten geschehen, denn das Wasser dieser Quelle steht unter dem Schutze eines mächtigen Heiligen und übt wunderthätige Heilkraft. Alle Freitage, besonders aber die Freitage im Mai, sind dem Dienst dieses Heiligen geweiht. Unzählige Pilger sind auch dieses Jahr angekommen, wiewohl die Witterung fast durchgehends kalt und unfreundlich war, und haben sich in dem Wasser gebadet. Eine Capelle steht daneben, worin, der Volkssage nach, der Heilige dieser Quelle ehedem verehrt wurde. Hier wird zuerst ein Evangelium gelesen, dann muß man in dem heiligen Wasser drei Mal untertauchen, und zwar so tief, daß nichts vom Körper über dem Wasserspiegel sichtbar bleibt. Dann ist die Wundercur vollendet. Man bringt Kinder hin, die der Brunnenwärter drei Mal untertaucht, das Wasser mag noch so kalt sein. An einem der letzten Freitage (erzählte mir ein Augenzeuge) tauchte der Wärter ein zwölfjähriges Mädchen drei Mal bis auf den Grund unter, und zwar in Gegenwart der Eltern, die der Operation andächtig zusahen. Das unglückliche Kind fror entsetzlich, bekam krampfhafte Zuckungen, wurde ganz blau im Gesicht und schien dem Ersticken nah. Hierauf kam ein halbjähriges Kind, ein Knabe, an die Reihe, auch er wurde drei Mal tief untergetaucht und schrie jämmerlich vor Schreck und Frost. Dem Augenzeugen, der mir dies mitgetheilt hat, wurden von den anwesenden Pilgern tausend Wundercuren erzählt, wie das heilige Wasser alle Hautkrankheiten plötzlich heile, besonders Ausschläge. (Sehr natürlich, sie werden in den Körper zurückgetrieben.) Nun rathen Sie, in welchem Lande diese Quelle, diese Wallfahrt, dieser Aberglaube, diese Barbarei zu Hause sind! Sie denken wohl, im tiefsten Rußland? Nein. In Spanien? Nein. In Italien? Sicilien? Nein, nein. Die Quelle heißt: **La fontaine de Caillonville**, bei dem Dorfe **Sainte Vandrille** in **Frankreich**, im Departement de la Seine-Inférieure. Und die Pilger, die dahin wallfahren, sind **französisches** Landvolk, und das oben Erzählte geschah im Mai 1836.! — Und diesen Unfug duldet die Regierung! Nun spreche man noch von Sittenverderbniß in einem Lande, wo noch so viel Religion herrscht! Man wende nicht ein, dies sei nicht Religion, sondern Aberglaube. Beide sind beim gemeinen Mann innig verschmolzen, und ich biete den Theologen trotz, wie die Grenzlinie zwischen beiden zu zeigen. — 10.

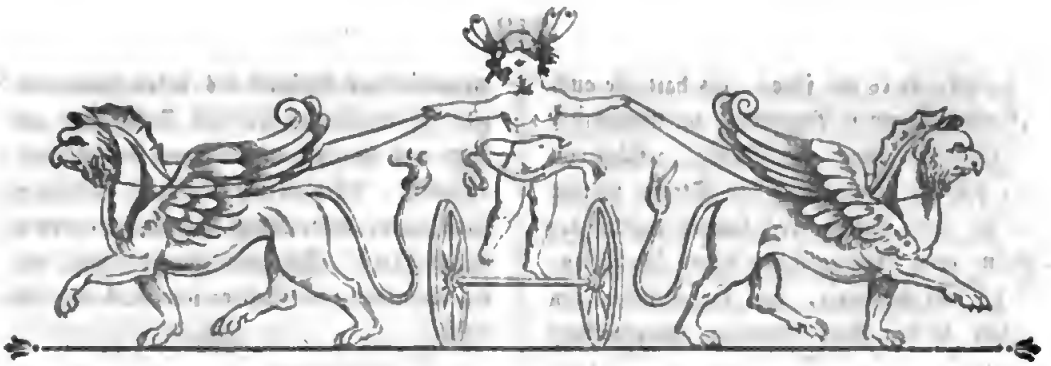
[Ein ächter Zecher.]

Graf Poppo von Henneberg, welcher am 4. März 1574 gestorben ist, trug in seinen Beinkleidern allezeit eine feine lange härne Schnur mit sich herum. Wollte er einmal beim Trunk recht lustig sein, so zog er diese Schnur allen Anwesenden durch ihre Ohrringe, damit keiner ausweichen und sich den ausgebrachten Gesundheiten entziehen konnte. Hatte aber Jemand noch kein Loch im Ohrläppchen, so mußte er sich eins hineinbohren lassen und zu diesem Zweck führte der Graf auch immer einen kleinen Bohrer bei sich. Weiter läßt sich doch die Narrheit fast nicht treiben! 22.

[Die Thränen Karl's XII.]

König Karl der Zwölfte von Schweden, der Mann von eisernem Sinn, soll doch in seinem (sechs und dreißigjährigen) Leben zwei Mal geweint haben. Das erste Mal bei dem Tode seines Jugendfreundes und nachherigen Schwagers, Herzogs Friedrich des Vierten von Holstein, welcher 1702 in der Schlacht bei Cliffow blieb; das zweite Mal bei dem Tode seiner geliebten Schwester Hedwig Sophie, der nachgelassenen Wittwe des eben genannten Herzogs, vermählt 1698 und gestorben zu Hamburg 1708. Es ist übrigens bekannt, daß Karl XII. noch eine zweite Schwester, Ulrike Eleonore, hatte, von welcher der Ruf viel Böses, auch in Ansehung des räthselhaften Todes ihres Bruders, gesagt hat. 22.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 180. — den 13. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Diese Vermittelungsseeligkeit war aber der Schule eigen, zu der mich in Wien ein persönliches Attachement hingeführet hatte, und an deren Spitze Günther stand, ein Mann, der eine Fülle von Tiefsinn, verbunden mit Phantasie und poetischem Humor darauf verwandte, den festgewurzelten Katholicismus mit den neuen Frühlingen der sich fortbewegenden Idee zu vermitteln. Meine ganze Aufmerksamkeit war nur auf ihn gerichtet. Er trug sich in der bekannten Tracht der Weltgeistlichen, die Stiefeln über die Beinkleider gezogen, mit einem gewissen reinlichen und sorgfältigen Zuschnitt seines ganzen Wesens, der ihm etwas Eigenes in der Erscheinung gibt. Bemerkenswerth ist seine schöne weiße Hand, wie man sie selten an einem Manne erblickt. In seinem glatten etwas scharfausgeschnittenen Gesicht ist zersetzende Analyse mit feinsinniger Gemüthlichkeit zu lesen. Er war in seiner Jugend in einem Jesuitenkloster in Galizien, hat ein merkwürdiges inneres Leben durchgelebt, und ist jetzt Censor in Wien, wo er für seine Ideen eine stille und kleine, aber geistvolle Gemeinde um sich versammelt hat. In seiner Behausung läßt er sich nicht gern aufsuchen, ich habe ihn immer nur im Freien und auf Spaziergängen gesprochen, wo er sich zuweilen plötzlich, wie in Gedanken verloren, absondert, und dann nach einiger Zeit wieder aus einem Waldpfade mit freundlicher Miene der Gesellschaft entgegentritt. Bei diesem Diner aber faßte auch mich zuletzt die vermittelnde Tendenz an, ich ließ mir die beste Sorte Oesterreichs, den Gumpoldskirchner, heranbringen, und um Alles, was es nur in unserer Zeit an Vermittelung geben könnte, zu überbieten, trug ich mit hochemporgehobenem Kelchglas einen Toast aus „auf die Versöhnung zwischen Welt und Religion, Poesie und Sittlichkeit!" Dies war Allem zu viel, kein Mensch wollte darauf anstoßen, und halb ärgerlich, halb lachend nahm ich Abschied, um meine Reise vorzubereiten, während die Andern noch bei den Gläsern und bei ihren Meinungen sitzen blieben. —

Um zehn Uhr Abends ging die Eilpost nach Linz ab. Ich hatte mich etwas zeitig beim Postgebäude eingefunden, und musterte die reisefertigen Gestalten, die dort in großer Anzahl dem Abgange der Wagen entgegensahen. Eine verhüllte weibliche Figur erregte am meisten meine Aufmerksamkeit, einen kleinen Reisesack an der Hand stand sie still und bewegungslos in der dunkelsten Ecke des Flurs, Niemand schien sie zu begleiten oder ihr anzugehören, zuweilen blickte sie sich scheu und vorsichtig um. Ich stellte mich in ihre Nähe, und als eben ein Postbedienter mit der Laterne vorüberging, erhellte das Licht ihre ganze Gestalt, und ich erkannte zu meinem Erstaunen die Sängerin, die ich am Morgen in einem so räthselhaften Verhältnisse zu dem blinden Citherspieler gesehen. Ich wollte einige theilnehmende

Digitized by Google

Worte an sie richten, da es mir schien, als hätte sie auch mich ungeachtet einer stummen Begegnung im Gedächtniß behalten, als, sonderbar genug, der Blinde, geführt von einem Knaben, plötzlich draußen auf der Straße sichtbar wurde, wo ihn die große Laterne des Hauses deutlich beleuchtete. Meine arme Reisegefährtin schrak sichtlich zusammen, und ich war neugierig, was der Blinde, den sein Führer gerade in den Flur hineinzog, unternehmen möchte. „Sie muß hier sein, Meister Citherer!" sagte der Knabe mit einem gewissen frechen Humor. „Sie wird Euch nicht entlaufen. Ich bin ihr heute den ganzen Nachmittag nachgeschlichen und habe alle ihre Tritte und Schritte belauert. Sie wollte nach Linz, verlaßt Euch auf meine Augen, blinder Meister Citherer, und zittert nicht so! Ich konnte sie nie leiden, so hübsch sie auch sang. Wenn ich nebenan von ihrer Kammer schlief, weinte sie immer die ganze Nacht, und verdarb mir und meiner alten Mutter die Ruhe. Die Mutter sagte immer: was hat sie so zu weinen, die abscheuliche Person, als wäre was besonders Nobles an ihr, und schlug ein Kreuz. Jetzt kommt, wir gerathen sicher noch hier im Posthofe an sie." —

Der Knabe schrie laut: „Tonietta! Tonietta!" und die Gesuchte, die noch immer schweigend neben mir verharrte, schien nach einigem Kampf mit sich selbst endlich einen Entschluß zu fassen. Sie trat hervor, rührte den Blinden durch einen Schlag auf die Schulter an und sagte stolz und gebietend: „Noch ein Wort, Michael, mit Dir, ehe wir uns zum letzten Male in diesem Leben begegnet sind!" Dann ergriff sie ihn bei der Hand, wies den Knaben seiner Wege und zog ihren blinden Gefährten hastig mit sich fort. Sie führte ihn auf der Straße einige Schritte vorwärts über den Dominicanerplatz, und blieb dann vor der Dominicanerkirche an einer einsamen Stelle, wo sie unbelauscht sich wähnen durfte, mit ihm stehen. Es war mir gelungen, ihnen unbemerkt zu folgen, und hinter eine Säule gedrückt, hörte ich das seltsamste Zwiegespräch an.

„Wir sind geschieden und müssen es sein!" sagte sie mit fester und durchdringender Stimme. „Die Grausamkeit des Unglücks hat mich an Dich gekettet, mein Widerstand gegen das Schicksal soll mich wieder lösen von dieser Fessel, die an Deine Schritte mich band. Du bist der Urheber meines Unglücks, ich überlasse Dich jetzt dem Deinigen!"

„Du benutzest," erwiederte er kalt und ruhig, „meine ohnmächtige Lage, um mir zu trotzen, wie man es sonst nimmer mit mir gewagt hätte. Wäre nicht durch ein verdammenswürdiges Geschick das Leben in meinen Augen getödtet, so spräche ich jetzt als Dein Herr und Meister mit Dir, und schaltete mit Deinen Tagen, als wären sie mir verfallen. Aber merkest Du nicht, daß seit meiner Erblindung meine wilde Natur, die Dir zuwider ist, sich tagtäglich mildert? Habe noch einmal Geduld mit mir, da Du die Stärkere, die Bessere und auch die Glücklichere jetzt bist!"

Sie schwieg eine Zeit lang still und sann nach. Daß etwas Weiches in die Stimme des Blinden sich mischte, schien ihr Herz zu ergreifen, da sie es nicht gewohnt an ihm sein mochte. Dann sagte sie, ihre Regung bekämpfend: „Wir müssen uns dennoch gegenseitig aufgeben! An Dir und mit Dir gereicht mir Alles zum Unheil. Ich will wieder eigennützig werden und das Glück suchen, aus Trotz meines innersten Selbst!"

„Ach!" sagte der Blinde, „mein Kind, willst und kannst Du das Glück finden auf der Fährte Deines verlorenen Lebens! Es ist wahr, ich habe Dich verderbt, aber wer bürgt Dir dafür, daß ich es nicht zum zweiten Male thue, wenn Du fern von mir und ohne mich glücklich wirst? Nein, ich lasse Dich nicht, ich hänge mich wie ein Schatten an Dein Heil und Unheil fest. Habe Erbarmen mit mir, ich bin blind, vielleicht werde ich noch gut. Meine bösen Geister werden sanfter, wenn Du an meiner Seite wandelst, und das Brot des Tages mit mir verdienen hilfst!"

„Belüge Dich nicht selbst, armer Michael!" sagte Tonietta. „Du hast an mir blos den Gegenstand, an dem Deine Dämonen sich noch auslassen können. Und ich habe an Dir meine Buße, meine Gottesgeißel, unter der ich für Alles, was Irrthum meines Lebens war, blute. Darum habe ich mich so lange der Züchtigung Deiner Nähe dargeboten. Jetzt aber habe ich genug gebüßt. Ich steure wieder keck hinaus, und mache, Gott weiß es, neue Versuche mit dem Leben."

„Nimm mich mit!" rief der Blinde dringender. „Ich gehorche Dir künftig in Allem und Jedem, finde eine neue Auskunft für Dich und mich, um diese bettelhafte Existenz zu corrigiren. Du hattest immer einen auserlesenen und raschen Geist."

„Wohlan," sagte sie ernsthaft, „was kannst Du geloben, Michael?" — „Ach," fuhr sie mit einer Stimme, die wieder bitterer wurde, fort, „kannst Du auch nur so viel geloben, mich nicht mehr zu schlagen? Siehe, auch dies nahm ich so lange als auferlegte Buße vom Himmel hin.

Digitized by Google

Ich wae demüthig genug, um nicht blos innerlich in mie zu büßen, sondeen auch durch äußere Schmach. Ich war thöricht, denn was habe ich eigentlich verbrochen? Aber das Unglück macht am Ende veewoeten."

Ee gelabte Reue, und es wae rührend, wie ee sich, trotz seinee Häete, um jeden Preis mit ihr zu versöhnen suchte. Er mußte auch verspeechen, nie in ihrer Nähe wiedee zu fluchen und gotteslästeeliche Reden zu führen. Dann sagte sie: „So komm, komm noch einmal! Der Himmel weiß es, daß ich besser handele, als ich sollte."

Sie zog ihn mit sich foet, und aus der Ferne folgend, sah ich Beide wiedee im Postgebäude verschwinden. Es war zu vermuthen, daß sie jetzt einen Schein für ihn lösen wollte, um ihn mit sich nach Linz zu nehmen.

Inzwischen wae der Augenblick der Abfahet heeangeeückt. Es waren gewiß zehn Wagen, welche heut in einee Reihe hintereinandee diese Posttone machten, indem der ziemlich bedeutende Maekt in Linz um diese Zeit Fremde und Reisende aller Art dorthin zu ziehen pflegt. Ich blickte lange umhee, ehe ich in den mir angewiesenen Wagen stieg, um von den beiden Räthselhaften etwas zu gewahren, als ich, schon auf meinem Sitze mich befindend, bemerkte, daß die herbeigewünschte Gestalt gerade neben mie saß, und gegenüber der Blinde, der seine Cither, sein einziges Gepäck, vor sich auf dem Schooße trug.

Ich segnete mich über dies glückliche Zusammentreffen, und nun schmetteete das Posthorn, fröhlich ging es in die tiefdunkle schöne Herbstnacht hinaus. Als es spätee wurde und die übrigen alle schnarchten, begann ich das erste Gespeäch mit meinee Unbekannten, die öftee durch das Wagenfenster hinaussah in den Waid oder zu den Sternen aufwärts. Mie war ein außeroedentliches Inteeesse recht in innecstee Seele für sie entstanden, und ihee Nähe durchdeang mich jetzt mit einee besondeen Sympathie, wie ich sie wahl seit lange zu keinem Wesen empfunden. Sie sagte, sie sei eine Wieneein von Geburt, obwohl ihr dee Dialekt fehlte, der zwae eine etwas südliche Färbung, abee keine wienerischen Gnegellaute in ihrem metalleinen Organ verrieth. Sie führte an, sie habe ihre Jugend nicht in Wien verlebt, abee dann brach sie ab mit den Worten, ihre Geschichte sei zu schwer und ernst füe die teäumerisch gaukelnden Stunden einee Postnacht. Alsdann scherzten wir über die Bagage von all den geheimen Gedanken, Schmerzen und Seligkeiten, die ein solchee Postwagen auf seiner knaerenden Achse wohl mit sich schleppe und in die Welt zertheilen helfe. Sie meinte, ein Reisewagen voll Menschenheezen habe immer Ueberfracht, und die Mehetare werde vom Schicksale auf jedee Station unerbittlich erhoben, der eine habe ein zu schweees Gepäck an Hoffnungen, der andeee an Leiden. Für Beides abee müsse man bezahlen mit seinem Leben. Ich staunte über iheen gewandten Geist, mit dem sie Bemerkungen machte und schnell zu andeen übeeging. Dee höhere Adel ihree Natue, ihrer Bildung bestätigte sich mie immer mehe, je unbegeeiflichee sie mir wurde. Ich fing auch an, von solchen Elementen des Postwageniebens zu reden, die man als die blinden Passagiece desselben bezeichnen könnte. In meinee Arglosigkeit gedachte ich nicht, daß wir wirklich wenigstens einen Blinden auf dem Wagen hatten. Sie zuckte in dee Erinnerung an denselben zusammen, ward still und spaech die ganze Nacht nicht mehe.

(Die Foresetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Beelin. (Foetsetz.)

[Neue Villen, Hrn. Häring's Museenthurm und Thiermumie.]

Genug, der Berliner ist jetzt im Reisestadium des Jahres. Der glückliche Schelm, dee sich losgeangelt hat vom Haken, fährt nach Leipzig, Dresden, Teplitz, Karlsbad, Swinemünde, Heringsdorf (welches aber nicht vom Dichtee Häring, der daselbst ein Gut besitzt, seinen Namen hat), nach der Ost- und Nordsee, der Elbe, dem Rhein, dem politisch verrufenen Belgien, Frankreich, der Schweiz, dem Nicolaisch veeeufenen Italien, und meinethalben nach Mexito. Aber wir, die wie hier sitzen bleiben, was machen wie? Wie gähnen im Theater, schreiten hinab im Thiergarten, erkälten uns bei diesem naßkalten Sommer zu Treptow odee Strahlow, beim Feuerwerke an den Ufern der Spree, beneiden die Verreisten und Verreisenden — kurz, schmachten in einem miserablen Zustande dee miseeabelsten Misere. Wer reich ist, baut sich zue Zeestreuung Häuser, wie wir sie denn vor unsern Stadtthoren eascher als die Pilze (die bei uns im Sande überhaupt schlecht gedeihen) aus dee Erde schießen sehen. Im Thiergarten ist wenigstens ein Dutzend neuee Villen seit verwichenem Sommer gebaue werden, und sämmtlich im reichsten und mitunter geschmackvollsten Styl. Der Erfinder des Badeschrankes und Gewinner des großes Looses, Herr Schneider, hat ein großes Schloß mit schwebenden Gärten der Semiramis auf dem Dache erbaut, und die Schneiderbueg (so nennt sie der Berliner) ragt weit über die Gärten der schöneberger Chaussee hinaus. Der Leinwandhändler Herr Metznee (der auch die größte Niederlage fertiger Wäsche besitzt) baut der Burg schräg gegenüber eine allerliebste Villa; dee durch die Kürze seines Namens fast eben so wie die Güte seiner Waaren berühmte Stoff-Händler Sy einen kleinen Zauberpalast mitten im Thiergarten, und oben darauf ein Belvedere, wo man doch uber den Wolken steht, d. h. den Staubwolken, die unterhalb hinziehen. Von diesen, die Aufmerksamkeie unserer nicht verreisten, sondern traurig zu Hause spazieren gehenden Berliner fesselnden Gebäuden kennt Ihr Correspondent die Namen der Erbauer; aber eine Menge anderer Villen sind seit dem Frühjahr unter Dach gekommen, die zum Theil sehe geschmackvoll, selbst reizend zu nennen sind. Es hat sich dabei eine neue Art des architektonischen Styls, nämlich eine Nachahmung des pompejanischen Geschmacks, den der Baueath Stieler ganz besonders liebt, mehrfältig mit Glück hervaegethan. Eine Verzierung der Außenseite der Häu-

ser mit Arabesken und farbigen Feldern in Giebeln, an Carnießen, Friesen u. s. w. gibt den Fronten etwas Eigenthümliches, das vom Grün der Laubumgebung gehalten, die freundlichste Wirkung thut. — Doch welch einen zahmen, eleganten Styl schreibe ich mit einem Male! Da sieht man's; einen Bären bringe man nur in einen Musentempel oder ein Museum, so wird er zahm werden wie ein Reh, und sich von niedlichen Musenhändchen willig streicheln lassen. Das ist die Wirkung der schönen Künste! — Doch was wollt ich sagen? — Ja, ich bin ganz von meinen Bauberichten abgekommen. Auch in der Stadt gerathen in diesem Jahre, an Früchte und Wein der nasskalten Witterung halber mißrathen, die neuen Häuser ganz vortrefflich und wachsen zusehends aus der Erde, so hoch als die Polizeiverordnung es nur gestatten will. Der bekannte romantische Schriftsteller Willibald Alexis, oder W. Häring, hat ein Haus gekauft und uns und sich darin eine Wohnung gebaut, an deren Flügel sich ein Thurm anlehnt, welcher der ältesten Ritterburg eine Zierde sein würde. Schon der Homeerische Voß wohnte in Heidelberg in einem thurmähnlichen Gebäude, welches F. A. Wolff seinen Uebersetzerthurm nannte; es konnte also einem Schriftsteller, der noch Ruhm strebt, nicht wichtig genug sein, sich eine solche Aehnlichkeit mit Voß zu verschaffen. Deshalb baute sich Wil. Alexis vielleicht den Thurm, und deshalb zog ich, ihr Correspondent, zu verläßig hinein. Bisher hat seinen Mäusethurm, Berlin jetzt seinen Musenthurm; beiläufig ein Wortspiel, welches sich, ins Lateinische übersetzt, wo mus und musa noch näher verwandt sind (sollte z. B. Musarium nicht so gut ein Mausen wie ein Musenloch heißen können?), noch bessee ausnähme. Ob deshalb gut, ist freilich zu bezweifeln. Genug Berlin hat seinen Musenthurm, und seine Thurmmusen; aber nicht blos wie zwei Schriftsteller haben den Altar der Thalia, Melpomene, Kalliope und Aehnlicher, Verwandtee, darin aufgebaut, sondern auch ein berühmter Maler, C. Magnus, hat sich über uns allen, dem göttlichen Licht am nächsten, seinen Tempel aufgeschlagen, das sein Tempe werden möge. — Dieser Thurmmusensitz ist aber sehr praktisch auf einen guten Keller und ein Colonialwaarenmagazin gethürmt, welche die beiden untern Stockwerke einnehmen, worauf im dritten und vierten die Wirths- und Miethsmuse (sie miethet oder ein, vermiethet sich nicht) und im fünften die der Malerei (welche unter den gewöhnlichen neun freilich nicht existirt) ihren Sitz aufgeschlagen haben. So thront denn der Geist über der Motrie, und der Thurm wäre radelos. Ungenügig ist es aber vom Berliner, wenn er mir nachsagt, ich habe mir die Thurmwerkstätte darum für meine Arbeit ausgesucht, weil ich mich daran gewöhnen wolle, im Thurm zu dichten, denn Spontini, der die dritte Instanz seines Proceßes gegen mich in Frankfurt an der Oder verfolgt, werde dafür sorgen, daß meine Recensionen bald in öden Kerkerthurmwänden verhallen sollen. Sehr möglich, sogar gewiß! Aber das Verhalten wird ein Irrthum sein, denn die Stimme der Wahrheit (die freilich seit der modernesischen voce della verita sehr verrufen ist) wird aus dem Thurm in die Welt dringen. — Doch es ist Zeit genug, von meinem Märtyrthum, das ich im Kampf pro aris et focis der deutschen Muse nächstens erleiden werde, zu reden, wenn es da ist. (D. B. f.)

Notizen.

[Die französischen Officiere nach der Schlacht bei Roßbach.]

In der Schlacht bei Roßbach waren etwa 300 französische Officiere gefangen worden. Der Prinz Heinrich empfing sie gütig und ließ ihnen die abgenommenen Degen zurückgeben, indem er äußerte: „Ich will, daß man diese Herrn als Männer von Ehre behandle; die Kriegsgefangenschaft ist ein Unfall, der Jeden von unserm Handwerk treffen kann und nichts gegen die Bravheit beweist.“ Er unterstützte auch diejenigen, welche in Noth waren und Alles verloren hatten, ja er nahm zu diesem Zweck Geld bei leipziger Kaufleuten auf. Zu Berlin wurden sie am Hofe und in der Stadt mit einer Güte behandelt, wie man sie Verbündeten nicht größer hätte erweisen können und alle erhielten Zutritt bei der Königin. Doch das Betragen Vieler entsprach dieser Behandlung so wenig, daß sie z. B. bis dicht hinter dem Stuhle der Königin Nüsse knackten, so daß man die Schalen am nächsten Tage aus dem Saale kehren mußte. Zuletzt klebten sie sogar an mehrern Orten der Stadt Zettel an, mit dem Namen der Hofdamen und dem Preis, für welchen sie angeblich feil sein sollten. So sah man sich denn gezwungen, ihnen den Degen wieder abzunehmen und sie nach Magdeburg zu schicken, jedoch ohne Minderung der Königin, die sich in ihrer Rücksicht gegen sie immer gleich blieb. 22.

[Holländische Reinlichkeit.]

„Ihr wollt mir dienen, Freund?“

„Ja, mein Herr.“

„Seid Ihr auch reinlich?“

„Ja, mein Herr.“

„So will ich es mit Euch versuchen. Wie heißt Ihr?“

„Jakob, mein Herr.“

„Wohl, Jakob. Ich gehe auf die Börse. Besorgt mir indeß die Stube. Macht rein und blank. Dann können wir beisammen bleiben.“

Der Herr ging auf die Börse. Jakob ging ans Werk. Alles war ohnehin spiegelblank. Er putzte dennoch drauf los. In ganz Amsterdam war keine Stube, die reiner gewesen wäre. Der Herr kam wieder. Er sah mit prüfendem Blick in jeden Winkel. Er hatte ein Abschnitzelchen von Papier auf die Diele gelegt, um den Diener zu prüfen. Es war weg. Der Herr lächelte zufrieden. Er hatte auch den Spiegel angehaucht. Er war wieder blank. Der Herr lächelte wieder. „Ihr seid reinlich,“ sagte er, „wir können beisammen bleiben.“

Er gab dem Diener Hut und Stock zu verwahren, und ging zu Bett.

Des andern Morgens sah er sich wieder um. Er hatte seine Schuhe etwas staubig gemacht. Sie waren wieder spiegelblank. Er lächelte.

„Meinen Rock, Jakob! Ich will auf die Börse.“

„Hier, mein Herr.“

„Ihr seid reinlich Jakob. Es ist kein Stäubchen an meinem Rock. Wir können beisammen bleiben. Meinen Hut!“

„Hier, mein Herr.“

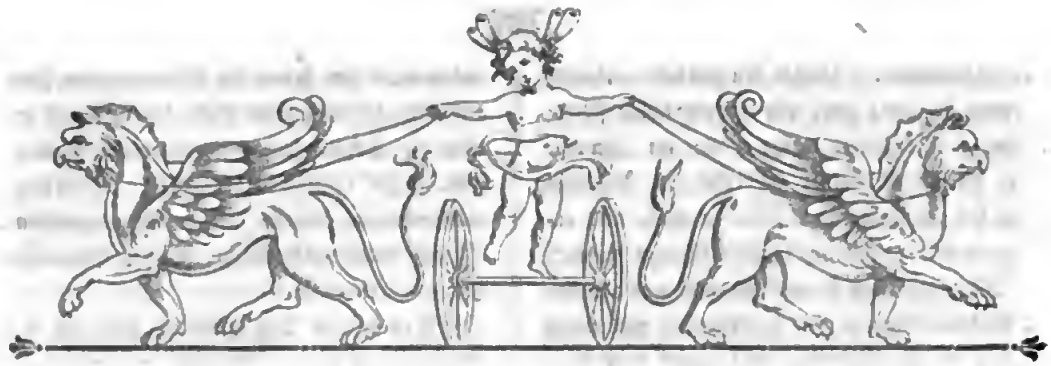
„Der Hut ist rein gebürstet, Jakob. Wir können beisammen bleiben. Meinen Stock!“

„Hier, mein Herr.“

Jetzt erbloßte der Herr. Ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne. Er bebte, wie vom Fieber geschüttelt.

„Jakob,“ sagte er mit gebrochener Stimme, „wir können nicht beisammen bleiben. Seht, an der Zwinge meines Stockes klebt ein Viertelszoll breit Koth von gestern. Hier habt Ihr einen Gulden. Geht mit Gott. Wir können nicht beisammen bleiben.“ 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 181. — den 15. September 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Tag, der auch die andern Reisegefährten erweckte, verstreich weniger angenehm. Wir hatten noch einen an seinem schwarzen Collet erkenntlichen Abbé und eine dicke behagliche Wienerin, die echte Repräsentantin des österreichischen Biegerschlages, uns zunächst auf dem Wagen. Der beständig raisonnirende Abbé ließ sich mit mir in die sonderbarsten Gespräche ein, kam auf Theologie, Speculation und Dogma, und declamirte laut und pathetisch über die Auferstehung der Leiber, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort und die Ohren einer bunten Postwagengesellschaft. Ich war in Allem der entgegengesetztesten Ansicht, und in meinem Unglauben an seine Theorie von der körperlichen Auferstehung bestärkte mich sichtlich die üppige Leibesfülle seiner neben ihm sitzenden Nachbarin, deren irdische Substanz hoffentlich einmal, und zum Besten dieser Person selbst, gänzlich zu Grunde gehen mußte.

In dem freundlichen Linz, weltberühmt wegen seiner Hauben, und der sie nicht mehr tragenden schönen Linzerinnen, langten wir gegen Abend an. Die Gasthöfe waren, wegen des Marktzudranges sämmtlich überfüllt und an kein ordentliches Unterkommen wenigstens für den Augenblick zu denken. Zwei kleine Zimmer waren noch in der goldenen Kanone vorhanden, worin wir uns für die erste Nacht gemeinschaftlich einrichten mußten. Von dem einen nahm unser Abbé Besitz, der auf dem einzigen darin befindlichen Ruhelager schon die wohlgenährte Wienerin, die allen zuvorgekommen war, ausgestreckt fand und es sich deshalb auf der Erde bequem machen mußte, während das dicke Weltkind seiner frommen Obhut und seiner Theorie anvertraut blieb. Der blinde Citherspieler, seine Gefährtin und ich bezogen das andere Zimmer, das in seinem kleinen Raum drei seltsam sich gegenüber befindende Menschen vereinen sollte. Tonietta lächelte wehmüthig, als sie unsere Lage überblickte, und sagte, nun komme es darauf an, sich zu begnügen, jeder in seinem Kreise. Sie wollte die Nacht auf dem Stuhle zubringen, und blieb, den Kopf in die Hand gestützt, vor dem Tische sitzen, auf dem das spärliche Nachtlicht flackerte. Der Blinde, der sich völlig stumm verhielt, hatte sich über das Bett geworfen und gab sogleich die Anzeichen des festesten Schlafes von sich. Ich streckte mich auf einige Kissen an der Erde nieder, und konnte von meiner Ecke aus die dasitzende Frauengestalt, die etwas Rührendes und Andächtiges in dieser Situation hatte, ganz ins Auge fassen. Es herrschte eine tiefe ununterbrochene Stille ringsher, und ein wunderbarer Frieden sank wie vom Himmel auf das nächtliche Gemach herab. Ich wagte mich nicht zu rühren, um jeden ihrer Athemzüge zu belauschen. Es war etwas kühl, und sie hüllte sich zusammenschauernd in ihren Reisemantel. Später löste sie sich das Haar auf und ließ das reiche Gelock über Stirn und Gesicht fallen,

um dahinter zu schlummern. Einige Augenblicke verharrte sie so, dann sprang sie hastig auf, ein Traum schien sie erschreckt zu haben. Sie schritt einige Male im Zimmer auf und niedee, streckte mit einee Geberde des Abscheus ihre Hand gegen den schlummernden Blinden aus, und ergriff das Licht, um mich, den sie ebenfalls schlafen wähnte, zu betrachten. Ich fühlte, daß sie wohlwollende und seeundlich leuchtende Augenstrahlen zu mir herabsenkte, und mein Herz erbangte mir in den Räthseln, mit denen mich diese Erscheinung umfing. Ich fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, mit ihr zu reden. Sie aber schüttelte den Kopf leise vor sich hin, ging dann zum Fenster, öffnete es sacht, und blieb lange Zeit in demselben stehen. „Ach," sagte sie, „diese Sternennacht befaßt meine echtesten Lebenswünsche, und die sind mein Grab! Wie oft habe ich mir das Grab wie eine Sterneunacht gemalt, und traulich, furchtlos und gottgetreu wollte ich mich in ihren Mantel einwickeln. Die Nacht hat Rosen für das liebeglückliche Mädchen, das hinaustritt, um den Geliebten zu rufen. Die Nacht hat auch Rosen für die Ungeliebte und Verlorene, die hinaustritt, um den Tod zu rufen. O, meine alte Sehnsucht, daß diese hohe Sternennacht sich enger und immer enger über mich zusammenlegen und verdichten möchte, bis Grabeswände daraus für mich geworden sind, und mich ewig umschließen! Die Sternenuacht ein Grab, und das Grab eine Sternennacht, so schwebt es mir vor den Augen und summt mir in den Ohren. Soll ich hineinspringen in diesen tiefen Raum der Zukunft, damit ich ihn erfülle?"

Sie streckte die Arme aus und bog sich so weit hinunter, daß mich wirklich die Besorgniß erfaßte, sie werde hinabstürzen. Ich stand hinter ihr und umfaßte die schöne taumelnde Gestalt. Sie erschrak nicht, als sie meine Gegenwart bemerkte, sondern legte nur den Finger still und ernst auf den Mund. „Sie sterbeu noch nicht," flüsterte ich ihr zu, „vertrauen Sie dem Leben und einem unbekannten Freund!" — „Freund?" wiederholte sie mit einem traurigen Lächeln; „Sie scheinen mir ein Kündiger menschlichee Herzeu, aber woraus prophezeihen Sie mir, die freundlos ist, noch den Freund?" Ich eegriff ihre Hand, und sie überließ sie mir, ich strich ihr die überwallenden Haare aus der weißen Stirn und von den glühenden Wangen. Sie sah mich an, wir berührten uns mit dem Athem unserer Lippen, sie neigte ihr Haupt halb zu mir hin, halb entzog sie sich mir mit einem schmerzlich fragenden Blick. Da rissen sich plötzlich in unserer Nähe klagende Eitherklänge von dem Instrumente los, wir fuhren überrascht auseinandee und sahen den Blinden, dee schon erwacht war und aufrecht auf seinem Bette saß, während er mit der Hand über die Saiten seines neben ihm liegenden Instrumentes fuhr. In demselben Augenblicke bemerkten wir, daß es draußen tagte, einzelne graue Morgenstrahlen durchzitterten die sich entfärbende Nacht, Sterne flammten noch einmal auf und verblichen. —

Den andern Tag suchte ich mir ein wohnbares Zimmer in einem andern Gasthofe, und unternahm dann einige Spaziergänge, theils um die Eisenbahn zu besichtigen, welche hier eine für den Handelstransport wichtige Linie zwischen Oberösterreich und Böhmen zieht und die Donau mit Budweis verbindet, theils zum Jägermeier hinauf, wo man tief unten im Donauthal das herrlichste Panorama von Linz voe sich erblickt. Dann ging ich in die goldene Kanone zurück, um mich nach meinen beiden dortgebliebenen Reisegefährten zu erkundigen. Der Blinde stand mit seiner Cither allein im Thoewege. Ich richtete einige Worte an ihn, und er erzählte, daß er den heutigen Nachmittag ein Concert in St. Magdalena geben wolle, das auch bereits angekündigt sei. Seine Frau werde darin meheere Volkslieder singen, mit denen sie immer zu allgemeiner Bewunderung hinreiße. Bald erschien auch Tonietta. Sie war in demselben Anzuge, wie ich sie in Wien gesehen, und sah ernst und nachdenkend aus. Beide wollten zu Fuß nach St. Magdalena wandern, und ich bat sie, mit mir auf der Eisenbahn dorthin zu fahren, welche nach diesem anmuthigen Vergnügungsorte auf besonders dazu eingerichteten Gesellschaftswagen hinführt. Der Blinde sagte, das Geld sei ihnen völlig ausgegangen, und ich suchte meine Anerbietungen deshalb in einen Scherz zu kleiden, da ich sah, daß Tonietta sich hocherröthet abwandte. Es wurde endlich angenommen, gemeinschaftlich zu fahren, und der herbeikommende Abbé, der sich in einem stattlichen Sonntagskleide darstellte, gesellte sich auch dazu.

Die Eisenbahn bei Linz wird noch nicht mit Dampfwagen befahren, aber sie ist so vortrefflich, daß ein einziges Pferd mit spieleuder Geschwindigkeit die bedeutendsten Lasten fortschafft. Der Weg nach St. Magdalena, der sich durch die reizeudsten Waldpartieen hinschlängelt und an dem romantischen Hasengraben vorüberzieht, wird in sehr kuezer Frist zurückgelegt, nue tritt, wenn sich zwei Wagen auf der Bahn begegnen, für den einen die Nöthigung ein, auszuheben. Dies ereignete sich auf unserer Fahrt, wo die Herren Rothschild aus Wieu, die sich damals in Linz aufhielten, uns in den Weg kamen. Tonietta's tief-

Digitized by Google

sinnendes Wesen erheiterte sich ein wenig, und sie scherzte mit einem ironischen Seitenblicke übee die günstige Vorbedeutung, die es für ihre Casse haben könnte, dem Namen Rothschild, unter dessen Firma Fortuna die Büchee des Schicksals führe, begegnet zu sein. Dann saß sie wieder schweigend neben mir, und mich faßte bange die Sehnsucht, in iheer Seele zu lesen.

Als wir in St. Magdalena ankamen, fanden wir noch kein Publicum füe das beabsichtigte Concert versammelt, und einige dunkelrothe Gewitterwolken machten die Aussicht für den Tag etwas bedenklich. Der Abbé setzte sich mit dem Citherspieler an einen dee leeren Tische des Etablissements, und schien ein eifriges Gespräch, das einer Bekehrung gleich sah, mit ihm voezunehmen. So viel ich verstand, hatte ihn der Abbé vorher einen wilden Fluch ausstoßen hören, und nahm jetzt den Augenblick wahe, ihm mit einee ausführlicher Disputation ins Gewissen zu reden. Unterdessen war ich mit Tonietta in die kleine Kirche getreten, die malerisch auf der Anhöhe liegt. Das Altarblatt zeigte Christus als Gärtnee, sie stand sinnend davoe, setzte sich dann einen Augenblick in einen dee hölzernen Chorstühle, und eine Thräne schimmerte heimlich in ihrem Auge. Eine drückende Melancholie herrschte in den Räumen dieser ländlichen Andachtstätte. Wir waren beide nicht Katholiken, und verließen, ohne ein Kreuz zu schlagen, diese Bilder, diese geschmückten Wände. Wie gingen in den einsamen, von hochragenden Bäumen rauschenden Wald hinaus, Tonietta hatte sich an meinen Arm gehangen. In der Nähe von St. Magdalena erstreckt sich ein herrliches Bergthal, den wallenden Faden des Donaustroms und die lichte Häuseegruppe von Linz hat man in der Fernsicht. Ein blauer Duft liegt magisch übee das ganze Gemälde ausgesponnen. Wie erfreuten uns mit gleicher Lust dieses Anblicks, und wandelten, die beiden Eisenbahnlinien verfolgend, welche hiee am Saume des Waldes sich hinwinden, immer fort mit raschen Scheitten, in kurzen Wechselworten.

Endlich schien sie ermüdet, wie erstiegen die kleine Berghöhe und suchten in einem Seitenpfade ein Ruheplätzchen. Es bot sich auf einem nmmoosten Baumstamme dar, ich saß neben ihe auf dem Rasen. Die Sonne, wieder hervorblitzend duech das Wolkengerölle, durchbrach mit einigen goldenen Strahlen das Gezweige und schien ihr ins Gesicht, das wieder einen fröhlicheren Glanz gewann. Ich hielt, als wollte ich ihee Treuee begütigen, bittend ihre beiden Hände, und legte dann im tändelnden Zusprechen meinen Aem um den wunderschönen Hals. Sie sagte, als wolle sie scherzen: ich möchte sie nue erwürgen!

Den Scherz entgegnend, meinte ich, die Liebe bei mir sei groß genug, um sie aus Zärtlichkeit zu tödten.

Meine Finger legten sich um die weichen Formen des Halses, und ich fühlte das heftige Schlagen seiner Pulse, aber ich wagte es bald nicht mehr, den Druck meiner Hand fortdauern zu lassen.

Sie aber bat fast ernsthaft, ich möchte nur fortfahren. Sie sagte, sie weede aufschreien, sobald es ihr weh thue. Ihe Antlitz nahm einen ganz seltsamen Ausdeuck an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Beelin. (Beschluß.)

[Wie Hr. Spontini und Hr. Rellstab den 3. August feiern.]

Am 3. August bewährte sich Cäsar's altes Mittel gegen alle Unregelmäßigkeiten, die im vorigen Jahre vorgefallen waren, Cäsar's altes Mittel: Panem et Circenses. Was das Brot anlangt, so haben meine würdigen Mitbürger schon an und für sich zur Genüge daran, aber die Circenses sind schon etwas seltener. In dieser Beziehung nun leistete, ich muß es sagen, unsere Stadt mehr als Cäsar. Denn der Philolog soll denn doch noch geboren werden, der mir, es sei aus den Commentaren, aus dem Sueton oder sonst woher nachwiese, daß Cäsar nur ein so brillantes Feuerwerk als Aedil zu Rom gegeben habe, wie unsere Stadt am 3. August deren drei zum Besten gab, und sich's sechshundert Thaler kosten ließ, damit sie nicht zwölfhundert für zerschlagene Fensterscheiben und Laternen ausgeben müsse. Ich glaube aber, ich erzähle für auswärtige elegante Leser etwas verwarren, und füge demnächst erklärend hinzu, daß, um die Menge von unnützen Zusammenrottungen und Streichen in der Stadt abzuhalten, man besagte drei Feuerwerke vor drei verschiedenen Thoren abbrannte. Dieser Kunstgriff, das Gros der Volks-Armee zu theilen, gelang vollkommen und Cäsar's alte Weisheit erscheint wahrhaftig seit beinahe neunzehnhundert Jahren noch nicht abgenutzt. Somit wäre denn von der Feier dieses Tages nichts Außerordentliches zu berichten, sondern es verging wie immer unter fröhlichem Volksjubel, Festmärschen, Ouvertüren und Prologen im Theater u. dgl. mehr. Ich kann nicht unterlassen, dabei eine kleine Parallele zwischen mir und Spontini zu ziehen. Wir beide suchen den Geburtstag unseres Königs jedes Mal durch eine Gabe unseres Talentes zu feiern, indem Herr Spontini seine Hymne an das preußische Volk darbringt, ich nun schon seit zehn Jahren regelmäßig in der Voß'schen Zeitung ein Gedicht liefere. Ohne mein geringes Talent mit dem seinigen messen zu wollen, scheint es mir aber doch, als wenn eingeborner Patriotismus etwas nachhaltiger wäre als ein fremder. Denn seit meinen zehn Jahren finde ich doch jedes Mal Kraft und Stoff zu einem neuen Gedicht, und Hr. Spontini bleibt immer bei der alten Hymne, und dismal war er sogar nicht einmal bei der Aufführung zugegen. Und dennoch zieht er 4000 Thaler Gehalt, hat ein bedeutendes Ordens-Avancement, und den Titel General-Musik-Director. Ich, der arme deutsche Schriftsteller, dagegen ziehe nicht vier Groschen Gehalt, habe weder einen Orden noch eine Anwartschaft darauf, und nur den Titel Lieutenant — außer Diensten. Allein ich mache mein Gedicht nach besten Kräften Jahr aus Jahr ein, und meine nur, wenn Herr Spontini auch die Bedingung seines schriftlichen Contracts, wonach er uns alle zwei

Jahre eine Oper componiren soll, wegen versiegenden Schöpfungstalents nicht halten kann, daß er doch gewissermaßen aus einem höheren Vertrag der Neigung und Dankbarkeit den Geburtstag seines Königes einmal durch ein neues Werk ehren sollte. Inzwischen, so lange unser Generalmusik-Director feiert, über dessen Unfruchtbarkeit man eigentlich nicht klagen kann, da er binnen 17 Jahren doch wirklich schon fast drei Opern geschrieben, holen wir uns aus Frankreich Stoff für — die Langeweile. Ja für, nicht gegen dieselbe. Die Oper von Halevy, der Blitz, sorgt bei einem hübschen und graciösen Talent des Componisten nach Kräften dafür, das denjenigen, die in flatternder Vergnügungslust ihre Zeit gewissermaßen verpuffen lassen, auch die Kehrseite eines so flüchtigen Lebens gezeigt werde; eine neue, vielleicht aber in jetzigen Zeiten, wo alles nach Vertreibung des Augenblickes jagt, recht achtbare Seite der Kunst, daß sie denselben zu fesseln, nämlich zu dehnen sucht. Ein Stutzer, der ein Jahr seines Lebens verloren hat, weil er die Zeit, die Freuden, die Kunstgenüsse wie Brausepulver hinunterschluckte, findet von dem verlorenen Gut ein recht ansehnliches Stück wieder, wenn er nur den Blitz in drei Acten abwartet, den Halevy vor uns leuchten läßt. — Ernst gesprochen; wie schade, daß so viel Talent, Kunst, und auch eleganter Geschmack, wie dieser Componist zeigt, sich an die Cultur eines so unfruchtbaren Bodens gemacht hat, wie das Gedicht der Herren Planard und Saint George! Wenn zwei zusammen eine solche Nichtigkeit in die Welt setzen, wird man in der That neugierig darauf, wie weit es Einer, allein, mit seinen Kräften gebracht hätte. Der Deutsche klagt über seine Operndichter, und mit Recht; allein ihre Werke sind Wunder von Erfindung, Tiefe des Gefühls, Geschick der Durchführung, gegen dieses französische Nichts, von dem sogar der leichte Schaum des gout und esprit, mit dem der Franzose sich sonst so oft statt mit wirklicher Nahrung abspeisen läßt, weggeschöpft ist. Das Zeug schmecke wie ungezuckerter, abgestandner Eierschaum. — Allein etwas Gutes findet sich überall; so hier das Bestreben, mit wenigen Darstellern, zwei Tenoren und zwei Sopranen, das Ganze zu halten. Wenn nur die anderen dazu verwendeten Mittel des Orchesters und die Forderungen an die Singstimmen im Verhältniß zu blicken wären! Aber hier treibt es der Componist wieder bis an die äußersten Grenzen aller Kräfte, und somit fällt der Vortheil weg, daß kleinere Bühnen, minder befähigte Sänger, Liebhaber u. dgl. sich der allerliebsten Musik bemächtigen könnten. — Das königsstädtische Theater brachte uns zum dritten August eine sehr alte Neuigkeit, Klingemann's deutsche Treue. Ueberhaupt hat diese Bühne in den letzten Monaten sich nach gutem Alten umgesehen, statt nach schlechtem Neuen. So hat sie uns unter anderm „die Jäger" von Iffland gebracht, ein Werk, dessen Werth anfangs über- dann unterschätzt, jetzt vielleicht am richtigsten beurtheilt wird. Es ist einige Male gern gesehen worden. —

So bin ich denn doch zuletzt ganz in die alten Correspondenz-Geleise gerathen, und habe von Oper und Schauspiel gesprochen! Mag's drum sein! Ich will denn nunmehr auch so schließen. Ein seltnes Ereigniß hat sich bei uns zugetragen. Ein Gast gibt im Schau- und Lustspiel Darstellungen auf unsrer königlichen Bühne. Denn so weit ist es allerdings durch Unfreundlichkeiten, ja Rohheiten mancher Art (der Kritik z. B. auch), mit uns gekommen, daß unser Theater für alle Fremde ein gefürchtetes ist, daß es als der ungastlichste, inhumanste Musentempel förmlich verrufen und gestohen ist. Trotz dem erschien ein Gast, Hr. Peters, und gab einige komische Rollen. Wir können ihn eben nicht tadeln, ja müssen sogar Vieles recht gut an ihm heißen: allein wir glauben, er hat sich in seiner Sphäre vergriffen, — oder in seinem Publicum. Denn nicht nur seine Scherze, sondern seine ganze Darstellungsweise streiften in eine etwas tiefere Region, als man einem Gast, der sich doch noch nicht so gar vertraulich mit dem Publicum stellen darf, gut zu heißen pflegt.

Indessen regte er doch oftmals die derbste Saite auf der Leier der komischen Muse kräftig an, die des Lachens. In dieser Hinsicht ist auch gegenwärtiger Correspondenz ihm Dank schuldig geworden; allein für eine höhere Wirkung des Heitern in der Kunst, für eine ästhetische Freude über seine Komik, braucht er ihm keine Quittung zu schreiben.

Notizen.

[Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen, herausgegeben von A. Schreiber.]

Unter den Kupfern, welche die Cornelia auf 1837 bringt, sind besonders ein Stich von Schuler „Heinrich IV. und seine Kinder" nach einem Gemälde van Ingres, und ein anderer von Rosmäsler „Minna und Brenda", gemalt von Johannot, bezeichnenswerth. Als literaeische Gaben bieten sich vier historische Erzählungen. Blumenhagen, der novellistische Haudegen, der Spieß und Cramer seine großen Ahnen nennen darf, bringt ein Gemälde aus der ungarischen Geschichte, es fehlt nicht an Husaren, Panduren, Säbelgerassel und Sporengeklirr. Auch die Schwulst seiner aufgestülpten, bauschigen Diction hat nicht abgenommen seit Jahresfrist. An einer Stelle schildert er die vor Gram bleich gewordene Königin Maria und seine Bildersprache tönt: „Die Schlange der Hoffnungslosigkeit hatte viel von der Blüthe ihrer Jugend gepflückt." Die Schlange pflückt Blüthen! Soviel kecke Imagination hat im Shakspeare nur der besoffne Fähnrich Pistol. Blumenhagen ist als Dichter so ein besoffner Pistol. — Von A. v. Schonen lesen wir eine historische Novelle aus dem Ende des 10. Jahrhunderts in Frankreich; von Janinski „die Belagerung von Hamburg" aus der Zeit der französischen Invasion. A. Schreiber erzählt die venetianische Sage von der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere. Unter den Gedichten von Neuffer lesen wir eines, daß nicht ganz mit Recht dem Taschenbuch angehört, weil es bereits im vorigen Jahre in der Zeitung f. d. eleg. W. steht. Es ist betitelt „Unsere Zeit."

[Ueber Raimund, brieflich aus Wien.]

Raimund, der größte Hypochondrist unter allen Komikern und der größte Komiker unter allen Hypochondristen, hat sich mit dem Entschluß, freiwillig zu enden, auf seinem Landgute bei Wien erschossen. Er war von seinem Hunde gebissen, den er für toll hielt, weil ein Jäger ihn erschoß. Die Furcht, van der Tollwuth angesteckt zu sein, trieb Raimund zu der That. Schon früher hatte er sich, ebenfalls von einem für toll gehaltnen Hunde gebissen, das Leben nehmen wollen. Das schlechtgeladene Pistol hatte ihm die Backenknochen zersprengt. Er litt furchtbar trotz der Bemühung der geschicktesten Aerzte.

[Une couronne d'épines.]

Unter diesem Titel ist jüngst ein Roman von Michel Masson erschienen, der von ausgezeichneter Originalität sein soll. Der geistvolle Franzose hat darin in einem gewissen Sinne die Faustsage umgekehrt, indem der Held seiner Dichtung durch ein überschwängliches Gelingen (du trop-réussir), wie Faust durch ein überschwängliches Wissen, zu Grunde geht. 3.

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 8. — den 6. September 1836.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind so eben erschienen:

Jens Baggesen's

poetische Werke

in deutscher Sprache.

Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers

Karl und August Baggesen.

Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung der deutschen Werke des in der Literatur Dänemarks, seines Vaterlandes, wie in der deutschen, eine ausgezeichnete Stelle einnehmenden Dichters verdient der Beachtung aller Freunde der Poesie angelegentlichst empfohlen zu werden.

Interessante Lectüre.

So eben erschien bei K. F. Köhler in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Genre

und

Fresco-Skizzen

aus

Berlin und Athen

von

Ludwig Rellstab.

No. 1. Die Johannismappe, enth.: Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. Wollmarkt und Wettrennen in Athen. Theater. Athenäusischer Streusand.

8. Velinpap. broch. 8 Gr. oder 36 Kr.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Riemeyer, Dr. H. A. (Director der Francke'schen Stiftungen), Gedanken über die jetzige Gymnasial-Verfassung im Königreich Preußen. gr. 8. geh. 7½ Sgr. (6 Ggr.)

Schmidt, Dr. Max (Rector der latein. Hauptschule, Condirector der Francke'schen Stiftungen), Ueber die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Herrn Dr. Lorinser. „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen." gr. 8. broch. 12½ Sgr. (10 Ggr.)

Der christliche Beobachter.

Frankfurt a. M. bei Schmerber.

Die vorliegenden Nummern enthalten u. a. einen Aufsatz über Denkglaube, Licht und Mysticismus, und eine Beantwortung der Frage: „Läßt die unchristliche Richtung des sogen. jungen Deutschlands für das Christenthum mehr fürchten oder hoffen?"

Der christliche Beobachter berücksichtigt hauptsächlich diejenigen, welche sich in unsern Tagen zu den Gebildeten in dem weitesten Sinne des Wortes zählen, und wird daher nach Inhalt und Form den Bedürfnissen, Anforderungen, Vorurtheilen und Verirrungen dieser Classe zu begegnen suchen.

Keine der bisherigen Zeitschriften hat diesen Zweck, denn entweder sind dieselben hauptsächlich der Erbauung gewidmet, oder sie gehen auf das Gebiet der theologischen Gelehrsamkeit ein und sind deshalb, zum Theil auch schon wegen ihres hohen

Preises, für das Publikum, welches wir vorzugsweise im Auge haben, unzugänglich.

Probeblätter und Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen und Postämter.

Der halbjährliche Subscriptions-Preis beträgt 10 gGr.

Polytechnisches Centralblatt,

1836. No. 34—49, mit 24 Holzschnitten.

(Der Jahrgang von 72 Nummern kostet 3 Thlr. 12 Gr.)

Die belgischen Eisenbahnen. — Die Roheisenerzeugung in den europäischen Staaten. — Fourneyron's Kreiselrad. — Ueber das Klären des Biers mit Hausenblase, von Roberts. — W. Lucy's Verbesserungen an Dampfmaschinen. — Néttlefeld's patentirte Tafelverbindung. — Hauptdimensionen der Dampfwagen auf der Liverpooler u. Darlingtoner Bahn. — Leipzig-Dresdner Eisenbahn. — Bereitung des schweizer Kirschwassers. — Gewinnung des Goldes u. Silbers aus den Farbewässern nach Jacquemyn's. — Drummond's Licht. — Richard's Eisengusswaaren. — Das Springen der Laufersteine. — David Stevenson's Bemerkungen über die Dublin-Kingstown-Eisenbahn. — Léon Costa über die Form der Schienen. — Ueber Coaksbereitung und Anwendung der dabei verlorengehenden Wärme, von Grenvelle. — Neue Kaffeemaschinen. — Artesische Brunnen. — Neue Anwendung des Caoutchoucs. — Ein perlmutterähnliches Concrement. — Zinnfolie als Emballage für Pfropfreiser und Samen. — Die Eisenbahn zwischen London und Cambridge. — Die gesammte durchschnittliche Stein- u. Braunkohlenförderung im Königreiche Hannover. — Ueber die Seide, von Muldar in Rotterdam. — Maschinen zum Verfertigen viereckiger Ziegel und Kacheln, von Leblanc-Pareissien. — Masse von Esse und Kesseln an zwölf der besten Dampfwagen auf der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester. — Literarische Nachweisungen. — Sächsische Industrie. — Ueber die Behandlung der geld- und silberhaltigen Erze in Niederungarn, nach Rebert von der Planitz und Grunar. — Jubin's Verrichtung zum Aufbiegen der Radreife in der Kälte. — William Newton's verbesserte Bereitung der Pflanzenfasern beim Spinnen (Flachsbrechmaschine). — Englands Industrie. — Baumwollenspinnerei in den französischen Rheinlanden. — Ueber chinesische Tusche von Lucas in Arnstadt. — Maschine zum Spalten der Felle von Streissgut u. Kress. — Vulois Verbesserungen im Zeugdruck. — Ueber Essigbereitung von Müller in Driburg. — Formen der Aexte. — Thomas Horne's Verbesserungen an Charnieren u. Gelenken. — Englands Baumwollenindustrie. — Unterhaltungskosten der Eisenbahnen. — Emile und Ieseph Koechlin über die Dampfmaschinen und vergleichende Versuche mit verschiedenen Systemen derselben. — Preise der Dampfwagen. Wasserkraft zur Eisenfabrikation in Frankreich. — Spinnereien in Sachsen. — Choffel, über die Art, den theoretischen Effect der Dampfmaschinen mit Expansion zu berechnen. — Dampfkessel von William Reece. — Heizung mit warmem Wasser. — Manufacturen in Lancaster. — Russische Eisenbahnen. — Dampfwagen auf gewöhnlicher Strasse.

So eben ist bei mir in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ansichten

aus der Cavalierperspective

im Jahr 1835.

Aus den

Papieren eines Verstorbenen.

8. Geh. 2. Thlr.

Eine Schrift, welche durch ihre geistvolle Beleuchtung der Zustände der neuern und neuesten Zeit Aufsehen erregen wird!

Leipzig, im August 1836.

A. Frohberger.

Preis-Ermäßigung.

Brachmann, Louise,

Dichtungen, Erzählungen und Novellen.

6 Bände gr. 8. eleg. br. 107 Bogen

sind von jetzt an für den billigen Preis von

2 Thlrn.

durch jede Buchhandlung zu beziehen und können diese Werke den Gebildeten des weiblichen Geschlechts als eine angenehme und geistreiche Lectüre mit Recht empfohlen werden.

Leipzig, den 12. August 1836.

Weygand'sche Verlags-Buchh.

L. Gebhardt.

Damen-Lektüre.

So eben erschien bei K. F. Köhler in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Familie Linwood

von

Miß Sedgwick.

Aus dem Englischen mit Einleitung von L. Rellstab.

2 Theile. Velinp. broch. 3 Thlr.

Miß Sedgwick, die in ihrem Vaterlande, Nord-Amerika, Cooper und Irving zur Seite gestellt wird, in lebensvoller

Digitized by Google

Darstellung der Gegenstände, übertrifft diese in zarter Auffassung und Entwicklung weiblicher Charaktere. Ihre Werke, die in ihrem Vaterlande mit Auszeichnung aufgenommen wurden, werden durch eine der gebildetsten deutschen Frauen ins Deutsche übertragen und wird binnen Kurzem obigem Werke die Fortsetzung ihrer Erzählungen mit Hope Lelie folgen.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geist

des Judenthums.

Aus dem Englischen

(des D'Israeli Vater.)

8. 15 Bogen Velin. 1 Fl. 24 Kr. oder 20 Gr.

Stuttgart. Juli 1836.

S. G. Liesching.

Anzeige.

Bei Ludw. Schumann in Leipzig ist so eben erschienen:

Die Kentuckier.

Amerikanischer Roman von Paulding. In das Deutsche übertragen von Karl Andree.

2 Bde. sauber brosch. Preis 2 Thlr.

Die Blicke der ganzen Welt sind abermals auf Nordamerika gerichtet, und namentlich auf den Westen, dessen Abkömmlinge in Texas glorreich den Kampf gegen die Uebermacht der Mexicaner bestehen. Welcher Art diese Männer sind, schildert das vorliegende Werk eines Amerikaners, der zu den ausgezeichnetsten und beliebtesten Schriftstellern seines Landes gehört, und neben seinem Landsmanne Cooper, dessen ermüdende Weitschweifigkeit ihm durchaus fremd ist, eine glänzende Stelle einnimmt. Wer eine deutliche Anschauung des Lebens in Virginien und Kentucky sich verschaffen, wer die Indianer am Ohio und Mississippi kennen lernen, wer sich überhaupt genußreiche Stunden verschaffen will, darf diesen amerikanischen Roman, auf den wir namentlich alle Lesezirkel, Lesecabinette und Leihbibliotheken aufmerksam machen, nicht ungelesen lassen. Es wird sich Jeder aufs Höchste angesprochen finden.

So eben ist erschienen:

Adelbert von Chamisso's Werke,

4r und letzter Band, mit 4 Radirungen in Stahl von Adolph Schroedter in Düsseldorf.

Complette Exemplare à 4 Rthlr. 12 Gr. sind durch jede solide Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig im August 1836.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt worden:

Beethoven. Eine phantastische Charakteristik. Allen Musikfreunden und Verehrern des großen Mannes gewidmet von Ernst Ortlepp. 8. Geschmackvoll in Congrev-Umschlag geheftet. Preis 12 Gr.

Erzählungen von der Verfasserin der Lotosblätter.

Inhalt: Die schwarze Dame.
Der Leibeigene.
Eugeniens Traum.

8. In Umschlag geheftet 1 Rthlr.

„Hymne an Gott" und „das Kreuz" oder „die Religionen." Zwei religiöse Dichtungen allen Freunden der Religion gewidmet von Ernst Ortlepp. 8. Geschmackvoll in Umschlag geheftet 6 Gr.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Fenimore Cooper's

Streifereien durch die Schweiz.

2 Thle. geh. 3 Rthlr.

So eben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Griechisch-deutsches Hand-Lexicon

von

Dr. Gustav Pinzger.

Fortgesetzt von

Dr. Karl Jacobitz und Dr. Ernst Eduard Seiler.

In 8 Lieferungen. — 1ste Lieferung. Lex.-8. geh. 1836. ⅓ Thlr. Subscrpt.-Preis

Ein ausführlicher Prospect über dieses wichtige Werk ist ebenfalls in jeder Buchhandlung zu finden.

Leipzig, im Juli 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sammlung

von 120 der interessantesten und witzigsten

Original-Anekdoten

von

Friedrich dem Großen und Napoleon.

Ein

Beitrag zur gesellschaftlichen Unterhaltung.

8. Geheftet 8 Gr.

Quedlinburg, im Verlage der Ernst'schen Buchh.

Digitized by Google

Bei P. Roschütz und Comp. erscheint M. M. d. J.

Der allgemeine und vollständige Hausarzt,

oder

nöthige Belehrung für Jedermann,

um gesund und lange zu leben und in Krankheiten und Gefahren sich zu helfen und zu retten, alle Krankheitsübel abzuwenden, sich vor dem Genusse schädlicher Speisen zu hüten und sich frohe Lebenstage zu bereiten.

Von

Dr. Karl Georg Neumann,

Königl. Regierungs- und Medicinalrath, Mitglied vieler Akademien und gelehrten Gesellschaften, und Verfasser der Werke: „Die allgemeine Pathologie und Therapie," „die lebende Natur" und vieler andern medic. Schriften.

Bei dieser von vorgenanntem, in ganz Deutschland rühmlichst bekanntem Gelehrten und prakt. Arzte verfaßten Schrift enthalten wir uns aller weitern Empfehlung, da schon der Name hinreicht.

Der Pr.-Preis ist nur 1½ Rthlr.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Im Verlage der Buchhandlung J. E. C. Leukart in Breslau ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe und Berufstreue. Doppel-Novelle aus den Papieren eines jungen Arztes, von H. E. R. Belani. 2 Bde. 8. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr.

Der durch seine, durch Geist und Leben erhöhte Romane und Novellen allgemein bekannte, und in der Lesewelt beliebte Verfasser liefert mit obigem Werke sehr interessante Lebens- und Seelen-Tableaux, welche gewiß jeden Liebhaber der Novellen-Literatur erfreuen und in jeder moderen Leihbibliothek öffentlich oder privat eine Zierde sein werden.

So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Paris

und

die Rheingegenden.

Tagebuch einer Reise

im Jahre 1835

von

Dr. C. G. Carus.

2 Theile. 3 Rthlr. ord.

Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer. 1836.

In Commission bei Adolf Frohberger.

Für Leihbibliotheken und Lesezirkel.

Im Verlage des Unterzeichneten sind nachstehende

anerkannt gute Romane

in elegantester Ausstattung erschienen:

Beer, A. T., Erzählungen und Novellen. 3 Bde. à 3½ Thlr.

Krebs, Julius, neueste Novellen und Erzählungen, 3 Bde. (auch u. d. T.: Novellen und Erzähl. 3r bis 5r Bd.) à 4½ Thlr.

Schoppe, Amalia, die Colonisten, 2 Bde. à 3 Thlr.

Terpen, C., Skizzen nach dem Leben, 2 Bde. à 3 Thlr.

Wachsmann, C. von, Erzählungen und Novellen. 7r Band (auch u. d. T.: Neue Folge. 1r Band) à 1¾ Thlr.

Leipzig im Juli 1836.

Carl Focke.

So eben ist erschienen:

Die

Burgen und Bergfesten

des Harzes

und

der nächsten Umgegend.

Mit 12 Abbildungen.

Von Fr. Hoffmann.

gr. 8. Geheftet: 1 Thlr. 12 Gr. — Gebunden 1 Thlr. 16 Gr.

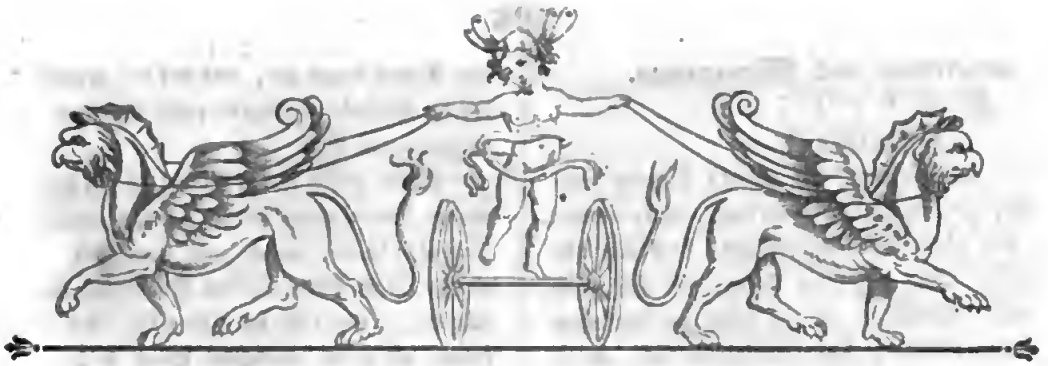
In lieblichem Gewande übergiebt uns hier der Herr Verfasser die Beschreibung und Geschichte der sämmtlichen Ritterburgen und Bergfesten des Harzes. Das Historische, das Klio in ihren Büchern aufbewahret hat, ist in dündiger Kürze berichtet, und die daran sich knüpfenden märchenhaften Sagen, die aus altergauer Zeit im Munde der biedern Bergbewohner zu uns herüber gekommen, sind höchst reizend erzählt. 12 sauber lithographirte Vignetten, eben so viele der vorzüglichsten Burgruinen dem Auge bildlich vorführend, zieren das Ganze, das als eine höchst anziehende Lectüre zugleich Lesezirkeln und Leihbibliotheken mit Recht empfohlen werden darf.

Quedlinburg und Leipzig, im August 1836.

G. Basse

Eine Anzeige, Sinncatstellende Druckfehler, welche in die Novelle: „Die Gebirgsreise von Penseroso" sich eingeschlichen haben, ist so eben an alle Buchhandlungen versandt, woselbst die resp. Käufer des Buches sie gef. in Empfang nehmen wollen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 182. — den 16. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Varnhagen von Enſe über ſeine Schreibart.

Gutzkow ſagt in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte der neueſten Literatur" (Th. I. S. 351.): „Wenn Laube Goethe'n nachahmen will, warum ahmt er ihm erſt durch die dritte Hand, durch die Vermittlung des Herrn Varnhagen von Enſe und der Memoiren des Freiherrn von S—a nach?"

Hierüber hat Varnhagen in einem Briefe Folgendes bemerkt, das wir unſern Leſern mitzutheilen befugt ſind. Er ſchreibt aus Ems vom 6. Auguſt 1836:

„Welcher Art mein Stil ſei, wüßte ich ſchwer anzugeben; ich bediene mich ſeiner, wie er ſich grade bietet, und wenn ich beim Schreiben den Ausdruck beſonders wählen und bisweilen ſuchen mag, ſo geſchieht es gewiß nur, um der Sache gemäß richtig und klar zu ſprechen, nicht aber des Schmuckes wegen. Daß aus Standpuncten und Geſinnungen, welche ſich zu Goethe bekennen, auch deſſen Schreibart einigermaßen hervorgehen könne, iſt nicht zu verwundern, und welcher Deutſche hat nicht auf dieſe Weiſe mehr oder minder von Goethe gelernt und angenommen? Wenn aber, unter ſolcher Bedingung, auch mir ſein Stil wohl hat gelingen können, und ſogar bis zur Täuſchung — wie denn einer ſeiner letzten kritiſchen Aufſätze, worin Niemand eine zweite Hand unterſchieden hat, zu einem ſtarken Drittheil von mir iſt —, ſo dünkt mich doch gar nicht, daß mein Stil überhaupt dem Goethe'ſchen ſich anſchließe. Abſichtlich gebildet hat er ſich nach ihm am wenigſten, und ſchon in früheſter Zeit war nach ganz andern Muſtern ſeine Richtung beſtimmt. Denn, nachdem ich lateiniſche Proſa und deutſche metriſche Verſuche vielfach durchgeübt, waren zunächſt Klopſtock, Leſſing und Voß meine Vorbilder, darauf eine Zeit lang — nicht eben zum Gewinn — Schleiermacher, endlich aber in einigem Betracht Fichte, in andern Friedrich Schlegel, Friedrich Auguſt Wolf, Gentz, und insbeſondere noch Voltaire, Diderot und Montesquieu, denen, wie den Franzoſen überhaupt, in ſolchem Betreff ich ungemein viel ſchuldig zu ſein bekenne. Daß Goethe hierbei nicht ausgeſchloſſen ſein konnte, iſt ſchon zugeſtanden, allein zur bloßen Form ließ ſein Weſen nicht füglich abgeſondert ſich verbrauchen; was ich ihm, und eben ſo Rahel'n, auch in Hinſicht des Stils Belehrendes zu verdanken habe, gründet ſich auf Nachahmung Beider am wenigſten. Auch kann ich in der That nicht finden, daß ich vorzugsweiſe in Goethe'ſcher Art ſchriebe, und ich muß behaupten, daß auch Laube dieſe keineswegs annimmt, eben ſo wenig aber die meinige, ſondern daß er nur ſeine eigene aus ihren reichen Anlagen glücklich fortbildet, und mich dünkt, er hat volles Recht, ſich zu beklagen, daß ſeinem ſelbſtſtändigen Fortſchreiten, weil daſſelbe mit ſteigender Anerkennung Goethe's, und mit freundlicher Aeußerung für mich verbunden iſt, eine ſo irrige Bezeichnung gegeben wird."

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

N o v e l l e.

(Fortſetzung.)

Ich lachte, und umſpann mit meinen Fingern abermals das weiße, zarte Gebilde der Sehnen, um, immer noch im Tand und Wahn eines Liebesſpiels, ſie ſtärker und ſtärker zu drücken. Sie ſchloß die Augen, und ſchien ſich den wunderbarſten Phantaſien bei ſich ſelbſt zu überlaſſen. Sie ſah aus, als wolle ſie ſterben, willig und ſüß, in einer lächelnden Todesergebung, die ſich recht geſättigt fühlte in einem naherreichten Ziel alles Daſeins. In ihren hindämmernden Zügen ſchwebte es auf und nieder, wie verklingende Erinnerungen, wie auslöſchende Bilder des Lebens, und aus tiefer Bruſt erſeufzend, ſchien ſie deſſen froh, als würde ein große Bürde ihr vom Herzen genommen. Der grüne Wald umher ſtreute zitternde Lichter über ihr Geſicht, deſſen ganzer Schmerz und Schönheit ſich in einen verklärenden Gedanken auflöſten. Dann wurde ſie ernſter und bläſſer, und der erkünſtelte Traum des Todes trat in heißen Tropfen über ihre Stirn. Ihr Herz pochte gewaltig gegen das meinige. Sie hing ihrer nicht mehr mächtig und mit willenloſen Zuckungen in meinen Armen. Ich ließ ſie los, von einer unbeſchreiblichen Bangigkeit ergriffen, und bemühte mich, ſie aus der Todesphantaſie, die ihre Schläfe umſpielte, wieder zu ſich ſelbſt zurückzubringen.

Da ſtürzte ſie auf ihre Knie nieder und ſtreckte flehend die Hände zu mir empor, mich heftig umfaſſend. Sie ſagte, ſie trage ein großes ſchweres Geheimniß mit ſich herum, von dem ich ſie befreien möchte, bei Allem was mir heilig! Ihr Geheimniß ſei der Tod, lange ſchmachte ſie nach der helfenden Hand, die ihr den Tod gebe. Sie ſelbſt ſchaudere davor zurück, den Stahl eigenmächtig in ein armes mißhandeltes Herz zu graben. Ob ich nicht Muth, Lebensverachtung und Barmherzigkeit genug hätte, ihr einen Dienſt zu erzeigen, den in alle Ewigkeit ſie mir danken würde. Das einzige Liebesglück, das ſie noch empfangen könne von einer Manneshand, ſei dieſe Wohlthat, um die ſie bettele!

Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, ſie wand ſich auf den Knieen umher, ſie ſchluchzte und jammerte wie ein Kind, eine ungeheure innere Gewalt ſchien in ihr zu arbeiten. Ich weiß nicht mehr, was Alles in dieſem Augenblicke in mir vorging, ſich in mir zuſammendrängte. Ich hob ſie ſtill zu mir empor und fühlte eine unendliche Neigung für die Todesbangende entſtehen. Meine Seele zitterte vor Leidenſchaft und Trauer, indem ich ſie über meinen Armen liegen ſah, und auf die geſchloſſenen Augenlieder der Halbohnmächtigen drückte ich einen langen, empfindungſchweren Kuß.

Dann zuckte es auf einmal in ihr auf, wie ein peinigendes Bewußtſein, ſie riß ſich von mir los, floh mehrere Schritte von mir zurück, und ſtand, die Hand nachſinnend an die Stirn gelegt, einen Augenblick da. „Ach," rief ſie aus, „was habe ich gethan?! Ich Unglückliche, wie konnte ich mein geheimſtes Elend ſo über die Lippen bringen! Nun läßt es mich nicht, nun muß ich ewig fliehen!"

Mit einer ſeltſam heftigen Geberde wandte ſie ſich noch einmal nach mir hin, und rannte dann mit ſturmesſchneller Haſt in den Wald hinein. Ich folgte ihr auf dem Fuße mit Zurufungen und ſie tauſendfach beſchwörend, aber wie ein angeſchoſſenes Wild über Pfad und Steg dahineilend, war ſie mir bald im Dickicht der Gebüſche entſchwunden, und ich wußte ſie nicht mehr zu finden. Ich rief ihren Namen unaufhörlich nach allen Richtungen durch den Wald, aber eine tiefe Stille herrſchte ringsumher, keine Antwort und keine Auskunft tönte aus den Schluchten wieder. Zugleich erhob ſich ein gewaltiges Unwetter, und ein Regen, der immer ſtärker wurde, ſchäumte wie aus einem Wolkenbruche herab. Ich mußte die Fliehende endlich ihrem Schickſale überlaſſen, da ich das ſchreckliche Wetter nicht länger ertragen konnte, und ſuchte in einer nahen Köhlerhütte meine Zuflucht.

Erſt ſpät gegen Abend kehrte ich auf einem andern Wege nach Linz zurück. Als ich am andern Morgen Erkundigungen nach dem blinden Citherſpieler anſtellte, wußte man mir nichts von ihm zu ſagen, als daß er ganz in der Frühe allein, und nun in Geſellſchaft des Abbé, der ſich ſeiner angenommen zu haben ſchien, abgereiſt wäre. Ich nahm darauf einen Wagen nach Pöſtlingen, einem auf hohen Bergen herrlich gelegenen Wallfahrtsorte, zu dem ſich an dieſem Tage gerade eine Proceſſion hinaufbegab. Dort verlebte ich mehrere Tage in einſamen Waldbetrachtungen, und las Günther's „letzten Symboliker", den mir der Verfaſſer in Wien geſchenkt. Aber meine Gedanken lenkten ſich unaufhörlich auf das verſtoßene Weltkind ab, deſſen Unglück und Schönheit einen tiefen Stachel in meiner Seele zurückgelaſſen. Wo irrte ſie von ihrem unerklärlichen Schickſale getrieben umher, und warum konnte ich ihre beſſern Glückes werthe Geſtalt weder entrathſeln noch verſöhnen? Glaubt mir, Freunde, noch oft gedenke ich ſeitdem ihrer, und meine Erinnerung hält Zwiegeſpräche mit ihrer vorübergeflohenen Erſcheinung, deren ich doch einmal wieder

habhaft zu werden hoffe. Wie ein holder Schatten, der sich an meine Gedanken hängt, tritt mich oft unvermuthet ihr Gedächtniß an, im wehmüthigen Schimmer, und ich muß mir es gestehen, daß ich ein bestimmtes Verhältniß zu diesem Wesen in meinem Herzen mit mir herumtrage, eine Frage, an deren Antwort ich noch immer durch irgend einen Zufall oder Schickung glaube. Mir ist es, als müßte Tonietta noch einmal in den Kreis meines Glückes irgendwie eintreten. Was sagt Ihr zu dieser Schwärmerei? —

6.

Constantin und der Maler hatten dieser Erzählung mit sichtlicher und gesteigerter Theilnahme zugehört, sonst würde ich mich schwerlich in ausführlicher Schilderung mancher Einzelnheiten eingelassen haben. Nun tadelte mich Constantin des Schlusses wegen, da er eine Lebensmaxime enthalte, die lästig und peinlich für ein ihr hingegebenes Gemüth werden könne. Er hielt es für gesährlich, sich mit seiner Sympathie an Gestalten zu hängen, die in einer unbestimmten Ferne zerflossen ständen, und auf dem festen Boden der Gegenwart nirgends zu erreichen wären. Man binde sich durch solche Sympathieen an dunkle Mächte des Lebens, die zuletzt eine Gewalt ausübten auch über den Gang unserer Ereignisse, und versäume darüber die Gunst des neugeborenen Augenblicks, der uns oft genug die rechte Gestalt des Glückes zeige, die wir aber im Träumen von dem Unmöglichen nicht zu ergreifen verständen. Er sagte, die geschilderte Erscheinung beschäftige ihn auch in diesem Momente auf eine eigene Weise, aber er forderte mich auf, in Zukunft meine Gedanken von ihr zurückzuziehen und auf eine mir gemäße Gestalt in erreichbarer Nähe zu übertragen. Die Liebe sei die echteste Gegenwart des Lebens.

Nachdenklicher noch war unser Maler geworden. Er behauptete, beide Geschichten, von denen die eine er, die andere ich erzählt, hätten für sein Gefühl irgend etwas Uebereinstimmendes und Gemeinsames, über dessen Coincidenzpunct er nur noch nicht einig geworden sei mit sich.

„Beide Aventuren," sagte Constantin, „haben das Aehnliche miteinander gemein, daß sie beide wie schöne zerbrochene Bildsäulen dastehen, denen derselbe Arm übrig geblieben ist, mit dem sie klagend und sich rechtfertigend zum Himmel hinaufweisen können. Dieser übriggebliebene Arm des Unglücks predigt eindringlich bis in die Wolken hinein. Gott muß und wird ihn fassen, um daran die ganze gebrochene Gestalt wieder einzurenken, und zu einer neuen höheren Einheit, in der Frieden und Genuß ist, zu verbinden. Es gibt verlorene und überall zurückgewiesene Naturen, die zu ihrem Mißgeschick immer noch das fügen, daß sie den Augen des gewöhnlichen Beobachters sogar als zweideutig erscheinen müssen. Und doch träuft von der Verlorenheit dieser gepeinigten Wesen, aus den Thränen ihres umherirrenden Elends, ein Thau des Segens herab, den nur der wahre Dichter und Lebensphilosoph hinschimmern lassen wird über ihre Biographie in leuchtenden Tropfen. Sie büßen für irgend einen dunklen Fleck, der sich in ihre Vergangenheit eingeätzt hat, oder diese Zweideutigen stehen auf eine merkwürdige Weise in Gottes Hand, sie können sich, wenn sie den heitern, kräftigen, unverdrossenen Willen nicht einbüßen, noch einmal auf den Wendepuncten, die jedes Menschenleben von Zeit zu Zeit darbietet, über ihr Schicksal erheben. Wenn sie den nöthigen geistigen Trotz im Unglück behalten, an den das Glück wieder anknüpfen muß, so kann ihnen bald einmal wieder geholfen werden, denn dieser Trotz ist schon eine Art von religiösem Vertrauen! —

Die Art, wie Constantin diese Erzählungen combinirte, war mir interessant. Arm in Arm schlenderten wir Drei nun wieder nach Homburg zurück, noch den ernsten Unterhaltungen auch Scherzen und Neckereien in alter Weise überlassend. Der übrige Theil des Tages wurde zu einer Spazierfahrt benutzt und der Abend im Theater vor einer Bellinischen Oper hingebracht. Uebermorgen war Constantin's Hochzeitstag, in aller Frühe wollte er sich mit seiner Braut trauen lassen, und dann sogleich mit ihr und uns in Gemeinschaft eine kleine Reise antreten, wie wir zuletzt verabredet hatten. Morgen hofften wir endlich, sie zu sehen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

(Fortsetzung von Nr. 161.)

11. Der Türk in Sachsen, oder die Rache der Liebe. Romantische Erzählung aus dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Von Osman. Zweite, verbesserte Aufl. Leipzig, in Commission bei Drobisch. 1836.

Türkisches und Sächsisches! Eine Zusammenstellung wie Blut und Milch. Die Extreme orientalischer Gluth und occidentaler Sanftheit, osmanische Fieberparoxysmen und still behäbige Friedensliebe, auf der einen Seite eine schwelgerische Wollust, die sich bald als sultanischer Stolz, bald als bedürfnißhafte Grausamkeit und bald als eine Verzückung der aufgelösten Sinne geberdet, die sich im Feuerstrom einer südlichen Sonne badet; auf der andern Seite die Engelmilde eines blonden deutschen Mädchens mit allen Reizen des ruhigen Vegetirens und aller Verklärung christlicher Demuth: das sind die Tinten dieses Gemäldes, dessen brennendes Colorit an Klinger's Faust der Morgenländer erinnern konnte. Osman, der glühende Sohn des Mahammedanismus, und die christlich deutsche Maria sind die Hauptfiguren, deren Attraction den innern Romanfaden abgibt und gewissermaßen als symbolische Deutung von dem Siege des Christlichen über die

Welt des Orients hingestellt wird. Osman erzählt selbst die Geschichte seines Werdens und seiner Bekehrung; er ist ein orientalischer Don Juan, den Macia und der Geist des Christenthums aus der Hölle seines verwilderten Gemüthes erlösen. Mit aller Gluth der Genußsucht begabt, als Herr einer paradiesischen Welt geboren, deren Schätze er mit wollüstiger Grausamkeit verwüstet, liegt doch wie ein Schatten der Schwermuth das dunkle Gefühl in seiner Seele, daß in diesem üppigen Blüthenschmuck seines orientalischen Lebens der Wurm des Todes nistet. Hasan, sein Sklav und Erzieher, ein von Seeräubern verkaufter Christ, dem man den Turban aufzwang, erweckt durch Erzählungen aus seiner Heimath in dem jugendlichen Gemüthe eine namenlose Sehnsucht nach der sanften Frauenschönheit des Occidentes. Christensklavinnen reizen Osman's Begier und sein wilder Sinn stürzt von Genuß zu Genuß, ohne den Stachel zu stumpfen, den sein Mentor nur schärfte, um sich an seinem Tyrannen zu rächen. Osman selbst entwirft mit zitternder Hand das Gemälde einer innern Selbstverwüstung, eine jähe Gluth bezeichnet Sml und Darstellung dieser Zustände. Der Dämon der Begier macht seine Seele zum Danaidenfaß ewig fordernder und nie gesättigter Wünsche. Es scheint — wie in der ganzen Welt des Mohammedanismus — kein Stillstand möglich, und doch steht die ganze Flammenpracht der welterobernden Leidenschaften plötzlich wie versteinert da. Osman, der im Genuß europäischer Frauenschönheiten trunkne Lücke, sieht im Tempel zu Jerusalem ein weibliches Friedensangesicht, das in aller Verklärung betender Demuth die Füße des Gekreuzigten küßt. Da steht plötzlich der wilde Sturm der Sinne beschwichtigt; eine wunderbare Wehmuth überschleicht wie die Ahnung einer andern Welt sein tobendes Herz, seine Leidenschaften kriechen zu Kreuze, der Morgenstrahl eines neuen Lebens bricht in die nächtlich verwüstete Brust. Die fromme Beterin ist Maria, das blonde Kind aus Sachsen; ein Gelübde trieb sie nach Palästina. Ein Convolut von abenteuerlichen Familiengeschichten schleicht sich dann in Briefform durch den stürmisch geschriebenen Roman, um die Erscheinung Mariens am heiligen Grabe zu motiviren. Osman, der mit so heißen Athemzügen die Geschichte seiner Sinne erzählt, taugt nicht zum Berichterstatter bürgerlicher Facta. Das ist der Fehler des Romans, daß er bei seiner autobiographischen Form alles unter die Perspective des fieberhaften Hauptheiden stellt. In den Briefen Maria's an ihre Freundin bricht nicht selten Osman's erhitzte Phantasie hindurch und stört den Glauben an die Wahrscheinlichkeit der Begebnisse. — Der Verlauf des geistvollen Romans, der auf den welthistorischen Controversen des Osmanischen und Occidental-christlichen basirt ist, und den endlichen Ausgleich beider Principe zum Ziel hat, ist dann in kurzem folgender. Osman's Gemüthsstille, die ihn beim Anblick Mariens im Tempel zu Jerusalem beschlich, tritt, nachdem er Christ geworden, allmälig wieder in den Hintergrund seiner Seele. Seine Sinne führen ihn wieder irre. In Cäcilien, einer Schönheit des germanischen Nordens, glaubt er den Inbegriff alles dessen zu finden, was sein ringender und schwärmender Geist, der seine heimische und nationelle Gluth im fremden Elemente zu kühlen sucht, in irrer Qual ersehnte. Cäcilie, eine coquette Dame europäischer Modernität, verschwindet und er sucht sie in Deutschland auf. Hasan wirft jetzt die Maske seiner sklavischen Ergebenheit ab und der türkische Jüngling, der verwöhnte Erbe asiatischer Despotie, steht ganz allein auf dem Boden moderner europäischer Verhältnisse. Die Gegensätze seines Wesens zu der ihn jetzt umgebenden Welt sind höchst frappant und in den schärfsten Zügen geschildert. Witz und Phantasie verbinden sich in der Feder des Darstellers, um diese barocken Contraste zu beleuchten. Ein Sohn der Wüste, ein Naturmensch voll ungezügelter Triebe einer rücksichtslos stürmischen Begier, und mit der gewohnten Forderung eines Sultans, alles der Göttlichkeit seiner Gefühle unterworfen zu sehen, tritt er in die krankhaft verzerrte Sentimentalität eines kleinbürgerlich verschränkten Culturlebens. Die nordischen Sterne blicken fade, die Sonne dieses Klimas leuchtet schläfrig matt, und der glühende Strom des südlichen Athems, der in seiner Seele schwellt, sieht sich überall gehemmt und von den Dämmen einer lächerlichen Convenienz eingeengt. Am wenigsten weiß er sich in den Zustand der Geschlechter zu einander zu finden. Den Osmanen, den seine Frauen mit bebender Furcht anbeten, macht die Liebe zum Gott, und den Franken, sagt er, zum Knecht, der zu den Füßen seiner Herzenstyrannin schmachtet. Das Weib im Orient ist das der Welt verschlossene Heiligthum des Gatten, im Occident sieht er staunend die pariſiſche Lebensſitte der Weiber, den Mann als Freund und den Freund als Geliebten zu behandeln. Der König des freiesten Sinnesgenusses, der in der christlichen Welt seine Ahnung eines tiefern Zusammenhaltes für den schwärmenden Geist erfüllt zu sehen wähnte, fühlt seinen Glauben schwankend werden. Er ist durch das sehnsuchtsvolle Bedürfniß nach einem Frieden der Seele schon soweit Christ, daß sein Geist nicht mehr in einer Welt voll sinnlich berauschender Phantome schweigt, ein stiller Zauber hält seine tobende Leidenschaft gefangen, aber dem verschwiegenen Zauber fehlt noch das lösende und bindende Wort, sein Talisman will sich nicht in der Wirklichkeit bewähren und er wird in der Christenheit irre am Christenthum. Er war Cäcilien gefolgt; in Wittenberg, einer Schule occidentaler Weisheit, fand er sie. Ihre Coquetterie nimmt er für baare Münze und auf einem Balle schleudert er ihren Galan, den sie außerdem begünstigt, zur Seite. Der Gemißhandelte ist ein wittenberger Student, ein Freiherr von Windhausen. Höchst originell ist der Skandal geschildert, der sich für den Türken daraus mit dem Studenten entwickelt.

(Der Beſchluß folgt.)

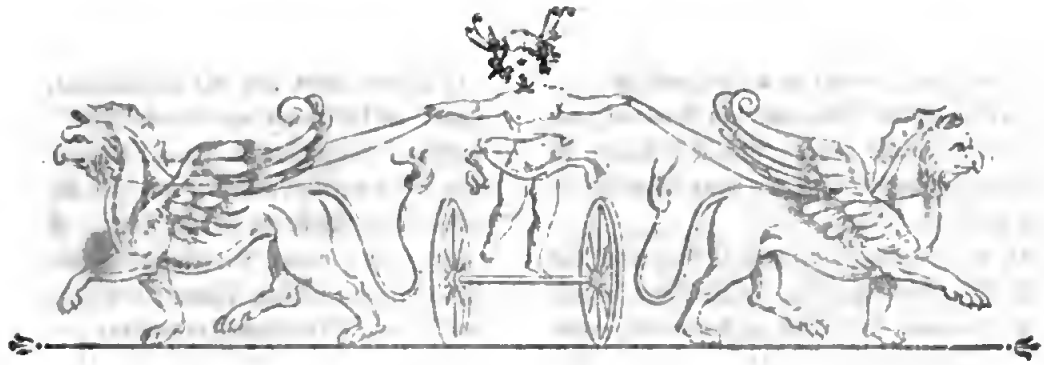
Notizen.

[Schauderhafte Literatur der Deutschen.]

Die Stadt Nordhausen ist noch immer ein wahres Mordnest von Räuberromanfabrication. Hr. Fürst ist der Drucker, der Verleger und angeblich auch der Schreiber dieser haarsträubenden Blutsuppengeschichten mit Dolchen und Giftbeeren als Gewürz. Erst in diesen Tagen gab Hr. Fürst als schauderhaftes Document unserer Culturgeschichte anonym: „Leonardo, Graf und Bandit oder der Selbstmord am Grabe der Geliebten", und pseudonym als Leo Znafer (sic): „Pedro Pedrillo, der fürchterliche Räuberhauptmann in den spanischen Gebirgen, eine Räubergeschichte aus der allerneuesten Zeit. 2 Bde." Polonius würde hier sagen: Es ist schade, daß es wahr, und wahr, daß es schade!

[Violinen aus Pappe.]

Der Kunstarbeiter Egginsberger in München hat eine neue Art Violinen erfunden, die aus nichts mehr und nichts weniger als Pappmasse bestehen, sie sollen an Zierlichkeit, Reinheit und Haltbarkeit Alles, was man bisher in Pappe gearbeitet hat, übertreffen, und an Resonanz und Wohlklang den Violinen aus Holz bei weitem vorzuziehen sein. Wie dies möglich wird, ist schwer zu begreifen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß die Pappmasse ein Conglomerat der poetischen Nationalliteratur der Deutschen sei. Es wäre wenigstens ein ganz aparter Weg, dem Volke die Poesie durchs Ohr wieder ans Herz zu legen. 3.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 183. — den 17. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Voltaire und Madame Gottsched.

Es ist bekannt, daß sich Voltaire im Jahre 1753 einige Zeit (etwa vier Wochen) in Leipzig aufhielt und hier besonders mit dem Professor Gottsched umging. Dabei ergab sich ein eigenes Verhältniß zwischen ihm und Gottsched's Frau, die als eine entschiedene Freundin der Religion dem alten Religionsspötter sehr abgeneigt war. Folgende Auszüge aus ihrem Briefwechsel geben darüber nähern Aufschluß:

Vom 4. April 1753.

—— Aber etwas ganz Neues. Voltaire ist hier, er selbst ist hier, ganz gewiß! Er stieg zuerst bei dem Herrn Breitkopf ab*). Ich wußte es, wollte mich aber nicht sehen lassen, weil mein Freund**) ausgegangen war und ich seinen Entschluß erwarten wollte. Er kommt — Herr Breitkopf führt ihn zum Voltaire hinein, dieser fragt, ob es in Leipzig bequeme Zimmer gebe. — Oui Monsieur, je vous menerai dans une auberge, où vous serez parfaitement bien. — Man ging hierauf mit dem ganzen Gefolge fort, der blaue Engel hatte die Ehre, diesen Gast aufzunehmen. Voltaire hätte vielleicht lieber bei einem Dichter geherbergt; allein es war allerlei dabei zu bedenken, davon mein Herr***) und seine Frau schon lange vorher geredet hatten. — Er ist krank, und ob er gleich vielleicht nicht so krank, als er sich stellt, so ist er doch eine zerbrechliche Maschine, un homme cassé qui a le malheur d'avoir 60 ans. Ich habe ihn noch nicht gesehen; er geht nicht aus, weil er kränker thut, als er ist, und ein Buch wider den M. (Maupertuis) und wider die ganze Welt will drucken lassen. Mein Mann besucht ihn täglich und findet mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen bei ihm, als er gedacht hat. Wo ich ihn nicht eher sehe, so geschieht es künftigen Donnerstag, da wir zusammen nach Meuselwitz fahren. Tout Voltaire qu'il est, weiß ich wohl, mit wem ich unendlich lieber dahin führe*)! Er ist mit Bewilligung des Königs von Berlin abgereist, weil er krank und fast dem Tode nahe gewesen und die Bäder zu Plombières nöthig zu haben glaubt.

Vom 18. April 1753.

Lesen Sie doch, ich bitte Sie darum, die neue Schrift des Herrn von V., die in der Walther'schen Buchhandlung in Dresden zu haben ist. Sie heißt: Supplément au siècle de Louis XIV. Sie ist voller Bitterkeit wider den Beaumelle und alle seine Feinde, aber stets in ihrer Art lesenswerth. — Alles ist zu seiner Abreise von hier veranstaltet, ich habe ihn noch nicht gesehen, und das geht so zu: Er hat bisher noch immer den Kranken vorgestellt, und ich eine Person, die eigensinnig genug ist, diesen Kranken in seinem Quartiere nicht zu besuchen. Sein Secretair vertrat also die Stelle eines Gesandten. Er bekam allemal so viel Kla-

*) In dessen Hause Gottsched wohnte.
**) So pflegte die Gottsched ihren Mann zu bezeichnen.
***) d. i. Gottsched.

*) Sie meint die Freundin, an welche der Brief gerichtet ist, eine Frau von Runkel in Dresden.

gen über den Unstern, daß ein paar so außerordentliche Leute einander nicht kennen sollten (dieses war sein Ausdruck) mit zurück, als er mir überbracht hatte. Endlich bestimmte ich diesem eingebildetn Kranken den Tag, wenn ich wollte gesehen sein und ihn bei mir sehen.

Lachen Sie nicht über diesen verwegenen Ausdruck! Ich mußte bei dieser Gelegenheit die Ehre der Deutschen behaupten, denen die Franzosen alle Kraft zu denken absprechen, und ich wollte den Stolz eines B. nicht vermehren. Eine ausgesuchte Gesellschaft sollte diesen Tag bei uns speisen, und Herr von B. sollte die größte Zierde meines Tisches sein. Er hatte es auch versprochen, und ich, ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn mit französischer Höflichkeit zu empfangen. Wer aber außen blieb, war der Herr von B., und wer über diesen Eigensinn böse ward, bin ich. Nunmehr setzte ich mir vor, mich nicht sehen zu lassen, er möchte kommen, wenn er wollte. Dieses habe ich gehalten und bei seinem Abschiede, den er in aller Form genommen hat, bin ich nicht zum Vorschein gekommen. So bin ich denn, wie viele Adamskinder, Schuld an meinem Verluste, einen B. nicht gesehen zu haben. Er ist gleichwohl noch hier. Seine Staatskrankheit überfällt ihn sehr oft, und wenn diese morgen vorbei ist, so sehen wir uns am dritten Orte, wie die streitigen Gesandten, nämlich in Menselwitz, wo wir acht Tage zubringen, und übermorgen dahin abgehen werden. — — —

Aus einem spätern Briefe ersieht man, daß Mad. Gottsched ihren Besuch bei der Feldmarschallin von Seckendorf zu Menselwitz wirklich machte, aber von Voltaire ist dabei mit keiner Sylbe weiter die Rede. R.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

7.

Den andern Tag verfehlten wir abermals Constantin's Braut, und es wollte sich nun keine passende Gelegenheit mehr finden, ihr noch vor dem festlichen Morgen selbst vorgestellt zu werden. Dieser kam heiter und sonnig heran, und wir Beide, der Maler und ich, betraten erwartungsvoll das uns bezeichnete Haus. Unsere Herzen waren feierlich gestimmt, und zugleich trug ich Verlangen, die Eindrücke dieses bedeutsamen Tages auf unsern Freund Constantin, dem nur dieser einzige Lebensreiz noch fremd geblieben war, zu beobachten.

Wir waren die spätesten, die ins Zimmer traten, als man sich schon anschicken wollte, in die Kirche zu fahren. Der Freund nahm uns mit glückstrahlenden Augen bei der Hand, zertheilte mit uns die Gruppen, welche die Anverwandten seiner Braut im Zimmer bildeten, und führte uns einer hohen weiblichen Gestalt entgegen, die im Gespräch mit einer andern Dame am Fenster stand. Sie sprach mit lebhaftrn Bewegungen, mit einem vielbedeutenden geistigen Ausdruck, Herrlichkeit, Anmuth und Jugendfülle bezeichneten die ganze Erscheinung, es war das edelste Profil, das ich nur jemals erblickt. Da wandte sich ihr Gesicht nach uns um und wollte uns freundlich begrüßen.

Es war ein zerschmetternder Moment, der wie ein Gefühl vom jüngsten Gericht meine Seele durchdrang. Sie war die Erste, die zusammenschrak. Das holdblickende, liebreiche Antlitz, das uns als Fremde willkommen heißen wollte, erstarrte mitten in seinem Lächeln zum steinernen Entsetzen, da es auf Bekannte in uns traf. Zu meinem eigenen Erstaunen war dem Maler der Ausruf: Antonie!! plötzlich entfahren, ohne daß er eine unbeschreibliche Bewegung zurückhalten konnte. Meine Lippen stammelten leise den Namen: Tonietta!! Sie hörte, mit vorwärts geneigtem Kopf nach den Lauten unsers Mundes lauschend, beide Namen an, und forschte noch einmal in unsern Zügen. Dunkelroth war sie geworden, und dann wieder weiß, wie eine Todte. Ihre mir in allem wohlbekannten Zauber wieder entgegentretende Gestalt schwankte, wie vom Sturm geschüttelt und entwurzelt. Sie hatte beide Hände vor die Stirn gepreßt, sie schwieg. Dieser Augenblick war so ungeheuer, daß er an Größe des Schmerzes nur mit Niobe's Schicksal verglichen werden konnte, und daß sich nichts sagen ließ, nur verstummen.

Während sie so da stand, fiel mir erst ein, auf Constantin hinzublicken. Er verharrte noch erstaunt in der Ferne und lauschte, seine Augen hatten einen stechenden Schimmer angenommen, wie man es sonst nicht an ihm gesehen, sein ganzer Körper hob sich gespannt in die Höhe. „Was sagt Ihr da, Ihr Freunde!“ rief er endlich mit donnernder Stimme aus. „Das ist hier Antonie, meine Braut, mein geliebtes Weib! Verstehe ich Euch recht? — Und Euch treibt keine dämonische Vision, hier Eure Reiseerinnerungen aus Wien wieder anzutreffen, hier Eure Sympathieen für eine irrfahrende Hamburgerin zu erneuern? So hätten denn unsere Ahnungen es richtig geweißagt, daß Eure beiden Erzählungen, Ihr Seltsamen, etwas Gemeinschaftliches miteinander haben müßten! Und diese da soll der Coincidenzpunct sein, nach dem unser träumerischer Maler in seinen Träumen vergeblich gesucht hat? Antonie, Herrliche, was sagst Du?“—

Digitized by Google

Seine Stimme hatte etwas Schneidendes, daß man erschrecken mußte. Ein bitteres Lächeln flog über sein blasses Gesicht, zuckte wetterleuchtend um seine Lippen. Antonie aber trat hervor, mitten in den Kreis, sie wollte etwas sagen, sie hebt die Hand auf, sie schweigt. Dann heftet sie einen langen durchdringenden Blick auf Constantin, und schweigt. Sie war unendlich ergreifend anzusehen, der große Dulderschmerz trat ihr wie ein heiliger Glanz in die Augen, einige feuchte Tropfen netzten die Wimper, aber es verklärten sich alle gewaltsamen Zuckungen ihrer Natur auf einmal in Ruhe und Ergebung. Dann, nachdem sie einen Augenblick bei sich nachgesonnen, trat der entschlossene Ausdruck ihres Wesens, ihrer Würde wieder selbstbewußt hervor. Die übrigen Anwesenden standen staunend vor diesen Vorgängen, die sie nicht begriffen. Die ganze Scene spielte sich mehr geistig in den Gedanken dieser vier Menschen ab, die hier mit ihren Erinnerungen und Hoffnungen, mit ihrer Vergangenheit und Zukunft sich zu so wunderbarer Verschlingung begegnet waren.

Constantin stand am Fenster, das Gesicht von uns abgewandt, und stützte tiefsinnig sein Haupt, er schien dies Ereigniß erst in sich vorarbeiten zu müssen. „Du kennst mein vergangenes Leben durch diese Freundin?“ fragte Antoniens Stimme aufathmend zu ihm hinüber.

Constantin wandte sich um, sein Gesicht hatte wieder den ihm gleichen Ausdruck der Ruhe und Festigkeit gewonnen. Er ging zu ihr hin, ergriff sie bei der Hand und sagte: „Laß die Vergangenheit, holdselige Dulderin! nur die Zukunft kümmere uns jetzt, Deine sei meine Zukunft, und meine Dein, auf ewig! Ich liebe Dich!“

„Nein! nein!“ erwiederte sie heftig, und ihr ganzes Wesen gerieth wieder in Bewegung, sie zitterte. „Das wäre wider die Abrede meines Schicksals. Mit diesem werde ich nie fertig, ich habe nur irrig geglaubt, es habe mit mir abgerechnet! Weißt Du, Freund, ich muß Dich lassen, und Du, wenn Du auf die Stimme Deines Glücks hören willst, mußt mich jetzt verstoßen! Denn das ist einmal die Art meines Geschicks, daß ich immer in demselben Augenblicke, wo das heimathliche Ziel mir entgegenwinkt, wieder aufgeschreckt werde durch grausame Consequenzen meiner Vergangenheit! Ich bin eigensinnig in meinem Geiste, ich will nun auch nicht mehr das Gnadenbrot essen von meinem Schicksale! Laß mich gewähren, ich muß hinaus! Denke an mich wie an ein zerplatztes Meteor, das an Deinem Himmel ein Stern hätte werden können! Jetzt aber folge mir nicht, ich beschwöre Dich bei dem Werthe, den mein Gedächtniß einst noch nach Jahren für Dich haben dürfte, Constantin!“

Sie entzog ihm ihre Hand, und stürzte zur Thür hinaus mit der Schnelligkeit eines Geistes. Wir standen uns einen Moment stumm gegenüber, Constantin umarmte mich und sagte in seinem entschiedenen ruhigen Ton: „Diesmal soll sie dennoch gerettet werden, ihr selbst zum Trotz! Ihr Glück muß jetzt für immer einen Sturm unternehmen gegen ihr Unglück!“

Ihre Gestalt stand mir dunkelherrlich vor der Seele, schöner geworden als damals, durch die Ruhe und die geistige Erhebung ihrer letzten friedlichen Zeit, durch den reinlichen Zauber des weiblichen Stilllebens, der ihr wieder angehaucht hatte, was damals vielleicht die Rauhigkeit der Tage an leiser Schönheit verwischte. Ich wußte dem Freunde nichts zu sagen, als daß auch ich seine Geliebte liebe, und für ihren Frieden und Sieg bete! Constantin drückte mir die Hand und sagte, es müsse auch gehandelt werden. Ungeachtet ihres Verbots, beschloß er, Antoniens Schritten zu folgen.

Nach einiger Zeit kam er zurück mit verstörter Miene, und meldete, sie sei im ganzen Hause nicht zu finden. Man wollte sie gesehen haben, wie sie, nach abgeworfenem Brautschmuck, in einen Mantel gehüllt über die Straße eilte. Ihre alte Tante, bei der sie hier wohnte, eine Matrone von seltener Herzensgüte im Gesichte, lag halbohnmächtig daniedr und jammerte über ihr geliebtes Kind. Die Uebrigen konnten in der Eil nur mit einem sehr peeär erfundenen Zusammenhange des Geschehenen bschwichtigt werden. Constantin, ich und der Maler begaben uns nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt, um die Spuren der Vermißten, die immer flüchtig zu werden bestimmt war, entweder vor ihrem Glück oder vor ihrer Liebe oder aus Sehnsucht nach Tod, wieder anzutreffen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

11. Der Türk in Sachsen, oder die Macht der Liebe. ꝛc.
(Beschluß.)

„Kaum war ich am folgenden Morgen“, erzählt Osman, „aus süßen Träumen heiter erwacht, da meldete mein Diener den allgemein gefürchteten und verehrten Hauer bei mir an. Er und Windhausen waren die Hauptheiden der damaligen Studenten. Dieser, ein sonderbares Gemisch von Stutzer und Renommisten, genoß wegen seiner hohen Geburt, seines Reichthums und weil Hauer nebst andern Schlägern in seinem Solde stand, bei den Herren jedes Standes der größten Achtung. Freche Artigkeit, elegante Narrentracht, ungeheurer Aufwand, glänzende Liebeshändel, mit wenigen Worten vornehme Liederlichkeit, machten ihn in den Augen der Damen

unwiderstehlich. Jener, eine Perle der Renommisten des vorigen Jahrhunderts, kannte keinen höhern Ruhm, als seine Verworfenheit. Sein Kopf war so leer, wie sein Beutel. Auf der Schule hatte er wenig, auf der Universität nichts gelernt. Er war ein Schmarotzer, der statt Schmeicheleien Grobheiten sagte, ein Bettler, der, statt zu bitten, Drohungen ausstieß, ein Betrüger, der dem Betrogenen ins Gesicht lachte und von ihm Ehrfurcht erzwang. Gleich dem Araber in der Wüste, glaubte er sich berechtigt, Jeden, der ihm nahte, zu berauben. Grausamer als jener plünderte er ohne Unterschied Freund und Feind. Wehe dem, der dem Gejuchteten seine Börse, die er unter dem Namen eines Darlehns forderte, zu verweigern wagte! Er wurde von Hauer, der im Prügeln und Fechten Meister, auch Vorfechter in einem Orden war, ausgezeichnet, und, wenn er Genugthuung verlangte, zerhauen."

„Dieser Hochgefeierte trat nun, den Stürmer auf dem Kopf, mit gewohnter Grobheit in mein Zimmer. An den gewaltigen Kürassierstiefeln, die unter dem Namen „Kanonen" eine Hauptzierde der akademischen Heroen aus Hauer's Blüthenperiode ausmachten, klirrten kolossale Sporen. In der Hand schwang er einen Knittel, der einer Keule glich. Sein treuer Begleiter war ein großer Hund, welcher an Grobheit seinem Herrn wenig nachgab. Der Held warf sich auf das Sopha und forderte mich ohne Vorrede heraus, da sein Freund Windbeutel zu schwach sei, sich mit einem solchen Rekel, wie ich, zu schlagen. Ich antwortete: „Als Bewohner eines civilisirten Landes, als Christ, werde ich mich nie zu einer barbarischen Sitte herabwürdigen, welche den Gesetzen die ihnen gebührende Herrschaft raubt, um sie dem besten Fechter zu verleihen." Hauer schlug ein schallendes Gelächter auf, das sein Hund mit Bellen begleitete. Unmuthig fuhr ich fort: „Ich trachte nicht nach dem Ruhm, von denen geehrt zu werden, die mich nöthigen, sie zu verachten. Sie, der Sie Ihre Ueberlegenheit über die Gegner kennen, sind in meinen Augen nichts anderes als ein Bandit, der sich für Geld zum Morden dingen läßt." Hauer erhob zornig seine Keule, um mich zu schlagen. Ich riß ihm die Waffe aus der Hand und gab dem Hunde, der auf mich losfuhr, einen Hieb, daß er heulend mit eingezogenem Schwanz zur Thür eilte, die ich öffnete, um seinen Herrn hinauszuwerfen. Im entscheidenden Augenblick füllten Studenten, welche aus einer Vorlesung kamen, das Haus. Verwundert streckten sie die Köpfe empor, als Hauer, wie ein Federball, unter den dichten Haufen flog und, von seinem guten Glück auf die Füße gestellt, plötzlich unter ihnen stand."

Das Verhältniß zu der coquettirenden Cäcilie löst sich bald auf, Osman enträtselt sich, und jene Maria, die durch ein wunderbar verschlungenes Schicksal mit Cäcilien und mit der Familie Osman's selbst verbunden war, tritt als Ziel und Erfüllung seiner Ahnung wieder in den Kreis seiner Erscheinungen. Wie Iphigenia für den wirren Orestes, wird sie die Löserin seiner in Sehnsucht nach dem Reinschriftlichen in der Welt europäischer Situationen gefangen gehaltenen Seele. Dem großartig angelegten Plane dieser Dichtung können wir eben so wenig als einzelnen geistvoll ausgeführten Zügen einen eigenthümlichen Werth absprechen; um so mehr steht zu wünschen, daß der Verf., der rastlos an künstlerischer Entfaltung seiner Ideen zu arbeiten scheint, worvon schon der Umstand zeugt, daß er die erste Gestaltung des Romans zu einer neuen umschuf, in seinem zweiten, bereits angekündigten Werke: „die Feeninsel des neunzehnten Jahrhunderts" ihre epische Ruhe und einfache Klarheit an den Tag legen möge, die in der Producirung des Stofflichen durchaus als nothwendig erscheinen muß. Die reiche üppige Diction wird nicht selten krampfhaft schwülstig und ist nur in der Stimmung des referirenden Helden erklärbar. Sie würde fehlerhaft sein, wenn sie dem Verf. selbst als stereotype Manier eigen wäre. Auf die Abhandlung über Romandichtung, die dieser zweiten Ausgabe des Romans vorgedruckt ist, können wir nicht viel Gewicht legen, da sie der deutschen Kritik nur Bekanntes sagt. An der Diction, wie an mehrern Aeußerungen über Deutschland, erräth sich übrigens, nach unserm Dafürhalten, der Ausländer, der freilich auf höchst interessante Weise mit unsern heimischen Zuständen vertraut erscheint.

Notizen.

[Die Philosophie als etwas Entehrendes.]

Leute, welche etwa in dem Wahne stehen, die Philosophie gereiche dem Menschen zur Ehre, oder welche Cicero's begeisterte Lobrede auf diese Disciplin im Gedächtniß haben, können sich aus einer Trauerrede, welche der Domprediger Georg Heiler zu Augsburg im J. 1790 auf den Tod Kaiser Joseph des Zweiten hielt und drucken ließ, eines Bessern belehren. Dieser Lobredner sucht vor allen Dingen zu beweisen, daß Kaiser Joseph kein Philosoph gewesen sei. „Wie!" ruft er aus, „Joseph starb als Philosoph? der nie Philosoph in seinem Leben war und noch viel weniger in seinem Tode. Was hat man für Gründe, den abgelebten Monarchen in die Zahl unserer deutschen Philosophen einzureihen? Ist es Toleranz? oder ist es Preßfreiheit, oder sind es die Zwistigkeiten mit Rom? oder sind es religionswidrige Lehren? Nichts von Allem dem berechtigt uns, ein so entehrendes Urtheil von dem Verstorbenen zu fällen." Da hören wir's also, für einen Philosophen gelten, ist entehrend. Doch noch nicht genug! Der Redner deutet auch an, den Kaiser als Philosophen zu schildern, sei ein Majestätsverbrechen (Crimen laesae Majestatis). Man nehme sich also in Acht, mit Majestätsverbrechen spaßt man nicht! Eine Perle in der Krone Joseph's war es nach des Redners Meinung, daß er „die Pardudizer Bauern, die sich für Deisten ausgaben, keineswegs duldete, sondern sie mit Weib und Kind an die türkische Grenze verwiesen, wenn sie sich nicht innerhalb acht Tagen entschlössen, ihren falschen und ungerechten Glauben in den christlichen umzuändern." 22.

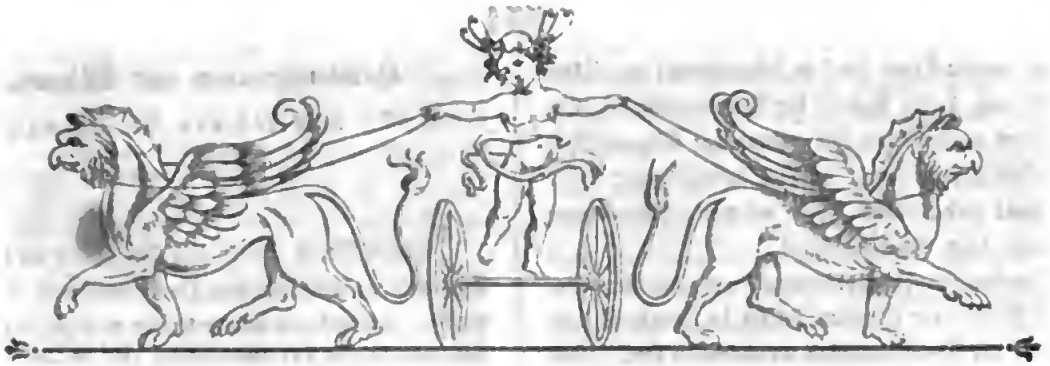
[Die deutschen Journale in Paris.]

„Von deutschen literarischen Zeitschriften", heißt es in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung aus Paris, „sieht man hier nur Seltenes und Abgerissenes; die deutschen Autoren leben also in gänzlicher Abgeschiedenheit von dem Tagesliteraturleben jenseit des Rheines. Das Morgenblatt findet man an einigen Orten, Abendzeitung und elegante Welt nur in Einem Lesecabinet, im Palais-Royal; von den übrigen Zeitschriften hört und sieht man nichts." Wir geben hierbei zu bemerken, daß der Correspondent die Privatzirkel, in denen noch deutsche Blätter gehalten werden, übersehen hat oder nicht kennt.

[Französische Geographie.]

Die französischen Blätter verheirathen den König von Griechenland mit einer Prinzessin von Altenburg. Wenn man sie fragte, wo liegt Altenburg? so würden sie antworten: C'est là bas. Und Oldenburg? Mais, c'est encore là bas. Das heißt so viel, als: Dort hinten, wo wir uns nicht mehr darum kümmern. C'est là bas, ist für den Franzosen die ganze Geographie des Auslandes. 8.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 184. — den 19. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Baß.

Thiers.

„Supposez M. Thiers dans une situation à sacrifier, pour réaliser ses opinions politiques, une seule de ses jouissances de sensualité, d'avidité, d'amour propre ou de vengeance, vous pourrez être assuré que son opinion ne l'arrête pas."

Revue des deux mondes. 1833. I. p 466.

Wenn man vor sechzehn Jahren die endlose Treppe eines dunkeln Hôtel garni in der schmuzigen und finstern Gasse Montesquieu zu Paris hinanstieg, so kam man auf dem vierten Stock an die Thür eines kleinen Zimmers, welches beschrieben zu werden verdient. Eine bescheidene Commode und ein Bett bildeten das ganze Mobiliar, wenn man noch zwei Stühle und einen kleinen geschwärzten Tisch dazu rechnet, der nicht fest auf den Füßen zu stehen schien. Ein Dutzend Bücher gaben sich für eine Bibliothek aus.

Das benachbarte Zimmer glich dem ersten. — In diesen beiden Stuben lebten damals zwei Freunde, welche seitdem — zu ihrem Lobe sei es gesagt — Freunde geblieben sind.

Sie waren beide in derselben Stadt geboren, zu Aix in der Provence. Ihre Eltern — auch dies führe ich zu ihrem Lobe an — gehörten zu der ärmsten und untersten Classe der bürgerlichen Gesellschaft. Woher sie die Mittel zu ihren Studien nahmen, weiß ich nicht, aber sie besuchten gemeinschaftlich das Collegium, studirten gemeinschaftlich die Rechte, ließen sich beide an demselben Tage in die Liste der Advocaten aufnehmen und so concurrirten sie auch beide um dieselben akademischen Preise. Während Mignet von der Akademie der Inschriften zu Paris seine Abhandlung über „das Lehnswesen und die Gesetzgebung des heil. Ludwig" (1822) gekrönt sah, erhielt Thiers von der Akademie zu Aix den Preis für seine Lobrede auf Vauvenargues, und eine zweite Arbeit, die er über denselben Gegenstand unter einer anderen Chiffre eingesandt hatte, war so glücklich, das Accessit davon zu tragen.

Frankreich liegt in Paris. Was sein Glück machen will, geht nach Paris: Thiers und Mignet gingen also nach Paris.

Die Restauration stand damals in der Zeit ihrer Blüthe, wogegen andrerseits der Liberalismus eine nicht geringere Macht hatte. Benjamin Constant, Casimir Périer, der General Foy, der General Sebastiani, Laffitte und so viele andere vertraten die liberale Partei auf der Tribune. Der Streit zwischen den alten und neuen Principien, Ansprüchen, Leidenschaften wurde auf beiden Seiten, in der Kammer und in den Journalen, mit Heftigkeit geführt: es war ein Krieg auf Tod und Leben. Die Wahl der beiden jungen Schriftsteller war bald getroffen; sie klopften an Manuel's Thür an, der eben aus der Kammer gestoßen worden war, aber darum einen um so größeren Einfluß auf die Maßregeln der liberalen Opposition ausübte und sich von Deputationen, Adressen und Kränzen umgeben sah; Ma-

Digitized by Google

nuel ward die jungen Leute für den Liberalismus an, führte sie bei Laffitte ein, dessen Salons der Sammelplatz der liberalen Opposition waren, und bald darauf war Mignet Mitarbeiter am Courrier français, an dem damals unter anderen B. Constant und Kératry Theil nahmen, Thiers aber fand eine Stelle beim Constitutionnel.

Der Constitutionnel repräsentirte am treuesten Gesinnung und Ansicht der liberalen Partei in Frankreich und setzte das Werk der Encyklopädisten unverdrossen fort. Condorcet, Helvétius, Voltaire, aber besonders Voltaire, waren die Götter, welchen der Constitutionnel Altäre errichtete. Wenn die politischen Tiraden, womit die liberale Opposition die ehrenwerthen Abonnenten ihrer Journale, die tiefdenkenden Bankiers, die scharfsinnigen und witzigen Kaufleute und Krämer, täglich abfütterte, nicht hinreichten, um ihre Spalten zu füllen, so griff man zu den bestaubten Werken von Holbach, Helvétius, Cabanis, Volney, Destutt de Tracy und ähnlichen Philosophanten, riß einen oder einige Paragraphen heraus und commentirte diese abgestandene Weisheit, wobei man nicht weiß, was man mehr anstaunen soll, ob die Borniertheit und Geduld des Publicums, das sich solche Disteln täglich vorsetzen ließ und sie als schmackhafte Speise verzehrte, oder die Unredlichkeit der Autoren, die gegen ihre eigene bessere Ueberzeugung den alten encyclopädistischen Kohl tagtäglich wieder aufwärmten. Man kann nicht läugnen, daß, militärisch die Sache betrachtet, die Taktik des Liberalismus gut und zweckmäßig war: da sich die Restauration auf das Terrain des Ancien-Régime zurück versetzte, so mußte man ihr dorthin folgen und so sah man denn besonders im Constitutionnel die geschichtlich wie wissenschaftlich überwundenen religiösen und politischen Theorien des achtzehnten Jahrhunderts wieder aufleben: Voltaire griff täglich das Christenthum an und quickte mit seiner kleinen kreischenden Stimme sein bekanntes: — Ecrasez l'infâme! — Holbach declamirte über das Unnütze des Gottesdienstes, Chamfort verlachte die gesellschaftliche Ordnung, La Chalotais schnitt aufs neue seinen Zahnstocher, um gegen die Jesuiten zu schreiben, Beaumarchais und Figaro wurden aus dem Grabe geholt und mußten ihre giftigen Witze wiederholen. Las man damals den Constitutionnel, so wunderte man sich, daß man auf der Straße die Kleidung 1822 und nicht das Costüme von 1760 sah; die Regierung wie die Opposition gingen in der That beide um funfzig Jahre nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle von Th. Mundt.

(Fortsetzung.)

8.

Gegen Abend fanden wir Drei uns an den Ufern der Elbe wieder, als eben das Dampfboot nach Havre abgehen wollte. Ich und der Maler hatten uns zufällig hieher begeben, rathlos und in Ermangelung aller Kunde und Auskunft. Constantin aber stand am Bord des Schiffes und musterte mit seinen scharfen Augen die Ab- und Zugehenden. Die schwarze Dampfsäule spie in immer stärkern Zügen die Rauchwolke von sich, die Räder der Maschine stöhnten und rasselten in ihrem abgemessenen Takt, die Reisenden vertheilten sich über das Verdeck und in den Kajüten, und die Glocke wurde geläutet, um den Augenblick der Abfahrt nach Frankreich zu verkündigen. Die Nachforschungen, welche den Freund bis auf diesen Punct geleitet, schienen ihn irregeführt zu haben.

Da nahte sich noch eine verspätete Gestalt und betrat schüchtern das Bret, um an Bord zu gelangen. Eine alte Dienerin trug weniges Gepäck hinter ihr her. Wir beobachteten aufmerksam die Reisende, Constantin, der das schon in Bewegung begriffene Schiff jetzt verlassen mußte, trat ihr entgegen. Sie schritt sehr unsicher über die schwankende Diele, sie taumelte und wäre ausgeglitten, wenn sie nicht Constantin in seinen Armen aufgefangen hätte. Sie schrie laut auf, und er trug sie, die Widerstrebende fest an sich drückend, an das Ufer zurück. „Sie fährt nicht nach Frankreich!" rief er mit lauter jubelnder Stimme. In diesem Augenblicke löste sich das Schiff gänzlich los und schnitt mit raschen Sätzen in den aufschäumenden Strom. Die Abgehenden und Zurückbleibenden am Ufer begrüßten sich noch einmal mit einem fröhlich schallenden Halloh.

Constantin hielt die Freundin in seinen starken Armen, und ohne sie von sich zu lassen, als fürchte er, daß sie ihm noch einmal sich entziehen könne, trug er sie noch eine Strecke mit sich fort. Sie verbarg ihr Haupt an seinem Busen und sagte dann, ihe sei nun besser, er möge sie lassen. Wir befanden uns auf dem Walle, dessen schöne Baumreihen sich am Elbgestade hinziehen. Er setzte sich auf eine Bank nieder, und wir umstanden schweigend die Trauernde, die nach Worten suchte, um sich auszusprechen.

„Was wolltest Du mir thun, Antonie?" fragte sie Constantin wehmüthig. „Kanntest Du mich so schlecht, um mich nicht fähig zu glauben, Dich recht zu beurtheilen? Du

Digitized by Google

biſt mein mit allen Deinen Schickſalen, und nicht mehr darfſt Du fliehen in die Ferne des Lebens hinaus, denn glaube mir, nicht der Tod noch ein verzehrendes Umherſchweifen in der Welt ſind Die jetzt als Schlußpunct geſetzt, ſondern meine Mannesliebe, die ein ſtählerner Harniſch iſt! Diesmal ſollſt Du ſiegen!"

„Nein, ſo iſt es nicht, mein Freund!" rief ſie, aufſpringend, und in der gewaltſamen Erregung zuckten alle ihr Glieder. Ich bin nur da, um jedes Mal beſiegt zu werden. Wie ſollte ich mit Dir ſiegen, da Du mich verachten muſt? Meine Vergangenheit iſt beſchimpft, viel weniger durch Schuld als durch Unglück, aber auch das Unglück iſt eine Schuld; und ſo wird ſie ihre dunklen Schatten hineinwerfen in unſere Zukunft! Wer kennt mein Leben, wie ich es kenne? Stolz und Scham halten mich ab, es zu rechtfertigen. Dieſe theuer gewordenen Freunde wiſſen die Fragmente meines Schickſals, wie ſie ihnen wunderbar begegnet ſind mitten auf dem Markt und der Straße des Lebens, aber Ihr wißt alle nicht, wie ich dieſe herben Fragmente jetzt geſammelt und verbunden halte in der Einheit meiner Seele. Und ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, ich muß meine Größe darin finden, zu ſchweigen. Für Euch bin ich einmal eine zerſtückelte und zerfahrene Erſcheinung, und Dir, Geliebter, darf ich meine belaſtete Exiſtenz nicht zu eigen geben. Ich ſehe es deutlich ein." —

Conſtantin war ihr zu Füßen geſunken, umfaßte ihre Knie und ſah lange mit bittenden Augen zu ihr empor. So hatten wir ihn nie geſehen. Die ganze feſtgewobene Rinde ſeines Weſens, die ſonſt unzerbrechlich über ihm zuſammenhielt, ſchmolz vor dieſer gewaltigen Erſchütterung dahin, die ihn jetzt wie verwandelte. Seit vielen Jahren die erſte Thräne war es, die wieder über ſeine Wangen rann. Das Geſicht, dem man es immer angeſehen, daß es ſich ruhig und gleichgültig geſtürmt hatte an allen Leidenſchaften und Lebenszweifeln, deſſen Züge dem erſchreckenden Frieden eines Schlachtfeldes glichen, auf dem hier und da noch ein ſterbender Fechter zuckt, dies Geſicht gewann unter den Schmerzen dieſer Stunde wieder die Form der Kindlichkeit, der frommen Hingebung, wie ſie ſonſt wohl der Ausdruck des Jünglings geweſen. Es war, als ginge in dieſem Augenblicke ein neuer Glanz über ſeinem Haupte auf, als wiche aus ſeinem Herzen jedes ſtarre Verhältniß zum Leben, jede kalte ſtirnbietende Skepſis. Er ſchien mir wieder jugendlicher und ſchöner, indem ſich ihm die leiſe Thräne entwand, und dieſe Umſchmelzung ſeiner Natur, in dem raſchen Moment vor ſich gehend, gab ein merkwürdiges Zeugniß, wie bedeutſam das Verhältniß zu dieſem Weibe ihm und ſeinem Weſen war. Jetzt ſah man, wie nothwendig ſich dieſe Beiden einander angehörten, und daß ſie ſich zu eigen bleiben mußten, was auch dazwiſchen käme. Ich fühlte erſt in dieſem Augenblicke die Wahrheit, daß ihm nur in der Verbindung mit ihr eine neue, mildere Lebensepoche voll wahrhafter Ruhe zurückkehren könne. Vielleicht war es ihm ſelbſt noch nie ſo gewiß und bewußt als jetzt.

Sie hob ihn zu ſich empor und legte ihm ihre Hand auf die Schulter, ihn ſtill betrachtend.

„Ich Dich verachten, Antonie?" ſagte er endlich mit anklagender Stimme. „Mit welcher Sophiſtik des Unglücks täuſcheſt Du Deine edle Seele hin! Blicke hell auf und um Dich, und erkenne Deinen Freund, dem Du eine heilige Geſtalt biſt, mit allen Schatten des Geſchicks, in die Du Dich auch einhüllen magſt! Dich kann nichts verdunkeln bei mir, als der Eigenwille Deines Herzens, wenn es ſich mir entzieht. Sonſt iſt Alles licht und klar an Dir, und was Du gelebt und gedultet haſt, macht Dich mir theuer. Ich ſtürze die Sphinx Deiner Vergangenheit um, und umarme das freudig gelöſte Räthſel, welches Dein glückliches Selbſt bedeutet! Erſt jetzt liebe ich Dich unendlich und am höchſten, da ich die Pilgerin und Märtyrerin der Lebensformen in Dir kenne, wo ich früher nur den einfachen weiblichen Tiefſinn Deiner Natur zu ſehen geglaubt. Du enbſt auf Erfahrungen und Weltbildern, auf zerriſſenen Bruchſtücken einer keckgeſtaltenden Lebenskraft, und haſt mehr Gewinn in Dir davongetragen, als ich, der ich gleich Dir auf lauter Trümmern ſtehe eines vielverſuchten Daſeins. Du haſt aus ſchmerzlichen Zerſtückelungen die Weisheit gerettet und die Schönheit erhalten; wie herrlich in Deinem gedankenvoll bewegten Gemüth trateſt Du mir entgegen, als ich das erſte Mal Dich ſah! Aber mir, was iſt aus allen wirren und widerſprechenden Kreuzzügen meines Lebens mir Schönes und Gutes geblieben, als — Du! Du, die eine Geſtalt, in der ich meine glücklichen Reſultate umarmen könnte, willſt Du mir nicht bleiben?" —

Sie ſah wunderbar aus, aus ihren Augen ſchimmerte wieder die liebeſtrahlende Seele, eine freudige Bewegung ſchien von neuem ihr innerſtes Leben zu ergreifen. Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn langſam mit ſich fort. Wir gingen ſchweigend eine Strecke, die ſtille Nacht unterbrach nur der rauſchende Fluß zu unſrer Linken, über dem der milde Mond emporſtieg. Da hielt ſie plötzlich inne, ſtand vor ihm mit leuchtenden Blicken und warf ſich dann aus ganzer Seele an ſeine Bruſt. Sie küßten ſich, mit

Digitized by Google

aller Gewalt ihrer Herzen. In diesem Kusse vereinigte sich ihr Leben zu einer ewigen Flamme. —

Wir geleiteten sie nach Hause, von frommer Andacht erfüllt. — — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus München, im August.

[Volksleben, Equilibristik, Theater.]

Vor unserm Karlsthore geht es jetzt so lustig her, wie auf der Theresienwiese im October. Die Holzbaracken der Menagerien, der Seiltänzer und Kunstreiter nehmen diesmal einen bei weitem größern Raum ein, als die schmale Budenreihe der Meßverkäufer. Diese letztern machen keine sehr lucrativen Geschäfte. So dicht die Volkshaufen vor den Polichinels, den tanzenden Hunden und Affen, und namentlich vor den geschmückten Hallen der Bierschenken und Sommerkeller; wo die Musik Tag und Nacht lustig rauscht und fidelt, versammelt stehen, so dünn sind dagegen die Gruppen der einzelnen Spaziergänger vor den Kaufbuttiquen. Die Leute sehen wohl hier und da einige neue Waaren an, fragen nach dem Preise und — gehen dann wieder ihres Weges. In dem Grade aber, als die fremden Meßverkäufer abnehmen, nimmt dafür die Zahl der geleerten Bierfässer bei diesen Gelegenheiten zu. An Geld scheint es durchaus nicht zu fehlen. Man sehe nur, wie da alle Tage geschmaust und poculirt wird! Nächst den Bierwirthen macht auch das Leihhaus brillante Geschäfte. Dort stehen jetzt Vorräthe aufgebäuft, deren Masse das große Depot in Amsterdam beschämt. Als ich gestern Abend über den jetzt so belebten Marktplatz ging, da hörte ich, wie ein ehrsamer Bürger seiner Ehehälfte zärtliche Vorwürfe machte. „Du dumme Gans, hättest Du nicht auch das Bett hintragen können? Wir wären dann die ganze Nacht geblieben.“ Wie gut es aber ist, sich jetzt bei Zeiten nach Hause zu begeben, das hat einer meiner Freunde zu seinen Schmerzen erfahren. Denn der wurde um Mitternacht von einem Dutzend Kneipenmusensöhnen auf offener Straße angepackt, und es ging ihm da wie dem armen Sancho Pansa bei den ungeschlachten Yanguesiern, ohne daß er nachher für seine verrenkten Rippen einen Don Quixot'schen Wunderbalsam fand.

Unter den allerhöchsten Gästen steht der Riesenelephant der bekannten Tourniaire'schen Kunstreitergesellschaft oben an. Letztere gewinnt hier mit ihren Vorstellungen ein hübsches Geld. Der Zulauf zu ihrem Circus ist ungeheuer, während die Seiltänzer Longuemare dabei keineswegs kahle Einnahmen haben. Die prächtigen Tourniaire'schen Pferde, die große Zahl und die reiche Garderobe ihrer Reiter, die ausgezeichneten, gleich schwierigen Leistungen beider, der Männer wie der Rosse, haben ihnen den Beifall der Münchner während mehr als dreißig Vorstellungen erhalten, und diese sind noch eben so zahlreich wie am Anfange besucht. Namentlich bewundert man die Scene „Mazeppa“, so wie die Leistungen des Elephanten. Auch die anwesenden Menagerien enthalten manches Seltene und Sehenswerthe.

Man sollte freilich denken, daß bei so vielen Novitäten den Leuten keine Zeit oder keine Lust bliebe, das Theater zu besuchen, zumal da die königlichen Herrschaften auf Reisen sind. Aber da ist im Gegentheile das Hoftheater mehr als je von der Menge der Fremden belagert. Pellegrini, der Hauptmatador der Oper, ist plötzlich krank geworden; statt der Opern werden also Ballette gegeben. Mit dem Schauspiele sieht es eben so schlimm aus. Eßlair, der arme dramatische Heros, ist schon längst ein hinfälliger Greis geworden, dessen Spiel nur noch mitleidige Bewunderung einflößt; Vespermann und Mad. Fries sind auf Reisen, Urban todt. Ich will Ihnen von dem Theaterzustande ein anderes Mal berichten, wenn Pellegrini wieder gesund sein wird. Es füllt dieser Gegenstand ohnehin stets die Correspondenzberichte so vieler Journale aus, und die Zahl der Theaterzeitungen, die von nichts Anderm als dem Bühnenwesen ein Langes und Breites reden, wird ja auch alle Tage größer. Gewiß ist es nicht die dramatische Kunst, welche die meisten Besucher nach München zieht; sie hielt in der That mit der Bewegung der übrigen Künste nicht gleichen Schritt. Die Namen Eßlair, Schechner, Sigl-Vespermann bestechen keinen Theaterfreund mehr. Das sind alle längst begrabene Celebritäten. (D. F. f.)

Notizen.

[Neues komisches Theater von Louis Angely. 1. Band.]

Das erste Stückchen: „Wohnungen zu vermiethen“ ist eine etwas narkotisch gewürzte, aber recht wirksame Posse mit ergötzlichen Figuren und Situationen; die Idee eines 14jährigen Liebhabers, wie der hier auftretende, ist neu und muß, bei gutem Spiele, von drastischer Wirkung sein. — Schwächer ist das zweite Stückchen: „Die Schwestern“ ein Lustspiel nach Marin; eine Personenverwechselung ist die Grundbasis und diese Verwechselungen sind abgedroschen. Auch sieht man das Ende bei der zweiten Scene voraus. Der gewaltsam hineingeschriebene Komiker Hammerling kann dem Stückchen keinen Werth geben und die flachen Nebenfiguren nicht vergessen machen. — „Die Königin des Festes“ nach Théolon, ist dagegen wieder eines jener leichten und gefälligen franz. Conversationsstückchen, die bei gutem Spiele immer gefallen müssen. Daß das Ganze unwahrscheinlich ist, kommt bei solchen Eintagsfliegen nicht in Anschlag. — Das vierte: „Jugend muß austoben“ ist ein Lustspiel, das unter Angely's Händen zur Posse wurde. Auch hier ist die Grundbasis des Stückchens sehr schwankend und unwahrscheinlich, dagegen die Personen und Verwickelungen gut ausgeführt und wahrhaft komisch. — „Prinz Tu-Ta-Tu“ eine Burleske entzieht sich durch dieses Prädicat jeder Kritik. Theater, deren Publicum solche Kost verdauen kann, werden auch diesen mit Gesang gemischten Unsinn auftischen können. — Bei dem letzten, nach de Comberousse bearbeiteten Stückchen „der Thurm von Notre-Dame“ kann man mit Recht sagen: finis coronat opus, denn dasselbe ist wirklich allerliebst und muß bei gewandter Darstellung einen pikanten Genuß gewähren. — Daß es in diesen Stückchen allen nicht an einer Fülle trivialer Berolinismen fehlt, versteht sich von selbst; diese lassen sich indessen leicht nach der Localität accommodiren und gewiß wird auch diese Gabe mancher Bühne willkommen sein. R. B.

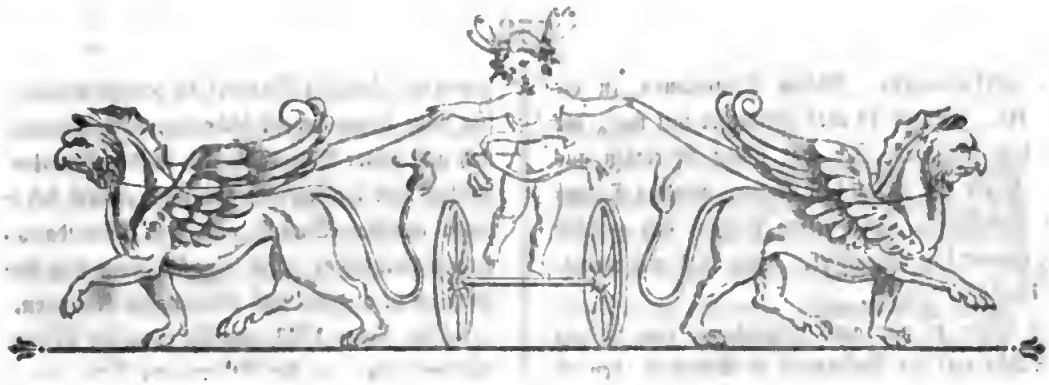
[Notabilitäten auf Reisen.]

Der Virtuose Liszt unternimmt mit der Gräfin d'A., der Gemahlin eines Pairs von Frankreich, von Genf aus eine Reise nach Neapel. Er wird sich ein Jahr lang in Italien aufhalten.

[Actienverbindungen.]

Chateaubriand's Werke werden durch eine Actiengesellschaft herausgegeben, eben so das bekannte Dictionnaire Landais, welches zwei Auflagen, jede zu 20,000 Exemplaren, machte, welche alle vergriffen sind, so daß jetzt eine dritte, ebenfalls auf Actien, erscheint. Fast alle größeren literarischen Unternehmungen in Paris fußen auf gleiche Art.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 185. — den 20. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

9.

Wie Dei vebrachten die Nacht auf Constantin's Zimmee, meist im Gespeäche nnd nur wenig ruhend. Ee wae glücklich, und harrte mit Ungeduld dem Morgen entgegen, wo ee Antonien wiedersehen würde. Dee Tag brach an, und eine Dienerin überbrachte ein Blatt von Antoniens Hand. Sie mußte es während der Nacht geschrieben haben.

Antonie an die Feeunde.

Ich fühle es wohl, daß ich Bekenntniſſe ſchuldig bin, abee ich weiß keine Art, ſie zu geben. Wie oft lebte ich mit Unruhe nnd Vorwurf, daß die Geſchichte einee Veegangenheit hinter mir lag, die Dir verſchwiegen blieb, Conſtantin! Aber es ſchaudeete mich, aus Deinen Armen, während Du die Gegenwart des Lebens predigteſt, mich wiedee wegzuflüchten in das ängſtigende Schatteneeich vergangenee Bilder. Dein Haß gegen Erinnerungen und Bekenntniſſe kam meinem Schweigen zu Hülfe, und Deine ſonnige Kraft, das ganze Daſein zuſammenzudrängen im lebendigen Augenblick, ſtählte mich allmälig wiedee füe den unbefangenen Genuß meinee Exiſtenz. Ich ſuchte Die ebenbürtig zu werden in Deinee Beherrſchung des Lebens, ich wollte Die als eine Neue angehöeen, ein neu erſtandenes Lebensgebilde auf neuem Grnnde. So wurde ich, und die Metamorphoſe hüllte mich freundlich ein. Ich überließ mich in frohen Teäumen dieſee Poeſie dee Veeänderung, die mein ganzes Weſen mehr nnd mehr duechdrang, ich fühlte mich wiedee ſtark dem Schickſale gegenüber, und wähnte teck, an Deiner Seite, Du klar Entſchiedener, ſei ich frei von den Dämonen meiner Erinnerungen. Ich wae es, und wie theilten uns nichts mit, als was der Raum meines echten Lebens, unſee Verhältniß, umſchloß. Wie veelangten gegenſeitig keine Geſtändniſſe, wir genoſſen nue uns ſelbſt, wie wie da waren, Auge in Auge. Es war herrlich und genügte. Was ſoll ich Dir nun noch ſagen? Mit Die bin ich fertig. Denn ich liebe Dich!

Den beiden andern Freunden bin ich noch mehreee Aufſchlüſſe ſchuldig. Wie ſeltſam mag ich an ihnen vorübergegangen ſein, ein zackiges buntſchillerndes Wolkenbild ohne Halt nnd Zuſammenhang, es macht mich unendlich traneig! Das Weib darf keine Abenteuee erleben, auf dee ſchmalen Linie dee Einfachheit ſteht ihe Glück, wenn ſie es findet. Wird ſie hineingeriſſen in ein brauſendes Element wechſelndee Ereigniſſe, gankelndee Romantik, ſo bleibt ſie deſſen nicht mehe mächtig, was mit ihe geſchieht, und die ſtürmiſchen Tage überfluthen ihe taumelndes Haupt. Wie wehrte ich mich gegen alle die Bildee, die, von hier und doet ihren wilden Reigen um mich zuſammenſchlangen, nachdem ich einmal aus dem Gleichgewichte des weiblichen Heezens getreten war, und das häusliche Geleiſe, die heimathliche nnd elteeliche Einfriedigung, mit welchem innern Rechte

Digitized by Google

auch immer, überſprungen. Meine Situationen, in die ich geſtürzt wurde, meinten es aber ſchlimmer mit mir, als ich war und ſein konnte. Ich war ihnen überlegen aus Inſtinkt und Kraft der weiblichen Natur, und der Demoraliſation der Verhältniſſe ſtand meine Perſon, ſich auf ſich ſelbſt ſtützend, immer klar gegenüber. Ich blieb mir wenigſtens meines Unglücks bewußt.

Zuweilen blitzte es mir auch plötzlich wie eine Löſung entgegen. Schön war der Aufenthalt in Schleſien, den ich durch den unerwartet gefundenen Freund gewann, und feſte Normen, gerechtfertigte Situationen umgaben hier wieder mein Leben, richteten es ein. Ich wollte durch die Feſſelung an eine klar verſtandene Pflicht wieder ſiegen, nachdem ich durch eine unverſtandene Liebe beſiegt und zu Grunde gerichtet war. Ich mußte Frau werden, und ein braver, achtungswerther Mann in jener Gegend bot mir ſeine Hand. Dies hielt ich nun für die Sühne meines Schickſals, das Bündniß einzugehen, wo Treue, Mühe und Sorgfalt, ohne berauſchenden Herzenslohn, gefordert wurde. Aber meine Berechnung, ſo entſchieden mich abzukanſen den Geiſtern der Hölle, wurde allzuherbe getäuſcht. Jener Fremde, der an meinem Hochzeitstage ſtörend dazwiſchen trat, mit unglaublicher Verleumdung und Beſchimpfung, war mein Bruder, eine geſpenſterhafte und mir verhängnißvolle Geſtalt. Er war mein böſer Dämon, und betrachtete mich als ſein Opfer. Nachdem ich ihn in Berlin ſeinem verdienten Schickſale überlaſſen, war er mir nachgezogen, um ſich an mir zu rächen. Er beſchimpfte mich gränzenlos, und wußte es gleißneriſch zu beweiſen, ſo daß mein Gefühl mich nicht mehr dort ließ, in jenem guten edlen Kreiſe. Er aber zwang mich an ſeine Gemeinſchaft, und nahm mich mit ſich fort. Ich war ſeinem frechterlichen und niedrigen Weſen verbunden, ohne daß ich im Trotz meiner Schwermuth mir ſelbſt hätte helfen mögen. (D. B. f.)

Thiers.

(Fortſetzung.)

Wenn, an dem Maßſtabe deutſcher Philoſophie gemeſſen, der Conſtitutionnel ſeiner Anſichten über Philoſophie, Religion und theoretiſche Politik wegen dumm und abgeſchmackt genannt werden muß, ſo ſoll damit weder geſagt ſein, daß er in ſeiner Oppoſition gegen beſtimmte Acte der damaligen Regierung Unrecht gehabt, noch an tüchtigen, wohlunterrichteten Mitarbeitern Mangel gelitten hätte. Thiers, der trotz ſeiner unanſehnlichen Figur, trotz ſeines grundgemeinen, kalmückenartigen Geſichtes, ungeachtet endlich ſeines vollſtändigen Mangels an geſellſchaftlicher Bildung, der ihn nicht ſelten äußerſt lächerlich machte, dennoch ſeines Geiſtes und ſeiner Talente wegen in den liberalen Cirkeln bald beachtet und ausgezeichnet wurde, erwarb ſich in kurzer Zeit einen gewiſſen Einfluß auf ſeine Mitredactoren, die alle älter waren als er, und ſeine Meinung fing ſchon an ſich bemerklich zu machen und Geltung zu gewinnen.

Im Jahre 1823, wo der ſpaniſche Feldzug alle Gemüther aufregte, machte Thiers eine Reiſe ins ſüdliche Frankreich und in die Pyrenäen, die er in einer kleinen Broſchüre beſchrieb. Das ſeltene und beneidenswerthe Talent des damaligen Journaliſten und jetzigen Ex-Miniſterpräſidenten, Thatſachen zuſammenzufaſſen, zeigte ſich ſchon in dieſer Broſchüre ſo deutlich und auffallend, daß Rahel in jener Zeit an Oelsner in Paris ſchrieb: „Halten ſie Herrn Thiers ja zum Deutſchen an; in dem ſteckt ein Finanzminiſter.“ —

Unterdeß hatte Mignet angefangen, ſeinen Abriß der Geſchichte der Revolution zu ſchreiben; Thiers begann ein ähnliches Werk, das aber im Laufe der Arbeit zu 10 Bänden anwuchs. Mignet ſchrieb ſeine Geſchichte als Philoſoph, der die geſchichtlichen Thatſachen als die bittere Schale anſieht, die man, wie beſchwerlich das auch ſein mag, öffnen muß, um zu dem ſüßen Kerne des Begriffs zu kommen, um den es dem Philoſophen allein zu thun iſt: für einen Geiſt wie Mignet ſind die Thatſachen wenig, die Menſchen gar nichts. So iſt denn ſein Buch eher eine Formel als eine Geſchichte geworden. Mignet hat keine Zeit, Charaktere zu ſchildern, Schlachten zu beſchreiben, die Fehler eines Tribuns oder Generals zu beklagen. Was liegt an allem dieſem? Stand es in der Macht des Generals, ſeine Truppen gut oder ſchlecht zu führen? Konnte der Redner andere Worte finden, als die, welche er geſprochen hat? Wurden ſie nicht Beide geführt, beherrſcht und unterjocht von dem Eindrucke, den die Ereigniſſe des Tages auf ſie gemacht? Konnten ſie ſich dem Einfluſſe dieſer ſtillen und langen Ereigniſſe entziehen, die geheimnißvoll und gemeſſen wie die Sterne am Himmel ihre Bahn über unſern Häuptern verfolgen? — Mignet's Buch iſt keine Geſchichte, es iſt eine Deduction. Die Phyſiognomien in dieſem Buche ſind Erz und Marmor; es ſind keine Menſchengeſichter, es ſind Ideen. Mignet's Buch, das man in vielen Stücken mit den Salluſt'ſchen Schriften vergleichen kann, wäre ein vollendetes Meiſterſtück, wenn es nicht zwei organiſche Fehler hätte: einmal iſt der philoſophiſch politiſche Ausgangspunct, von welchem der Verfaſſer zur Betrachtung dieſes ungeheu-

Digitized by Google

ren Dramas kommt, der ordinair revolutionaire, nur daß Mignet in abstracter Logik den Ausdruck seiner politischen Ueberzeugung nicht wie die meisten andern liberalen Geschichtschreiber der Revolution in der Constituante, oder der Gironde, oder dem Kaisereiche, sondern im Nationalconvente, in der Schreckensregierung findet, deren Gräuel er zwar mit Abscheu betrachtet, die er aber nichts destoweniger für nothwendig, nützlich und zweckmäßig erklärt, und die nach ihm Frankreich gerettet haben sollen. Andererseits, und dieses zweite ist nothwendige Folge jenes ersten Fehlers, verkehrt Mignet das Princip, welches Religion und Philosophie göttliche Weltregierung nennen, in eine unvermeidliche Naturnothwendigkeit, in einen türkischen Fatalismus, der streng genommen alle moralische Zurechnungsfähigkeit aufhebt und die Menschen zu mechanischen Körpern macht, die von einer fremden Gewalt angestoßen aufeinandertreffen, und wobei der stärkere den schwächern nach dem mechanischen Gesetze des Stoßes zerschmettert. Ich bin weit entfernt, Mignet's Gesinnung Unmoralität vorwerfen zu wollen; wie es aber dem abstracten Verstande, der sich nicht bis zum vernünftigen Erkennen erheben kann, immer zu gehen pflegt, so ist es auch ihm ergangen, und dies mit um so größerer Nothwendigkeit, als er ein besserer Logiker (im verständigen Sinne) ist. Die philosophische Basis seiner Geschichtschreibung ist Atheismus.

Was man sonst noch an Mignet's Geschichtswerke aussetzen kann, kann hier unerwähnt bleiben; was auch der talentvolle Schriftsteller für Verdichtung des geschichtlichen Stoffes geleistet, wie groß auch seine Kunst der Abkürzung gewesen, womit er das unendlich Mannichfaltige dieses ungeheuren Inhaltes in höherer Einheit gesammelt hat, so ist doch Kundigen nicht entgangen, daß das Mignet'sche Unternehmen nach dieser Seite hin nur halb gelungen ist. Um einen Abriß zu schreiben, muß man vorher ein Werk geschrieben haben, welches den zu behandelnden Inhalt in der ganzen Breite des Stoffes entfaltet; erst nach einer solchen Arbeit darf man hoffen, einen Abriß liefern zu können, welcher wiederum das Ganze ist, nur organisch neugebildet und auf kleinere Proportionen und gediegeneren Ausdruck gebracht; wagt man sich aber gleich an den Abriß, so wird man nur aus dem Ganzen Einzelnes — das vermeintlich Wichtigere — herausſondern und hervorheben, aber keineswegs das Ganze darstellen, wie dies denn auch Mignet nicht gethan hat, in dessen Buche sehr häufig die Begebenheiten nicht zur vollen Erscheinung gelangen, sondern vielmehr sich drängen und hemmen, und gleichsam so fest eingepackt liegen, daß ihnen darüber Form und Brauchbarkeit größtentheils verloren gehen.

Hätte Thiers' praktischer Blick auch nicht auf den ersten Augenblick erkannt, daß es leichter ist, die Geschichte der Revolution in zehn als in zwei Bänden zu schreiben, so würde er seiner Gesinnung und Denkart nach doch die letzte Form gewählt haben. Mignet wurde durch das Bedürfniß gestachelt, zu erkennen; wie bereits oben gesagt, war es ihm nur um die Erkenntniß und Entwickelung des Princips zu thun, welches die Revolution hervorgebracht hat; Thiers hingegen ist neugierig, wesentlich neugierig, ihn interessirte das Geschehene, weil es geschehen, weil es ein Schauspiel für seine schauspielsüchtigen Augen ist. Mignet's Indifferenz ist die ἀταραξία, der Friede, der eine philosophische Einsicht gibt; Thiers hingegen verhielt sich zu dem Ungeheuren, wie der römische Pöbel, wenn er zu Thierkämpfen und Gladiatorengefechten eingeladen war; er hatte gar nicht erst nöthig, durch eine gute oder schlechte Philosophie sein Gemüth zu beschwichtigen — denn er hat eben weder Herz noch Gemüth; sondern nur Augen: er klatscht in die Hände, so oft eine neue Scene beginnt; er klatscht bei der Nationalversammlung, er klatscht beim Convente. Doch gefällt ihm auch das Directorium, wenn es erst ein Directorium gibt, denn das ist wieder etwas Neues, da sind Menschen und Dinge, die er noch nicht kennt, und er ist begierig nach neuen Bekanntschaften. Man fühlt, daß Thiers auch das Consulat und das Kaiserthum würde geliebt haben, wenn er ihre Geschichte geschrieben hätte*). Alle die, welche leben, haben niemals Unrecht in seinen Augen; bei ihm hat man nur ein Unrecht, nämlich todt zu sein oder seine Stelle verloren zu haben. Thiers hält sich nicht wie Mignet dabei auf, die Ursachen der Begebenheiten und Katastrophen zu erforschen, er hat mit den Resultaten genug zu thun. Wie viel muß er sehen, hören und erzählen, wenn er erst selbst es weiß. Zuerst die Ränke am Hofe, die geheimen Bestechungen, die Versuche der Hofpartei, dieses oder jenes Mitglied der Nationalversammlung zu gewinnen, die Ursachen des Widerstandes oder der Nachgiebigkeit; — dann die Salons, das Leben und Treiben der Emigranten, die Verwaltung, die Finanzen, den Krieg.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mignet's Buch behandelt die Zeit von 1798 bis 1814; Thiers' zehnter Band schließt mit dem 18. Brumaire.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus München. (Fortsetz.)

[Brongniart's Besuch, die Auerkirche, Schnorr's Fresken.]

Für den kläglichen Zustand unsers Theaters bietet das glänzende Fortschreiten aller übrigen Künste, die für einen edlern Genuß, und wohe für die Unsterblichkeit als für ein oberflächliches Abendamüsement gegründet sind, einen reichlichen Ersatz. In diesem Augenblicke befindet sich Herr Alexander Brongniart, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs, hier, der, im Auftrage seiner Regierung, die Hauptstädte Deutschlands bereist, um über die Zustände deutscher Kunst und Industrie zu berichten. Sein Besuch gilt vor allem dem kunstbewegten München, wo ihn namentlich die Manufactur der enkaustischen Glasmalerei, die noch so viel Geheimnißvolles hat, sehr interessirt. Bei dieser Gelegenheit sah ich die aus derselben Manufactur hervorgegangenen Fenster für die Auerkirche. Letztere wird ein überaus schönes Gebäude in gothischem Style; sie ist bereits zur Hälfte vollendet und macht schon jetzt einen höchst befriedigenden Eindruck. König Ludwig schenkt derselben acht gemalte Fenster, deren jedes ungefähr funfzig Fuß hoch ist und zehn tausend Franken kostet. Diese Fenster wurden für Brongniart in einer Holzbaracke der Ludwigskirche eigens wieder aufgestellt. Der Eindruck, den in dem dunkeln Gemache, wo der Blick des Beschauers durch keine Pracht der Umgebung von dem eigentlichen Kunstgegenstande abgezogen wird, der schimmernde Glanz der Farben, die poetische Schönheit der dargestellten Scenen aus der heiligen Geschichte und die Pracht der Ornamente der großen Glasgemälde macht, ist ein schwer zu beschreibender. Das Fenster, welches den Tod Maria's darstellt, erweckt vor allen andern die Bewunderung der Kunstfreunde und wird vielleicht der schönste Kirchenschmuck werden, den irgend ein Gotteshaus aufzuweisen hat. Wunderbar ist hier die Sterbeszene der heiligen Jungfrau und ihr Leichenbegängniß von einem Engel in weißem, wallendem Gewande angeführt. Die Figuren sind alle herrlich dargestellt. Jene ehrfurchtgebietenden Priestergestalten im Silberbarte und feierlichem Meßgewande, jenes bleichmilde Todtengesicht der Heiligen, jene lieblich-reinen verklärten Jugendzüge des geflügelten Gottesboten fesseln mit ihrem einfachen weißen Leichencostorie den Blick fast mehr noch als das Leuchten und Schimmern des aber geöffneten Himmels, wo Christus der sterbenden Mutter winkt, in der Herrlichkeit seines verheißenen Reiches.

Die Fremden benutzen jetzt den günstigen Moment, wo die Fenstergemälde noch aufgestellt sind, und die Holzbaracke der Ludwigskirche sind zu jeder Stunde von neugierigen Schaaren belagert.

Ich habe Ihnen in meinem frühern Briefe von den Frescogemälden für den neuen Flügel der Residenz geschrieben, welche die merkwürdigsten Episoden aus dem Leben der drei größten deutschen Kaiser enthalten sollen, und deren Ausführung dem trefflichen Julius Schnorr von Karolsfeld übertragen wurde. Die Cartons zu dem Saale Rudolphs von Habsburg, der zuerst begonnen wird, hat der Künstler vollendet und in seinem Atelier aufgestellt. Sie enthalten vier Tableaux, nämlich die bekannte Sage mit dem Priester, welche Schiller's Ballade verewigt hat, dann die Erwählung des Grafen von Habsburg zum Kaiser, seine Schlacht gegen Ottokar, zuletzt sein Gericht gegen die Raubritter. Hier sieht man den Kaiser, wie die Geschichte erzählt, im freien Felde sitzen unter einem Baume und die Klagen der Schwachen und Unterdrückten gegen ihre tyrannischen Zwingherren hören und richten. Die Schuldigen werden gefesselt und zum Tode abgeführt. Einer dieser geharnischten Räuber höhnt noch den Kaiser und erhebt zähneknirschend die gefesselte Faust gegen seinen Richterstuhl, während jener mit würdevoller Ruhe auf das strafende Gesetz hindeutet. Im Hintergrunde sieht man die Zerstörung der Raubburgen.

Aus dem Leben des Kaisers Friedrich zeigen die gefertigten Cartons: den Einzug des Kaisers über den Trümmern Mailands, wo der rothbärtige Held, hoch zu Rosse, durch seine kühne Siegerhaltung imponirt: dann seine Versöhnung mit dem Papste Alexander, den Reichstag zu Mainz, endlich den Tod Barbaccssa's im heiligen Lande. Bei der Darstellung des Reichstages zu Mainz hat der Künstler eine Episode eingeschaltet, die freilich nicht ganz historisch treu, doch immer eine recht schöne Erinnerung aus der mittelalterlichen Geschichte ist. Vor dem Throne des Kaisers und seiner Gemahlin sieht man nämlich einen Kreis von Meistersängern, die einen Wettgesang halten, und von denen der Sänger des Nibelungenliedes den Preis erringt. Unter den versammelten Baoden hat der Maler auch das Portrait eines noch lebenden deutschen Poeten gezeichnet, welcher einen hochgefeierten Namen trägt, und dessen schöner Dichterkopf mit den langen Haaren recht gut unter die so interessanten Figuren der altdeutschen Minnesänger paßt. Die meisten Beschauer erkennen den Dichter wohl auf der Stelle.

Der Saal Karls des Großen soll der prachtvollste werden. Ich sah von dessen historischen Frescomalereien nur eine einzige Skizze aus der Mappe des Künstlers. Sie stelle eine Schlacht gegen die Sachsen vor. Letztere überfallen eine Stadt und stecken die Kirchen in Brand, als Karl der Große mit seiner Heeresmacht erscheint. Schnorr benutzte hier eine alte Sage, nach welcher zwei Engel um die Kathedralkirche schwebten und die Flamme, der sie eins umloderten, von ihr abwehrten. In fünf bis sechs Jahren sollen die Frescobilder für den Neubau fertig sein, dann erst kann Julius Schnorr seine Arbeiten in der Nibelungenhalle wieder aufnehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

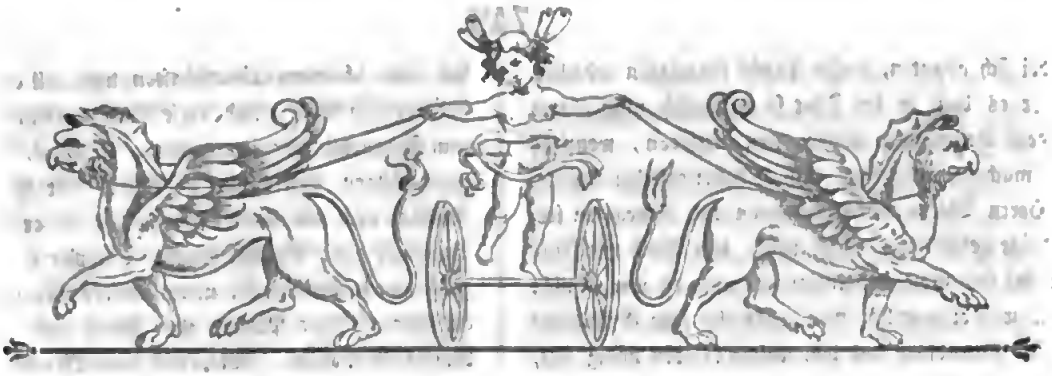
[Mad. Schröder-Devrient als Crociato.]

Meyerbeer's Crociato ist im théâtre paré am Krönungstage in Prag gegeben. Die Stände hatten alles aufgeboten, um diese Oper auf das glänzendste auszustatten. Mad. Schröder-Devrient hatte gegen alle Vorstellungen die Partie des Crociato für sich bestimmt, eine sehr hoch- und tiefliegende Partie, deren ihre Stimme nicht mehr mächtig ist. (In Dresden sang eine Contraaltistin, Frln. Bodgerschek, den Crociato mit Transponirung der hohen Passagen). Einer Privatnachricht zufolge hat Mad. Schröder-Devrient in der Rolle durchaus mißfallen, während sie vorher als Romeo und Norma ihren glänzenden Ruf bewährte.

[Ein lebendiges Diminuiv.]

Die englischen Blätter, welche bekanntlich jedes Wettrennen mit allen Kunstausdrücken und Nebenumständen auf das Pedantischste erzählen, sprechen jetzt viel von einem Jockei, der sich bei dem Rennen zu Goodwood durch seine außerordentliche Kleinheit und Leichtheit auszeichnete. Er heißt John Day und ist aus einer Familie, die in dieser Beziehung schon seit lange glänzt, und deren Ruhm (wie die englischen Blätter ganz ernsthaft sagen) er fortsetzt, denn er wiegt nur 43, sage dreiundvierzig Pfund! S.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 186. — den 22. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Thiers.

(Fortsetzung.)

Thiers weiß Alles und ist unerschöpflich über diese Dinge; ee hat sich von alten Lieferanten erzählen lassen, wie viele und wie große Rationen man damals ausgetheilt, wie viel Sold und wie viel Paar Schuhe jeder Feldzug gekostet; ee hat Tage lang mit musterhafter Geduld die alten Diplomaten der Revolution angehört, er hat ganze Ströme von Worten über sich ergießen lassen, um einige Goldkörner über die Unterhandlungen mit Deutschland oder der Vendee aufzufischen; um Cambon's Finanzsystem kennen zu lernen, hat er an zwanzig Thüren geklopft; ja er soll einmal im Begriffe gewesen sein, nach Petersburg zu gehen, um sich vom General Jomini den Plan der italienischen Feldzüge erklären zu lassen. Zum Glücke für Herrn Thiers kam der gelehrte Stratege gerade in jener Zeit nach Paris.

In diese Zeit fallen auch Herrn Thiers' Lehrjahre als Weltmann. Kaum befand er sich in einer mäßig bequemen Lage, so strebte er schon nach den Genüssen des Luxus, die er unter allen möglichen Formen versuchte. Allerdings benahm er sich dabei mit der spaßhaftesten Ungeschicklichkeit, und es wurde nicht wenig auf seine Kosten gelacht. Vergebens widersetzte sich das kleine schwächliche Körperchen den anstrengenden Genüssen, die Herr Thiers auszustehen sich vornahm; eine gottlose Arbeit siegte auch hier; mit Horaz rief Thiers seinen geübteren und kräftiger organisirten Gefährten zu: Rapiamus, amici, occasionem de die dumque virent genua, und in der That, die schwere Arbeit gelang: Thiers bildete sich zum Bonvivant, wie einst Demosthenes sich zum Redner gebildet hatte. Freilich nahm er sich, wenn des Morgens die Kopfschmerzen ihn quälten oder sein Pferd ihn mitten auf die Straße geworfen hatte, oft vor, sein altes, solides Leben wieder zu beginnen, aber der Ehrgeiz siegte, und den andern Tag hatte Herr Thiers entweder wieder Kopfweh oder Schmerzen in den Rippen.

Männer, die durch Geist, Charakter und Wissenschaft zu hohen Stellungen in der bürgerlichen Gesellschaft berechtigt sind, aber durch den Zufall der Geburt und des Vermögens den untersten Schichten der Gesellschaft angehören, und sich die ihnen angemessene Stellung im Leben erst erkämpfen müssen, haben sich vor einem großen Unrecht zu hüten, davor nämlich, die feste Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft, welche, wie drückend sie auch ausnahmsweise für den Einzelnen werden kann, doch im Ganzen und Großen vernünftig ist, zu hassen. Sind es Männer, wie Cromwell, Mirabeau, Napoleon, welche gegen die bürgerliche Gesellschaft den Krieg beginnen, so weiß man das Resultat. Herr Thiers kennt zu gut seine Kräfte, um einen Krieg auf Tod und Leben zu beginnen, er würde zerschmettert worden sein, und das sei ferne. Er fing die Sache mit Klugheit an, hatte überhaupt keine argen Gedanken, und wenn er auch den Erhaltern der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung vor der Hand, damit sie ihm ein

Plätzchen bei sich gönnten, einige Furcht einzujagen gedachte, so meinte er es doch in der That so gefährlich nicht, und war mit dem Bestehenden vollkommen zufrieden, wenn es sich nur so machen wollte, daß auch er dabei bestehen konnte. Man hat Herrn Thiers einen Apostaten und Renegaten seiner Grundsätze gescholten; es ist wahr, sein Buch wie seine Journalartikel sind radicalrevolutionair, aber er war es nie; nun er hat, was er gewollt, was gehen ihn jene Grundsätze an? Seine Grundsätze sind die, welche er eben nöthig hat, um das sein zu können, was er sein will.

Also gehaßt hat Herr Thiers die Staatsordnung nicht; in diesem Sinne war er nicht Revolutionair. Er sagt in den Einleitungsworten zu seiner Geschichte: „Ich habe männlich jede Regung des Hasses in mir niedergekämpft; ich habe mich abwechselnd persönlich in jegliche Lage gedacht, — wie ich, unter dem Strohdache geboren, von einem würdigen Ehrgeize beseelt, durch Thaten erringen würde, was die stolze Anmaßung der höhern Classen mir widerrechtlich verweigert; — oder, wie ich im Palaste auferzogen, neuster Vorrechte begünstigter Erbe, nur mit tiefem Schmerze auf einen Besitz verzichten möchte, welchen ich als mein rechtmäßiges Eigenthum betrachtete. Von diesem Augenblicke an konnte mich Nichts erzürnen, ich beklagte die Kämpfenden und entschädigte mich, indem ich die erhabenen Geister bewunderte." — In der That ein schönes Programm, und der Autor hat es nach seiner Art erfüllt. Er hat Niemanden gehaßt, aber er hat der Reihe nach Jeden geliebt. Er hat das Verbrechen wie die Tugend behandelt, den Schurken wie den ehelichen Mann; er ist nicht gerecht gewesen, er hat es nicht einmal sein wollen, sondern blos gleichgültig. Die Ursache dieser Indifferenz ist nicht schwer zu finden: die Revolution hatte Thiers nichts, gar nichts, gegeben noch genommen, und so war er ein ganz uninteressirter Zuschauer alles Vorgegangenen. Ihm hatte es weder wohl noch weh gethan. Sollte ich in diese Voraussetzung, deren schwerer Gewicht ich nicht unüberlegt gelassen, mich irren, so hat es sich Thiers selbst zuzuschreiben, und ich sage von ihm, was er von Mirabeau in Bezug auf die ehrenrührigen Gerüchte sagt, die über diesen umlieferen „Der Cynismus seiner Rede ist Schuld an jeder Vermuthung;" er fügt hinzu: „und zu jeder Verleumdung," aber nichts berechtigt zur Verleumdung.

Sollen wir dem Geschichtschreiber des Glückes und Erfolges ein wenig auf seinem Wege nachgehen? Ludwig XVI. gefällt ihm anfänglich, denn er sitzt auf dem Throne. Er ist nachlässig erzogen, aber er ist rechtlich, ohne schlimme Leidenschaften, und will das Gute. Auch liebt er sein Volk, und diese Liebe veranlaßt ihn, Turgot zum Finanzminister zu machen. Turgot, Necker und Colonne folgen aufeinander; Thiers lobt sie alle nach der Reihe; aber als Necker stürzt, da ist er blos ein genfer Banquier ohne Geschäftsblick; Colonne ist bei seinem Abgange ein leichtsinniger, unvorsichtiger Mensch, und Turgot ein schwerfälliger Pedant ohne Kraft und Energie. Nun kommt Mirabeau. Wie, will man Mirabeau nicht loben? Herr Thiers entdeckt an Mirabeau keinen Fehler; das „Ungeheuer" hat ihn bekehrt, er ist vor Erstaunen außer sich, wenn der Gewaltige spricht, wenn er die Wörter: Freiheit, Gleichheit, Volksrechte erschallen läßt, wenn er die Monarchie erschüttert, wenn er seine Gegner niederdonnert. Klagt man Mirabeau an, er habe sich dem Hofe verkauft oder in Orleans' Solde gestanden: es ist nichts daran, sagt Herr Thiers, der Hof hatte sich klinkisch dabei benommen.

Die Nationalversammlung geht auseinander und der Geschichtschreiber bewillkommt ihre Nachfolgerin, in der wir die Gironde erblicken werden. Das Interesse des Autors theilt sich zwischen den Girondisten, welche die Republik wollten, und dem Königthum, welches von der Zeit die Restauration der verlorenen Macht hoffte. Man weiß nicht, wen man für die Unruhen im Königreiche verantwortlich machen soll, denn nach Thiers ist alle Welt unschuldig. Die gesetzgebende Versammlung will ehrerbietig und fest das Wohl des Landes, eben so der König, der mehr als irgend ein Anderer, wenn man dem Geschichtschreiber glauben soll, gegen die Zusammenrottungen und die Bewaffnung der Ausgewanderten aufgebracht ist. Alle, die am Ruder sitzen, sind rein und meinen es gut, ein hohes Amt ist bei Thiers eine Reinigung für Jeden, der es eben verwaltet, sie sind alle weiß wie der Schnee; — die Strafbaren, die Verbrecher sind demnach in diesem Augenblicke allein die Emigranten und die heftigen Journalisten und Broschürenschreiber, welche wie später im Convent antreffen, und in demselben Augenblicke frei sprechen sehen werden, wo ihnen die Gewalt in die Hände fällt. (D. F. f.)

Hamburgerinnen und Wienerinnen.

Novelle.

(Beschluß.)

So irrte ich an der Seite des Schrecklichen auf trostlosen Pfaden fort, und mein Genius weinte nur heimlich in mir. Ich war still, rathlos, auch Michael sprach nichts die

erſte Nacht, die wir zuſammen durchwanderten, und ich fragte ihn nicht nach dem Ziele. Wir befanden uns auf der Straße nach Wien. Unterwegs geſellte er ſich zu einigen Wildſchützen und trieb mit dieſen ſein Weſen. An einem entſetzlichen Tage, wo ich zum erſten Male mit tiefem Ernſte an den Tod dachte, verlor er ſeine Augen bei einem Handgemenge mit den Jägern, die ihn im Walde ertappten. In Folge eines Schuſſes erblindete er für immer, und beſchloß nun, als Citherſpieler die Welt zu durchziehen. Wir kauften ein Inſtrument, und ich ging mit ihm nach Wien, denn mit ihm zu leiden und zu büßen betrachtete ich nun für meine Beſtimmung, der ich nicht ausweichen konnte. Er gab mich für ſeine Frau aus, ich ließ ihn in Allem gewähren. Aber es kamen Tage in meinem Gemüthe, wo ich die Schande ſolchen Lebens nicht mehr ertragen konnte, und eine unheilvolle Verfinſterung überſchattete und ſchwärzte meine Seele. Ich rang nach Tod und Ende, ich war ſchwach und will ſchweigen und im Angedenken dieſer Zeit mich einen Augenblick verhüllen, ehe ich fortfahre. — —

— Doch es ſei! ich kann das Andere ja nun leicht erzählen, es wurde Alles unerwartet gut. Michael's Nähe empfand ich immer mehr als einen Fluch, als einen unverdienten, und ich verſuchte mehrmals ihn zu verlaſſen. Die Erinnerung an die Eiſenbahn bei Linz, o, theurer Freund! mit dem ich dort wanderte, wird mir unauslöſchlich ſein. Meinen Bruder ſah ich hier zum letzten Male, ich ſelbſt erreichte todesmatt den nächſten Flecken und fand unverhofft eine Reiſegelegenheit nach München, der ich mich anſchloß. Hier brachte mir ein Zeitungsblatt plötzlich den Wendepunct meiner Jerſale. Ich las in der Allgemeinen Zeitung eine Aufforderung, die, bei verſchwiegenem Namen, doch nur allein auf mich ſich bezog. Meine Eltern in Hamburg waren geſtorben, ihre Verlaſſenſchaft ſollte mir zufallen, und meine gute, edelmüthige Tante, die mir immer die liebſte aller Anverwandten geweſen war, forderte mich dringend und mit herzlichen Andeutungen zur Rückkehr oder zu Nachrichten auf. Indem ich mich freute, daß man in der Welt noch etwas von mir wußte und wollte, begann ſchon der große Riß des Lebens in meinem Herzen etwas zu heilen, und ich ſchaute wieder ermuthigt vorwärts. Dieſe unermüdliche Schnellkraft meines Herzens erhob mich immer von neuem. In demſelben Augenblicke trat in das Gaſtzimmer, wo ich ſaß, der Abbé, der in Linz mit uns geweſen war. Er erkannte mich wieder, und ich wurde abermals traurig, denn ich wagte ihn nicht nach Michael's Schickſal zu fragen. Dieſer aber war gut aufgehoben, wie der Abbé ſogleich zu erzählen begann. Der Abbé hatte ihn zu einer frommen Geſinnung bekehrt und in einem böhmiſchen Kloſter untergebracht, wo er, wie ich vermuthe, ſeitdem katholiſch geworden und den Dienſt eines Laienbruders verſieht. —

Ich reiſte in jeder Hinſicht beruhigt von München ab, und mein einlenkendes Schickſal brachte mich froh und hoffnungsvoll nach Hamburg, in die Arme der trefflichen Frau, die mir treulich wohlwollte. Nun wurde es milde und hell um mich her und in mir ſelbſt. —

Das ſind meine verſchlungenen und entwirrten Lebenslinien! Euch, die ihr mir freundlich die Hand drücktet hier und dort auf meinen Wegen, meinen ewigen Dank! Ich bin fröhlich, was auch noch mit mir geſchehen mag, denn ich habe mich zurecht gefunden. Mein unruhig ſchweifender Trieb in die Ferne und in die Weite hat für immer Frieden errungen in der Nähe und in der Liebe der Freunde. Dank! Dank! — —

10.

Derſelbe Abend brachte die Hochzeitsfeier Conſtantin's und Antoniens, die in ſchöner Stille und vor wenigen Zeugen begangen wurde.

Antonie entfernte ſich nach der Trauung einen Augenblick, und als wir ſie endlich aufſuchten, fuhren wir ihr weißes Gewand durch den Garten ſchimmern. Sie lag knieend an einem Blumenhügel und war in ſtilles Gebet verſunken, während der Abendpurpur ſie vom Himmel her umglühte und auf ihr bewegtes Haupt ſeine Roſen ſtreute. Als wir kamen, ſtand ſie auf und reichte uns lächelnd ihre Hände hin. Dann, an Conſtantin's Buſen ſinkend, ſagte ſie: „Ich habe zur Zukunft gebetet!“

Die ſpäte Nacht traf uns noch im Garten, wo wir in ſeligen Zwiegeſprächen wandelten. Es war das Muſter eines Hochzeitstages. Kein fremdes Geräuſch ſtörte, und Ideen der Verſöhnung nach allen Richtungen des Lebens durchdrangen uns. —

Correſpondenz.

Aus München. (Beſchluß.)

[Cornelius, die jungen Griechen, die Witwe des Odyſſeus]

An der Darſtellung des jüngſten Gerichts al fresco, nach dem Entwurfe unſers genialen Cornelius, arbeitet dieſer große Meiſter jetzt mit dem wackern Maler Herrmann in der Ludwigskirche. Menzel, welcher die jetzt zerſchnittenen Cartons dieſer großartigſten Schöpfung des gefeierten Künſtlers zu Rom geſehen, hat davon in ſeiner „Reiſe nach Italien“ berichtet. Es circulirt davon auch eine jetzt überall verbreitete lithographirte Skizze. Das jüngſte Gericht wird die ganze Wand der Oſt-

Digitized by Google

seite unserer Ludwigskirche bedecken und dürfte wohl das größte Frescogemälde werden, welches existirt. Auf einem leichten höchst künstlichen Gerüste steigt man zu der Höhe hinauf, wo Cornelius ein ziemlich schiefes Gesicht zieht, wenn ihn Besucher während seiner Arbeitstunden stören. Bis jetzt sind erst die sechs Engel, welche über dem richtenden Messias schweben und die Leidenswerkzeuge tragen, und die Köpfe der ideen Meister umgebenden Apostel und Heiligen völlig vollendet. In diesem Augenblicke malt Cornelius an dem Christuskopfe selbst. Diese riesenhafte Frescodarstellung wird gewiß immer zahlreiche Besucher nach der neuen Kirche führen und den Priestern die Mühe ersparen, an das Gericht des jüngsten Tages zu mahnen, denn das Gemälde redet dort gewaltiger als die lebendigste Predigt.

Diese Kunstschätze und Bauten werden von den Zöglingen des griechischen Instituts sehr häufig besucht. Ich begegnete diesen jungen Hellenen vor wenigen Tagen in der allerheiligen Capelle, wo die Frescobilder von Heinrich Heß, namentlich die beiden Deckgemälde auf Goldgrund eine herrliche Zierde bilden. Die griechischen Jünglinge, welche sich längst mit unserer Civilisation und Sprache befreundet haben, stritten mit großer Lebhaftigkeit untereinander über den Werth und die Bedeutung der Bilder. Es macht wunderliche Gedanken, die Nachkommen von Phidias und Apelles bei den Enkeln der germanischen Bärenhäuter in die Schule gehen zu sehen, um die Blüthe ihrer Künste zu bewundern und diese vielleicht einmal heimzuführen in die Mauern ihres verödeten Athen. Ich komme häufig in das griechische Erziehungsinstitut und es freut mich dort immer sehr, die siebenundvierzig Jünglinge, die einst so wohlthätig auf die Zukunft ihres Vaterlandes wirken könnten, in ihren hellblauen Röcken sich auf ihren Spielplätzen herumtummeln zu sehen. Sie führen kleine Bataillen aus, lassen papierne Drachen steigen und schuffern unter einander — sie lieben überhaupt die deutschen Kinderspiele. Für alle Wissenschaften, namentlich für die europäischen Sprachen, zeigen sie vorzügliche Anlagen; ihr Geschick in jeder Art von gymnastischer Uebung ist eben so außerordentlich. Es sind viel berühmte Namen unter ihnen. Zum Theil die Söhne der im Befreiungskampfe gefallenen Helden, welche auf Kosten des Staates erzogen werden, zum Theil auch die Sprößlinge von noch lebenden, vornehmen Griechen, welche diese auf ihre eigenen Kosten nach München schicken. So sah ich einen Sohn des berühmten Karaiskaki, der bekanntlich in der Schlacht bei Athen fiel und ein einziges Kind in der Wiege hinterließ. Dann die Söhne von Odysseus, Canaris, Zavellas, Bozzaris, Mauromichalis u. s. w. Die Witwe des Odysseus lebt hier in strengster Eingezogenheit und geht immer noch in Trauerkleidern, die sie seit dem Tode ihres Mannes nicht mehr ablegte. Sie hat einen alten Diener bei sich, der ihres Mannes treuer Schildknappe auf allen Zügen und in allen Kämpfen war. Der greise Veteran hat in seiner Nationaltracht mit dem eisgrauen Schnurrbarte ein recht ehrwürdiges martialisches Aussehen. Er besucht seinen jungen Herrn alle Tage und läßt zugleich manche Contrebande von Obst und Zuckerwerk gegen die Verbote des Instituts mit einschleichen. Die jungen Griechen versammeln sich gewöhnlich um ihn und hören mit den gespanntesten Mienen seinen Erzählungen zu, welche immer nur von dem Vaterlande und seinen abenteuerlichen Kämpfen handeln. Ist der alte Erzähler fort, so beginnt das politische Gespräch unter den Jünglingen. Der Streit zwischen den Moreoten und Rumelioten flammt dann in diesen jungen Gemüthern, mit all der eingewurzelten Eifersucht jener Stämme, oft so heftig auf, wie er nur immer in Griechenland selbst sein kann, und gar manchmal bedarf es da der Intervention der Lehrer, um zu verhindern, daß die Fäuste als letzte Instanz den alten Streit ausfechten.

Jener alte Grieche ist übrigens nicht blos unter seinen jungen Landsleuten sehr beliebt, sondern wird auch von den Münchnerinnen besonders gern gesehen. So bemerkte ich unlängst, wie ein Paar alte Hausdälterinnen ihn auf dem Markte zu sich riefen und seine weite Taschen, wie seine thurmhohe rothe Mütze mit Kirschen füllten, so daß er bald davon wie ein Proviantschiff beladen war. Der greise Pallikare nahm das alles mit der ernsthaftesten Miene an, und als nichts mehr in seine ungeheuern Taschen hineinzustopfen war, sagte er den alten Damen in gebrochenem Deutsch einige Complimente und nahm dann seinen Weg nach dem Institute, wahrscheinlich um mit seinem jungen Herrn zu theilen. Es ist übrigens zu bedauern, daß die griechische Erziehungsanstalt nun bald eingehen wird, da der Staat die Kosten derselben nicht mehr tragen will. —

Notizen.

[Deutsche Literatur in Frankreich.]

Der Tetot'sche Nachdruck von Schiller und Goethe ist äußerst schlecht gegangen; kaum sind die Kosten gedeckt worden. Auch Jean Paul's Werke erscheinen nun in Lieferungen, und mit weniger zahlreichen Druckfehlern als Goethe und Schiller. Man wundert sich, daß ein Deutscher von Geburt, Hr. Duesberg, sich zur Correctur eines Werkes hergibt, welches eine so offene Beeinträchtigung der vaterländischen Autoren und Buchhändler ist.

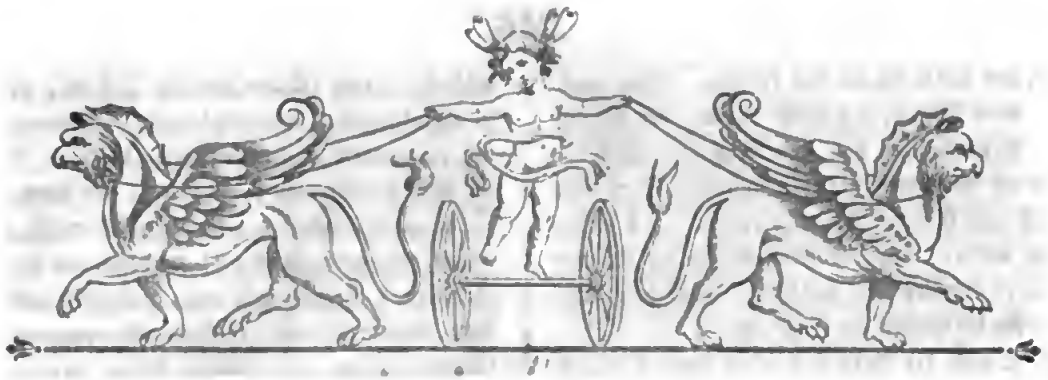
[Ein Duell in Belgien.]

Zu Cambre machten zwei junge Leute einer Putzmacherin den Hof. Natürlich vertrug sich das nicht lange. Sie bekamen Händel und schlugen sich im nahen Wald auf Pistolen. Zwei Schüsse wurden losgebrannt, aber ohne Erfolg. Da fiel einem Secundanten ein, vorzuschlagen, die Nebenbuhler sollten lieber um die Schöne losen. Gesagt, gethan. Ein Fünffrankenstück wird in die Höhe geworfen, und der Sieger wird ausgerufen. Aber plötzlich ergreift diesen ein Anfall von Großmuth. Er fliegt in die Arme seines Gegners und schwört auf sein Ehrenwort, die Schöne nicht wieder zu besuchen. So endete der Streit, wo er eigentlich hätte anfangen sollen. Aber die Schöne war damit sehr unzufrieden, da sie beide Liebhaber verlor. Ich bin das Opfer zweier Hitzköpfe, sagte sie zu dem Secundanten. Kann ich wohl dafür, daß sie sich nicht vertragen konnten? Ich bin friedliebend und hätte es mit keinem von beiden verdorben. 6.

[Ein neues Chamäleon.]

Herr von Caux, Eigenthümer des Schlosses Voyau bei Trelon (im Norddepartement) besitzt ein junges schönes Pferd, das bereits drei Mal die Farbe seiner Haut gewechselt hat. Bis in das zweite Jahr war es braun, dann wurde es ein Apfelschimmel und nahm bald darauf wieder seine erste Farbe an. Gegenwärtig fängt es an, lange weiße Streifen längs des Rückens und der Schulterblätter zu bekommen, und es hat den Anschein, als sollte es ganz weiß werden. Alle Pferdekenner und Liebhaber der ganzen Gegend, besonders die Aerzte der Veterinärschule zu Alfort, sind sehr gespannt auf die ferneren Nuancen dieser neuen Naturerscheinung. 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 187. — den 23. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Haß.

Thiers.

(Fortsetzung.)

Allmälig macht sich die eigentlich demokratische Partei Luft, die fanatischen Anhänger des Contrât social werden sichtbar. Robespierre und Danton, die bis jetzt unbemerkt geblieben waren, strecken ihre scheußlichen Häupter hervor, und man spürt schon ihren wachsenden Einfluß an dem cavaliermäßigen Ton, womit Thiers von der Gironde spricht. Die Unordnungen nehmen zu, das Verbrechen wird Tagesordnung, man möchte die Urheber kennen. Thiers nennt sie nicht: Lafayette ist rein und fleckenlos, Roland ein rechtlicher Mann, der sich freilich von seiner Frau führen läßt, aber Frau Roland ist ein so schönes Gemüth. Dumouriez würde den Thron mit Gefahr seines Lebens vertheidigen, und das Vaterland ist seine Gottheit. Wer denn verwirrt Alles? Vielleicht Pétion? Aber Pétion ist ein honnetter, verständig besonnener Mann; seine Feinde haben seine Ruhe und scheinbare Kälte für Dummheit angesehen, aber seine Rechtschaffenheit ist auch von diesen nie angetastet worden. Ist es also Santerre? Herr Thiers findet kein Wort des Tadels für Santerre. Danton besaß heftige Leidenschaften, eine gewaltsame Kühnheit, aber er war großmüthig. Robespierre war noch unbedeutend und Marat war gar nichts. Indeß ist Frankreich in allgemeinem Aufstande, der König auf der Flucht und abgesetzt, der Feind vor den Thoren; alle Interessen werden verletzt; man erstürmt das Schloß, ermordet die Wachen, trägt Menschenköpfe auf den Lanzenspitzen im Triumph durch die Stadt. Der Leser kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß hier einige kleine Fehler Seitens der abermals Mächtigen begangen worden sind; aber Thiers' Buch weiß nichts davon und sagt blos: „Hélas! pourquoi faut-il que dans des temps de désordre la raison ne suffise pas!“

„Tadeln wir Dumouriez nicht zu sehr,“ sagt Thiers, indem er berichtet, wie dieser General den Oberbefehl der Nord- und Centralarmee übernommen: „dieser biegsame und geschickte Mann hatte vollkommen die heranwachsende Macht gewittert (deviné).“ Gut, tadeln wir ihn also nicht, und warten mit unserm Historiker, bis der Commandostab ihm aus der Hand fallen wird.

Ich gehe mit Herrn Thiers schnell über die Septembermorde hinweg. Der Geschichtschreiber macht es wie die meisten honnetten Leute damaliger Zeit: er flüchtet zur Armee. Allerdings möchte der Leser vielleicht gern dies und jenes wissen: wie es gekommen, daß das Königthum am 10. August so wehr- und hülflos dastand, woher denn Danton das Geld nahm, um die Septembriseurs zu bezahlen, wer Ludwig XVI., oder richtiger der Königin, zum Unterhändler mit der Emigration und den auswärtigen Höfen diente. Von allem diesem sagt Herr Thiers nichts, aber dafür beschreibt er auch als galanter Feldmesser die Umgegend von Sedan, wo Dumouriez und der Herzog von Braunschweig standen; er schildert die fünf Defilées, die den Wald von Argonne

Digitized by Google

durchschneiden, und nennt sie alle mit Namen. Man muß gestehen, daß Herr Thiers, für einen Mann, der nie ein feindliches Wachsfeuer gesehen hat, den Krieg vortrefflich beschreibt, und ich bin gewiß nicht so unsinnig, ihm seine Ausführlichkeit und Genauigkeit vorzuwerfen. Ich wollte nur bemerklich machen, daß der Geschichtschreiber die moralischen Facta zu Gunsten der materiellen hervorhebt, und eigentlich blos für die letztren ein Auge hat.

Robespierre und der Berg sind ohne Zweifel vielfach verleumdet worden, und die spießbürgerliche moralische Borniertheit, besonders liberaler Historiker, haben das Bild des für eine unwahre Abstraction, die Ideokratie, fanatisch begeisterten Mannes bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Mignet und Thiers haben das Verdienst, den Schleier, den Dummheit und Lüge über diese schreckliche Gestalt gezogen hatten, zerrissen zu haben. Leider haben sich unsere beiden Historiker nicht damit begnügt, den von fremden Händen überreichlich auf jene Männer des Schreckens geworfenen Schmutz abzukratzen; sie haben ihre Büsten poliren zu müssen geglaubt, haben ihnen einen neuen frischen Glanz zu geben versucht, und nichts ist gewisser, als daß die beiden Geschichtswerke von Thiers und Mignet an dem schlimmgesinnten Republicanismus des neuesten Datums Geburtshelferdienste geleistet haben. Bei Mignet liegt nun wieder die philosophische Betrachtung vor. Thiers aber, je mehr er den Fanatismus des Berges sieht, die Hyänennatur Marat's, die Gefahren, die Robespierre von den Girondisten, von der Faction Hébert, von der Partei des Camille Desmoulins kommen, je mehr Köpfe er neben Robespierre fallen sieht und diesen immer aufrecht: desto größer wird seine Bewunderung; er beugt sich unwillkürlich vor dem Manne, und erst später, bei Robespierre's Sturze, ist von seiner Grausamkeit, Heuchelei, Feigheit die Rede. Wie oft aber hat auch Robespierre über seine Feinde triumphirt, vom 24. September 1792 an, wo Barbaroux auf die Tribune stieg und im Namen von Marseille und Frankreich seinen Kopf verlangte, bis zum 10. Thermidor, wo er endlich unterlag; Herr Thiers aber hat eine große Vorliebe für die Sachen, die triumphiren, und wäre es auch Robespierre's Dictatur. Es gibt Augenblicke — man fühlt sie heraus —, wo Thiers vor Robespierre denselben Respect empfindet, den ihm einige Jahre später der erste Consul einflößt. Es ist richtig, Robespierre fing die Reorganisation wieder an, und zwar machte er als verständiger Mann den Anfang mit dem Anfange: er setzte das Dogma vom Dasein Gottes fest, ließ den ekelhaften Kultus der Vernunft abschaffen, und erklärte auf der Tribune, der Atheismus sei aristokratisch, unrepublikanisch. Meines Wissens hat nur die bornirte Philisterhaftigkeit deutscher Geschichtschreiber diese Declamation Robespierre's im Namen des französischen Volkes lächerlich gefunden; Thiers ist zu verständig, um sie nicht groß, zu sehr Staatsmann, um sie nicht politisch zu finden. Freilich geht unser Historiker alsbald in seinem Lobe wieder zu weit, er sagt: Ils opposaient aux anarchistes l'ordre, aux athées Dieu, aux corrompus les moeurs. Leur système de vertu etait complet; das aber liegt an Thiers' mangelhafter philosophisch-moralischer Bildung, die — von der Praxis gar nicht zu reden — sich theoretisch nicht weit über das Niveau der ordinairen encyklopädistischen und aufgeklärten Ansichten erheben mag*).

Während Herr Thiers die Uneigennützigkeit und Armuth Robespierre's bis in den Himmel erhob, fing er selber an, die ersten Schritte zum Reichwerden zu thun. Ein herunterkommener deutscher Buchhändler, Namens Schubart, machte den jungen Journalisten mit Cotta bekannt; dieser schoß das Geld zum Ankaufe einer eben vacanten Actie des Constitutionnel vor und verlangte nur die Hälfte des Ertrages, und so kam Thiers ohne Mühe zu einem bedeutenden Einkommen. Man glaubte damals, Herr Lafitte habe die nöthigen Fonds für seinen jungen Freund vorgeschossen; dem war aber nicht so, obgleich er sie angeboten hatte. Ich bitte beiläufig zu bemerken, daß selten ein Freundesdienst mit schmählicherem Undanke bezahlt worden ist, als die uneigennützige Hülfe des armen Schubart; der Minister Thiers hat den wackern Mann, der ihm die wesentlichsten und andauerndsten Dienste geleistet, im Elend verkommen lassen; er soll wahnsinnig gestorben sein, oder lebt auch noch vielleicht im Irrenhause zu Siegburg.

Aber schon genügte der Constitutionnel Herrn Thiers nicht mehr, welcher fühlte, daß es sich bald um etwas Wichtigeres handeln würde, als gegen die Pfarrer und ihre Küster zu kriegen, und daß es lebhafterer, jüngerer, frischerer Worte bedürfte, als der alte geschwätzige Gegner der Jesuiten sie auszusprechen gewohnt war. Der Buchhändler Sautelet feuerte Herrn Thiers an, ein eigenes Journal zu gründen. Die ganze liberale Jugend, die über den Constitu-

*) Als ein in seiner Art merkwürdiges Factum mag noch angeführt werden, daß vor einigen Wochen (kurz nach dem Attentate des Alibaud) der Unterrichtsminister den Vorstehern königlicher Schulen die Geschichte der franz. Revolution des Minister-Präsidenten in einer vertraulichen Mittheilung als ein revolutionäres und gefährliches Buch bezeichnete, vor welchem die Jugend möglichst zu bewahren sei. Molière de livres! würde Rabelais sagen. —

Digitized by Google

tionnel hinaus war, aber nicht weit genug in philosophischer und historisch-politischer Bildung, um die Nothwendigkeit und Vernünftigkeit des von dem Globe und den Doctrinairen eingeschlagenen Weges einzusehen, fiel dem neuen Blatte zu, es fanden sich Actionnaire, die es in Gang brachten — man vermuthete damals Talleyrand und den Herzog von Orleans unter denselben —, und Thiers war Redacteur des National. Mignet, Armand Carrel, Dubochet, Chambolle, H. Rolle, Peisse, A. Stapfer waren nebst ihm die Hauptredactoren, Gauja wurde Gerant.

Polignac regierte Frankreich. Seine Ernennung war eine Drohung des verblendeten Königs, der endlich mit der liberalen Opposition — dieses Wort hier in gutem Sinne genommen — fertig werden und sich das Regieren bequemer machen wollte. Die royalistischen Journale verkündeten jeden Morgen, daß nun der Augenblick gekommen, die Monarchie zu retten. Der bewundernswürdige Instinct des Herrn Thiers ließ ihn augenblicklich die für diesen Zeitpunct angemessene Waffe finden. Angemessen, sage ich, um damit zu bezeichnen, daß die Taktik des National militairisch richtig war, denn tiefer die Sache genommen, hatte der National nicht mehr Recht als Polignac und Karl X.; der eine wollte den Absolutismus des Königthums, der andere den Absolutismus der Volkssouverainetät, beides Chimären, mit denen sich heut zu Tage nicht mehr regieren läßt, und die jede nur eine Seite der Sache ergriffen haben. Nach seinem eigenen Ausdrucke war Thiers' Operationsplan, das Ministerium auf das Gebiet der Charte hinzudrängen und es so einzuschnüren, daß es entweder ersticken oder auf irgend eine Weise versuchen sollte, um sich Luft zu machen, aus diesem Zauberkreise der Constitutionalität hervorzubrechen. Wie ungenügend nun auch Thiers nach seiner damaligen politischen Dogmatik die Charte finden mochte, so strich er doch jeden Morgen die geheimen excellenten Kräfte und Tugenden dieser Charte heraus, und war unerschöpflich im Lobe der constitutionellen Regierung. Man spielte Komödie. Zugleich wurde in jedes Lob des Systems, wie es auf dem Papiere stand, um das wirklich befolgte System zu stürzen, ein bald feineres, bald gröberes Gift getränfelt, und der ewige Refrain aller Artikel war, daß diese schöne Constitution durch Herrn von Polignac gefährdet sei. Jeden Morgen wurden vom National die Mittel aufgezählt, welche die Charte dem Lande als Schutz- und Trutzwaffen gegen ein verhaßtes Ministerium in die Hand gäbe: die Tribune, die Presse, die Wahlcollegien, der gesetzliche Widerstand, die Verweigerung des Budget, die Verweigerung der Steuern, und endlich — Herr Thiers sagte es ziemlich deutlich — der Aufstand, die Empörung, der Krieg. Alle, auch die unschuldigsten und vernünftigsten Acte der Regierung wurden erbittert angegriffen, man stach bis aufs Blut und ließ das Ministerium nicht zum Athmen kommen, es war ein Bienenschwarm, der auf ein Pferd gefallen ist; ja, wenn Herr Thiers stark treffen wollte, so vergaß er, was er sonst wohl unter den Vortheilen des Constitutionalismus aufgeführt, die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Monarchen nämlich, und er deutete auch dem Könige *).

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

(Fortsetzung von Nr. 183.)

12. Die Reisekur. Von Louis Lax. Drei Bände. Aachen und Leipzig. Mayer. 1835.

Louis Lax steht als Verf. der „Memoiren eines Schornsteinfegers" in der Reihe der geistvollsten Novellisten unserer Zeit. Er beschreibt hier eine Reise von Aachen aus durch Belgien, einen Theil der Niederlande nach London. Sein Freund, Hans von Zwicken, ein Pommer, begleitet ihn, andere interessante Personen finden sich dazu, und Jeder erzählt, wie es sich eben paßt, irgend eine Geschichte aus seinem oder anderer Leben. Dabei kommen höchst ergetzliche Sachen zum Vorschein, der ausgelassenste Humor wechselt mit tragischem Ernst. Eine bunte Mannichfaltigkeit von üppigen Lebensbildern gleitet an uns vorüber, immer neu, überraschend, anziehend, erheiternd. Das Buch ist selbst in denjenigen Mittheilungen, die der Originalität erwangeln, aber etwas ins Breite gezogen sind, sehr interessant. Zu diesen rechnen wir die „flammländische Geschichte", deren Inhalt übrigens von ergreifender Wahrheit ist. Manche der eingeflochtenen Erzählungen sind von ungemeiner Zartheit, mit liebenswürdiger Anmuth leicht und fließend geschrieben. So die Liebesgeschichte des jungen englischen Ehepaares, „der Streit der Küchen", die Mittheilung des dicken englischen Kornhändlers, „die Erfindung des Domino" ꝛc. Die letzt erwähnte Erzählung ist in sehr glücklichem Humor gehalten. Man sieht recht, wie nur die trostloseste Langeweile dieses knöcherne Spiel erzeugen konnte, das jetzt die civilisirte Gesellschaftswelt zu tyrannisiren anfange.

Die Schilderungen Londons, der Besuch bei Bulwer ꝛc. ziehen an, so oft wir auch schon Aehnliches gelesen haben. Immer tritt die Liebenswürdigkeit des Verfassers wohlthätig mit hervor, ohne den geringsten Anflug von Arroganz. Der trockene Humor seines Freundes Zwicken, den nichts mehr amüsirt als der Schlaf, und der Bauchgottesdienst des wohlbeleibten pensionirten Rathes aus Süddeutschland sind trefflich geschildert. Ein anmuthiges Liebesspiel tändelt, wie leichtsinnige, heitere Amoretten, überall durch dieses bunte Leben hindurch und gibt auch den minder interessanten Partien

*) Ein Beispiel aus vielen. Il serait commode peut-être que cette masse infatigable, agissante, innombrable, qui se compose de laboureurs, d'ouvriers, de soldats, de marchands, d'écrivains, d'artistes, et qu'on appelle le peuple, payât sans se plaindre ni demander compte; mais elle ne le veut pas, et elle est capable, si on l'irrite sur ce point, de forcer à voyager pendant vingt-cinq ans quiconque lui parlerait de servitude. Elle pourra, si cela convient à son repos, improviser une royauté et une aristocratie qui feront illusion à l'Europe, etc. (Nat. 18. Febr. 1830.)

Digitized by Google

eine frische, saftige Färbung. Diese Reisekur ist erlahmten Geistern und gedrückten Herzen als höchst wirksame Kur zu empfehlen. Wie wir hören, ist der Verf. gegenwärtig mit einem neuen Romane „Bandernoer" beschäftigt. W.

Correspondenz.

Aus Berlin, den 12. September.

[Berliner Kindereien und Bettina, das Kind.]

— Die in einigen Tagen beginnende Kunstausstellung verspricht dem berliner Leben und Treiben wieder einigen Reiz und Inhalt zuzuführen; unsere farblose Conversation wird auf eine Zeit lang Farben gewinnen; unsere Enthusiasten lechzen nach der düsseldorfer Schule und nach den französischen Gemälden, die diesmal von pariser Künstlern hier zu sehen sein werden, ein neues Zeichen der centralen Bedeutsamkeit, welche die berliner Ausstellung für die gesammte Kunstwelt zu gewinnen im Begriff steht; die Juden freuen sich auf die alttestamentarischen Tableaux eines Bendemann, von dem man sagen könnte, daß er mit seinen schönen und idealen jüdischen Gestalten für die Emancipation der Israeliten malt, und seinen Glaubensgenossen ist, nach dem letzten gegen sie ergangenen Namens-Interdict, die Freude über seine malerischen Erfolge um so mehr zu gönnen; endlich die berliner Referenten und Correspondenten, wie z. B. der Ihrige, spitzen schon die Feder, um Kritik, Bewunderung, Opposition und Alles durch einander zu mischen. Inzwischen, ehe alle diese großen Dinge geschehen werden, plagt uns die Langeweile nach wie vor, und ich dreaclde die Kinder auf der Straße, die es doch wenigstens in dieser Saison zu einem neuen Spielzeug gebracht haben. Sie kennen die Saison der Drachen und Windmühlen auf den berliner Straßen, diesmal sieht man eine ganz neue Art der letzteren, mit denen die Kinder jauchzend dem Winde entgegenlaufen. Ich werde Ihnen nächstens als Beilage für die elegante Welt die Abbildung einer solchen Windmühle mitsenden, die in den Umkreis eines Reifens, der an einem längeren Stabe befestigt ist, eine ganze Encyclopädie von buntfarbig flatternden Papierflügeln aufweist. Die Erfindung eines neuen Spielzeuges ist auch des Schweißes der Edlen werth. Die ganze Welt bedarf eines neuen Spielzeuges; wird sie so leicht durch eine neue Windmühle zufrieden gestellt werden als die berliner Kinder? —

Um von den Kindern auf das Kind zu kommen, muß ich Ihnen erzählen, was Sie vielleicht noch nicht wissen werden, daß Bettina mit einer neuen Ausgabe von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde beschäftigt ist, und zugleich wegen der vergriffenen, von der 2000 Exemplare abgesetzt sein sollen, in einem Streite mit ihrem Verleger Dümmler, der ihr Werk nur in Commission hatte, sich befindet, der gerichtlich geworden ist. Zum Behuf des Denkmals, welches das in den Vater verliebte Kind demselben aus dem Betrag des Briefwechsels errichten wollte, sollen 3000 Thaler nach Abzug der Kosten davon übrig geblieben sein; eine Summe, die bei weitem nicht zur Verwirklichung dieses Planes ausreicht, da Bettina dies in Frankfurt a. M. zu errichtende Monumene, das nach dem von ihr selbst gefertigten Modell Thorwaldsen ausführen soll, auf einen Kostenaufwand von 15000 Thalern anschlägt. Die nächste Ausgabe wird einen solchen Ertrag schwerlich gewähren; eher dürfte dies der Fall mit einer englischen Uebersetzung von Bettinens Briefen sein, welche — was sagen Sie dazu? — Bettina selbst in diesem Augenblick arbeitet, und zwar in Gemeinschaft mit dem rühmlichst bekannten Shakspeare-Uebersetzer Kaufmann und noch einem jungen Engländer. Ich wünsche alles Glück dazu, obwohl mir, für mein individuelles Gefühl, ein solches Unternehmen widerwartig erscheint. Die englische Sprache, vielleicht auch der englische Charakter, dürften unter den Literaturen des Auslandes noch am meisten geeignet sein, die Herzensergießungen und Bekenntnisse des Kindes aufzunehmen und in ihre verwandten Laute umzusetzen. Aber wozu mit dem Auslande coquettiren, und ihm auf eine künstliche Weise Erscheinungen zuführen, die es sich mit eigner Mühe aneignen mag, sobald das Bedürfniß danach bei ihm rege geworden! Möchte die Liebschaft, die Bettina noch mie England anknüpft, ihr keinen Kord eintragen, denn die Söhne Albions sind spröde und Vieles werden sie nicht verstehen, was das liebestrunkene Kind aus seinem Herzen schüttet und mit genialer Selbstvergessenheit schwärmt. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Die große Völkerverbindungsbahn im europäischen Westen.]

Ausländische Blätter sprechen wiederholt und jetzt bestimmter von dem großen Plan, London, Paris und Brüssel durch ein Dampfschifffahrts- und Eisenbahnsystem in Verbindung zu setzen. Es heißt, daß die vorläufigen Arbeiten zur Ausführung desselben unverzüglich beginnen. Von London nach Dover wird die Zeitfrist 3½ Stunden, von Dover nach Calais 2½ St., von Calais über Lille nach Paris 8 St., mithin von London nach Paris 14 Stunden. Von Paris nach Brüssel oder Antwerpen über Gent 10 St. Das nöthige Kapital wird auf 4,600,000 Pf. Sterl. geschätzt. Die Plane sind bereits fertig; englische Ingenieure haben die in Frankreich gemachten Abschätzungen geprüft und genehmigt. Die Actie wird in England 40 Pf. St., auf dem Festlande 1000 Fr. betragen, ihre Anzahl sich auf 37,500, belaufen, von denen gegenwärtig 15,000 ausgegeben werden. Ein französisches Gesetz, heißt es, wird die auswärtigen Subscribenten für die Verluste, die durch einen Krieg entstehen könnten, sicherstellen.

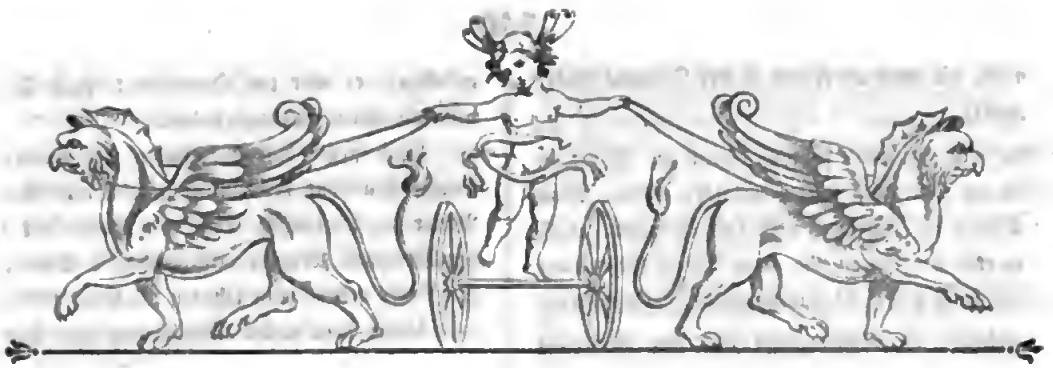
[Notabilitäten auf Reisen.]

Thiers hat sich schnell aus dem Staube gemacht und seine Reise nnch Italien angetreten. Er war über den Mangel an Achtung, den man ihm in den letzten Tagen in Paris bezeigte, pikirt; er hatte seine Salons eröffnet, aber niemand erschien als einige Exminister und einige seiner Creaturen. Er hat sich vorgenommen, zu seinen alten Studien zurückzukehren und in Italien den Livius zu übersetzen. Der eine seiner Reisewagen führt ihm eine lateinische Bibliothek nach. Der schlaue perfide Mann hat gut übersetzen, nachdem er sich 5 Millionen Sporteln gemacht hat.

[Die Eisenbahn von Brüssel nach Antwerpen.]

Seit vier Monaten ist nunmehr diese Bahn im Gange. Im Mai zählte man 101,000, im Juni 98,000, im Juli 112,000, im August 118,000 Reisende. Während der Wintermonate wird allerdings die Bewegung weniger stark sein, allein man darf auf 1 Million Reisende jährlich rechnen. Die Mittelzahl per Convoi ist 200; auf der Bahn von Manchester nnch Liverpool beträgt sie nur 80. Der Mittelpreis für jeden Passagier ist etwas mehr als 1 Fr. Die Einnahme der vier Monate beläuft sich also auf 430,000 Fr. Von einem Capital von 20 Millionen bieten sich bei Annahme von 1 Mill. Reisende 5 pCt. Die Compagnie hatte nur auf 92,000 jährliche Passagiere veranschlagt.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 188. — den 24. September 1836.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lieder von Manfred.

Nächtliches Gang.

Die Nacht war schwarz, wie im Gesicht ein Mohr,
Denns sah der Mond, im Aug' das Weiße, vor,
Und Sturm und Blitz im wildbewegten Drange
War Fackelträger wie auf meinem Gange.
Rings die Narcissen an des Gartens Weiher,
Kopfschüttelnd schienen sie mir nachzusch'n,
Die Lilie schien mit ihrem weißen Schleier
Ein angstbewegtes „Nein" mir zuzuweh'n:
Mich aber trieb der Sinne wildes Feuer
Zum wohlbekannten Kämmerlein zu gehn.

Auf geht
Die Thüre leise,
Ihr Odem nur weht
Durch die stillen Kreise
Mir Balsam zu.
Ich umschließe sie,
Ich küsse sie
Aus ihrer Ruh';
Sie will scheri'n —
Ein flüsterndes „Du?!"
Lispelt die Lippe mir zu.
Neue Küsse —
O Herz, halt ein!
Du Holde, Du Süße,
Jetzt bist Du mein!

Und als ich fort am frühen Morgen ging,
Der Sturm in Wolken nur am Himmel hing;
So wie das Meer, ausruhend vom Orkane,
Geborstne Trümmer zeigt auf seinem Plane;
So wie ein Rasender, der ausgetobt
Und nun in Thränen seinen Frieden sucht.
Still war der Garten, seine grüne Fahne,
Der Baum, weht trauernd in der öden Bucht.
Ich weiß nicht, was verdüstert die Narcissen,
Sie wandten schamverwirrt sich von mir ab;
Der Lilie weißer Schleier war zerrissen,
Sie sah, geknickt vom Stiele, in ihr Grab.

Thiers.

(Fortsetzung.)

Herr Thiers affectirt jetzt eine vornehme Verachtung für die Journale, wobei er freilich mit Geld und guten Worten günstige Stimmen zu gewinnen, ungünstige aber zum Verstummen zu bringen sucht, der Minister hat Recht zu dieser Verachtung, wenn er andere Journalisten nach sich beurtheilt, denn eine so grausame, insolente, persönliche*), unendliche Opposition, wie der National unter Thiers geführt hat, ist, was man auch sagen möge, seitdem kaum erreicht und sicherlich nicht übertroffen worden. Es ist wahr, daß Herrn Thiers im Allgemeinen eine gesittete Feinheit der

*) Herr Thiers leugnet freilich jetzt, je persönlich gewesen zu sein. Wir wollen ihn Lügen strafen: Que le ministère raisonne, qu'il prie, qu'il menace, on n'en tiendra compte. Il aura beau imiter une voix auguste et dire: Je suis le roi! écoutez moi; on lui répondra: Non vous n'êtes pas le roi; vous êtes M. de Polignac, l'entêté, l'incapable; vous êtes M. de Peyronnet, le déplorable; M. de Bourmont, le déserteur, M. de Montbel, l'humble dupe; M. de Chantelauze, le jésuite, etc. Die Stelle ist von Thiers.

Digitized by Google

Sprache eigen iſt, die man allerdings in der Tribune ſpäter manchmal vermißte.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich Thiers in ſeiner Laufbahn als Journaliſt weiter verfolgen wollte. Man findet ſchöne Sachen im National, aber auch ekelhafte, abgeſchmackte, denn eine Oppoſition wie Herr Thiers ſie damals führte, iſt beides, ſie iſt mehr, ſie iſt unmoraliſch, verbrecheriſch.

Endlich erſchallt die Sturmglocke und das Volk eilt zum Kampfe. Schon fließt Blut. Herr Thiers iſt gehört worden, die Monarchie, welche ihren Contract zerriſſen, iſt ſchon halb geſtürzt, das Volk ruft nach Anführern. Aber wo iſt denn Herr Thiers? wo hat ſich jene Rieſenkühnheit verſteckt, welche den Sieg verſprach und ſo ungeduldig der entſcheidenden Stunde harrte? Was iſt aus dem Volksredner geworden, der ſo hochmüthig einen Kreis um die Regierung zog und ſie herausforderte, und ihr verbot, dieſe Linie zu überſchreiten? — Ach, wie einſt Archilochus und Horaz, war auch Herrn Thiers der Muth gewichen, ſein furchtſames Körperchen riß den kühnen Geiſt mit fort, und er ging, was überhaupt in den Julitagen jedem Pariſer anzurathen, nach Montmorency, um in deſſen kühlem Schatten ſich ſowohl den Gefahren zu entziehen, welche dem Siege vorangehen, als auch den Proſcriptionen, welche oft der Niederlage begleiten und ihre nächſte Folge ſind. Wenn aber Herr Thiers bei dieſer Gelegenheit keinen kriegeriſchen Muth zeigte, weil er nicht Zeit gehabt, ſich auf die Gefahr vorzubereiten, ſo bewies er dagegen, ſo lange es ſich nur um geſetzlichen Widerſtand handelte, ſeine gewohnte Kühnheit; er redigirte eine Proteſtation für die Journaliſten, ſo wie Guizot die Proteſtation der Deputirten verfaßte, und blieb feſt auf ſeinem Poſten im Bureau des National bis auf den letzten Augenblick, ich will ſagen, er zog ab, als der alte Jüngling Benjamin Conſtant ankam und der Tambour noch lauter ſchrie als Herr Thiers im National.

Mit der zurückgekehrten Ruhe und Ordnung kam auch Herr Thiers wieder nach Paris zurück. Er verließ den National, dieſe zweite Staffel ſeines Glückes, und ließ ſich zum Staatsrath ernennen. Man erlaubte ihm, vorläufig ohne Titel, das Amt eines Generalſecretairs im Miniſterium der Finanzen zu verſehen, an deſſen Spitze damals der Baron Louis ſtand.

Das erſte Miniſterium löſte ſich bald auf, es beſtand aus zu heterogenen Elementen: Molé und Broglie, Guizot und Dupont de l'Eure, Gérard und Sebaſtiani, Laffitte und Périer — beide letzte ohne Portefeuille —, man muß geſtehen, es war ein Quodlibet; dieſe Männer konnten nicht an einem Strange ziehen.

Auch ſiegte bald die Partei der Bewegung; Laffitte wurde Präſident des Miniſterraths und Finanzminiſter *), Périer zog ſich zurück, Herr von Montalivet erſetzte Guizot, der Marſchall Maiſon erhielt Molé's Stelle, und der Baron Louis verließ zum zehnten Male die Geſchäfte.

Unter dem erſten Miniſterium war Herr Thiers eben nicht bemerkt worden. Louis behandelte ſeinen alten Haus- und Tiſchfreund wie einen hoffnungsvollen jungen Mann, und lachte ihn herzlich aus, wenn er eine Meinung äußerte, die ſeine Unkunde in Finanzdingen verrieth. Unter Laffitte wurde das anders. Thiers war ſo pfiffig geweſen, aus „Dankbarkeit und Achtung" für Herrn Louis mit dieſem das Miniſterium zu verlaſſen; Laffitte und der König riefen ihn zurück, und ſo ward denn Herr Thiers zum Unterſtaatsſecretair im Departement der Finanzen ernannt.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die finanzielle Revolution erzählen wollte, welche Thiers, der auf Laffitte's, oder richtiger auf des Landes Koſten jetzt ſeine Lehrzeit machte, in kurzer Zeit bewirkte. Der Fiskus war mehr damit zufrieden als die Steuerpflichtigen. Auch betrachtete damals die Kammer Herrn Thiers mit ungünſtigen Augen, oder richtiger, ſie ſah ihn gar nicht und ſchenkte ihm nur geringe Aufmerkſamkeit.

Das Miniſterium Laffitte konnte nicht dauern, es erſtickte in den Schwierigkeiten, welche ſeine eigenen ſemirevolutionnairen Grundſätze, die Emeute auf der Straße, die auswärtige Politik und die zwiefache Oppoſition ihm von allen Seiten bereiteten. Laffitte nahm alſo den directen Einfluß, welchen ſich der König auf die Geſchäfte, namentlich auf den Gang der diplomatiſchen Unterhandlungen erlaubte, zum Vorwande, und gab ſeine Dimiſſion.

Zwei Tage früher hatte Herr Thiers ſeine Stelle aufgegeben und ſeinen Abgang in allen Journalen anzeigen laſſen. Die Schwalben haben die koſtbare Gabe, den baldigen Einſturz eines Gebäudes zu ahnen; ſie warten das Unglück nicht ab und fliegen früher davon. Seit dieſer Zeit iſt Laffitte für Herrn Thiers ein fremder Mann.

Mit der Präſidentſchaft des Caſimir Périer **) fängt für die Juliregierung eine neue Epoche an. Das Syſtem des Widerſtandes gegen die revolutionnairen Doctrinen beginnt, und zwar vorläufig das Syſtem des materiellen, des phyſiſchen Widerſtandes, das Syſtem der Säbel und Kar-

*) 2. Nov. 1830.
**) 13. März 1831.

Digitized by Google

tätschen. Daß es auch einen intellektuellen, moralischen Widerstand gegen die anarchischen Lehren und ihre Korollarien, die Emeute, gibt, das war über den Horizont des plumpkräftigen Périer, dessen ganze theoretische und praktische Politik in der Armee und Nationalgarde lag. Merkwürdig war es, wie Périer die Ansichten des Herrn Thiers so überraschend schnell umzustimmen, aus dem bis dahin nur von Krieg und auswärtigen Eroberungen Sprechenden einen Heros des Friedens, der Ruhe zu machen wußte. Aber noch merkwürdiger, und selbst Frankreich auffallend, war die naive Unverschämtheit, mit welcher Thiers, der unterdeß durch Unterstützung des Ministeriums in Air zum Deputirten erwählt worden war, jetzt auf der Tribune das gerade Gegentheil von dem predigte, was er gestern gemeint und gerathen hatte. Es war eine vollständige Wiedergeburt, Herr Thiers hatte einen neuen Menschen angezogen. Die Kammer war stumm vor Erstaunen, und da der ministerielle Deputirte sich nicht scheute, historische Facta und Zahlen und Berechnungen aufzuführen, die er im Augenblicke der Noth improvisirte, und an denen kein wahres Wort war, so mag man denken, wie verschrieen er wurde, als man diesen Dingen auf die Spur kam, woran die Journale es den folgenden Tag selten fehlen ließen. Aber was geht Herrn Thiers der andere Tag an, wenn er nur das Heute hat? Als Kenner der Geschichte hat er sich an den Cardinal Retz und Sheridan erinnert, die auch von Zeit zu Zeit lateinische und griechische Stellen citirten, die man in dem angeführten Autor vergebens gesucht haben würde.

Dieser Zug allein beweist, daß Herr Thiers nie ein großer Staatsmann sein konnte. Er mag gut sein, um als intelligentes Instrument in einer geschickten Hand zu operiren; auch ist das wohl seine Stellung in den letzten vier Jahren gewesen, und die Gazette de France meint irgendwo mit großem Rechte, daß, um eine Revolution zu unterdrücken, Niemand geeigneter sei als ein Revolutionair. Herr Thiers für seine Person betrachtet ist als Staatsmann nur ein geschickter Taschenspieler, der schon aus dem Grunde nie etwas Großes sein oder thun wird, weil seine Seele gemein und klein ist. (D. F. f.)

Deutsche Romane.

13. Die Verworfenen. Romantisches Nachtgemälde von Wilhelm Müller. Kalberg bei Post. 1836.

Der Verf. sagt in dem kurzen Vorwort an die Kunstrichter, daß er in Zeit von drei Monaten seine Gattin und zwei Kinder verloren habe, und will damit die Abfassung dieses „romantischen Nachtgemäldes" entschuldigen. Der Kritik stände jedoch eine salbungsvolle Leichenbittermiene schlecht zu Gesicht, sie kann für die Mißgriffe des Talents keine Entschuldigung in persönlichen Erlebnissen suchen.

Die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, könnte man eine glückliche nennen, wenn die Ausführung dem Entwurf entspräche. Die drei verworfenen Menschenclassen auf dem Erdboden, der Jude, der Neger, der Paria sind es, deren von den übrigen Erdbewohnern verhöhntes Leben der Autor in einem Brennpunkte zusammenzufassen gedachte, um alle das unsägliche Elend in lebensvoller Darstellung zu schildern, das die Herzlosigkeit der bevorrechteten Classen und dummer Kastenstolz verbreitet. Soll eine solche Darstellung poetisch sein und nicht blos ein Convolut von Scheußlichkeiten und Verbrechen aller Art enthalten; so muß der Verf. vom Geiste der Humanität, von der Liebe zur Menschheit beseelt sein. Man muß selbst innerlichst Mensch sein, wenn man das menschlich Individuelle auch noch in seiner verwahrlosetsten Corruption entdecken will. Den Menschen, welcher in Darstellung grenzenloser Verworfenheit Beruhigung für seinen tiefsten Seelenschauerz findet, kann ich nicht begreifen. Der Fluch tröstet nie, er zerfrißt, wie Scheidewasser, alles Heilige, das der Mensch nach sein nennt. Fasse ich nun aber die ganze Menschheit von der Nachtseite auf, wie es der Verf. obigen Buches gethan hat, so begreife ich nicht, wie es ihm irgend möglich ist, den Rest eines Lebens zu ertragen, das nur darin Trost zu finden vermint, wenn es sich überredet hat, die gesammte Menschheit sei ein giftgährender Pfuhl voll sittlicher Verworfenheit. — In diesem ganzen fast 19 Bogen starken Buche ist kein Lichtstreifen zu entdecken, der die schmachvolle Nacht der raffinirtesten Verbrechen auch nur zuckend erleuchtete. Nicht genug, daß die drei von der Menschheit Ausgestaßenen in der That wie solche behandelt werden, sie müssen sich sogar vor sich selbst noch verwerfen, noch unter die Satansverderbtheit der Verdammten hinabsinken. In dieser Tollwuth des ausgemergelten Herzens gefällt es dem Verf., sie mit dem Gottseibeiuns auf der Insel Ceylon einen Bund schließen zu lassen. Sie steigen nach zuvor genossenem Gegengift — wie sie dazu kommen, erfährt man in der romantischen Genialität des Verf. nicht — in das Giftthal auf Ceylon hinab und finden dort über den ganzen Erdboden, — man denke! — die Cholera morbus herauf. — Mit dieser Krankheit, die den Verworfenen selbst nicht zu Leibe gehen kann, ziehen sie nun in aller Welt herum als Todtengräber und Leichensammler und treffen natürlicher Weise alle ihre früheren Peiniger, um sie in die Todtengruben und zwar einige lebendig zu werfen. Als der Letzte hinabgestürzt wird, ist auch das Buch zu Ende und wir legen es mit Unwillen von uns. —

Abgesehen von der Abgeschmacktheit der Erfindung, mit der wir es bei einem „romantischen Nachtgemälde" gar nicht so streng nehmen wollen, bemerken wir hier nur, daß ein solcher toller Bären- und Orang-Utang-Tanz mit der Menschheit eine Frivolität gegen den Geist der Geschichte ist. Ein Dichter mag alle Geister der Hölle beschwören, er mag eine Unzahl von Dämonen durch seine Schöpfung geißeln; alle Leidenschaften mögen sich im haarsträubendsten Kampfe gegenseitig zerfleischen — wenn nur im Hintergrunde der Genius des Friedens steht und das Wehen seines Palmzweiges den sänftigend den chaotischen Streit schlichtet. Nicht die Grenzenlosigkeit der Erfindung weder im Schönen noch Häßlichen macht den Dichter, nur im Conflict der Leidenschaften, die der Genius des Ewig-Menschlichen besiegt, liegt die Weltgerechtigkeit der Poesie. Diese fängt man jetzt an, mit Füßen zu treten, und es ist die Pflicht der Kritik, gegen diese Barbarei nicht nur des Geschmackes, sondern der Gesinnung schonungslos zu Felde zu ziehen. Wir gehören nicht zu jenen egoistischen Kapfpatrioten, vor deren Schmutzsynagoge der Exdemagoge Wolfgang Menzel Wache hält; wir dringen nicht auf die barnirte Moralität, deren breiweicher, händefaltender Großpapa die Schwäche ist, aber jene Moralität, die auch in

der Verruchtheit noch wie eine leis mahnende Todtenuhr an die versteinerten Wände der Herzkammern klopft — diese muß immer und ewig aufrecht erhalten werden. Es ist dies die Moralität der Weltgeschichte. Der Poet ist als solcher immer ein antizipirender Weltrichter. Halte er dies sein Amt heilig und stürze er sich nicht in den Schmutz frivoler Seelengemeinheit. Der Mensch — dies ist wahr — kann besser sein als der Dichter; aber auch er entweiht sich, wenn er den individuellen Gelüsten unreiner Stunden folgt. Der echte Mensch soll nur dichten, wenn er rein und heilig ist in seiner tiefsten Seele. Nicht die Schande der verbrecherischen Nacht allein soll er uns mit wollüstig-ekelm Grinsen vorspinseln, auch die heilige Keuschheit nächtlicher Stille, die Mutter der Prophezeihung, die richtend, und unparteiisch abwägend über der Welt thront, soll er uns mit keuscher Feder zeichnen. —

Ich verkenne nicht des Verfs. reichen Geist. Sein Styl ist voll Feuer und Leidenschaft, seine Gedanken sind oft kühn und originell, aber sie verwandeln sich meist in bucklige Fratzen. Drum muß er steuern. Er darf seinen Geist nicht zur Tafel herabwürdigen, auf der die Hölle ihre Kobolds-schattenspiele hält. — W.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Steffens — Müchler — Hufeland.]

Einen Beitrag zur aristokratischen Literatur dürften die Memoiren des Professors Henrich Steffens bieten. Wie? Schreibt Henrich Steffens seine Memoiren? Man sagt es, und aller Wahrscheinlichkeit des Gerüchtes nach, das ich Ihnen aus guter Hand melde, wird er uns dieselben nicht mehr lange vorenthalten. An innerm und äußerm Interesse kann es bei dem bewegten Leben dieses Mannes nicht fehlen, und die Aristokratie der Geistreichen und Frommen, deren Loge er selbst als Meister vom Stuhle constituirt hat, wird sich auf den beständig unruhigen Wellen dieser Persönlichkeit recht hinundherschaukeln können. In jeder Hinsicht ist das Erscheinen Steffens'scher Denkwürdigkeiten wünschenswerth und merkwürdig. Was ist nicht in der letzten Zeit hier in Berlin Alles dagegen geeifert worden, mit Feder und Zunge, mit Verdammniß und Verketzerung, daß die Literatur persönliche Mittheilungen, Briefe, Memoiren Lebender und Verstorbener, immer mehr überhand nehme! Was hat nicht vielleicht Steffens selbst gegen manche Erscheinungen solcher Art, durch die in der letzten Zeit viele Seiten der Literatur und des deutschen Lebens neu beleuchtet und in einem neuen Reichthum enthüllt wurden, einzuwenden gehabt! Und jetzt kann er bei sich selbst jenem Drange nicht widerstehen, der allerdings wohl begründet ist und uns des Anziehenden und Belehrenden viel verdrießt. Der Drang, Verborgenes zu enthüllen und alle Winkel der Vergangenheit auszukramen, ist in der heutigen, nach jedem Reiz umhergreifenden Welt gar zu groß, und ein Steffens, bei dem selbst seine wissenschaftlichen Untersuchungen die Form persönlicher Mittheilung annehmen und im besten Sinne auch nur den Werth einer solchen haben, vermag sich am allerwenigsten demselben zu entziehen. Sein längsterwarteter Roman: „die Revolution, oder die Contrerevolution", läßt noch immer so lange auf sich warten, daß aus der Revolution seitdem längst eine Restauration geworden sein muß. —

Lassen Sie uns noch einen Blick auch auf unsere Volksliteratur werfen, wie man die vielen Pfennig- und Groschenblätter, die sich hier täglich auf eine erstaunenerregende Weise mehren, füglich nennen könnte. Die Lectüre von Cramer und Spieß, der man noch vor einigen Jahren auf dem Gemüsemarkt und vor den Fischfässern begegnen konnte, ist verdrängt worden durch die wohlfeile Journalistik, die für einen Dreier mehrere Bogen erst zum Lesen darbietet und dann zum Einwickeln für Hunden, Häringe, getrocknete Aale und andere Waare. Diese Pfennigsblätter, Hausfreunde, Tagesblätter und wie sie sonst alle heißen mögen, werden durch Colporteure in der ganzen Stadt vertrieben und haben einen außerordentlich zahlreichen Absatz. zu ihnen hat sich jetzt „der Neuigkeitsbote" gesellt, herausgegeben von dem Kriegsrath Karl Müchler, einem Manne, der dem Tode näher steht als dem Leben, und der sich, mit seinen tausend vermoderten Anekdoten im Kopf, noch ein Mal unter die moderne Welt wagt, die nicht mehr darüber lachen kann. Sein Blatt soll jedoch bereits mehrere tausend Abonnenten hier in der Stadt zählen, ein Erfolg, der bei der industriösen Betriebsamkeit, mit der solche Unternehmungen den Leuten in das Haus eingeschmuggelt werden, glaublich ist. Auch sind diese Blätter auf Familientischen und in den Stuben der Handwerker, wohin sonst kaum etwas von der Literatur dringt, häufig anzutreffen. Müchler's Neuigkeitsbote ist übrigens besser, als das mit gleicher Tendenz bei dem Buchhändler Krause erscheinende „Berliner Tagesblatt", das sich auf eine unverschämte Weise von Nachdruck nährt. —

Noch wollte ich Ihnen die ehrwürdige Gestalt unseres Hufeland, wie er sanft mit der Friedenspalme um seine Schläfe entschlummert ist, in einigen Zügen vorüberführen, aber dies edle Bild hebt sich besser einer späteren selbstständigen Gelegenheit auf. Der alte Hufeland war der Repräsentant jener humanistischen populairen Medicin, die noch, soweit sie an seiner persönlichen Erscheinung haftete, ihre Würde und Anerkennung bewahrte, obwohl ihre Epoche bereits vorübergegangen war. Mögen die neueren Aerzte ihre Kunst strengwissenschaftlicher begründen und behandeln, so wird ihnen doch die umfassende Milde, durchdachte Klarheit, Würde und Menschenliebe Hufeland's stets ein vorleuchtendes Muster ihres Berufs bleiben! C. G.

Notizen.

[Raimund's Schädel.]

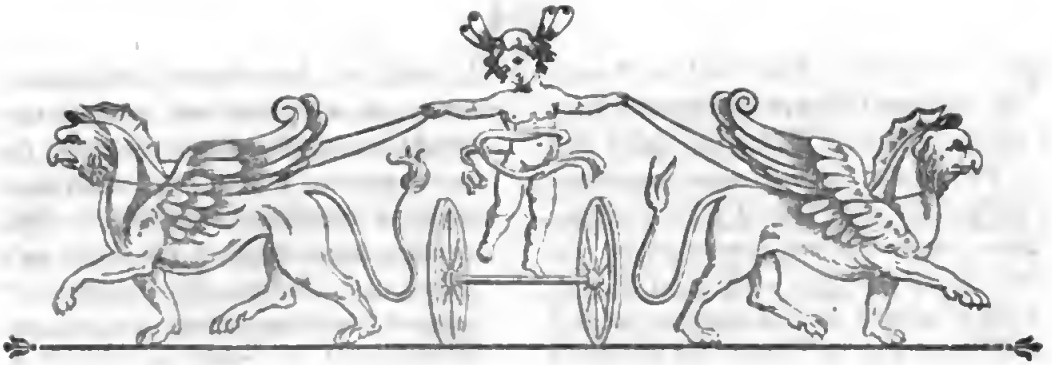
Der Bezirksarzt, der die Obduction des entseelten Körpers unternahm, fand den Schädel des verstorbenen Raimund in anatomischer Beziehung so interessant, daß er ihn heimlich vom Rumpf trennte und sich zueignete. Die Verwandten entdeckten jedoch, noch ehe der Sargdeckel fiel, diese im Eifer für die Wissenschaft geschehene That und sind gewillt, gegen den Arzt einen Proceß einzuleiten.

[Der patriotische Maler, und der Justemilieu-Maler.]

Aus Petersburg wird berichtet, der berühmte Horace Vernet male gegenwärtig die Einnahme von Warschau, ein großes Bild, das Kaiser Nikolaus für die Galerie von Zarskoje Selo bestellt habe. Horace Vernet denkt nicht, wie David, der dem Herzog von Wellington, der ihn zu Brüssel besuchte und von ihm gemalt sein wollte, trocken antwortete: „Ich male keinen Engländer." Horace Vernet vergißt, daß die französische Nation ihm ein solches Gemälde nicht verzeihen wird, denn den Pinsel oder den Degen gegen sein Vaterland führen, ist in Frankreich gleichbedeutend.

10.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags. — 189. — den 26. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Baß.

Maria Aurora, Gräfin von Königsmark*).

Die Gräfin Maria Aurora Königsmark steht gewissermaßen an der Spitze der Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, die sich durch Anmuth und persönlichen Liebreiz, durch Theilnahme an den politischen Ereignissen, oder durch ausgezeichnete Eigenschaften als Fürstinnen und Beherrscherinnen großer Reiche einen gegründeten Anspruch auf Berühmtheit erworben haben. Als die Tochter eines altberühmten schwedischen (eigentlich märkischen) Geschlechts, als die Schwester des zu Hannover im Jahre 1694 als Opfer höfischer Verworfenheit gefallenen Grafen Philipp Christoph Königsmark, als die Geliebte August des Starken von Sachsen, als die Mutter des Grafen Moritz von Sachsen, als eine kluge und in den Welthändeln jener Zeit erfahrene Frau, als eine wegen ihrer Schönheit und Geistesbildung vielgefeierte und vielbegehrte Dame, hatte sie vollgültige Ansprüche an die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen, und ist, da sich ihre Geschichte bald dem Romantischen zuneigte, auch für die Nachlebenden bis auf unsere Zeit ein Gegenstand der Theilnahme und Neugierde geblieben. Selbst das trug zu ihrer Berühmtheit bei, daß ihre im Gewölbe der Stiftskirche zu Quedlinburg beigesetzte irdische Hülle sich mumienartig erhalten hat, und von den Durchreisenden als eine Merkwürdigkeit der Stadt fleißig besucht wird, wo denn der beredte Mund des Cicerone viel von den wunderlich verschlungenen Schicksalen der schönen Aurora zu erzählen weiß.

Und wie denn in unsern Tagen durch fleißige Forschung und die mit preiswürdiger Liberalität geöffneten Hof- und Staatsarchive nicht wenig historische Belehrungen gewonnen worden sind, und Dichtung und Wahrheit zu einander in ein besseres Verhältniß gestellt ist, so ist auch dem Andenken der Gräfin Maria Aurora dieselbe Gunst zu Theil geworden. Ein gebornes Quedlinburger, Herr Dr. Cramer, schon seit längerer Zeit als geschickter Biograph rühmlich bekannt, veröffentlicht in der vorliegenden Schrift seine seit mehren Jahren gesammelten Materialien, die er mit großer Mühe und unablässigem Eifer an sehr verschiedenen Orten, zum Theil unter Staub, Schutt und Kehricht, dann aber aus mehrern Archiven zusammengebracht, und mit allen Notizen, die aus andern Büchern über das Leben der Gräfin zu erlangen waren, vereinigt hat. Hierdurch ist nun zuerst eine urkundlich genaue Biographie der Gräfin gegeben worden. Einer solchen bedurften wir aber um so mehr, je mehr seit Voltaire's ungenauen Nachrichten Pöllnitz — oder wer sonst der Verfasser sein mag — in der Saxe galante, der ehemalige hallesche Professor C. D. Voß im Biographen (Bd. 2. Hft. 2.) und Andere, zuletzt noch H. E. R. Belani in seinen „Galanterien August's des Starken" (Neuhaldensleben 1834) so viel Falsches über die Heldin des Buchs den neugierigen Lesern historischer Romane vorerzählt hatten.

*) „Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen, von Dr. Friedrich Cramer." Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1836. gr. 8.

Digitized by Google

Wir können uns begreiflicher Weise nicht auf Auszüge aus einem Werke, das ohne die beiden Beilagen (von denen wir späterhin reden werden) gegen fünfhundert Seiten stark ist, einlassen. Daher wollen wir nur einige Hauptpunkte herausheben, nachdem wir zuvor bemerkt haben, daß außer den Partieen, welche sich vorzugsweise auf die Geschichte der Gräfin beziehen, sich auch vieles in der Cramer'schen Schrift befindet, wodurch die Sittengeschichte der Höfe am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in ein gerade nicht immer erfreuliches Licht gesetzt wird. Dies gilt namentlich von dem kur-hannövrrschen Hofe unter dem Kurfürsten Ernst August und dem sächsisch-polnischen Hofe August's des Starken. Es durften aber solche Züge, die aus den Familienpapieren der Königsmarks und andern gleichzeitigen Nachrichten entlehnt sind, gerade am wenigsten fehlen, da durch sie erst die Geschichte der Gräfin selbst, ihr bewegtes Leben und die Zweideutigkeit des Rufes, die unter ihren Verhältnissen unvermeidlich war, die rechte Erklärung erhält. Früh schon, ohne den Schutz des sorgenden Vaters oder erfahrener Verwandten, war Maria Aurora zu dem Glauben gekommen, daß sie überall selbstständig auftreten müßte. Ihre Verbindung mit August dem Starken war die Folge ihres für männliche Schönheit und gesellige Annehmlichkeit sehr früh empfänglichen Herzens; als sie sich nach Jahresfrist zurückgesetzt sah, gebot ihr allerdings die Klugheit, sich einen festen Sitz im Stifte zu Quedlinburg zu sichern. Aber darum wollte sie der Welt noch nicht absagen, und so trieb sie, Andern zum Aerger und selbst wohl oft die eigene Verstimmung überbietend, ein scheinbar lustiges Feenleben fort, bei möglichst glänzender Umgebung, mehr weibliche Launen als Wirthlichkeit mit dem Leben und mit dem Vermögen berücksichtigend. Unter solchen Umständen konnten die Gebote der höhern Sittlichkeit ihre Schritte nicht leiten; ihre Bahn war zu schlüpfrig, als daß ein Straucheln zu vermeiden stand. (II. 76.)

Die erste biographische Mittheilung von Wichtigkeit, welche uns Hr. Cramer macht, ist die Ermittelung des Geburtsjahres der Gräfin, wonach sie im Jahr 1668, also zehn Jahr früher als bisher angenommen ist, und nicht in Schweden, sondern in Stade, der Hauptstadt des Herzogthums Bremen, geboren ist. Denn hier war der Mittelpunct der großen Güter, welche die Familie Königsmark in den schwedisch-deutschen Ländern in und nach dem dreißigjährigen Kriege an sich gebracht hatte. Vielfach umschwärmt von fürstlichen Verehrern, Liebhabern und Freiern (mehrere solche Briefe sind abgedruckt) war Maria Aurora sechsundzwanzig Jahr alt geworden, als in der Nacht vom ersten auf den zweiten Juli 1694 ihr Bruder, Graf Philipp Christoph, spurlos in Hannover verschwand. Die von Hrn. Cramer gegebene Beschreibung dieses schrecklichen Ereignisses (I. 53—103.) und die von ihm hinzugefügten Urkunden und Briefe der Gräfin Maria Aurora, ihrer Schwester, der verheiratheten Gräfin Löwenhaupt, und deren Gemahls bestätigen vollkommen die Ansicht, daß Königsmark nicht wegen eines sträflichen Verhältnisses mit der Kurprinzessin Sophia Dorothea, sondern als ein Opfer der bis zum blutdürstigen Hasse gesteigerten Eifersucht der Gräfin Platen, der Geliebten des Kurfürsten Ernst August gefallen sei, die durch die angeführte Beschuldigung den Fürsten zum Theilnehmer der Unthat machte, und jede weitere Nachforschung unterdrückte. Für jene Zeit merkwürdig sind die mit Fräulein von Knesebeck, einer Hofdame der Kurprinzessin, angestellten und hier zuerst mitgetheilten Verhöre, in denen, um einen Ausdruck Goethe's zu gebrauchen, mit „mehr als dürren Worten nach den Geheimnissen der Liebe gefragt wird." (D. F. f.)

Thiers.

(Fortsetzung.)

Der 11. Oct. 1832 war ein großer Tag für Herrn Thiers. Er wurde Minister. Soult übernahm die Präsidentschaft, Hermann die Finanzen, Guizot hatte den öffentlichen Unterricht, Broglie die auswärtigen Angelegenheiten. Zwischen Thiers und dem Grafen d'Argout, die beide das Ministerium des Innern verlangten, entstand ein komischer Streit, denn man schlug ihnen vor, sie möchten um das vacante Portefeuille loosen, und Thiers, wie gewöhnlich auf sein Glück zählend, war gleich bereit. Der König, der sich besser auf die Würde seiner Krone verstand, widersetzte sich natürlich, und so ward der Zwiespalt anders entschieden. Thiers erhielt zwar das Ministerium des Innern, mußte aber die wichtigsten Functionen an das Ministerium des Handels und der öffentlichen Bauten abgeben, welches d'Argout übernahm; er behielt nur die Polizei, den Telegraphen und die geheimen Fonds.

Der Telegraph und die geheimen Fonds haben zu manchen Anekdoten Veranlassung gegeben, die ich, weil unverbürgt, nicht wiederholen mag noch darf, wenn ich auch Herrn Thiers' Ansicht wäre, welcher 1830 von den Mitgliedern des Ministeriums Polignac schrieb: Les hommes ne réfléchissent toujours dans les discours qu'ils excitent. Als Polizeiminister bewirkte er die Verhaftung der Herzogin von Berry.

Digitized by Google

Das Miniſterium vom 11. Octobee dauerte lang, und ſeine allmäligen Teansformationen ſind den Leſern erinnerlich. Am 1. Jannar 1833 ging Hece Thiees in das Miniſterium des Handels über, ſpäter erhielt er das Innere zurück, diesmal reichlichee ausgeſtattet, weil er ſeinem Mitbewerbee d'Argout ein Bein untergeſtellt hatte, der bekanntlich ſehr weich auf die Geldſäcke der Bank fiel, deren Gouverneue er wurde. Dann nnterlag Soult den Ränken ſeines jungen Collegen, der viel von dem üblen Eindrucke zu ſprechen wußte, welchee des Marſchalls Verfahren bei Lieferungscontracten auf das Land machen müſſe. Der Marſchall Géeard, welchen Soult folgte, wurde ebenfalls bald der Präſidentſchaft müde und ging ab. Es war die Amneſtie, weiche Thiers diesmal voegeſchoben hatte, um ſeinen Collegen zu vertreiben. Unterdeß hatte er die Angelegenheiten des Miniſteriums ſo ſehr verwirrt, daß er, indem kein Präſident nach ſeinem Wunſche ſich finden wollte, auf den Rückzug denken mußte. Guizot dankte ab, weil Thiers ſich der Präſidentſchaft des Herzogs von Broglie widerſetzte. Weder Molé ndch Dupin wollten ins Miniſterium treten. Das Reſultat dieſer Wirren war jener dreitägige Traum, den man das Miniſteeium Baſſano nennt. Merkwürdigerweiſe hatte der Tiersparti, der durch Baſſano zur Herrſchaft gelangte, nicht den Mnth, die Geſchäfte zu übernehmen; die alten Miniſter traten wieder ein und Broglie wnede Peäſident. Es wäre ſo langweilig als ekelhaft, wenn man die kleinen Intriguen erzählen wollte, die damals von Herrn Thiers geſpielt wueden, um dieſes Geſüechtete von ſich abzuhalten. Er wollte ſich zueückziehen und den Livins überſetzen, und erſt als die Majorität dee Kammer in einer Privatverſammlung bei Herrn Dnvergier de Hauranne eine Commiſſion ernannt hatte, welche ſich zu Guizot und Thiers begab, um beide zu bitten, daß ſie ſich verſtändigen und veeeinigen möchten, erſt da gab Thiers nach, aceeptirte Broglie als Präſidenten nnd übernahm wieder das Miniſterium des Innern. Man wird fragen, weshalb denn Thiers dem doctrinairen Miniſterinm ſo nöthig geweſen. Dieſe Nothwendigkeit lag in der Kammer. Ich habe bereits oben geſagt, daß nach der kurzen Dauee des erſten Miniſteriums, welches ich das Miniſterinm dee Confuſion nennen möchte, in Laffitte das Miniſterium dee Conceſſianen erſtand. Dieſes nnterlag bald, weil es ſeine politiſchen Freunde, die liberalen Ulteas und republieaniſchen Monarchiſten: Lafayette, Euſ. Salverte, Audry de Puyraveau, Odilon Barrot, Garnier Pagès, Cabet, Mauguin, Voyer d'Argenſon, Lamarque n. A. nicht znfriedenſtellen, am wenigſten aber den Freunden der Ordnung genügen konnte, die ſich deshalb auch, wie Molé, Broglie, Guizot nnd ſogae Périer, von dem Miniſterium losſagten. Nun ſchien abee allmälig die Zeit gekommen, wo man auf der revolutionnairen Bahn wirder einlenken und das Staatsſchiff eine vernünftigere Richtung nehmen laſſen konnte; der ganze Mittelſtand war der ewigen Emeuten und des Unweſens dee Clubds müde, die revolutionnaire Aufeegung hatte ſich, die unverbeſſeelichen Fanatiker ausgenommen, gelegt, und ſo ſchien es angemeſſen, das Syſtem zu verändern. Zu dieſem Expeeimente, welches nicht ohne Gefahr gewagt wurde, fand ſich der kräftige Périee bereit, doch mußte man bei ihm keine Theorie ſuchen, er verließ ſich auf die Stärke, auf die phyſiſche Gewalt. Die Doetrine hatte nur geeingen Einfluß, obgleich ſie Périee unterſtützte, und kam erſt mit der Präſidentſchaft Soult's ans Ruder. Es iſt der Geneeal und der Profeſſor, die jetzt Frankreich eegieren. Die Präſidentſchaft Gérard's wae ein Rückſchritt, ein Schwanken zwiſchen der Ordnung und der Revolution, mit ihe ſuchte der ſemirevolutionnaire Tiersparti ſich der Geſchäfte zn bemächtigen, hatte aber weder Muth noch Geſchick, das eben Errnngene feſtzuhalten. (D. F. f.)

Dioskuren.

Für Wiſſenſchaft und Kunſt. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Th. Mundt. Erſtee Band. Berlin, bei Veit u. Comp. 1836.

Wie einen ſehnlichſt erwarteten, lang ausgebliebenen Freund begrüßen wir dies Buch, an deſſen Spitze der Name Varnhagen's von Enſe wie ein Verſöhnung wirkendes Friedenszeichen nns anblickt. Ein eigenes Gefühl, zwiſchen ſtiller Wehmuth nnd lächelndee Bitterkeit unentſchieden nmherſchwankend, bewegte uns, als wir das Motto laſen, das dee Herausgeber dieſer Sammlung voegeſetzt hat. Es liegt ein Bekenntniß bitteeer Erfahrungen in dieſen wenigen, dem zweiten Theile des Goethe'ſchen Fauſt entlehnten Worten; eine Recapiculation tief gefühlter Schmerzen, zertrümmerter Hoffnungen, die in einee von den Umſtänden ſtreng bedingten Reſignation eine momentane Beruhigung ſuchen für das, was dem einee Weltcultur entgegenſchlagenden Herzen theuer war von Jugend auf. Dies Gefühl ſchmerzlicher Störungen ſpricht ſich auch in den wenigen zueignenden Worten an Varnhagen von Enſe aus, die dee Herausgeber dem reichhaltigen Buche vorzuſetzen für zweckmäßig fand.

Dieſe Dioskuren können eine Fortſetzung des „literarischen Zodiakus" genannt weeden. Es begegnen uns dieſelben Namen und dee nämliche klare und umſichtige Geiſt, der in dem genannten Jouenale zu ſo unbeerechenbaren Erfolgen wirkſam war. Ein buntfaebiges Gemiſch von Beiträgen füllt dieſen erſten Band, von denen keiner ſo geringfügig iſt, daß wie ihn vermiſſen möchten, ſo verſchiedenaetig auch der innere Werth derſelben von einander. „Eine Reiſe nach Tivoli," von dem Baeon von Strombeck, eröffnet den Reigen. Der Verf. dieſes kurzen und anziehenden Reiſeberichts unteenahm den mitgetheilten Ausflug im vorigen Jahre. So oft man auch ſchon ähnliche Berichte geleſen, immer geeift man gern wieder zu einem neuen, wenn er, wie hier, Geiſt mit Anmuth ver-

Digitized by Google

bindet. Irren wir nicht, so ist bereits die ganze Reise des mit tiefem Sinn und vorurtheilsfreiem Geiste betrachtenden und urtheilenden Verf. in diesen Tagen erschienen und wird bald in Aller Händen sein. Es genüge daher, das gebildete Publicum hier nur auf den Genuß aufmerksam zu machen, der uns nach der empfangenen Mittheilung einer mit kräftigen Strichen entworfenen Skizze von dem Ganzen verheißen wird.

Mit lyrischen Beiträgen begrüßen uns drei geachtete Namen, Leopold Schefer, Moritz Veit u. Karl Meyer. Ersterer beschenkt uns mit einem „Convent der fünfhundert Hagestolzen." Diese eigenthümliche Mittheilung voll barocker Originalität ist, wie fast Alles, was aus Schefer's reichem Geiste hervorgeht, mit einem mystischen Schleier umflort, den ganz zu lüften eine schwierige Aufgabe sein möchte. Schefer schwärmt entweder in süßem Gattesfrieden auf geheimnißvoll klingenden Blumenkelchen, die himmelblauen Schwingen seiner regenbogenfarbigen Phantasie mit geistig genießender Beschaulichkeit bald hebend, bald senkend, oder er springt wie ein überfröhliches Kind, schalkhaft lichernd in die sich selbst nicht erkennende Welt. In solchen Extravaganzen bekommt sein Humor eine Farbe, in der sich der morgenröthliche Rosenduft des Frühlingshimmel mit dem fahlen Aschgrau eines Novemberabends wunderlich mischt, ein Farbenton, der immer etwas Bängliches, Unheimliches an sich trägt. Auch dieser „Convent der fünfhundert Hagestolzen" hat einen unverkennbaren Anflug dieser Farbenmischung, und dies möchte wohl ein Grund sein, weshalb wir ihm kein besonderes großes Publicum versprechen dürften. Wir unsererseits haben ein großes Ergetzen daran gefunden und uns der Metamorphosen gefreut, deren Schefer nach diesen Mittheilungen noch fähig sein möchte. Aufmerksam wollen wir hier nur auf zwei Abschnitte aber Gesänge dieses Caaventes machen, „die Kragenprobe" und „der Probekragen," denen sich auch noch der „Hochzeitmorgen" anschließen kann mit seinem „leisen Chor der Hagestolzen": „Ist nichts auf Erden als ein Weib für jeden Mann, dann muß man frei'n zum Erdvertreib, „„Dann, dann! Dann, dann!"" — M. Veit, der seit dem berliner Musenalmanach als Lyriker fast verschollen war, bringt einige Gedichte, unter denen sich „das Bild der Fürstin", und die Romanze, „das Paradies" auszeichnen. Es ist etwas Biederbes, Solides in seiner Poesie, die an Schiller'sche Ausdrucksweise erinnert, namentlich wird dies bemerkbar in der Romanze. Karl Meyer's (nicht Mayer?) „Sanette aus Neapel" sind niedliche Kinder einer beglückten Herzensfröhlichkeit. Sie gehören zu den reinsten dieser Gattung, und üben in ihrer ungekünstelten netten Sauberkeit eine liebenswürdige Anziehungskraft.

Die Novellistil wird vertreten von Th. Melas u. Herrmann Marggraff, wozu man auch noch H. König's: „Ein Abend bei Goethe" rechnen kann, eine angenehme Kleinigkeit, die in ihrem anspruchslosen heitern Tone ein recht klares Bild von dem Leben und Weben des greisen Dichters in seinen letzten Lebensjahren gibt. Der bekannte Verf. des „Erwin von Steinbach, gibt eine Novelle, „das zerbrochene Wagenrad." Der Schauplatz des kleinen Lebensgemäldes ist die Insel Seeland. Th. Melas leidet nur an einem Fehler, der namentlich bei weit ausgesponnenen Erzählungen seinen sonst geistreichen Conceptionen großen Eintrag thut. Er ist zu pfarrherrlichweich. Eine solche langgedehnte Gemüthlichkeit kann langweilig werden. Bewegt sie sich aber im engern Kreise, beschränkt von einem kleinen Rahmen, wo der Dichter gezwungen ist, seine Gedanken zu concentriren, so wird gerade ein so tiefer Fond echt deutscher Gemüthlichkeit rührend und liebenswürdig. Dies ist in der mitgetheilten Novelle der Fall, die ein häuslich-abgerundetes Bild der Entsagung zweier Liebenden enthält, das man fast musterhaft nennen kann. Ueberhaupt gelingen dem Verf. gerade solche Genrebildchen am besten, die scharf begränzten, einen gewissen Frieden um sich her verbreitenden Zuständen entnommen sind. H. Marggraff's Novelle, „Fensterliebe", zeugt für des jungen, mit tüchtig frischer Kraft reichlich ausgerüsteten Verfassers Talent. Nur müssen wir bekennen, daß es uns scheinen will, als sei der Humor nicht dasjenige Element, in dem der Dichter sich mit Glück bewegt. Die vorliegende Probe wenigstens hat bei aller anscheinenden Natürlichkeit doch etwas zu sehr Gemachtes, das zu keinem recht frischen Genusse kommen läßt. Einzelne Partieen sind zwar glänzend, das Ganze aber läßt unbefriedigt. Der Styl ist zu spitz gefeilt und ermangelt der echten Grazie. Er sieht etwas echauffirt aus. Mit Freuden aber erkennen wir an, daß aus diesem, so viel uns bekannt, ersten novellistischen Versuche von dem Verf. viel Bedeutsames für die Zukunft zu erwarten ist.

H. Stieglitz schildert eine „Gebirgswanderung", die sich recht angenehm liest, wenn man auch eben auf nichts besonders Charakteristisches darin trifft. Eine Wanderung durch ein Gebirge mit seinen Wasserfällen, tiefen Gründen, stürmischen Koppen und den harmlosen Menschen, die in beschränkter Glückseligkeit die tiefern Beziehungen eines weitausgreifenden Weltlebens nicht vermissen, ermuthigt den einsamen Wanderer, der seinem Schmerz, den das Culturleben über ihn verhängte, entfliehen möchte.

Ehe wir zu den letzten bedeutsamen Beiträgen übergehen, müssen wir noch der Bruchstücke aus dem „Dziady" des A. Micklewicz gedenken, mit denen F. A. Märker die Dioskuren bereichert hat. Ein fast unheimlich tiefer Geist sieht uns aus diesen Proben des begabtesten polnischen Dichters mit leuchtenden Augen an. Der zaubermächtige Geist des Heidenthums mit seinen schauerlichen Gebräuchen, und die düstere, zerfleischende Grübelei des unbefriedigten christlichen Gemüthes klingen hier in seltsamen Tönen gegeneinander, und der Uebersetzer hat vollkommen recht, wenn er dieses großartige, aber unvollendete Gedicht dem Goethe'schen „Faust" und Byron's „Manfred" anreiht. Wir bedauern, daß es uns der Raum verbietet, eine Probe dieser tiefsinnigen Dichtung hier mitzutheilen, und bemerken nur, daß „Dziady" die feierliche nächtliche Todtenbeschwörung genannt wird, die das Volk der Polen noch bis auf heut an einem gewissen Tage im Jahre zu begehen pflegt. —

Was der geistvolle Karl Rosenkranz einleitend über die „Unterhaltung zwischen Diderot und d'Alembert" sagt, von der uns hier der Anfang mitgetheilt wird, ist so wahr und scharfsinnig, daß wir es nur unterschreiben können, und es wäre in der That zu wünschen, daß ein Mann, der eben so viel Talent als feinen Takt und genaue Kenntniß von dem Geiste Diderot's besitzt, dem deutschen Publicum diesen Schriftsteller voll Grazie, Anmuth, Witz und echter Humanität auf eine Weise zugänglich machte, in welcher er zu dem Rechte gelangte, das ihm in vollem Maße gebührt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Ein neues Justemilieu.]

Die Nachdrucker zu Brüssel kündigen bereits Alexander Dumas' neuestes Stück: Kean, an, noch ehe der Verfasser im Sinne hatte, es einem Buchhändler zu Paris zum Druck zu übergeben. Eine größere Ausbildung kann die Kunst zu stehlen wohl nicht mehr erlangen. Den rechtlichen Verlegern bleibt nichts übrig, als das Justemilieu zwischen dem Vordruck und dem Nachdruck. G.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 190. — den 27. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Thiers.

(Fortsetzung.)

Nun kommt die Doctrine ans Ruder, Broglie und Guizot; mit ihr nicht mehr die plump mechanische, sondern die intelligente, systematische, nachhaltige Unterdrückung des revolutionnairen Geistes. Guizot stützt sich auf den Verstand des Landes, er spricht und überzeugt, er rechtfertigt sein System, stellt es als das vernünftige, zeitgemäße, allein heilbringende dar. „Nicht wir sind zurück — Ihr seid es, Ihr von der Opposition. Ihr schleppt Euch in den alten ausgefahrenen Gleisen hin; Ihr wiederholt nur, was zu andern Zeiten Geltung hatte.... Ich klage Euch an, daß Ihr zurückgeblieben seid. Wir aber haben unsere Zeit begriffen und die letzten vierzig Jahre nicht vergebens durchlebt" —*), so spricht Guizot zu der Kammer, so denkt er und wagt in derselben Rede, einem Meisterstück improvisirter Beredsamkeit, von Frankreich zu sagen, „daß die wahre Einsicht ihm noch fehlt." Gerade eben deswegen, weil Guizot und Broglie denkende Politiker sind, so sind sie der Kammer zu vornehm, zu dunkel, zu schwer, und bei der großen Masse der Deputirten nicht mehr beliebt. Das ist Ein Grund, warum Menschen, wie d'Argout, Barthe, Persil, und in gewissem Sinne auch Thiers, im Ministerium nöthig sind. Diese drei Minister — Thiers nicht — stehen so ziemlich im Niveau auf derselben Geistesstufe wie die Mehrzahl ihrer Zuhörer in der Kammer, zu welcher das neue demokratische Wahlgesetz eine solide Masse höchst bornirter Spießbürgerlichkeit schickt. Indem aber bis jetzt fortwährend ein nicht ganz geringer Theil der Kammer, die erklärte ultraliberale Opposition nicht einmal mitgerechnet, den semirevolutionnairen Doctrinen sich zuneigt, wie dies z. B. vom Tiersparti gesagt werden muß, so ist ebenfalls eine Dosis revolutionnairen Sauerteiges im Ministerium nöthig, und dazu hat unter dem Ministerium Broglie-Guizot Thiers gedient, der nach seinen eigenen Worten, die er gegen Guizot äußerte, der Prediger und Schwätzer des Ministeriums sein, und stets bereit sein sollte, auf der Tribune Dinge zu vertheidigen, deren Urheber er nicht wäre*). Uebrigens möge man nicht glauben, als ob die freiheitbeschränkenden Gesetze seit 1834 von den eigentlichen Doctrinairen ausgegangen seien. Die liberalen Journale, welche Guizot hassen, aber unwillkürlich achten und seine tiefe Kenntniß anerkennen müssen, obgleich er noch ihnen in einem irrigen Systeme befangen sein soll, haben, perfide wie sie sind, stets die List gebraucht, d'Argout,

*) Rede Guizot's in der Deputirtenkammer vom 24. Mai 1836.

*) Herr Thiers beschwerte sich nämlich gegen Guizot über seine unbedeutende Rolle, Guizot antwortete ihm: C'est l'homme qui fait sa position, la mienne sera toujours assez belle. Das war stolz und würdig, und Hr. Thiers konnte sich eigentlich noch bedanken, denn als unter Périer Mauguin einst Hrn. Thiers „Organ des Ministeriums" genannt hatte, rief Périer laut aus: Ça un organe du ministère? M. Mauguin se moque de nous!

Digitized by Google

Barthe und ähnliche Minister zu schonen — blos Persil wurde heftig angegriffen —, und die Doctrinaire als die verborgenen Urheber der verhaßtesten Gesetze geschildert: das Wahre an der Sache aber ist, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Ministerversammlung am 9. September 1835 Guizot und Broglie die Geschwornengerichte in ihrem bisherigen Zustande belassen wollten, und der revolutionnaire Theil des Cabinets, besonders aber Thiers, es war, der das neue Gesetz verlangte und durchsetzte. Endlich aber ist leicht begreiflich, daß ein so biegsamer Mann wie Herr Thiers lieber im Schlosse gesehen wurde als der steenge, systematische Guizot, der sich natürlich nicht den hundertsten Theil von dem gefallen läßt, was man Thiers bieten kann, welcher letztere zudem seit einigen Jahren sich in die Schule bei Talleyrand begeben hat, wodurch er für Louis Philipp, dessen Orakel Talleyrand ist, einen um so größern Werth und Brauchbarkeit erhielt.

Ich komme jetzt zur letzten Periode in Thiers' bisherigem politischem Leben, muß aber hier aus naheliegenden Gründen ein tieferes Eingehen mir versagen. Die Leser erinnern sich ohne Zweifel noch der Streitigkeiten, welche im Anfange d. J. die vom Minister Humann beabsichtigte Rentenreducirung erregte, und daß diese Streitigkeiten vorgeblich die Auflösung des doctrinairen Ministeriums zur Folge hatten. Nach langen Geburtsschmerzen constituirte sich am 22. Februar das Ministerium Thiers. Eines Theils war diese neue Verwaltung, wie sie sich auch aufspreizen mochte, zudem da der König, welcher ganz für das System von Périer und Guizot ist, seinen Einfluß auf die Geschäfte behielt, nur eine Fortsetzung des Ministeriums vom 11. October, anderntheils nannte es sich aber ein Ministerium der Versöhnung, und machte dem Tiersparti einige Concessionen, da Passy, Sauzet, Pelet (de la Lozère) mehr oder weniger diesem angehört hatten.

Das Ministerium Thiers hat sechs Monate gedauert; ich will zum Schlusse die Geschichte seiner Auflösung erzählen. Diese hatte mehrere Ursachen.

Zuerst ist zu erwähnen die unanständige, unredliche, durchaus revolutionnaire, macchiavellistische Führung der diplomatischen Geschäfte durch Herrn Thiers, den sechsmonatlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Man wird mir nicht nachsagen, daß ich die Propaganda und ihre Helden in der Schweiz liebe. Daß dieses Land veranlaßt wird, solchem Unwesen ein Ende zu machen, ist billig. Dabei aber läßt Herr Thiers es nicht bewenden. Da die Schweiz ein kleines Land ist, so setzt er sich aufs hohe Pferd, verirt und ängstigt die schweizerischen Regierungen und vergißt überhaupt alle diplomatischen Convenancen, oder richtiger, er hat sie nicht gelernt. Die alberne Unerfahrenheit eines diplomatischen Lehrlings, der den Eifer zeigt, um auf einen wichtigern Posten befördert zu werden, ist nur allzubereit, die höchst unangemessenen Aufträge des Ministerpräsidenten auszuführen. Das ist aber noch nicht genug. Herr Thiers schreibt einen höchst unklugen Brief an Montebello, den dieser in der Nacht vom 5. auf den 6. August vorliest, aber nicht in Abschrift mittheilt, der indeß nichts destoweniger den schweizerischen Jonenalen bekannt wird. Der Brief, in welchem die Schweiz mit einem „hermetischen Blokus" bedroht wurde, war durch Gesinnung und Ton ein würdiges Seitenstück zu den diplomatischen Schriften des Convents und Napoleon's zur Zeit, wo dieser das Maß verloren hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Maria Aurora, Gräfin von Königsmark.

(Fortsetzung.)

Schutz und Hülfe suchend, wandte sich Maria Aurora hierauf an den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, in dessen Dienste Königsmark als Oberst bereits aus den hannöverschen Militairdiensten übergetreten war. So kam sie nebst ihrer Schwester Löwenhaupt nach Dresden, keineswegs aber, wie die herkömmliche Erzählung lautet, um durch die Vermittlung des Kurfürsten das Lastrop'sche Banquierhaus zu Hamburg zur Leistung von Zahlungsverbindlichkeiten zu zwingen. — Mit jenem Hause stand die Familie durchaus in guten Verhältnissen, wie aus mehrern Stellen, namentlich aus einem Briefe des Grafen Löwenhaupt (I. 249.) hervorgeht. Die romanhaften Ausschmückungen des Verhältnisses der Gräfin zum Kurfürsten mag man in der Saxe galante nachlesen, Hr. Cramer beschränkt sich darauf, nachzuweisen, daß das Liebesglück Maria Aurora's sich auf die Zeit von den letzten Monaten 1694 bis zum Maischluß 1695 und dann vom November d. J. bis zum Anfange des Aprils 1696 beschränkte (I. 123 f.). Eben so steht mit vieler Wahrscheinlichkeit aus den Taufregistern der Marktkirche zu Goslar fest, (I. 126) daß das Kind dieser Liebe, Graf Moritz von Sachsen, zu Goslar am 28. October 1696 geboren worden ist.

Hierauf verdrängte nicht ein körperliches Uebel, wie der Verfasser der Saxe galante wissen will, die Gräfin aus den Armen des Kurfürsten, sondern lediglich dessen bekannte

Veränderungssucht und Wankelmüthigkeit. Er bewahrte allerdings eine nähere Bekanntschaft mit der frühern Geliebten, aber die Traulichkeit des Verhältnisses ward immer mehr zur Kälte, ja sie konnte am Ende gar in Nichtachtung und karge Filzigkeit übergehen (II. 104–106). Um so weniger darf man ihr einen politischen Einfluß auf den König Friedrich August seit seiner Erlangung zur polnischen Krone zutrauen, oder den Preis ihrer Schönheit und Klugheit in der Erzählung von ihrer diplomatischen Sendung in das Lager Karl's XII. von Schweden finden wollen, wo sie im Anfange des Jahres 1702 zwischen dem Unversöhnlichen und dem hartbedrängten August hätte den Frieden vermitteln sollen. Aus Herrn Cramer's Erzählung (I. 249–282) und den hier abgedruckten Briefen des Grafen und der Gräfin Löwenhaupt, die für die Begebenheiten der Familie von großer Wichtigkeit sind, geht sehr deutlich hervor, daß ökonomische Verlegenheiten, die durch das Aufhören der verschwenderischen Freigebigkeit König August's, durch die Störung der im nordischen Kriege eingetretenen Verbindung Schwedens mit Deutschland und die aus Schweden und den schwedisch-dänischen Provinzen sehr unordentlich eingehenden Gelder veranlaßt waren, die Gräfin bei der ihr eignen Rastlosigkeit und Reiselust bestimmten, persönlich beim Könige von Schweden oder doch in seinem Cabinette mehrere wichtige Gesuche in Familienangelegenheiten durchzusetzen. Allen unerwartet (selbst ihrer klugen, welterfahrenen Schwester Löwenhaupt war die Reise unbekannt geblieben), traf sie im tiefen Winter zu Warschau im Hoflager Friedrich August's ein. Ihr als kursächsischer Oberst und Geheime-Rath daselbst angestellter Schwager sah die Reise nicht ungern, denn da er als schwedischer Unterthan in Diensten eines feindlichen Fürsten stand, hoffte er durch die Geschicklichkeit seiner Schwägerin die für sich unangenehmen Verwickelungen beseitigt zu sehen. König August kam zugleich auf den Gedanken, sich dieser Reise zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen mit Schweden zu bedienen, da unter dem persönlichen Gesuche der Gräfin ein Geheimniß bewahrt werden konnte, an welchem ihm bei seiner Stellung zu den Polen und zum Czar Peter Alles gelegen sein mußte. Mit solchen Vollmachten ging Aurora nach Würzau bei Mitau, wo Karl's Hauptquartier war, ab. Indeß mißglückte ihr Auftrag gänzlich, sie konnte nicht einmal den König Karl weder in Würzau, noch nachdem das Hauptquartier nach Rosienie in Lithauen verlegt war, sprechen. Ihr Schwager Löwenhaupt sah sich genöthigt, den Hof und Dienst des Königs von Polen zu verlassen und sich nach dem neutralen Hamburg zu begeben, wo er bald darauf im Mai 1703 starb, während seine Gemahlin in Schweden sich befand, um die Begnadigung ihres Gatten, die Rückgabe der mit Beschlag belegten Güter und die Schlichtung verworrener Erbschaftsangelegenheiten zu bewirken.

(Der Beschluß folgt.)

Dioskuren.

Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Th. Mundt. ꝛc. (Beschluß.)

Abermals beglückt uns der unermüdlich thätige Herausgeber mit Briefen aus dem Nachlasse von Wilhelm Friedrich Meyern, dem Verf. der Dya-Na-Sore. Schon im „literarischen Zodiakus" zog dieser fast ganz verschollene Geist die Aufmerksamkeit aller derer auf sich, die eine großartige Persönlichkeit, die sich an dem Unbill gedrückter Zeitconflicte aufrieb, in ihrer geheimeren Bedeutsamkeit zu würdigen und zu lieben wissen. Denn zur Einsicht in solche Geister gehört Liebe, und zur Liebe für sie ein aus ähnlichen Zeitumständen wachsendes Verwandtschaftsgefühl. Meyern ist ein Geist, ebenbürtig den größten und ausgezeichnetsten aller Jahrhunderte, und nur die Zerworfenheit der Zeit, dessen unglücklicher Sohn er war, konnte ihn fast spurlos verschwinden lassen. Aus seinen hier mitgetheilten Briefen bricht ein Gram hervor, der unserer friedensarmen Gegenwart innig verwandt ist. Es wird uns seltsam zu Muthe, wenn wir das Kind des vergangenen Jahrhunderts sich winden sehen in dem nämlichen Schmerzenskrampfe, der auch unsere besten Lebenskräfte aufzehrt. Mit hellsehendem Prophetenblick senkte Meyern sein Auge tief in die Zukunft hinein. Er ist der anticipirte Sohn unserer Tage; er hat nach dem Kampfe gerungen, in dem wir zu erliegen fürchten. Aber kein Mensch verstand ihn und keine Brust schlug seinem fieberheißen Herzen entgegen. Darum verschloß er hermetisch den Schmerz, den er in sich trug, in dem unentweihten Heiligthum seines Geistes, und nur vor der vertrauten Freundin ließ er das Schluchzen seiner Gedanken, den Jammer eines Völkerweh's, das sich selbst noch nicht fühlte, hören im flüsternden Gespräch verschwiegener Einsamkeit. — „Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", von Eduard Gans, ist ein wahres Meisterstück einer literarischen Novelle, wie wir es nennen möchten. Vortrefflich ist das plastisch ausgearbeitete Bild, das uns hier von der Persönlichkeit des verstorbenen Freiherrn von Cotta und den Zuständen altbaierischer Gelehrsamkeit in München gegeben wird. Die berliner Jahrbücher sind ein deutsches Institut, das seine deutsche Geschichte hat. Es sollte für die höhere deutsche Wissenschaftlichkeit ein allgemeines Organ abgeben, ist aber nur ein Complex einzelner bedeutsam eingreifender Persönlichkeiten. Dies Institut hat seine wichtige Geschichte, seine großartigen Einflüsse im Einzelnen, aber Complex einer Allgemeinheit ist es so wenig geworden wie irgend eine Erscheinung im deutschen Leben.

Der Herausgeber endlich theilt einen Aufsatz mit „über die Sprachverwirrung des deutschen Gesellschaftslebens", der mit eben so viel Geist als Humanität und Kennerschaft literarischer wie socieller Zustände der Jetztzeit verfaßt ist. Wahrscheinlich ein Bruchstück aus dem nächstens erscheinenden Werke: die Kunst der Prosa, von dem wir nach diesen Proben Ausgezeichnetes erwarten müssen. Diesem sowohl als der allgemein gewünschten Fortsetzung der Dioskuren sehen wir mit dem lebhaftesten Verlangen entgegen. E. W.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Berlin *).

[Die königsstädter Bühne.]

Nichts wäre mir erwünschter, als wenn ich der Pfarrer wäre, dem ein Spitzbube von Küster, um sich an ihm zu reiben, das Blatt, worauf derselbe sich den Entwurf einer Predigt geschrieben hatte, aus der Bibel wegstahl, und dafür ein leeres an die Stelle legte. Denn der besagte Pfarrer machte die Lücke des Küsters glänzend zu Schanden, indem er das Blatt betrachtete und, den Schabernack erkennend, sich mit den Worten zur Gemeinde wandte: „Hier ist Nichts, dort ist Nichts; aus Nichts hat Gott die Welt gemacht." Und hierauf machte der Pfarrer aus diesem Nichts die trefflichste Predigt. Nur dieser vortreffliche geistliche Herr, behaupte ich, wäre im Stande, Ihnen einen lesbaren Brief über die Ereignisse in der Hauptstadt zu schreiben, die sich seit meinem letzten zugetragen haben. Falls ich nur die sieben fetten Jahre Pharaonis hier erlebt hätte, so würde ich mich darein finden, daß jetzt die sieben mageren anfangen; so aber habe ich (das Jahr 1827 abgerechnet) eigentlich immer nur höchst magere Theaterjahre hier erlebt, und nur selten gedieh etwas Erkleckliches auf kürzere Zeit. Wir wollen indessen sehen, wie sich aus den einzelnen kümmerlichen Halmen doch noch ein Stückchen Brot für einen armen Correspondenten herausdreschen läßt. Zum Glück sind die Theater nicht die einzigen Haken, an denen ich mein Glück aufhänge, sonst würde ich mich freilich bald selbst daran hängen müssen. Indeß taugen die andern Haken auch nicht sonderlich. Ich will also mit dem schlechtesten Ende anfangen; dies sind unsere Bühnen. Wahrlich, sie gleichen jetzt gewissen Finanzmännern, die, da sie nie eine Gegenwart haben, wovon sie leben können, stets von der Zukunft zehren. So wir; die Hoffnung auf kommende Zeiten ist unser Trost. Doch erfüllt sie sich nicht besser, als sie bisher leider fast immer getan, so ist sie weniger unser Trost, als unser Schrecken; auch liegt für manche Dinge die Hoffnung gar zu fern, ja jenseit des Grabes, und erst mit dem Leichenstein gewisser Leute wird der Stein des Anstoßes für vieles Gute bedeckt werden.

Das königstädter Theater ist diesen Sommer besonders fleißig im Pausiren gewesen. Es erschien mir, wie gegenwärtig, nämlich an dem Tage, wo ich hier schreibe, der König von Frankreich, der in dem leeren Raum zwischen zwei Ministerien schwebt und somit weder seine alten Maßregeln endigen, noch seine neuen anfangen kann. So ist denn auch die Oper dieses Theaters aus einander gegangen und die neue soll noch zusammenkommen. Aus welchen Mitgliedern diese bestehen wird, ist noch nicht ganz bekannt, doch hat man unter der Hand folgendes gehört. Eine neue Sängerin von großem Ruf soll Herr Cerf nicht engagirt haben, dagegen aber einen ganz vortrefflichen Tenoristen, von welchem ich noch nicht den Namen erfahren habe. Es wird ein junger Mann mit Stimme und Figur sein; ob aber ein Sänger, das möchte ich bezweifeln, denn das ist heut zu Tage nicht mehr Mode. An Sängerinnen werden mehrere Mittelstalente die Bühne schmücken; Madam Pohl-Beisteiner ist auf ein Jahr, Mad. Schodel auf einen Cyklus von Gastrollen engagirt. Dem. Hähnel, die echteste Glanzperle dieser Bühne, bleibt. Der Bassist Herr Fischer soll sein Engagement nur in ein anderes Stadtviertel verlegt haben, nämlich vom Königsgraben an den Kupfergraben. Man sagt, Herr K. M. v. habe ihn für die königliche Oper angeworben; die Wahl wäre so unzweckmäßig, daß wir wohl geneigt sein möchten, daran zu glauben. Welchen Grundstein des Fundamental-Basses Herr Cerf an Herrn Fischer's Stelle legen wird, ist noch nicht bekannt geworden, wenigstens mir nicht. Daß unter solchen Umständen von den gegenwärtigen Genüssen, die uns die Oper im königstädter Theater bieten könnte, nicht viel die Rede ist, werden Sie begreifen. Dafür hat uns aber das Schauspiel auch nichts geboten, denn es ist billig, daß keine Gattung auf Kosten der andern lebe. Hr. Nestroy aus Wien hat uns mehrere Possen geschickt, allein es bleibt unentschieden, ob er sich oder dem Publicum damit den größten Possen gespielt hat. Das einzige Gute, das wir gesehen, war ein Taugenichts, nämlich einer dergleichen aus Paris, welchen Herr Töpfer in Hamburg uns verschrieben und auf deutschen Boden übergesetzt und übersetzt hat. Es ist ganz in der Ordnung, daß ein Taugenichts mehr Glück in der Welt macht, als ein ehrlicher Mann, und darum wird es auch Niemanden verwundern, daß es dem genannten so eingeschlagen ist, wiewohl wir versichern dürfen, daß man ihm arg genug mitgespielt hat, so daß er beinahe durch das Spiel (aber nicht durch das am Pharotisch) zu Grunde gegangen wäre. Einige kleine Gasterscheinungen sind wie Sternschnuppen gekommen und verschwunden. Am bedeutendsten war jedoch die des Herrn Weiß aus Wien, der in der Wiener-Posse viel Glück machte, aber doch nicht genug, wie es scheint, um Haus und Hof davon hier zu errichten, denn er ist wieder heimwärts nach Wien gegangen, während man glaubte, daß derselbe sich hier fixiren werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Berichte von Ludwig Rellstab.

Notizen.

[Ein falscher Chamisso.]

Ein Buchhändler in Sondershausen zeigt folgende Schrift an: die Gaunee oder Galerie der pfiffigsten Schliche und Kniffe berüchtigter Menschen. Nach gedruckten und handschriftlichen Quellen herausgegeben von A. von Chammisso. Das Buch ist auf Löschpapier schlecht gedruckt, nur 190 S. lang und kostet, glaube ich, 1 Thlr. Das Publicum soll für den Namen Chamisso zahlen, da für eine neue Sammelei von alten Gaunereien sich nicht viel zahlen läßt. Der verehrte Adelbert von Chamisso, der Verf. des Peter Schlemihl, dessen gesammelte Werke kürzlich (Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung) erschienen, hat aber mit diesem A. von Chammisso nichts gemein; auch ist, durch ein Versehen vielleicht, sein Name durch das doppelte m corrumpirt. Die Existenz eines A. v. Chammisso beruht also mindestens auf einem — Versehen.

[Literarische Neuigkeiten.]

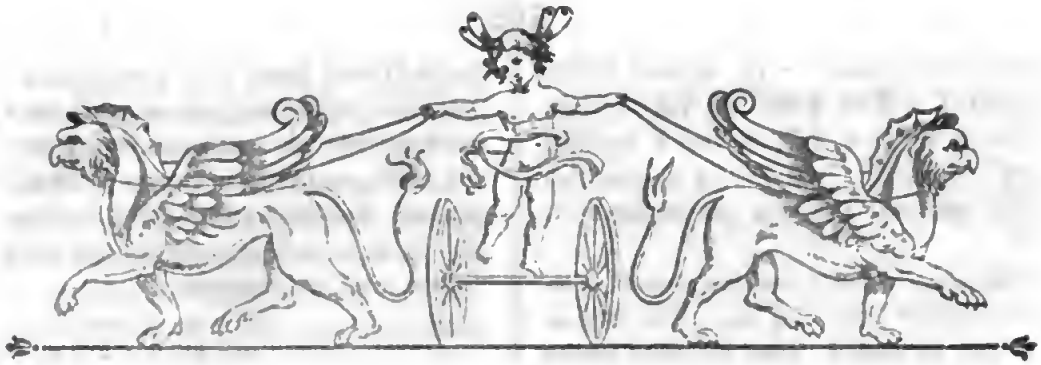
In den Blättern der Börsenhalle lesen wir Bruchstücke aus einer in kurzem in Druck erscheinenden Reise durch Holland, Belgien und die Rheinländer von L. W. Wir glauben hier Ludolph Wienbarg's treffliche Feder zu erkennen, von der das Publicum vor einiger Zeit bereits eine classische Schilderung von Holland erhielt.

Auf einem Aushängebogen des noch im Druck begriffenen Michaelis-Meßkatalogs lesen wir ein anonymes Buch bei Cotta angekündigt: Schiller's Flucht aus Stuttgart, 2 Bde. (Wahrscheinlich mit Briefen aus jener Zeit.)

In der Weidmann'schen Handlung in Leipzig erscheint nächstens das große Lehrgedicht von Friedrich Rückert.

Von Uhland wird im Meßkatalog ein neues Werk bei Cotta angekündigt: Sagenforschungen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 191. — den 29. September 1836.

Redacteur: Dr. Z. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria Aurora, Gräfin von Königsmark.

(Beschluß.)

Die Gräfin Maria Aurora hatte jedoch, wie flüchtig und genußsüchtig sie auch Vielen erscheinen mußte, die Aussicht, sich einen festen Sitz in Deutschland zu bereiten, nie ganz aus den Augen verloren. Schon im Jahre 1696 hatte sie ihren Aufenthalt in der Gegend von Quedlinburg benutzt, sich in der Gunst der Aebtissin des Stifts, Anna Dorothea, festzusetzen, um von ihr zur Coadjutorin erwählt zu werden, wozu sie auch alle Aussicht hatte, da man am kaiserlichen Hofe zu Wien ihr wohlwollte, der König von Polen sie empfahl und die Aebtissin sehr wünschte, sich denselben, der als Kurfürst von Sachsen Stiftsschutzherr war, geneigt zu erhalten, überdies auch in der Klugheit der Gräfin das Gegengewicht gegen das aufrührerische Capitel zu besitzen hoffte. Demnach wurde die erstere im Mai 1700 als Pröpstin eingeführt und erhielt dadurch, als die nächste Capitelsdame nach der Aebtissin, eine neue Wahrscheinlichkeit zur verheißenen Nachfolge in die abteiliche Würde. Statt nun aber sich ihrer Gönnerin unangenehm und unentbehrlich zu machen, und zur Stütze bei den Streitigkeiten mit Friedrich I. von Preußen zu dienen, den die Aebtissin, nachdem Friedrich August im Jahre 1698 an diesen Fürsten die Erbschutzgerechtigkeit Quedlinburgs verkauft hatte, in dieser Eigenschaft nicht anerkennen wollte, und anstatt sich mit den andern Capitelspersonen (zwei Gräfinnen von Schwarzburg) zu befreunden, vermochte die Gräfin nicht, ihr gewohntes Leben aufzugeben, aber, wie die mütterlich gesinnte Aebtissin wünschte, „der übrigen Welt zu entsagen und dem Stiftsberufe zu folgen.“ (I. 103.) Im Gegentheil suchte sie ihre Privatzwecke fortwährend durch die Gunst des preußischen Hofes zu erreichen, und machte demselben viele Zusicherungen, auf den Fall, daß sie zur Regierung des Stifts gelangen würde. (I. 304—306.) Außerdem war sie viel auf Reisen und ließ ihre Lust an Zerstreuungen, an Pracht und an Glanz und am Umgange mit Männern fortwährend vorwalten. Dadurch verlor sie die Gunst der Aebtissin, die sich noch vor ihrem Tode (1704) eine neue Coadjutorin wählte, und als diese, die Prinzessin Maria Sybille von Sachsen-Weißenfels, im Jahre 1708 aus dem Capitel schied, so proclamirten die Capitelschwestern eigenwillig schon am 6. Nov. d. J. die Prinzessin Elisabeth von Holstein-Gottorp zur Aebtissin. Da man nun am kaiserlichen und preußischen Hofe nicht ganz einig über die Besetzung der Stelle war, da das Capitel nicht sein Recht aufgeben, die Gräfin Königsmark über die genannte Fürstin nicht zur Aebtissin wollte, so entspann sich dadurch eine Reihe von Streitigkeiten, deren Beilegung Friedrich Wilhelm I. von Preußen endlich dadurch herbeiführte, daß er die Gräfin Königsmark veranlaßte, sich der von ihren Feindinnen gewählten Aebtissin zuzuwenden. So nahm dann im Junius 1718, — also 14 Jahre hatte der Streit zum großen Nachtheile des

Digitized by Google

Ländchens Quedlinburg gedauert — die genannte Fürstin Besitz von der Abtei. Maria Aurora sah sich weder von der neuen Aebtissin noch vom Hofe in Berlin sonderlich geachtet, denn beide glaubten oder wollten glauben, daß sie es mit ihnen doch nicht recht treu gemeint habe. (I. 302—348.)

Die noch übrigen zehn Jahre ihres Lebens brachte Maria Aurora in gewohnter Unstetigkeit zu. Ihre Verbindung mit Dresden, wo Wollust, Trunk und Spiel herrschten (II. 71—75), gefährdete ihren sittlichen Ruf so lange sie lebte, nicht minder als die skandalösen Auftritte, welche in ihrer Wohnung zu Quedlinburg zwischen ihrem Sohne und dessen Gemahlin, einem Fräulein von Löben, vorfielen. (II. 82—91.) Die frühere Reiselust, die prachtvolle Aufnahme fürstlicher Personen, die auf ihrer Durchreise Quedlinburg berührten, zerrütteten ihe Vermögen immer mehr, ihre Neigung, an weltlichen Dingen Antheil zu nehmen, ward durch die Mutterliebe gesteigert, als ihr Sohn Moritz im Jahre 1726 zum Herzoge von Kurland gewählt ward, und sie ihn mit weisen Rathschlägen und nach Möglichkeit mit Geld versah (II. 108—140). In der Einsamkeit ihres propsteilichen Sitzes auf dem Schloßberge zu Quedlinburg unterblieb auch die Beschäftigung mit Malerei, Dicht- und Tonkunst, in denen sie nach Berichten von Zeitgenossen (II. 91—103) eine hohe Meisterschaft errungen hatte, wohl nur weil damals andere Bestrebungen keine ihren Wünschen entsprechende Frucht brachten, und sie jene Beschäftigungen nur als Zerstreuung in Nebenstunden geübt hatte. Die gewöhnliche Erzählung, als habe sie in Reue über ihre Liebe zum König August, halb gezwungen in dem Stifte Quedlinburg ein klösterliches Asyl gefunden, dort blos für Kunst und Wissenschaft gelebt und sei wider Willen von Zeit zu Zeit an den dresdner Hof zurückgerufen worden, um denselben durch die reichen Blüthen ihres Geistes zu verschönern, paßt wohl in Romane, ist aber von Herrn Cramer durch die Bekanntmachung dieser Denkwürdigkeiten als unwahr dargestellt worden.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1728 starb die Gräfin. Ihr Nachlaß bestand in einer zahlreichen, freilich veralteten Garderobe, kaum nennenswerth waren die Kleinodien, bedeutender das Silbergeräth, an baarem Gelde fand man nur 52 Thlr. 8 Gr. 8 Pf. vor, dagegen Schulden in vielen Städten und Ländern.

Der Herausgeber hat noch zwei interessante Beilagen hinzugethan. Die erste enthält eine gut geschriebene und scharf, eben nicht zum Vortheil des Fürsten abgefaßte Biographie Friedrich August's des Starken, die andere, „Quedlinburgische Geschichten", ist ein mit vieler Geschicklichkeit verfaßter Abriß der quedlinburgischen Stadtgeschichte, die eben so sehr ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte des Blühens und Sinkens deutscher Städte vom mittlern Range ist, als sie ein sehr günstiges Zeugniß für des Verfassers Liebe zu seiner Vaterstadt ablegt. K. G. J.

Thiers.

(Beschluß.)

Dieses taktlose Benehmen mag Herrn Thiers doch gereut haben; aber was thut er nun? Er opfert seinen Gesandten auf, läßt im Journal de Paris den vielbesprochenen Brief ableugnen und erklärt somit den Herzog von Montebello für einen Infamen; denn da das Factum, daß der drohende Brief mitgetheilt worden ist, nicht geleugnet werden kann, so muß der unschuldige Gesandte einen falschen Brief vorgelesen haben. Auch sprechen die Journale von seiner Zurückberufung. Der Leser mag gestehen, daß ich Recht hatte, da ich oben sagte, Herr Thiers werde nie ein großer Staatsmann sein, zu solchen ungeschickten Ausflüchten nehmen nur Schüler ihre Zuflucht, welche den Vater oder den Lehrer fürchten und sich aus Angst immer tiefer ins Unglück hineinlügen.

Die berüchtigte Geschichte mit dem Spion Conseil setzt den diplomatischen Künsten des Herrn Thiers die Krone auf. Das Factum ist richtig*).

Den zweiten Schlag haben Herrn Thiers die spanischen Angelegenheiten gegeben. Zuerst erhielt der Ministerpräsident, der dem General Lebeau das Commando über die französische Legion in Spanien gegeben, im Monitrur ein formelles Dementi, indem der Ausdruck im Tagesbefehle des braven Lebeau, er handle im Dienste Frankreichs, gerügt und berichtigt wird. Dann widersetzte sich der König nicht nur der offenen, sondern auch der geheimen Intervention in Spanien, wie Thiers sie bewerkstelligen wollte; merkwürdig ungeschickt, da vor wenig Monaten, als England Frankreich um Theilnahme an einer wirksamen Cooperation bat, Thiers seinen Beistand verweigerte. Daß Christine in wenig Monaten der Revolution unterliegen müßte, hatte er nicht bedacht, denn er ist kein Prophet. Was die Verlegenheit des Ministers aber aufs Aeußerste treiben mußte, das mag wohl die in den Journalen nicht mitgetheilte, wohl aber leise

*) Doch wird es nach den neuesten Nachrichten wieder zweifelhaft, ob Herr Thiers den Spion Conseil abgesendet; — bekanntlich existirt da und dort eine doppelte Polizei.

Digitized by Google

angedeutete Erklärung der fremden Gesandten sein, welche gedroht haben sollen, Don Karlos augenblicklich anzuerkennen, wenn die Truppensendungen nach Spanien nicht aufhörten. Endlich sagte man sich auch noch ins Ohr, der König von Neapel habe zu Louis Philipp gesagt, er mache seine Tochter zur Königin von Neapel, wenn dafür Frankreich aufhören wolle, Christine zu unterstützen.

So ist denn das Ministerium Thiers aufgelöst, nachdem es sechs Monate hindurch die Geschäfte möglichst verwirrt und keine seiner Versprechungen erfüllt hat. Den Liberalismus, der über den Abgang der Doctrinaire seufzte, hat Herr Thiers nicht befriedigt, ja er klagt, und mit Recht, den abgegangenen Minister des höchsten Grades politischer Unredlichkeit an. Die Freunde der Ordnung und die Anhänger der philosophischen und moralischen Politik tadeln in Thiers den revolutionnairen Kern, seine Unmoralität, seinen Cynismus. Die Politiker endlich klagen über seine Taktlosigkeit, seinen Leichtsinn, seine Unbeständigkeit, seine Unzuverlässigkeit.

Herr Thiers als Minister hat sich selbst vor einigen Wochen das Urtheil gesprochen; er sagte: Je n'ai pas de système; je me moque de tous les systèmes.

Die große Frage für die politische Welt ist jetzt, wer ein neues Ministerium bilden soll; für uns, was Herr Thiers beginnen wird. Wissen kann man dergleichen nicht, hier läßt sich nur rathen und meinen.

Wahrscheinlich wird man ihn bitten, in die Pairskammer zu treten, aber eben so wahrscheinlich wird er sowohl die Pairswürde wie jede Anstellung im Auslande ausschlagen und dafür versuchen, sich an die Spitze der vereinigten Opposition des Tiersparti, des linken Centrums und der äußersten Linken zu stellen. Wird die Kammer nicht aufgelöst und hat Herr Thiers keine Hoffnung zu einem neuen Portefeuille, so wartet nur ein wenig; der habile Mann streift seine Haut couleur Justemilieu ab, und der alte Revolutionnair vom Jahre 1830 ist wieder fertig *). Und dann sollte es mich nicht wundern, wenn in Zeit von sechs Monaten der jetzt Verachtete wieder der Heros des Liberalismus wäre.

Indem ich diesen Artikel über einen der merkwürdigsten und glücklichsten politischen Condottieri unserer Zeit schließe, fällt mir ein, daß ich noch erzählen muß, wie Herr Thiers 1833 auch zum Mitgliede der französischen Akademie gewählt worden ist. Seine damals gehaltene Rede erinnert aufs Glänzendste an sein altes Talent, welches neuerdings zu üben und zu bewähren er vielleicht unter den jetzigen Umständen Gelegenheit und Muße haben wird *).

Berlin, 6. September 1836. Mager.

*) Schon vermuthet man dringend, daß Hr. Thiers die heftigen Artikel schreibt, welche seit einigen Tagen im Constitutionnel stehen.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Lauter Ungenießbares.]

Sie gestehen, daß der schwache Schatteneiß, den ich Ihnen hierdurch von dem königstädter Theater in der letzten Correspondenz-Aera gegeben habe, noch immer recht viel Schatten übrig läßt. Noch schwärzer sieht es beim königlichen Theater aus, muthmaßlich wegen der großen Leere, wie nach mehreren Physikern denn der luft- und lichtleere Weltraum auch schwarz sein soll. Ich zermartere nämlich mein Gedächtniß wirklich, um einen Zeitraum meines Lebens aufzufinden, der so wenig Ursache gegeben hätte, über, und so viel, um nicht über das königliche Theater zu schreiben. Der beste Bericht wäre eine Uebersicht der Einnahmen, und ich wäre in der That neugierig auf die Brüche oder Nullen derselben. Ich meines Theils kann nur dankbar dafür sein, denn der Zustand der Bühne hat mir in diesem einen Jahre den Genuß von mehr schönen Sommerabenden verschafft als sonst in dreien. — Ob ich Ihnen von der Operette „der Blitz" die am dritten August, dem Geburtstage des Königs, gegeben wurde, schon berichtet, daß der Schlag kalt geblieben, weiß ich nicht. Man versuchte die Sache noch einige Mal, doch der Erfolg blieb immer derselbe, nämlich gar keiner. — Inzwischen mußte doch etwas für die Oper geschehen, und so ließ man denn Rothkäppchen von Boieldieu neu einstudiren, worin Dem. Clara Stich in der Hauptrolle ganz allerliebst spielte und aussah, aber nur mit einem schwachen, dünnen Stimmchen sang. Jedenfalls aber gibt es eine Menge kleiner Operetten, wo das Spiel so wichtig ist, daß man einer Künstlerin, die darin viel leistet, nur zu sehr bedarf, und wenn man nicht den seltenen Vogel Phönix fängt, der beide Talente vereinigt, mit einer, die der einen Hälfte vortrefflich, der andern Hälfte doch ganz artig genügt, schon zufrieden sein kann. — Damit ist das Repertorium unserer Bühne geschlossen; denn ausgenommen, daß Herr Schuster, von dem ich Ihnen jüngst meldete, noch einige Gastrollen gab und sich darin als vielseitiger Charakteristiker zeigte, geschah Nichts, und alles blieb schwarz, d. h. leer wie der Weltraum, das Parterre, die Logen, die Casse, das Herz, die Sehnsucht, der Verstand, kurz alles, was bei Theatern vorkommt und nicht vorkommt. Aufrichtig gesagt, ist uns diese Sommerzeit sehr angenehm, denn sie gibt doch so eine dunkle Ahnung von Freien und Freiheit. Weshalb aber schließt man nicht die Theater hier sechs Wochen bis zwei Monate ganz, wie dies an andern Orten der Fall ist? Dann hätten doch auch die armen Proletarier der Bühne, die für die größte, redlichste Arbeit das wenigste bekommen, die kleinen Schauspieler und Schauspielerinnen, die Choristen, die Orchestermusiker, und tausend andere, die, weil kein Einzelner derselben unentbehrlich ist, keine Miene verziehen dürfen zu ihrem Lastthierschicksal — alsdann hätten diese doch auch ein wenig Ruhe und dürften frische Luft schöpfen so viel sie bezahlen könnten, was freilich immer wenig hilfe!

*) Meinen literarischen Freunden, welche so gütig gewesen sind, sich nach dem Erscheinen des zweiten und dritten Bandes meiner Geschichte der französischen Nationallitteratur zu erkundigen, mag der obige Artikel über Thiers als Probe zu jenem Buche dienen, welches nun endlich im künftigen Jahre ausgegeben werden soll. Mgr.

Digitized by Google

Die deutsche Geschichte hat einige sehr langweilige Perioden, z. B. das Interregnum, später der Raum zwischen der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege, dann die Zeit nach demselben, wo sich die eiserne Schaale des Mittelalters mit ihren verrosteten Harnischen abstreifte und die Menschheit ihre neue, glatte, bunte goldgestickte Haut, die unter Ludwig XIV. am schönsten glänzte, anlegte, — dann die Periode bis zum siebenjährigen Kriege, eigentlich die Dynastie der Zöpfe, — die nach demselben — endlich die jetzige, die vielleicht die langweiligste ist. Wenn nun die ganze deutsche Geschichte so oft gähnt, weshalb nicht die Geschichte des deutschen Theaters auch und meine Leser derselben zumal? Ich sehe wahrlich nicht, wie sie bei einiger Gerechtigkeits- und Billigkeitsliebe nur eine Ausnahme verlangen könnten!

Indessen ist der Tribut nun abgetragen und ich gehe zu neuen Gegenständen über. Zwei kolossale Ereignisse erschütterten Berlin auf wohlthätige Weise in der letzten Frist; der stralauer Fischzug und das Herbstmanoeuvre. Ich kann ein drittes hinzufügen, die Eröffnung des Colosseums. Es sind dies die ersten Schwalben, die uns den Winter und seine Vergnügungen verkündigen, oder wenn man will, die ziehenden Störche der Sommerlustbarkeiten. Der stralauer Fischzug steht bei den Berlinern so hoch in Ansehen, daß ein Katechumene ihn einstmals als drittes hohes Fest der Christenheit zu Weihnachten und Ostern gesellte, und ihn weit über das Pfingstfest setzte, das er völlig darüber vergaß. Dieser gute Katechumene sprach in seiner Unschuld oder Dummheit das aus, was die andern Berliner denken. Der stralauer Fischzug fällt auf den 24. August. Gegen dreißig bis vierzigtausend Vergnügungslustige strömen durch das stralauer- und köpniker-Thor nach den beiden Vergnügungsorten Stralau und Treptow, die hart am Ufer der Spree einander gegenüber liegen. Hunderte von Wagen und Gondeln dienen zur Beförderung der Vergnügungslustigen, die auch die ganze Reise zu Wasser, ja sogar auf einem Dampfschiffe machen können. Draußen tritt das gewöhnliche Programm der berliner Vergnügungen ein, und zwar in einem höheren Maße als irgendwo sonst, und daher ist auch die Freude überschwenglich. Man hat nämlich an heißen Tagen, trotz der Wassernähe, den herrlichsten Staub, ein brustbeklemmendes Gedränge, überall Kämpfe, um ein Glas Bier und ein Butterbrot zu erlangen, nirgend ein Unterkommen vor Ueberfüllung — kurz einen Grad des Vergnügens, der nahe am Paradiese steht. — Auf einer großen Wiese, die sich um die kleine Kirche (wahrlich sie könnte nicht einmal zum Heuschuppen der Wiese dienen) von Stralau herumzieht, lagern sich zehn- bis funfzehntausend Menschen, und es tritt hier abermals der Fall ein, daß es vor der Kirche voller ist als darin. Natürlich, denn inwendig muß man einen ledernen Sermon mit dito Gesang verdauen, draußen aber hat man seine Verdauungskraft nur an Würsten, Sauergurken, Schinken, Braten, Kaffee und besonders Branntwein zu üben, der hier im Freien beiden Geschlechtern besser mundet als bekommt. — Außerdem jubelt man, singt, tanzt, spielt, würfelt, u. s. w. Dann macht man Wasserfahrten quer über nach Treptow, um auf der andern Seite der Spree dasselbe Vergnügen zu genießen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Neue Manier, seine Schulden zu bezahlen.]

Einer von den berühmten Schauspielern des Boulevardtheaters hat eine ganz neue Methode erfunden, seine Schulden zu bezahlen. Er hatte nämlich nach einem großen Gastmahl, das er seinen Freunden, Bewunderern und Schmeichlern auf seinem Landhause gab, im Hasardspiel große Summen an dieselben verloren und war sie auf Ehrenwort schuldig geblieben. Acht Tage darauf lud er die nämlichen Freunde wieder ein und gab ihnen zu ihrem großen Erstaunen ein noch weit glänzenderes Gastmahl, ein Fest, dessen sich ein Rothschild nicht hätte zu schämen gehabt. Nach dem Dessert begab man sich, wie gewöhnlich, in den Spielsaal, und hier hielt der Schauspieler folgende Rede an seine Gäste: „Meine Herren! Es war einmal ein Künstler, der hatte einmal eine zahlreiche Gesellschaft zu Tische gebeten und die Honneurs auf eine Weise gemacht, die eines Lucullus würdig gewesen wäre. Hierauf spielte er mit ihnen und verlor viel von dem edlen Metall, das Hr. Scribe (im Robert der Teufel) eine Chimäre nennt. Aber Hr. Scribe hat gut reden, da er dieser Chimäre genug hat. Der Künstler war ruinirt. Selbst der Gehalt der Madame Damoreau und das Geheimniß des Hrn. Mendizabal würden nicht ausgereicht haben, ihm wieder aufzuhelfen. Nun hören Sie, meine Herren, wie er es gemacht hat, sich aus der Affaire zu ziehen. Er gab nach acht Tagen wieder ein Fest und lud dieselben Gäste wieder ein. Die Bewirthung war fürstlich, alles war entzückt, jeder fragte sich, wie man dem liebenswürdigen Wirth für alles genug danken könne. Da erleuchtet plötzlich ein großer Gedanke die ganze Gesellschaft. Man erinnert sich an die Verluste des Künstlers bei dem ersten Gastmahle. Seelengröße und edle Selbstverleugnung ergreift alle Gemüther. Einstimmig rufen alle: Wir erklären uns durch das heutige Fest für baar bezahlt. — Was sagen Sie dazu, meine Herren?" — Eine lange Pause trat ein. Befremdet und zweifelhaft sieht einer den andern an. Endlich rufe der, der das meiste gewonnen hatte, aus: „Wahrhaftig! Er hat recht! Wir sind bezahlt! Umarmen wir den theuren Freund!" Und alle fielen dem Künstler um den Hals und thaten Verzicht auf eine Schuld — die ohnehin schwer einzucassiren war. 6.

[Todtenschau.]

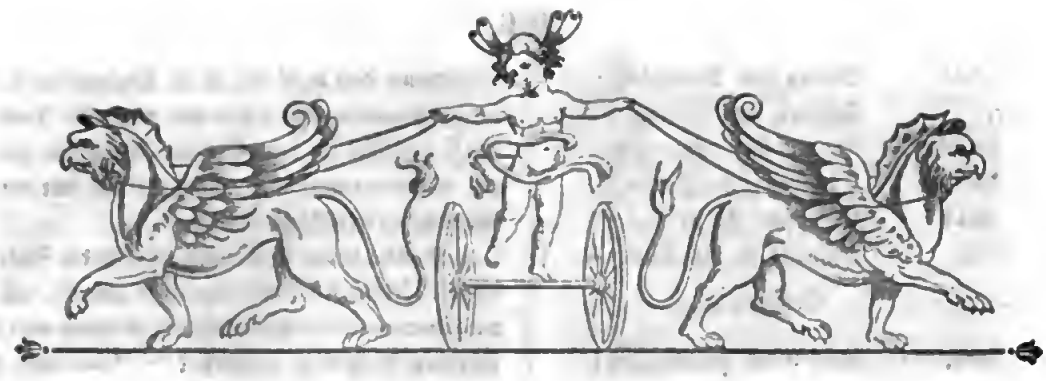
Am 12. Septbr. starb Christoph Grabbe in seiner Vaterstadt Detmold, wo er am 11. Decbr. 1801 geboren war. Es ist mir eine Satisfaction, über den seltenen Werth dieses barocken, großartig kühnen Dichters noch vor seinem Tode mich ausgesprochen zu haben. (S. mein Urtheil über seinen Hannibal Nr. 98.) Was ich in meinen geistlichen und weltlichen Briefen über ihn aus Düsseldorf meldete, schrieb ich in der Ahnung seiner baldigen Auflösung. Grabbe war physisch und psychisch in sich fretig, sein Geist hatte seinen Körper ausgehöhlt, sein Körper tyrannisirte seinen Geist, dem nur noch kärgliches Aufblitzen vergönnt war. Er sollte den Plan zu einem neuen großen Drama: die Hermannsschlacht, ausgeführt lassen. Ich zweifle, ob er in Detmold noch zu guter Letzt wieder an die Arbeit ging.

In Wien starb der alte Herr von Kurländer. De mortuis nil nisi bene. Sein Almanach sollte den 27. Jahrgang nicht erleben.

[Robert der Teufel in Paris.]

Neulich wurde Meyerbeer's Oper zum 150 Male in Paris gegeben; die Einnahme belief sich auf 8200 Fr. Ein französisches Blatt berechnet, daß die 150 Vorstellungen wenigstens 1,300,000 Fr. eingebracht haben.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 192. — den 30. September 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Riego-Hymne *).

Uebersetzt von J. B. von Zahlhas.

Serenos, alegres	Mit fröhlichem Muthe,
Valientes, osados,	Kühnherzig, entschlossen,
Cantemos, soldados,	Laßt schallen, Genossen,
El himno a la lid!	Das kriegrische Lied!
A nuestros acentos	Es horcht unsern Tönen
El orbe se admiré,	Das ganze Jahrhundert!
Y en nosotros mire	Die Welt sie bewundert
Los hijos del Cid.	Die Söhne des Eid.
Soldados, la patria	Soldaten, das Vaterland
Nos llama a la lid!	Es ruft uns zum Kampf!
Juremos por ella,	Ihm schwören wie alle,
Vencer o morir!	Triumph oder Tod.
El mundo vio nunca	Nie sah man auf Erden
Mas noble osadia,	Ein edleres Wagen,
Lucia nunca un dia	Nie hörte man sagen
Mas grande en valor,	Von kühnerem Muth.
Que aquel que inflamados	Entflammt hat die Herzen
Nos vimos del fuego	Riego der Hohe
Que escitaba en Riego	Mit heiliger Lohe
De patria el amor.	Der Vaterlandsgluth.
Soldados etc.	Soldaten ꝛc.
La trompa guerrera	Schon schallt durch die Lüfte
Sus ecos da al viento,	Trompetengeschmetter
De horrorea sediento	Schon donnert, wie Wetter,
Ya ruge el canon.	Kanonengekrach.
Ya Marte sanudo	Der Schlachtengott rufet
La audacia provoca,	Aus zürnender Wolke
Mil genios invoca	Die Besten im Volke
De nuestra nation.	Zu Tausenden wach.
Soldadoa etc.	Soldaten ꝛc.
Honor al caudillo,	Hoch ehret den Führer!
Honor al primero,	Sein Lob laßt erschallen!
Que patriota acero	Voran hat uns allen
Oso fulminar.	Gelenchtet sein Schwert.
La patria oprimida	Er sprach den bedrückten
Oyo sus acentos,	Mitbürgern zum Herzen.
Y vio sus tormentos	Sie sah'n seine Schmerzen
En gozo tornar.	In Freude gekehrt.
Soldados etc.	Soldaten ꝛc.
Al arma ya tocan!	Sie droh'n uns in Waffen.
Las armas tan solo	Laßt Waffen uns rächen!

*) Dieses Volkslied hat durch die neuesten Ereignisse wieder eine historische Bedeutung gewonnen, so daß eine Uebersetzung desselben in der Versart des Originals und mit treuer Beobachtung des Reimes unsern Lesern nicht unwillkommen sein dürfte. Um der kritischen Vergleichung Raum zu geben, stellen wir sie dem Original gegenüber.

Digitized by Google

El crimen y el dolo	Betrug und Verbrechen
Podran derrocar.	Erlitgen dem Muth.
Se muestran! Volemos,	Da ſind ſie! Entgegen,
Volemos, soldados!	Entgegen, ihr Brüder!
Los veis, aterrados!	Bald ſeht ihr ſie nieder
Su frente humillar.	Geſtreckt in ihr Blut.
Soldados etc.	Soldaten ꝛc.
Blandamos el hiero,	Das Eiſen geſchwungen!
Que el timido esclavo	Es halten die Sklaven
Del libre, del bravo,	Die Blicke der Braven,
La faz no osa ver!	Der Freien nicht aus.
Sus frentes erguidas	Die drohenden Stirnen,
Verreis humilladas,	Ihr ſollt ſie bezwingen.
Y a nuestras espadas	Zeigt ihnen die Klingen,
Fugaces correr.	Und jagt ſie nach Haus!
Soldados etc.	Soldaten ꝛc.
Que tiemble, que tiemble,	Es beben, es beben,
Que tiemble el malvado	Es beben die Schlechten,
Al ver del Soldado	Wenn hoch in der Rechten
La lanza esgrimir!	Wie ſchwingen den Speer.
Ya libres estamos,	Frei ſind wir geworden,
Ya libres saremos.	Frei werden wir bleiben!
Espanoles buenos.	Wer Spanier ſich fühlet,
Nada hay que temir.	Der fürchtet nichts mehr.
Soldados etc.	Soldaten ꝛc.

Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier.

Von Dr. Moritz Wagner.

4.

Eine Pantherjagd bei Belida.

Für die Freunde der Pferde und der Jagd iſt der Aufenthalt in Algier an Unterhaltung beſonders reich. Welch unbeſchreibliches Vergnügen für einen kühnen Reiter auf dem feurigen Araber- oder Berberroſſe jene unbekannten Ebenen zu durchfliegen, wo kein Haus und kein Ackerland dem wilden Tummler Halt befiehlt! Welch impoſantes Schauſpiel gewähren die kriegeriſchen Manövres der Spahis, wo jene edlen Thiere, von den anerkannt beſten Reitern der Welt regiert, wie der Sturmwind über Stock und Steine brauſen, ohne je zu ſtraucheln oder zu ermüden!

Einen nicht minder ſchönen Zeitvertreib bietet die Jagd in der Ebene von Metidſchad und auf dem Vorgebirge des Atlas, wo noch ein ſolcher Ueberfluß von Wild iſt, daß der Waidmann dort wohl nie in die Verlegenheit des modernen pacifee Jägers geräth, der — wie uns Jules Janin erzählt — ſo oft genöthigt iſt, beim nächſten Förſter ein ſchon geſchoſſenes Häschen einzukaufen, um zu Hauſe mit der leeren Taſche nicht ausgelacht zu werden.

Manche ſchöne Eroberungen haben die Zoologen Frankreichs in Algier ſeit dem Jahre 1830 gemacht, und ihre Beute wird immer intereſſanter ausfallen, je näher man den geheimnißvollen Gegenden zwiſchen dem Atlas und der Sahara rückt. An den Ufern des Mazafran und der Harratſch ſieht man Scharen von intereſſanten hochbeinigen Waldvögeln. Der ſichelſchnäbelige Ibis (Ibia falcinellus), der Flamingo mit den ſchönen Scharlachfittigen, der Silberreiher und mehrere Trappenarten laſſen ſich dort von dem Jäger leicht beſchleichen. Der aus den Alpenländern völlig verſchwundene Lämmergeier und der echte Königsadler mit dem dreiten Schnabel, welchre im Süden ſtatt des Steinadlers erſcheint, niſten auf den Klippen der Bai von Algier und auf allen Höhen des Atlasgebirges. Wilde Eber, Schakals, Stachelſchweine, Antilopenarten durchſtreifen die Ebene von Metidſchad, und ſind ſo wenig ſcheu, daß ſie in mondhellen Nächten oft von den Soldaten aus den Blockhäuſern geſchoſſen werden. Die Hyäne, die Unze und der Panther bewohnen den ſüdlichen Theil der Ebene und der Löwe verirrt ſich hieher aus den Steppen des Bilednlſcherid oder Dattellandes, wenn es ihm dort an Fraß gebricht. Mit all dem Zauber romantiſcher Scenen und Gefahren, die einem echten Waidmanne den Reiz der wilden Streifzüge noch erhöhen, winkt die Jagd noch in der Berberei, ein echtes Bild des Krieges, wie zu den Zeiten Wodan's und der alten germaniſchen Bärenhänter, unſerer Großväter, die ſich wohl nie geträumt hatten, daß unter ihren Nachkommen das edle Waidwerk zu einem Haſenhetzen herabſinken würde.

Es war eine Mainacht, ſo zephyrlieblich, ſo mondſcheinmilde, wie ich ſie ſelbſt in Italien und der Provence nie erlebte, als unſere franzöſiſch-engliſch-deutſche Reiſegeſellſchaft die kleine Stadt Belida, die nicht weit von den franzöſiſchen Vorpoſten liegt, verließ, um dem Treibjagen zuzuſchauen, das fünf unſerer Gefährten, leidenſchaftliche Jäger, veranſtalten ließen. Dieſe hatten einige hundert junge Araber und Mauren, meiſtens Knaben von 14 bis 15 Jahren, für einen Tag in ihre Dienſte genommen und durch ſie eine Reihe waldbedeckter Hügel umſtellen laſſen. Man hatte den Abend zuvor Lämmerfleiſchſtücke ausgeſtreut und hoffte durch den Aasgeruch einige große Raubthiere aus ihren Schlupfwinkeln zu locken. Dieſe Hoffnung ward aber getäuſcht, denn als mit

Tagesanbruch das Signal zum Angriffe gegeben wurde und die halbnackten Treiber ein Geschrei ausstießen, welches weithin durch die Thäler des Atlas erklang, da sah man nur eine ungeheure Schakalheerde, erschrocken über den ungewohnten Lärmen so vieler Menschenstimmen, ihren Lauf nach der Ebene nehmen. Diese Raubthiere übertreffen den Fuchs, dem sie sehr nahe stehen, an Größe, sind aber scheu und feige und halten selbst gegen Hunde selten Stand. Unsere fünf jagdlustigen Gefährten verfolgten die Heerde auf ihren Arabervferden, schossen unaufhörlich ihre Doppelbüchsen ab und luden immer wieder von neuem, so daß bald eine ziemliche Zahl Schakals sich im Blute wälzte. Bald wurde auch ein Eber mit gewaltigem Hauerpaar aufgejagt, der aber eben so wenig Lust zum Widerstande zeigte. Die Beduinen erhielten endlich auch Erlaubniß zum Schießen, denn dieses Recht hatten unsere Gefährten anfangs für sich allein ausbedungen. Jetzt tobte der Lärmen furchtbar. Vom Knalle der Flinten, vom Wiehern der Pferde, von dem Geheule der Schakals und der Beduinensöhne ertönten Luft, Wälder und Felsen im gräulichen Echo. Die ganze Jagdgesellschaft — Europäer und Africaner zu Roß und zu Fuß, große zottige Beduinenhunde, Eber und Schakals stürmten in unbeschreiblichem Wirrwarr an uns Zuschauern vorüber; es war das treue Bild des wilden Heeres.

Wir andern, die wir keinen thätigen Theil an dem seltsamen Jagdvergnügen nahmen, folgten der wilden Truppe in einiger Entfernung und postirten uns immer auf die Anhöhen, um über das höchst interessante Jagdgetümmel herabsehen zu können.

Mit einem Male schrieen meine Begleiter: seht dort ein Tiger! Und wirklich sah man plötzlich unter den Schakals ein großes gestecktes Katzenthier, das aber, wie wir später sahen, kein Tiger, sondern ein schönes Pantherweibchen war. Das wilde Lärmen hatte dasselbe wahrscheinlich aus seinem Schlupfwinkel gescheucht. In gewaltigen Sätzen sprang das wüthende Thier auf und ab, als sei es unschlüssig, ob es fliehen oder stehen solle. Unbeschreiblich war der Jubel unserer Jagdfreunde, daß es nun einem furchtbarern Gegner galt. Gewiß hätten sie gern die Ehre, einen Panther zu tödten, für sich allein gewinnen mögen, aber die Eingebornen waren nun ebenfalls von Jagdlust ergriffen, ließen die Schakals und Eber im Stiche und gingen nur dem Panther zu Leibe. So hitzig indessen auch die Verfolger hinter ihm her waren, so sprang doch immer der Haufe voll Entsetzen aus einander, sobald das bedrängte Thier rechtsum machte, als wolle es über den nächsten seiner Peinigen herfallen. Das Terrain war zu einer solchen Hetze nichts weniger als günstig. Eine Menge von Zwergpalmen und Cactusfeigenhecken entzog nicht nur das Raubthier jede Secunde wieder den Augen und Schüssen der Jäger, sondern hemmte auch ihre Verfolgung, und keiner blieb ohne blutige Spuren von den Stachelblättern jener Pflanzen. Diese Wunden aber wurden in der Hitze des Jagens wenig beachtet, die Schüsse folgten sich unaufhörlich, aber die erste Kugel, welche traf, verwundete nicht das Thier, sondern einen jungen Mauren, der halb todt auf dem Platze blieb, ohne daß ihn Jemand aufhob. Endlich traf ein Schuß den Panther in den Rücken; jetzt gab er die Flucht auf, sprang mit einem Satze auf den nächsten berittenen Araber, riß das Pferd mit den Zähnen und Tatzen nieder, und würde den gefallenen Reiter ohne Zweifel zerfleischt haben, hätte nicht ein zweiter Schuß von der Büchse eines französischen Colonisten von Kuba die furchtbare Katze niedergestreckt. Diese überkollerte sich zwei Mal, raffte sich aber wieder auf und war mit ein paar Sprüngen wieder hinter den Cactushecken verschwunden.

Unsere fünf Jagdhelden und eine Masse Eingeborner waren schnell wieder hinter ihm im Dickicht. Das geängstigte Thier, das jetzt die Todesfurcht zu den letzten verzweifelten Rettungsversuchen spornte, floh jetzt mit so wüthender Eile von einer Richtung zur andern, daß man bald glaubte, es seien mehrere Panther, weil man diesen so schnell an verschiedenen Puncten sah. Endlich aber verschwand er plötzlich, und schon glaubten wir, er habe sich gerettet, als ein Beduine lachend nach einem Cactusstrauche zeigte, an dessen Stacheln der Panther mit dem Rücken unbeweglich hing. Man näherte sich ihm vorsichtig, denn die Eingebornen kennen die List dieser blutdürstigen Katzen; allein es war wirklich kein Leben mehr in ihm; er war todt gehetzt worden.

Die Kugel des französischen Colonisten war dem Panther einen Zoll tief durch die Hirnschale gedrungen, und wir wunderten uns sehr, daß sie ihn nicht auf der Stelle getödtet hatte. Es war ein Weibchen; ein schönes Thier mit ungewöhnlich dunkelgefleckter Haut. Für letztere bezahlten unsere Jagdfreunde den Treibern einige Ducros, und das Fleisch, welches die Eingebornen nicht essen, ließ man den Aasgeiern zum Fraße liegen, die sich auch sogleich in Schwärmen einfanden. Erst jetzt wurde ernstlich an den verwundeten Mauren gedacht, der aber leider bereits in den letzten Zügen lag. Obwohl unsere Gefährten gerade keine directe Schuld an seinem Tode hatten, denn das Kaliber der Kugel, die ihn getroffen, ließ keinen Zweifel, daß sie von einem Araber kam, so kühlte dieser traurige Vorfall doch jetzt

Digitized by Google

ihre Waidmannshitze, und der Gedanke, daß sie sich ein Vergnügen mit dem Opfer eines Menschenlebens erkauft hatten, verbitterte doch etwas die sonst so erheiternde Erinnerung jener originellen Jagdscene am Fuße des Atlas. —

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Colossale Colosseums-Freuden.]

Vom Balkon des schönen Gasthauses in Treptow, dessen Besuch gegen fünf Silbergroschen feei steht, hat man eine Total-Anschauung des ganzen Festes, das sich bis zum Schwindligwerden zu unsern Füßen in Gärten, Gebüschen, auf Wiesen und Wellen umherbewegt. — Das heißt, man sieht die öffentliche Seite des Festes. Die geheime (denn es hat auch eine geheime voll süßester Geheimnisse, die bisweilen erst mit dem nächsten Lenz an den Tag kommen) erblickt man vom Balkon aus nicht, weil sie zu sehr durch das Buschwerk verdeckt wird. — Inzwischen ist es dunkel geworden, und nun könnte allenfalls das laute Geheimniß beginnen, wenn wir nicht nach Haus fahren müßten, um der Eröffnung des Colosseums beizuwohnen. Unsere Steaße gehe zwischen singenden und jubilirenden Wandercolonnen hin an hundert kleinen Colosseen oder Tanzsälen vorbei, die alle ihre Licht- und Schattenseiten haben. Die erstere besteht in dem illuminirten Saal und Garteneingang, die zweite in dem finstern, belaubten Theil des Gartens; man sagt, daß der letztere meist der beliebtere sein soll. So verkehrt ist der Mensch bisweilen!

Das Colosseum steht vor uns, oder wir vor ihm. Hier sehen wir das erste Jugendfeuer der Tanzlust in den prächtig beleuchteten Sälen glänzen; nicht nur, weil die Tänzer meist sehr jung und frischbeinig sind, sondern weil es der erste Ball der Saison, der Schaum des Tanz-Champagners, der brausende, sprudelnde Most ist, der hier genossen wird. Es wird einem Correspondenten der Zeitung für die elegante Welt schwer fallen, eine einigermaßen genaue statistische Angabe über die Zahl der seligen Stickermamsels, Putzmacherinnen, Nähmädchen, Ladenjungfern, Kammerzofen u. s. w. zu machen, die sich hier im Kreise drehen oder gedreht werden. Vom Drehen wird man indessen bisweilen schwindlig und kommt zu Falle; wir wollen dies aber nicht näher schildern. Genug der 24. August ist in jeder Beziehung der wahre Frühlingsanfang des Wintergrüns, und jeder ächte Berliner, jede fein nähende und fühlende Berlinerin, wird diesen Tag mit reinem Dank gegen die Schickung feiern.

Acht bis vierzehn Tage spätre kommt aber noch ein verwünschter Nachwinter; so ein Hagelschauer mit Schnee vermischt, der nach dem angebrochenen Frühling und seinem milden, streichelnden Kosen desto empfindlicher fällt; ich meine die Herbstmanoeuvres, wo der Berliner Einquartierung bekommt. Einquartierung! Die ganze Schar dunkler Gespenster der Erinnerung aus den Jahren 1806 bis 1815 taucht dabei vor der berliner Philisterseele auf. Das einzige Glück, welches dieselbe dabei fühlt, ist, daß mit dieser Einquartierung wenigstens deutsch zu reden ist, und man ihr folglich die Suppe so mager machen darf, wie man irgend Lust hat, weil man sich nachher mit desto kräftigeren Redensarten gegen jede Beschwerde vertheidigen kann. Ueberhaupt, versichere ich, der Berliner denkt sehr edel, und es wird wenige Großstädter geben, die so großherzig sind. Nichts desto weniger schimpft er auf die Einquartierung, die sich's indessen wenig anfechten läßt, weil sie vor Paraden überhaupt wenig zu Athem kommt. Die Masse gewinnt bei dieser Gelegenheit einige große Volksfeste, wie z. B. eine Parade am Kreuzberg, eine dito Brigade-Aufstellung, endlich ein Manoeuver, wobei die Truppen unfreiwillig und manche Berliner und Berlinerinnen freiwillig bivouaquiren und versichern, daß es sich auf dem Lagerstrob gar so übel nicht ruht. Die Consumtion an Branntwein und Würsten ist in diesen Tagen erstaunenswürdig, ein Beweis, daß nicht alle Berliner bei den jährlichen Manoeuvers Schaden leiden. Auch das Colosseum macht gute Geschäfte, denn es eröffnet sich an den Ruhetagen und spectirt dabei besonders auf die eingerückte potsdammer Garnison. Noch bessere Geschäfte machen die hübschen Mädchen, welche dort hinkommen, denn für die potsdammer Elegants in Civilkleidern sind sie unbekannte Damen, die mit besonders feiner Bildung hauptsächlich einem elegantem mir und mich Glück zu machen dessen, und auch mitunter machen. — Das Theater schneidet auch sein Pfeifchen im Rohre, denn es findet Gelegenheit, was ihm besonders nach der langen Sommerdürre erquicklich ist, einige fette Einnahmen zu machen, indem es die Neugierde der fremden Truppen und zum Besuch gekommenen Gäste besteuert, etwa durch die Stumme von Portici, oder ein ähnliches spectaculum miraculosum, das auf den potsdammer Bretern nicht heimisch zu machen ist. Besonders glücklich ist Spontini, wenn er in diesen Tagen mit dem Corteg oder vielmehr mit den Pferden darin, deren Getrappel doch noch weit über seine Musik geht, aufwarten kann. Auf dem Culminationspunct alles Glücks aber steht die Staatszeitung, denn diese gewinnt einige wichtige Ereignisse, womit sie die Brust ihrer Leser in athemlose Spannung versetzen, und etwa melden kann: „Gestern fand am Kreuzberge eine große Parade der combinirten berliner und potsdammer Garnison Statt, wobei die Truppen in folgender Ordnung (jetzt werden die Regimenter aufgezählt) vor Sr. Majestät vorbei defilirten." Daß solche Nachrichten, wenn sie schon am Abend desselben Tages vor das funkelnde Auge der Leser gebracht werden, denselben eine schlaflose Nacht machen müssen, bedarf keiner Erwähnung, selbst wenn sie unter der schon an eminenten Factis immer so reichen Rubrik „Inland" stehen. Denn seit der Schlacht bei Leipzig hat schwerlich Wichtigeres in einer berliner Zeitung gestanden.

Daraus argumentire ich, daß auch nichts Wichtigeres in einem berliner Correspondenzbericht stehen kann, und somit schließe ich den meinigen hierdurch.

Notiz.

[Notabilitäten auf Reisen.]

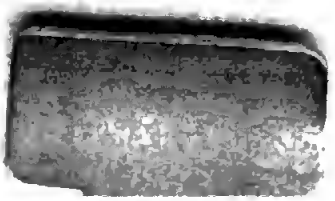
Bettina von Arnim war einige Tage in Leipzig, um ihren Briefwechsel eines Kindes, in englischer Uebersetzung, die sie selbst mit Hülfe eines jungen Engländers projectirt, der Brockhaus'schen Buchhandlung anzutragen.

Ludwig Tieck und die Gräfin v. Finkenstein reisten durch Leipzig nach Dresden zurück, wo sie bereits am 22. Septbr. wieder eintrafen.

Professor Eduard Gans war vor kurzem in Bonn.

Dr. G. v. Franck hielt sich eine Zeit lang in Leipzig auf und ist nach Wien zurückgekehrt, um eine längere Reise nach Ungarn und Dalmatien anzutreten. In Leipzig bei Wigand erscheinen von ihm dramatische Zeitbilder, bei Brockhaus ein dramatischer Almanach mit Kupfern. Bauernfeld's sehr wohlgetroffenes Bildniß schmückt das Titelblatt.

Digitized by Google



Digitized by Google